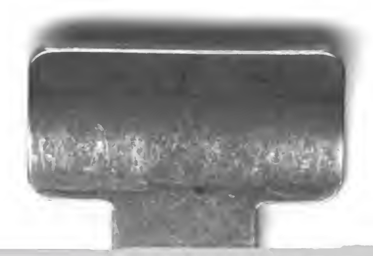
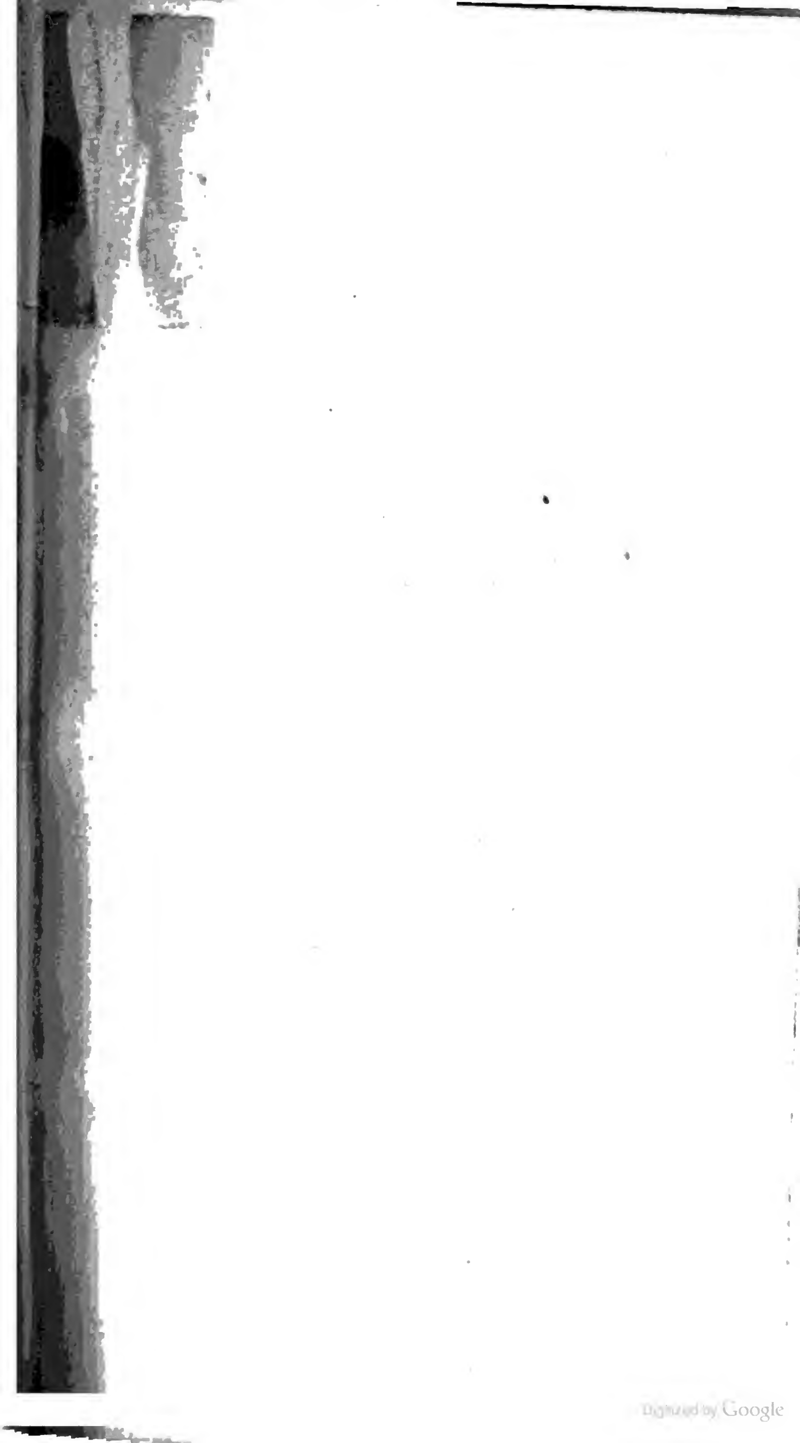




Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von

D. W. L. Richter,

Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Sechzehnter Band.

Juli-Heft.

Königsberg, 1836.

Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.

In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Dem Inhalte nach zerfällt diese Zeitschrift in folgende Haup abtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Bericht über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch übe den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlthä tige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtun gen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und dere Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwesen als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsätze Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbegri der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelne Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten ꝛc. e) Ueber Handel un Gewerbe. Aus- und eingegangene Schiffe in den 3 Häfen. Fa briken, besonders Tuch- u. Leinwandbereitung, Garn- und Wolle Ausfuhr. Berichte über die vorzüglichsten Märkte und über Markt preise in allen bedeutenden Städten der 4 Regierungsdepartements f) Einwirkung der Staatsverwaltung und neuen Gesetzgebung g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobach tungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschichte h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke dieser Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslieder, und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen, Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werden hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubiläen, — Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und gro- ßer köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfälle. g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Lit[illegible]ge.

a) Ankündigung und [illegible]reußen herausgegebenen Schriften. b) Anzeigen un[illegible]en gemeinnütziger Bücher. Schriftsteller und Redactor[illegible]er und Buchdrucker wer- den daher hiemit ergebenst [illegible]r Redaction ihre gedruck-

Vaterländisches Archiv
für
Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,
oder
Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,
von

D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Sechzehnter Band.

Königsberg, 1836.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.



I. Ueber die Bildung von Grundeis.

Vorgetragen in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft vom Professor Dr. Dulk.

Ehe ich auf den Gegenstand des heutigen Vortrages, auf das auf dem Boden bewegter Gewässer sich bildende Eis, oder das Grundeis, näher eingehe, sei es mir erlaubt, den Hochgeehrten Anwesenden das beinahe allgemein gültige Naturgesetz ins Gedächtniß zurückzurufen, daß die Wärme die Körper ausdehnt, Kälte zusammenzieht, d. h. daß das Volumen der Körper durch steigende Temperatur vergrößert, also auch ihr specifisches Gewicht vermindert, durch Verminderung der Temperatur aber das Volumen verringert, also auch ihr specifisches Gewicht vermehrt werde. Von diesem beinahe allgemein gültigen Naturgesetze machen nur sehr wenige Körper eine Ausnahme, und von diesen wenigen Körpern ist das Wasser der bei weitem wichtigste, so daß, wenn schon im Allgemeinen das Studium der Natur zur Bewunderung der Weisheit des Schöpfers auffordert, die in dem hier angeregten Falle getroffene Einrichtung uns die Ueberzeugung giebt, daß da, wo, wie hier, sich eine Abweichung von den allgemeinen Naturgesetzen zeigt, gewiß bestimmte wohlthätige Zwecke dadurch erreicht werden sollen. Wenn das Wasser dem allgemeinen Naturgesetze hinsichtlich der Wärme unterläge, so müßte der Theil des Wassers, welcher an der Oberfläche durch verringerte Temperatur der Luft erkältet, also dichter und specifisch schwerer wird, mithin nach dem Boden sich senkt, wogegen das wärmere und spec. leichtere Wasser nach oben steigt, diesen Kreislauf so lange fortsetzen, bis es seine flüssige Gestalt verliert, und sich auf dem Grunde des Wassers ablagert, welche Umwandlung bei fortdauernder Kälte

der Luft sich auf die ganze Wassermasse erstrecken müßte. Den hiedurch entstehenden, am Tage liegenden nachtheiligen Folgen ist aber weise dadurch vorgebeugt, daß das Wasser schon bei + 3,2° R. seine größte Dichtigkeit und größte spec. Schwere erlangt, das bis auf diesen Temperaturgrad erkaltete Wasser also zu Boden sinkt, und nicht mehr in die Höhe steigt, wogegen das an der Oberfläche durch die Luft unter + 3,2° R. erkaltende Wasser sich auszudehnen anfängt, immer leichter wird, im Augenblicke des Gestehens zu Eis sich mit fast unwiderstehlicher Gewalt ausdehnt, und alle es einschließenden Wandungen zersprengt. Die auf diese Weise auf der Oberfläche des Wassers entstehende Eisdecke läßt, als ein schlechter Wärmeleiter, nur schwierig die Kälte der Luft an das darunter befindliche Wasser treten, so daß die Eisrinde nur allmählig an Dicke zunimmt, und wenn sie eine gewisse Dicke erlangt hat, das Wasser so gut vor der Einwirkung der Kälte schützt, daß selbst nicht sehr tiefe Teiche auch in unserer Zone nur in sehr strengen und anhaltenden Wintern ganz ausfrieren.

Wenn sich nun aber die Sache wirklich so verhält, so ist nicht abzusehen, wie sich Eis auf dem Grunde des Wassers bilden könne? und es ist den Physikern gerade nicht übel zu deuten, wenn sie lange den Angaben der mit und auf dem Wasser lebenden gewöhnlichen Menschen, der Müller, der Fischer, der Schiffer, daß nämlich Eis auf dem Grunde des Wassers gebildet, von da losgerissen und auf die Oberfläche des Wassers erhoben werde, keinen Glauben schenken wollten. Wenn nun aber jene Leute fortgesetzt die Richtigkeit ihrer Angabe behaupteten, wenn sie selbst gesehen zu haben versicherten, wie sich das Grundeis vom Boden der Gewässer lostrenne und heraufsteige, daß sie es oft mit Haken heraufgezogen hätten, daß dieses Grundeis sehr oft Schlamm, Kies und andere auf dem Boden der Gewässer liegende Dinge mit sich heraufgeführt habe, so konnten die Physiker nicht länger die Sache

von der Hand weisen, mußten vielmehr zuerst die Thatsache selbst festzustellen und dann auch eine Erklärung derselben zu geben versuchen. Beides ist auch neuerlichst von dem Herrn Apotheker Lazarowicz in Schwetz unternommen worden, welcher die von ihm über die Bildung des Grundeises in der Weichsel in den Jahren 1832 bis 34 angestellten Beobachtungen in einer mir gefälligst überschickten Abhandlung beschrieben hat, die ich, mit Genehmigung des Herrn Verfassers, mitzutheilen mir die Ehre geben werde. Zuvor sei es mir jedoch erlaubt, auch die älteren und neueren Beobachtungen anderer Physiker über diesen Gegenstand mit möglichst kurzen Worten, um nicht zu ermüden, zusammenzustellen.

Im Jahr 1730 sah Hales bei einer Kälte von — 7,2° R. unter der 4 Linien dicken Eisdecke, mit welcher die Themse bedeckt war, eine zweite dickere, die dicht am Ufer mit der obern verbunden war, weiter in den Fluß hinein, immer dem Boden desselben sich anschmiegend, um so weiter sich von jener entfernte, je tiefer das Wasser wurde. Diese untere Eisdecke war weniger fest, als die obere, und mit Sand, selbst mit Steinen vermengt, welche zuweilen mit dem Eise in die Höhe gehoben wurden. Die Wasserleute an der Themse hatten, wie Hales anführt, schon mehre Tage vorher, ehe die Oberfläche gefror, das Grundeis mit ihren Stangen gefühlt, sahen es auch mit solcher Gewalt vom Boden emporsteigen, daß es auf der schmalen Kante stehend ½—1 Fuß über die Oberfläche emporschoß, und sich dann auf die flache Seite legte. Nollet's an der Seine, so wie Désmarest's an der Déome im südlichen Frankreich gemachten Beobachtungen will ich hier übergehen, und nur die Angabe des letzteren Physikers erwähnen, daß öfter versunkenes Holz, einmal sogar ein bei Krimpan im Lech versunkenes Boot durch das vom Boden sich ablösende Grundeis bis an die Oberfläche des Wassers gehoben worden sei.

Von besonderem Interesse sind die von Hugi im Jahr 1827 über das Grundeis der Aar bei Solothurn gemachten Beobachtungen. Die Aar ging vom 2. bis 5. Februar des genannten Jahres mit Eis, war am 15ten offen, und floß am 16ten ruhig und mit vollkommen klarem Wasser. An demselben Tage stieg von 60 Fuß Tiefe auf einer Strecke von 500 Q.Fuß unaufhörlich eine große Menge großer Eisschollen aus dem Grunde des Flusses in die Höhe, und auch hier bemerkte Hugi, daß die meisten Eisschollen vertikal 1—2 Fuß über die Oberfläche emporstiegen, einige Zeit in dieser Stellung blieben, dann sich umlegten und horizontal fortschwammen. Mehre Eisschollen waren so groß, daß sie mit dem einen Ende bis über die Oberfläche des Wassers emporstiegen, mit dem andern aber noch auf dem Grunde des Flusses ruhten, und lange in dieser Stellung verharrten. Bestätigend waren die auch im Jahre 1829 gemachten ähnlichen Beobachtungen. Am 11. Februar war die Aar bei Solothurn überall frei von Eis, die Temperatur der Luft war seit mehren Tagen + 3 — 5° R. In der Nacht vom 11ten zum 12ten fiel sie plötzlich bis auf — 11° R., und am 12ten begann der Fluß bei Sonnenaufgang mit großer Heftigkeit Eis zu treiben, während er nirgends auf seiner Oberfläche gefroren war. Gegen Mittag sah man sogar sich mitten im Strome Eisinseln bilden, und am 13ten waren deren 23 vorhanden. Die größten hatten 100 Fuß im Durchmesser. Sie waren ringsum frei, widerstanden einem Strome, der sich mit einer Geschwindigkeit von 200 Fuß in der Minute bewegte, und dehnten sich auf einen Raum von 1/8 Meile aus. Hugi fuhr auf einem Boote an dieselben heran, und fand ihre Oberfläche bestehend aus einer 2½ bis 4 Zoll dicken Schicht von compactem Eise, die auf einer 9 bis 12 Fuß tiefen, auf dem Boden des Flusses festsitzenden Eismasse von der Gestalt eines umgekehrten Kegels ruhte. Diese Kegel bestanden aus einem mit Wasser durchzogenen, gallertartigen, dem

Froschlaiche ähnlichen Eise, das unten weicher als oben war und mit den Rudern leicht durchstoßen werden konnte.

In demselben Jahre, nämlich 1829, und zwar im Monat Januar, hat auch Fargeau am Rhein bei Straßburg Beobachtungen über die Bildung des Gründeises gemacht, die besonders geeignet sind, diesen Gegenstand aufzuklären. Am 25. Januar gegen 7 Uhr Morgens war die Temperatur der Luft bei der Brücke nach Kehl — 11° R. Der Rhein bildet hier an der französischen Seite wegen der Sandbänke eine Art See ohne Strömung, und hier zeigten sich nun nahe am Ufer einige Eisplatten. Ueber die Sandbänke hinaus in einer kleinen Bucht, wo das nicht tiefe Wasser an einen sehr raschen Strom grenzte, schienen alle Kieselsteine mit einer Art durchsichtigen Schaumes von 3 bis 4 Centimeter Dicke bedeckt, welcher näher untersucht aus unregelmäßig nach allen Richtungen durchwachsenen Eisnadeln bestand. Die Temperatur des Wassers war hier an der Oberfläche wie auf dem Boden 0°. Dieselben Erscheinungen boten sich bei dem Wasser des Stromes in seinem raschesten Theile dar. Hier unterschied man auch, sowohl im Bette des Rheines selbst, als auch an einigen Stücken Holz, die sich an der andern Seite des Stromes in 2 Meter Tiefe befanden, große Massen eines schwammigen Eises, in die man nur schwierig mit dem Ruder stoßen konnte. Dieses Eis an die Oberfläche gebracht, zeigte sich durchaus den unzählbaren Eisschollen ähnlich, die damals mit dem Flusse hinabschwammen. Fargeau bemerkt hiebei, daß er mehrmals beobachtet habe, wie unter seinen Augen im großen Rhein Eis vom Grunde sich losgerissen, und auf die Oberfläche erhoben habe.

Im folgenden Jahre, also 1830, beobachtete Duhamel in der Seine eine unter der obern befindliche am Boden hingehende Eisschicht von 4 Centimeter Dicke; das Wasser war an der Stelle, wo aufgebrochen wurde, 2—3 Fuß vom Ufer, 1 Meter tief, und hatte unten wie oben 0°.

Zuletzt habe ich noch der von Strehlke in Berlin angestellten Versuche zu erwähnen. Derselbe ließ am 14. Februar 1832 bei einer Temperatur von — 5,1° R. Abends in den schnell fließenden Kanal, welcher die Werderschen Mühlen treibt, einen Korb hinab, der mittelst einer Leine an einem Flosse befestigt auf dem Grunde des Wassers durch mehre darin befindliche Ziegelsteine und Metallplatten festgehalten wurde. In dem Korbe befanden sich noch eine langhaarige Bürste, und mehre diese festklemmende Stücke Buchenholz. Der Kanal war da, wo der Korb eingesenkt wurde, ungefähr 3 Fuß tief; die Temperatur des Wassers an der Oberfläche und am Boden war 0°. Nach einer heitern Nacht war um 6 Uhr Morgens, den 15. Februar, die Lufttemperatur — 6,8° R., die Oberfläche des Wassers aber nicht gefroren. Als um 7 Uhr der Korb vom Grunde des Wassers heraufgezogen wurde, zeigte sich hier überall Eis gebildet, und zwar waren an den Wänden des Korbes größere, an den Metallplatten kleinere Eisblättchen. Die Zinkplatten von rauherer Oberfläche waren damit mehr bedeckt, als die glatteren Kupfer- und Messingplatten. Auch die Holzstücke zeigten Eisblättchen, aber die größten saßen an den Haaren der Bürste, welche unter allen im Korbe befindlichen Gegenständen am reichlichsten damit bedeckt war. Etwa ½ Stunde nachdem der Korb aus dem Wasser gezogen worden, sah Strehlke an der Stelle des Kanals, wo der Korb versenkt gewesen war, ganze Gruppen von Eisblättchen neben einander im Wasser stehen, und auch auf dem übrigen Theil des Kanals zeigten sich überall schwimmende Eisblättchen. In den folgenden Nächten wurde der Korb wieder eingesenkt, aber es glückte nicht mehr Grundeis zu erhalten, wobei zu bemerken ist, daß vom 16. Februar ab in den nächstfolgenden Tagen die Temperatur des Wassers im Kanal über 0° war. Schon im Jahr 1828, als Strehlke noch in Danzig war, hatte er in der Nogath bei Marienburg Grundeis gesehen,

welches den Fluß, der an beiden Ufern Eisränder hatte, zwischen diesen Rändern bedeckte, so daß kaum irgend wo freies Wasser zu sehen war. Es bestand aus Zusammenhäufungen von schmutzigen runden Eisblättern, welche sich an manchen Stellen durch das dazwischen befindliche Wasser zu größern Eisschollen verbunden hatten, deren Zusammenhang aber so locker war, daß ein Boot durch sie hindurch gehen konnte. Als Strehlke einige Stunden später auf dem Wege nach Danzig den zweiten Arm der Weichsel erreichte, war dieser schon zugefroren, und mittelst aufgelegter Bretter passirbar, wobei man deutlich erkennen konnte, wie die Eisdecke aus dem Grundeise zusammengefroren war. Strehlke fügt hinzu: so viel ich erfahren habe, geht dem Zufrieren der Weichsel immer die Grundeisbildung voran, und sie leitet das Zufrieren des Flusses wieder ein, wenn durch Thauwetter der Fluß aufgegangen ist.

Ich komme jetzt zu der im Anfange erwähnten Abhandlung des Herrn Apotheker Lazarowicz in Schwetz.

„Auf mehren Strömen und Flüssen, namentlich auf der Weichsel, bilden sich, bevor die Oberfläche mit einer festen Eisdecke belegt erscheint, Eisschollen, welche nach hinreichender Anhäufung und Einwirkung des Frostes sich zusammenschieben und eine feste Decke erzeugen.

Dieses Naturereigniß wird hier alljährlich wahrgenommen, und die sich auf der Oberfläche schwimmend zeigenden Eisschollen werden von den ältesten Uferbewohnern nach den von denselben gemachten Beobachtungen deshalb Grundeis genannt, weil sich die auf der Oberfläche zeigenden Eisschollen im Grunde, anfänglich in Gestalt eines Schlammeises, erzeugen, als solches, oder bei Einwirkung einer mehr anhaltenden Kälte, als mehr compacte Massen sich öfterer mit anhängendem Sande und sonstigen Erdtheilen vom Grunde losreißen und auf der Oberfläche erscheinen, wo sie nach Maßgabe der jetzt frei auf sie einwirkenden

Kälte, sich zu festen, und durch das Aneinanderhängen oftmals sehr großen schwimmenden Massen ausbilden.

Gegen die sonst wohl gehegte Meinung, daß das Gefrieren des Wassers nur von der Oberfläche aus geschehe, und daß das sogenannte Grundeis von dem an den Ufern festgesetzten und losgerissenen Eise herrühre, spricht der Augenschein, da sich oftmals in einigen Augenblicken unendlich viel Eis, und entfernt von jedem Ufer, in der Mitte des Weichselstromes auf die Oberfläche erhebt, das nicht allein der Quantität, sondern auch der äußern Beschaffenheit nach, nicht als von den Ufern losgerissenes angesehen werden kann, da es sich von dem an den Ufern angesetzten Eise darin sehr deutlich unterscheidet, daß es aus nur schwach zusammenhängenden Krystallen besteht, und eine schlammige Beschaffenheit zeigt, wogegen, wie bekannt, das an den Ufern angesetzte Eis meistentheils eine glatte Oberfläche und einen festen Zusammenhang hat.

Die Erscheinung des Grundeises wird ferner beim ruhigen Fließen des Wassers wahrgenommen, während zum Losreißen des festgefrornen Eises von den Ufern doch besondere Einwirkungen, als heftige Bewegung oder große Zuströmungen von Wassermassen, erforderlich wären, deren es zur Erscheinung des Grundeises nicht bedarf.

Schiffer und Fischer stimmen darin überein, daß an kalten Wintertagen, am frühen Morgen bei Sonnenaufgang, sich bisweilen in einigen Minuten so viel Eis aus dem Grunde des Wassers erhebe, daß dadurch die Fahrt gegen den Strom beinahe ganz gehemmt wird, und daß, wenn auch die Oberfläche des Wassers schon stark mit Grundeis angefüllt ist, sich im Grunde dennoch Eis bilde, welches sich allmählig losgiebt und die Quantität des schwimmenden vermehrt.

Schon im Jahre 1830 und in den nächstfolgenden zwei Jahren wurde zwar im Allgemeinen die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Angaben gewonnen, indem an verschiedenen Stellen der Weichsel mit

eigends dazu eingerichteten Werkzeugen Eis auf dem Grunde gefunden wurde, welches sich dann auf die Oberfläche begab; indessen wurden zu einer etwas näheren Ermittelung der Sache im Winter des Jahres 1833 besondere Versuche angestellt, und das hiezu besonders günstige heitere Frostwetter benutzt.

Bei einem solchen wurden

1) mehre hohle mit Wasser gefüllte Glaskugeln von circa 7 Zoll Durchmesser, deren Glaswände circa ¼ Zoll stark waren,
2) mehre blecherne mit Wasser gefüllte Zilinder, 7 Zoll hoch, 3 Zoll im Durchmesser, mit genau passenden Deckeln versehen,
3) ziemlich dicht geflochtene Strauchzilinder, 10 bis 12 Zoll hoch, 5 bis 6 Zoll im Durchmesser, gleichfalls mit Deckeln zum genauen Verschluß versehen, und
4) weitläuftig geflochtene Strauchkörbe, jedoch dicht genug, um jedes zufällige Eindringen von Eismassen zu verhindern,

an verschiedenen Stellen des bewegten Stromes, nämlich bei 2, 4 und 6 Fuß Tiefe, mit Steinen beschwert, an jeder Stelle eins, von jeder Gattung der verschieden bezeichneten Apparatstücke versenkt, und hiebei folgende Beobachtungen gemacht:

Der Stand des Thermometers war

am 12. Decbr.	Morgens	+ 1½°,	Abends 0°
" 13. "	"	— 0°	" — 1°
" 14. "	"	— 2½°	" — 3°
" 15. "	"	— 4°	" — 4°
" 16. "	"	+ 2°	" + 2°,

worauf gelinde Witterung eintrat.

In diesen genannten Tagen fiel kein Schnee. Am 13ten war an keinem der eingesenkten Apparatstücke Eisansatz bemerkbar. Am 14ten Abends nach Sonnenuntergang waren die auf 2 Fuß tief versenkten Körbe an einigen Stellen ganz schwach mit Eis befroren, und im Innern zeigte sich auch, jedoch nur hin

und wieder, ein ganz geringer Eisansatz. Die Blechzilinder und Glaskugeln enthielten kein Eis, und auf der Oberfläche des Stromes war noch keine Spur von Treibeis. Am 15ten Morgens waren die Körbe von außen mit Eis stärker belegt, und innerhalb eine bedeutende Menge einzelner Kristalle befindlich. Die Wände der Blechzilinder waren von außen mit blättrigen Eiskristallen und innen circa eine Linie dick mit Eis befroren. In und an den Glaskugeln war aber keine Spur von Eis bemerkbar. Am frühen Morgen hatte sich vor Besichtigung der Apparatstücke bereits Treibeis eingestellt.

Nach einer Unterbrechung zeigte das Thermometer
am 25. Decbr. Morgens $+\frac{1}{2}^{0}$, Abends
= 26. = = $+2^{0}$ = -0^{0}
= 27. = = -3^{0} = $-2\frac{1}{2}^{0}$
= 28. = = $-1\frac{1}{2}^{0}$ = -0^{0}
= 29. = = $-\frac{1}{2}^{0}$ = $+1^{0}$
worauf gelinde Witterung eintrat.

In den Beobachtungstagen fiel kein Schnee. Am 27sten Morgens war auf den Beobachtungs-Apparatstücken wie auf der Oberfläche des Stromes kein Eis bemerkbar. Am 27sten Abends nach Sonnenuntergang wurde in den flachliegenden Körben bereits Eisansatz gefunden, in den Glaskugeln und Blechzilindern aber nicht. Auf der Oberfläche des Stromes war noch keine Spur von Treibeis. Am 28sten des Morgens um 4 Uhr waren sämmtliche Körbe äußerlich befroren und die flachliegenden mit Eis gefüllt. Die Blechzilinder waren von außen schwach belegt, und im Innern fanden sich einzeln schwimmende und schwach zusammenhängende Kristalle, Eisschlamm, angeschossen; an und in den Glaskugeln war keine Spur von Eis sichtbar.

Zur Zeit der Besichtigung war auf dem Strome noch kein Treibeis bemerkbar, welches sich erst einige Stunden später, kurz vor Sonnenaufgang, einstellte.

Bei Wiederaufnahme dieser Versuche zeigte das Thermometer:

am	2. Jan. 1834	Morgens	+ 0°,	Abends	— 0°
„	3. „	„	— 1°	„	— ½°
„	4. „	„	— 1°	„	— 1½°
„	5. „	„	— 2½°	„	— 3°
„	6. „	„	— 4°	„	— 4°
„	7. „	„	— 7°	„	— 7°

Der Frost blieb anhaltend, und am 11ten Morgens stellte sich das Eis im Strome bei Schwetz und Culm.

Am 2. Januar fiel etwas Schnee, welcher aber auf die Beobachtungen keinen Einfluß hatte. An den übrigen Beobachtungstagen war trockener Frost. Am 3ten Abends wurde in keinem Apparatstücke Eis bemerkt. Am 4ten Morgens waren die flachliegenden Körbe mit Eis belegt und enthielten im Innern angesetzte Kristalle. Die Wände der flachliegenden Blechzilinder waren von außen mit blättrigen Kristallen und innen an Stellen ganz schwach befroren, dagegen an und in den Glaskugeln kein Eis bemerkbar. Auf der Oberfläche des Stromes war zur Zeit der Besichtigung noch kein Eis sichtbar, welches sich aber bald nachher zerstreut hin und wieder einstellte und eine Menge Sandkörner enthielt. Am 4ten Abends waren sämmtliche Körbe voll Eis. Die äußeren Wände der Blechzilinder waren mit kristallisirtem Eise befroren und enthielten innerhalb einen glatten schwachen Eisansatz; in und an den Glaskugeln war keine Spur von Eisansatz, wenngleich sich an dem Bande der Glaskugel eine Menge Kristalle angesetzt hatten. Der Eisgang war im Laufe des Tages nun vollständig eingetreten. Am 5ten Morgens zeigten sich sämmtliche Körbe voll Eis; das Wasser in den Blechzilindern war zum Theil in Schlammeis verwandelt. An den Glaskugeln selbst keine Spur von Eis wahrnehmbar.

Der Eisgang war nun bereits so stark eingetreten und der Hauptstrom so voll von Eis, daß am 6ten die Beobachtungen nicht weiter fortgesetzt werden konnten.

Zu diesen Beobachtungen muß noch hinzugefügt werden, daß zuerst an den auf 2 und 4 Fuß Tiefe auf sandigem Grunde versenkten Apparatstücken die Eisbildung wahrgenommen wurde, und daß erst später nach weiterer Einwirkung der Kälte an den tiefer versenkten Stücken derselbe Erfolg eintrat.

Diese Wahrnehmungen deuteten aufs deutlichste darauf hin, daß die Temperatur des Wassers auf dem Grunde des Flusses wenigstens 0° gewesen sein müsse, weil sonst keine Eisbildung hätte eintreten können; wirkliche Beobachtungen über die Temperatur des Wassers waren jedoch nicht angestellt worden, da es ursprünglich nur darauf abgesehen war, Ueberzeugung von einer wirklichen Eisbildung auf dem Grunde des Flusses zu gewinnen. Jetzt wurden jedoch nachträglich Beobachtungen über die Temperatur des Wassers, sowohl an der Oberfläche des Flusses, wie in derjenigen Tiefe angestellt, in welcher die Apparatstücke versenkt gewesen waren. Ein besonders hiezu auffordernder Umstand war noch der, daß im Laufe des Winters die alte Eisdecke fortging, so daß sich die Weichsel vom Eise ganz befreit zeigte, worauf eine neue Grundeisbildung eintrat. Die angestellten Beobachtungen über den Stand des Thermometers sind in der folgenden Tabelle verzeichnet.

34 n.	Thermometerstand in freier Luft zur Zeit d. Beobachtung im Wasser.		Beobachtungen über die Temperatur-Veränderungen des Wassers im Weichselstrom. Thermometerstand in der Oberfläche des Stromes.		Im Grunde des Stromes bei 2 Fuß Tiefe.		bei 4 Fuß Tiefe.		bei 6 Fuß Tiefe.		Bemerkungen.
	Morg.	Abnds.	Morg.	Abnds.	Morg.	Abnds.	Morg.	Abnds.	Morg.	Abnds.	
30	+ ¼ °	— 1 °	—	+ 3 °	—	+ 3 °	—	+ 3 °	—	+ 3 °	den ganzen Tag war Frostluft.
31	— 2 °	+ 1 °	+ 2 °	+ 2 °	+ 2 °	+ 2 °	+ 2 °	+ 2 °	+ 2 °	+ 2 °	bei Tage gelinde Witterung.
r. 1	+ 1½ °	+ 2 °	—	—	—	—	—	—	—	—	wegen Frostmangel nicht beobachtet.
2	— 0 °	— 0 °	—	—	—	—	—	—	—	—	
3	— 2 °	— 1½ °	+ 1½ °	+ 1½ °	+ 1½ °	+ 1½ °	+ 1½ °	+ 1½ °	+ 1½ °	+ 1½ °	
4	— 2⅓ °	— 2 °	+ 1 °	+ 1 °	+ 1 °	+ 1 °	+ 1 °	+ 1 °	+ 1 °	+ 1 °	
5	— 1 °	— 1 °	—	—	—	—	—	—	—	—	wegen Kränklichk. d. Beobachters nicht beobachtet.
6	— 1 °	— 1½ °	—	—	—	—	—	—	—	—	
7	— 2 °	— 3 °	— 0 °	— 0 °	— 0 °	— 0 °	— 0 °	— 0 °	— 0 °	— 0 °	d. Morg. zeigte sich Grundeis.
8	— 3½ °	—	— 0 °	—	— 0 °	—	— 0 °	—	— 0 °	—	das Grundeis hatte sich stark vermehrt.

Die Beobachtungen haben nicht weiter fortgesetzt werden können, da, so wie der Thermometer zur Besichtigung aus dem Wasser gezogen wurde, er sogleich befror. — In den Beobachtungstagen fiel kein Schnee, und wurden diese Beobachtungen bei Sonnenauf- und Sonnenuntergang gemacht.

Im Monat November 1834 wurden die Beobachtungen wiederholt, und die früher gebrauchten Apparatstücke und Thermometer wieder benutzt. Die an dem letzteren beobachteten Temperatur-Verschiedenheiten sind in der folgenden Tabelle angegeben.

1834 Nov.	Thermometerstand in freier Luft zur Zeit d. Beobachtung im Wasser. Morg.	Abnds.	Beobachtungen über die Temperatur-Veränderungen des Wassers im Weichselstrom. Thermometerstand in der Oberfläche des Stromes. Morg.	Abnds.	Im Grunde des Stromes: bei 2 Fuß Tiefe. Morg.	Abnds.	bei 4 Fuß Tiefe. Morg.	Abnds.	bei 6 Fuß Tiefe. Morg.	Abnds.	Bemerkungen.
12	—	—0°	—	+3½°	—	+3½°	—	+3½°	—	+3½°	
13	—1°	+½°	+2°	+2°	+2°	+2°	+2°	+2°	+2°	+2°	
14	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	} wegen Frostmangel nicht
15	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	} beobachtet.
16	—2°	—1°	+1°	+1°	+1°	+1°	+1°	+1°	+1°	+1°	bei Tage fiel Schnee, zur Zeit der Beobacht. aber nicht.
17	—3°	—0°	+¾°	+¾°	+¾°	+¾°	+¾°	+¾°	+¾°	+¾°	bei Tage Schneegestöber, zur Zeit d. Beob. kein Schnee.
18	—2½°	—2°	+¼°	+¼°	+¼°	+¼°	+¼°	+¼°	+¼°	+¼°	der Himmel war bezogen.
19	—2°	—2°	+0°	—0°	+0°	—0°	+0°	—0°	+0°	—0°	der Himmel war bezogen, kein Treibeis bemerkbar.
20	—6°	—	—0°	—	—0°	—	—0°	—	—0°	—	der Himmel bezogen, es zeigte sich Treibeis.

Diese Beobachtungen, die bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang gemacht worden, konnten nicht weiter fortgesetzt werden, weil das Thermometer bei den Besichtigungen sogleich befror.

Die zum Versenken bestimmten Apparatstücke wurden am 16. November auf eine Tiefe von 6 bis 8 Fuß im starken Stromzuge versenkt, um zu erfahren, wie bald sich auch in dieser Tiefe Eis bilden würde. Am 20. dess. M., Morgens kurz vor Sonnenaufgang, stellte sich Grundeis ein, welches wie immer, schwach zusammenhängend, und aus vom Stromzuge durcheinander geworfenen verschiedentlich gestalteten Kristallen bestand, deren *untere Flächen* gleichsam wie mit Sand bestreut *erschienen*. Die versenkten Geräthschaften enthielten in der vorerwähnten Tiefe in dem starken Stromzuge kein Eis, und es konnte sich also nur darum handeln, dasselbe im Grunde flacherer Stellen aufzusuchen, weshalb man denn auch auf der Weichsel auf einem Boote umherfuhr, und dabei Gelegenheit hatte, das gebildete Grundeis in ansehnlicher Menge an Stellen von circa 1 bis $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Tiefe ganz deutlich wahrzunehmen. In dieser Zeit war noch weit und breit auf dem Strome selbst keine Spur von Grundeis sichtbar. Wurde aber jenes in der angegebenen Tiefe auf dem Grunde sitzende Eis losgestoßen, so erhob es sich auf die Oberfläche des *Flusses, Treibeis* bildend, wogegen sich unter den Augen des Beobachters an jenen Stellen in der angegebenen Tiefe aufs neue Grundeis bildete.

Die auf 6 und 8 Fuß Tiefe versenkten Apparatstücke wurden noch ferner daselbst belassen, um sie Abends vor Sonnenuntergang zu besichtigen. Es wurden hier aber nur noch 2 Körbe und eine blecherne Büchse vorgefunden, wogegen die übrigen Apparatstücke von dem Grundeise mit fortgerissen worden waren. Der eine dieser Körbe, mit einem Deckel versehen, *wurde* auf der Oberfläche des Stromes ganz unkenntlich *mit Eis befroren* schwimmend gefunden; es hatte sich also im Grunde eine solche Menge Eis angesetzt, daß es selbst den zum Versenken des Korbes hineingelegten Stein mit in die Höhe gehoben hatte. Der zweite Korb wurde, mit Eis ganz bedeckt, im Grunde wieder gefunden, eben so eine blecherne verschlossene

Büchse, welche äußerlich sehr stark befroren, und deren innere Wände mit Eis, einige Linien dick, glatt bezogen waren. —

Bei dem nach einigen Tagen eingetretenen Thauwetter war wieder alles Eis vom Strome verschwunden, und bei dem im December eingetretenen Froste wurden die Versuche aufs neue wiederholt, um zu erfahren, ob sich in und an den Glaskugeln durchaus kein Eis ansetzen würde. Zu diesem Behuf wurden auf ¾ Fuß, 1 Fuß und 1½ Fuß Tiefe, mit Wasser gefüllte Glaskugeln, deren Oeffnungen mit einem Korke verschlossen waren, an Stellen versenkt, wo nur ein sehr geringer Stromzug war, und am 21. December bei Sonnenaufgang wurden dieselben nun aufgesucht. Hiebei fand man, daß die Schnüre, an welchen dieselbe befestigt waren, beinahe armsdick mit durch Sand sehr stark verunreinigten Eiskristallen befroren waren, und eben so waren auch die 3 versenkten Glaskugeln mit blättrigem Eise, und zwar die am flachsten liegende Glaskugel auch am stärksten befroren. In den Glaskugeln selbst war kein Eis sichtbar. Am 23. December, Vormittags um 10 Uhr, trat ein sehr starker Eisgang ein, und die Glaskugeln waren im Aeußern mit Eis stark befroren, und auch im Innern derselben hatte ein dünner Eisrahm die Glaswände bezogen. Die blechernen genau verschlossenen Büchsen waren äußerlich sehr stark und innerhalb circa ⅛ Zoll stark befroren, und enthielten außerdem Kerneis in großen Stücken. Da der Andrang des Grundeises um diese Zeit außerordentlich stark wurde, so hielt man es für gerathen, um die Apparatstücke nicht zu verlieren, die weiteren Versuche einzustellen.

Nach diesen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, die mit den von dem Herrn Deichinspektor Westphal im Jahre 1833 in der Weichsel bei Culm angestellten Versuchen aufs vollkommenste übereinstimmen, darf es als eine Thatsache, die keinem Zweifel unterliegt, ausgesprochen werden, daß das dem Zu-

frieren des Weichselstromes vorangehende Treibeis auf dem Grunde der Weichsel sich erzeuge, und auf die Oberfläche des Wassers emporsteigend hier erst durch die Einwirkung höherer Kältegrade in der Luft zu einer festen compacten Masse zusammenfriere, und eine Eisdecke bilde.

So unbezweifelt aber auch diese Behauptung für die Weichsel sein mag, so kann es doch keinesweges die Absicht sein, dieselbe als allgemein gültig auf alle Ströme auszudehnen; für das kleine Schwarzwasser jedoch, welches sich hier in die Weichsel ergießt, findet sie indessen durchaus völlige Anwendung. Wo aber die Erscheinung von Treibeis auf der Oberfläche eines Stromes, und die damit im Zusammenhange stehende Bildung von Eisschollen dem Zufrieren des Stromes vorangeht, da ist die Bildung von Grundeis mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen. Die Ströme des hohen Nordens frieren bei plötzlich eintretenden hohen Kältegraden zu, ohne daß die Bildung der Eisschollen vorhergeht, *wie dieses auch bei allen stehenden Gewässern* (und träge fließenden Strömen) unserer Zone der Fall *ist.*"

So weit Herr Lazarowicz, der auch noch eine ganz richtige Erklärung dieser Erscheinung gegeben hat, wobei es mir jedoch gestattet sein mag, mich nicht mehr der eigenen Worte des Herrn Lazarowicz zu bedienen.

Das Uebergehen des flüssigen Wassers in festes Eis ist nur dann möglich, wenn die Temperatur des Wassers wenigstens bis auf 0° gesunken ist. Dieser Fall wird auf der Oberfläche des Wassers leicht eintreten, wenn die mit derselben sich in Berührung befindliche Luftschicht unter 0° erkaltet ist. Da jedoch das Wasser ein schlechter Wärmeleiter ist, so werden die untern Wasserschichten durch die obern vor dem Eindringen der Kälte geschützt, und die sich auf der Oberfläche bildende Eisdecke nimmt, wie bekannt, auch bei anhaltender Kälte immer nur allmählig an Dicke zu.

Die Anfangs erwähnte Eigenthümlichkeit des Wassers, schon bei + 3° R. seine größte specifische Schwere zu erreichen, scheint es nun unmöglich zu machen, daß sich Eis anders als auf der Oberfläche des Wassers bilden könne, und am wenigsten am Grunde, weil hier das specifisch schwerste Wasser, noch 3° R. Wärme haltend, gelagert bleiben müßte. Dieser Erfolg tritt auch in der That ein bei stehenden Wässern, wogegen die bei einem fließenden Wasser veränderten Umstände auch einen andern Erfolg herbeiführen. Hier nämlich bleiben die einzelnen Wasserschichten, wie wir uns sie denken können, nicht in der regelmäßigen, dem Naturgesetze entsprechenden Lage, sondern sie werden durcheinander gemischt, und zwar um so schneller und um so vollständiger, je schneller das Wasser fließt. Hier mischt sich also das auf der Oberfläche durch die kalte Luft erkältete Wasser den untern Wasserschichten allmählig bei, wodurch diese ebenfalls bis auf 0° abgekühlt werden, und in den festen Zustand, d. h. in Eiskrystalle, übergehen können. Es ist aber einleuchtend, daß diese Abkühlung nur nach und nach von oben nach unten vorschreitet, daher denn auch, wie die Erfahrung lehrt, die Bildung von Grundeis zuerst in geringerer Tiefe erfolgt, und nur bei fortdauernder Durchmengung des obern kalten Wassers mit den untern wärmern Wasserschichten später auch in größerer Tiefe Grundeis entstehen kann. Bis zu welcher Tiefe dieser Erfolg eintreten kann, hängt von der Heftigkeit der Bewegung ab, in welche das Wasser, sei es durch rasches Strömen, sei es durch Stürme, versetzt worden ist.

Die erste nothwendige Bedingung zur Bildung von Grundeis ist also, daß das Wasser bis auf den Grund bis auf 0° abgekühlt sei, weil es nur dann erst aus dem flüssigen in den festen Zustand übergehen kann, und daß dem wirklich so sei, haben alle angestellten Beobachtungen gelehrt. Da aber diese Abkühlung zuerst in geringerer und dann auch in größerer Tiefe erfolgt, je nachdem die Durchmengung des obern kalten

Wassers mit dem untern wärmern vorschreitet, so erzeugt sich auch zuerst das Grundeis an den weniger tiefen Uferstellen, und geht von hier aus nach dem tieferen Bette des Flusses, wie es die oben angegebenen Beobachtungen der Physiker bestätigen. Vermehrt sich dann nach und nach die Masse des Eises auf dem Grunde des Flusses, so kann es sich, weil es specifisch leichter als das flüssige Wasser ist, hier nicht erhalten, sondern muß in die Höhe steigen, wobei es denn auch andere Gegenstände, oft von sehr bedeutender Schwere, wie die angeführten Beispiele zeigen, mit emporhebt. Daher ist denn auch das aus dem Grunde emporsteigende Eis nicht rein, sondern durch Sand, Steinchen und dergleichen Dinge, an welche die Eiskrystalle sich angesetzt hatten, verunreinigt, wodurch es sich bestimmt von dem auf der Oberfläche des Wassers entstehenden Eise unterscheidet. Das Grundeis zeigt aber auch, wenn es sich auf die Oberfläche erhebt, eine lockere, gleichsam schwammige Beschaffenheit, was davon herrührt, daß an den Stellen, wo sich die einzelnen Eiskrystalle an andere Körper ansetzen, die Temperatur nicht unter 0° sinken kann, und sie also von dem darüber hinfließenden Wasser durchzogen bleiben; so wie aber diese lockere Massen an die Oberfläche des Wassers gelangen, und hier mit der kalten Luft in Berührung kommen, so gefriert auch das zwischen den einzelnen Eiskrystallen befindliche Wasser, und die vorher lockere, leicht zu durchstoßende Masse wird zu festem und dichtem Eise.

Zur Bildung des Grundeises ist aber außer der Erkältung des Wassers bis auf 0° auch noch eine andere Bedingung erforderlich, nämlich das Vorhandensein fester Körper, an welche sich die Eiskrystalle ansetzen können, was im Allgemeinen für die Bildung der Krystalle gilt. Daher bilden sich denn die Eiskrystalle nicht in den bis auf 0° abgekühlten Wasserschichten selbst, sondern nur da, wo diese mit festen Körpern in Berührung kommen, an welche sich die Krystalle an-

setzen können. Werden also feste Körper in das Wasser hineingehängt oder hineingelegt, daß sie von dem bis auf 0° erkälteten Wasser umspühlt werden, so setzen sich auch an diesen die Eiskrystalle an, und es entsteht hier Eis von derselben Beschaffenheit, wie auf dem Grunde des Wassers. Es ist aber auch die äußere und innere Beschaffenheit dieser festen Körper von bedeutendem Einflusse auf die Bildung der sich an dieselben ansetzenden Eiskrystalle. Je rauher die Oberfläche der festen Körper ist, je mehr Spitzen und Erhabenheiten sie hat, desto mehr und desto leichter werden die Eiskrystalle entstehen; je besser ferner der feste Körper selbst, seiner Natur nach, die Wärme leitet, desto schneller wird an ihm sich Eis ansetzen, und umgekehrt, je glatter und ebener die Oberfläche des festen Körpers ist, je weniger die Masse desselben die Wärme leitet, desto weniger und desto langsamer wird hier die Eisbildung vor sich gehen. Die Wärme hat nämlich die Eigenschaft mit der Elektrizität gemein, sich strahlend zu verbreiten, und aus Spitzen auszuströmen. Wird Wasser, in welchem sich eckige Körper befinden, erhitzt, so sieht man an diesen Ecken und Spitzen, ehe das übrige Wasser ins Sieden kommt, Wassergasblasen entweichen, weil die aus diesen Ecken und Spitzen ausströmende Wärme in die mit jenen in Berührung befindlichen Wassertheilchen übergeht, und sie in Gas verwandelt, was um so mehr und um so schneller erfolgt, je besser jener eckige und spitzige Körper die Wärme leitet, d. h. je leichter derselbe die dem Wasser zugeführte Wärme aufnimmt, je schneller er also diesem die Wärme entzieht. Die Bildung der Eiskrystalle wird also am leichtesten und schnellsten auf mit vielen Ecken und Spitzen versehenen metallischen Körpern, welche die besten Wärmeleiter sind, erfolgen, weil diese am schnellsten den Wassertheilchen, von denen sie unmittelbar berührt werden, die Wärme, welche von den Spitzen wieder ausgestrahlt wird, entziehen, und sie erkälten, so daß sie aus dem flüssigen

in den festen Zustand übergehen, und als kleine Eiskrystalle sich ansetzen. Holz und andere vegetabilische Substanzen sind zwar schlechte Wärmeleiter, im gewöhnlichen Zustande aber von so rauher Oberfläche, daß dadurch die Bildung der Eiskrystalle sehr befördert wird, und sie von denselben ganz bedeckt werden, was bei den von Lazarowicz gleichzeitig angewandten Glaskugeln gar nicht oder doch nur sehr schwierig erfolgen konnte, weil das Glas zu den schlechtesten Wärmeleitern gehört, und die Oberfläche der Kugeln sehr glatt und eben war. Bei der Bildung der Eiskrystalle auf dem Grunde der Flüsse sind es die rauhen und eckigen Sandkörner, an welche die kleinen Eiskrystalle sich ansetzen, die aber beim Emporsteigen großentheils mit in die Höhe gehoben werden. Daß dieses auch bei andern Körpern eintreten könne, die sich zufällig auf dem Grunde des Wassers befinden, geht aus den vorhin aufgeführten Beispielen hervor.

Ob die Eisdecke unseres Pregels, ähnlich wie die der Weichsel, durch Grundeis, wenigstens zum Theil gebildet werde, oder von der Oberfläche aus entstehe, weiß ich nicht, doch halte ich das letztere für wahrscheinlich, wenigstens für den innerhalb der Stadt fließenden Pregel, weil derselbe ziemlich langsam und ruhig fließt, und sehr tief ist.

II. Die Universität zu Königsberg in Preußen.

Der Herr Geheime Oberregierungsrath und ordentliche Professor der Staatswissenschaften an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Dr. Wilhelm Dieterici, hat etwa in diesem Monat ein Buch herausgegeben, welches geschichtliche und statistische Nachrichten über die Preuß. Universitäten betitelt ist, aber außer den sechs vollständig organisirten Universitäten: Berlin, Bonn, Breslau, Halle, Königsberg, Greifswald, auch die beiden höhern Bildungsinstitute für katholische Theologen, die, ihrem beschränkten Zwecke gemäß, nur zwei Fakultäten haben: die Akademie in Münster und das Lyceum Hosianum in Braunsberg, und die bischöflichen Seminarien zu Trier, Paderborn, Pelplin, Posen und Gnesen, wo ebenfalls katholische Theologen gebildet werden, behandelt. Nach diesen Darstellungen beantwortet der Herr Verf. die interessante Frage: wie sich die Anzahl der Studirenden zu der Bevölkerung und zu dem Bedürfnisse der Nation in Rücksicht ihrer Geistlichen, Staatsdiener und Aerzte verhält, und stellt endlich eine in ihren Resultaten wahrhaft erhebende und zum innigsten Danke gegen den allverehrten König verpflichtende Vergleichung des jetzigen Zustandes der Preußischen Universitäten gegen den frühern bis 1806 an.

Aus dieser gehaltvollen Schrift nun, deren Inhalt, wie ich bei Verzögerung des Druckes dieses Aufsatzes jetzt nachtragen kann, bereits ausführlich in No. 72. der allgemeinen Preußischen Staatszeitung besprochen und mit verdientem Lobe gewürdigt ist, und die einen eben so gehaltvollen Aufsatz: „Erinnerungen an einige Verhältnisse, welche bei Würdigung der Wirksamkeit unserer Universitäten zu beachten sein dürften," in No. 88. und 89. der Staatszeitung veranlaßt hat; so wie aus dem historisch-statistischen Gemälde von Ost- und Westpreußen (Berliner Kalender auf das

J. 1835 S. 113—124) des Herrn Prof. Dr. Schubert und dem Taschenbuche von Königsberg v. 1829 des Herrn Geheimen Archivar Faber zu Königsberg theilen wir unsern Lesern, pace auctorum, die folgenden Nachrichten über die Universität zu Königsberg in Preußen mit.

Nachdem Markgraf Albrecht zu Brandenburg, erster Herzog in Preußen, mit reger Thätigkeit für den niedern Unterricht seines Volkes gesorgt und durch einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel mit den ausgezeichnetesten Gelehrten Deutschlands über die damaligen Bedürfnisse einer Hochschule sich unterrichtet hatte, ging er an sein ehrenhaftes Werk, die nach ihm benannte Universität zu Königsberg zu stiften. Am 15. Octbr. 1541 begann er damit, ein academisches Gymnasium für Griechische, Lateinische und Hebräische Literatur (weil diese Sprachen die Quellen der kirchlichen Lehren enthalten), so wie für vorbereitende Vorlesungen aus den drei sogenannten obern Facultäten unter dem Namen eines Pädagogiums zu errichten, dessen Vorstand Archipädagogus, die übrigen Lehrer Hypodidaskali heißen sollten. Aber schon zugleich in der Gründungsurkunde dieser Anstalt erklärte der Herzog, er wolle dieses Particulare bei dessen Zunahme an Studirenden in eine Universität verwandeln. Zu diesem Behufe sandte er acht junge Theologen, sechs Juristen, vier Mediciner und acht Philosophen auf seine Kosten nach ausländischen Universitäten, um sie daselbst zu dereinstigen academischen Lehrern seiner neuen Hochschule auszubilden. Noch waren indeß keine drei Jahre vollständig verflossen, als Albrecht seine Verheißung ins Leben treten und am 19. August 1544 nach dem Muster der Hochschulen zu Bologna, Padua und Krakau, die schon 1543 gestiftete Universität einweihen ließ, mit welcher das frühere Pädagogium einstweilen als Seminar oder Vorbereitungsschule noch verbunden bleiben sollte, wie es auch bis zu dessen Auflösung im Jahre 1619 wirklich geschah.

Die vom Herzoge erlassene Fundations-Urkunde selbst ist vom 20. Juli 1544. Die Universität sollte alle Rechte anderer Universitäten haben; der Markgraf habe deshalb Einleitung getroffen, die gewöhnlichen Bestätigungen der Universitäten zu erhalten; vorläufig werde er Lehrende und Lernende mit eigener Macht gegen jede Beeinträchtigung ihrer Rechte schützen. Es sollten Lehrer der lateinischen, auch der griechischen und hebräischen Sprache angenommen und alle Studien der theologischen Wissenschaften gelehrt werden; desgleichen Philosophie, Mathematik, Kirchen- und Civil-Recht und Medicin, damit nicht die Gelegenheit fehle zur Erlernung irgend eines Theils der Disciplinen, welche in wohleingerichteten Universitäten vorgetragen werden und das menschliche Leben leiten und schmücken. Auch auf die Sitten der Studirenden sollten ihre Vorgesetzten wachen, denn von keinen andern Beweggründen sei der Markgraf, wie er gegen den Schluß sagt, zur Errichtung der Universität bestimmt worden, als daß er, nach Erweckung der Liebe zu den Wissenschaften, die Anwohner dieser Baltischen Meeresufer zur wahren Erkenntniß Gottes und zur Einsicht der Tugend hinanführen wolle. Die ursprüngliche Anzahl der Professoren bestand nur aus eilf Lehrern, von denen einer reine Theologie, einer die Rechtsgelehrsamkeit, einer die Arzneikunde, acht die griechische, lateinische und hebräische Sprache sammt Einschluß der Erläuterung der heiligen Schrift, Mathematik, Philosophie, Beredsamkeit, Dichtkunst und Geschichte lehren sollten. Die Gehalte derselben (1544 in Summa 3000 Mark, worein sie nach eigener Vereinigung sich theilen sollten; als dies aber Hader gab, setzte der Markgraf 1547 die Besoldung fest auf resp. 200, 150, 70 und 60 Floren) wurden nach dem eigenen Geständnisse des Markgrafen höher gestellt, als es in ganz Deutschland damals üblich war. Dies war auch in der That der Fall, und man muß keineswegs die Größe der Summe nach ihrem heutigen Werthe, sondern nach ihrer Vergleichung mit

den damaligen Kornpreisen betrachten. Dann steigen die 200 Gulden Preußisch, welche die Professoren der obern Facultäten bezogen, den Gulden zu 30 Groschen und den Scheffel Roggen zu 4 Groschen gerechnet, wie es im Privilegium der Universität heißt, auf den Werth von 1500 Scheffel Roggen; die Gehalte der Professoren ans der philosophischen Facultät waren um ein Drittel, oder um die Hälfte geringer; der kleinste betrug 500 Scheffel Roggen.

In ganz eigenthümlicher Verwirrung politischer Begriffe hielt damals die Mehrzahl der Professoren für zweckmäßig, für die neue Anstalt eine päbstliche Bestätigungsbulle zu gewinnen, namentlich um die Promotionen gültig vornehmen zu können. Der Pabst ließ auf den vom ersten Rector Sabinus deshalb an den Kardinal Petrus Bembus gerichteten Brief antworten: daß er das Vorhaben zwar billige, da aber Preußen unter dem Schutze des deutschen Kaisers stehe, so müsse dessen Bestätigung vorangehn. Da nun vom Kaiser begreiflicher Weise keine Einwilligung für eine neue Stiftung eines mit Reichsacht belegten Fürsten erwartet werden durfte, so lag es ganz in der Natur der Sache, daß der Herzog sich darauf an den König von Polen, als seinen Oberlehnsherrn wandte, indem er denselben um die Bestätigung des von ihm der Universität 1557 gegebenen Hauptfreiheitsbriefes (in welchem Jahre auch das Gut Thalheim bei Königsberg der Universität überlassen war) ersuchte. Sigismund II August erfüllte diesen Wunsch am 28. März 1560, und genehmigte nicht nur alle vom Herzoge ertheilten Freiheiten und Rechte, namentlich auch die von ihm am 29. Septbr. 1544 ertheilten sämmtlichen Rechte der Krakauer Universität, sondern dehnte dies im voraus auch auf alle künftig noch zu ertheilenden Privilegien aus; dadurch stand die Universität im Besitz einer völligen Gerichtsbarkeit über alle Mitglieder und deren Hausgenossen, der Befreiung von allen gemeinen bürgerlichen Schatzungen, Auflagen und Beschwerden,

der Rechte des Polnischen Adels für die von der Universität promovirten Doctoren und des Rechtes der Censur über alle in Königsberg gedruckten Schriften.

Schon unter dem dreijährigen Rectorate des ersten Rectors der Universität, Georg Sabinus, dem berühmten Schwiegersohne Melanchthons, der als Dichter eines großen Rufes in seiner Zeit sich erfreute (dessen Portrait im Berliner Kalender von 1834 geliefert ist), stieg die Zahl der Studirenden über 400. In dieser Größe erhielt sich der Besuch der Universität so ziemlich während ihres ersten Jahrhunderts, und nur selten, etwa bei Veranlassung einer verheerenden und zu allgemeiner Flucht drängenden Krankheit, sank er bis unter 300 herab. Die Anzahl der jährlich neu Immatriculirten blieb zwischen 70 bis 90 und 100. Die bald darauf folgenden Streitigkeiten der Gelehrten, der Bürgerschaft und des Landadels, wirkten lange sehr nachtheilig auf die Universität, bis, seit der Regierung des großen Kurfürsten kräftige Gesetze diesem Unfug steuerten, sich der Zustand der Universität wiederum zu einer schnellen Blüthe emporhob. Inzwischen hatte sich seit 1548 die Zahl der ordentlichen Professoren in den drei obern Facultäten in jeder um einen vermehrt, und die erste Doctorpromotion in allen drei zugleich war durch die feierliche Anwesenheit des ganzen Kurfürstlichen Hofes im letzten Regierungsjahre Georg Wilhelms 1640 in der Schloßkirche zu Königsberg vollzogen. Dagegen blieb die philosophische Facultät, die schon in den ersten Jahren nach ihrer Gründung vielfach ihre academischen Würden vertheilt hatte, auf ihre frühern acht Mitglieder beschränkt, und häufig mußten noch überdies, wegen des gesunkenen Geldwerthes gegen die Lebensmittel, zwei Professuren an einen und denselben Gelehrten vergeben werden. Die Zahl der Studirenden stieg gegen das Ende des 17ten Jahrh. auf 500, und nahm dann noch viel stärker zu, als der Spanische Erbfolgekrieg den Westen, und der große nordische Krieg gleichzeitig Polen, Schlesien und

Sachsen unsicher machte, Preußen dagegen in seiner Entfernung vom Kriegsschauplatze ungestörten und sichern Aufenthalt versprach. Die Zahl der Studirenden stieg nun in den Jahren 1702—8 auf 700 bis 800, und erreichte darin bis jetzt ihr Maximum für diese Universität, das niemals überschritten und selten nur einigermaßen durch Annäherung erreicht ist. Aber die Frequenz der Studirenden nahm bald ab durch die verderbliche Pest im Jahre 1709, und setzte sich auf die Zahl von 500 fest, die auch im Laufe des 18ten Jahrh. die gewöhnliche geblieben und nur für wenige Jahre durch die Verbreitung des Europäischen Rufes von Immanuel Kant, als dieser bereits das Greisenalter erreicht hatte, wiederum bis auf 600 und 700 gesteigert wurde. Die Zahl der Professoren hatte sich gleichfalls außerordentlich vermehrt, die der Theologen war um vier, der Juristen um drei, der Mediziner um zwei gewachsen, und nur bei den Philosophen in der frühern Stärke geblieben. Es hatten sich erst seit dem Anfang des 18ten Jahrh. häufiger Gelehrte auch um außerordentliche Professuren beworben, die gar nicht besoldet wurden, und die bald in eben so starker Zahl, wie die ordentlichen Professoren, vorhanden waren, wofür uns die ersten Regierungsjahre Friedrichs des Großen mehre Beispiele gewähren.

Als des jetzt regierenden Königs Majestät im Jahre 1797 die Regierung übernahm, waren im Preußischen Staate 5 vollständig organisirte Universitäten: Königsberg, Frankfurt a. d. O., Halle, Erlangen, Duisburg. Zu diesen kam in der Zeit von 1797 bis 1806 noch Erfurt hinzu. Die Anzahl der Lehrer, der Lernenden, die Höhe der Fonds zwischen 1797 u. 1806 für Königsberg ergeben sich nunmehr in folgender Art:

1. Anzahl der Studirenden.

in den Jahren	Inländer	Ausländer	Summa	Theologen	Juristen	Mediciner	Philosophen und Cameralisten
1797	309	37	346	123	204	19	—
1798	293	8	301	115	165	21	—
1799	306	11	317	93	217	7	—
1800	323	7	330	95	225	10	—
1801	269	14	283	87	188	8	—
1802	276	16	292	91	189	9	3
1803	274	15	289	80	188	18	3
1804	322	10	332	83	231	15	3
1805	325	8	333	101	221	8	3
Sa. in 9 Jahren	2697	126	2823	868	1828	115	12
Durchschnitt	299,67	14,00	313,67	96,45	203,11	12,78	1,33

2. Anzahl der Lehrenden.

in den Jahren	Theologen ordentl. Prof.	Theologen außerord. Prof.	Theologen Priv.-Docenten	Juristen ordentl. Prof.	Juristen außerord. Prof.	Juristen Priv.-Docenten	Mediciner ordentl. Prof.	Mediciner außerord. Prof.	Mediciner Priv.-Docenten	Philosophen ordentl. Prof.	Philosophen außerord. Prof.	Philosophen Priv.-Docenten	Sprach- und Exercitienmeister.	ordentl. Professoren	außerord. Professoren	Privat-Docenten	Sprach- und Exercitienmeister.	Summa
1797	4	—	—	4	—	1	4	—	1	5	4	2	1	17	4	4	1	26
1798	4	—	—	4	—	1	3	—	1	5	4	2	1	16	4	4	1	25
1799	5	—	—	4	—	1	3	—	1	5	4	3	1	17	4	5	1	27
1800	5	—	—	4	—	1	3	—	1	5	5	2	1	17	5	4	1	27
1801	4	—	—	3	—	2	3	—	1	5	4	—	1	15	4	3	1	23
1802	5	—	—	3	—	—	3	—	1	5	3	—	1	16	3	1	1	21
1803	5	—	—	3	—	—	3	—	1	5	3	—	1	16	3	1	1	21
1804	5	—	—	3	—	—	3	1	—	4	3	—	1	15	4	—	1	20
1805	5	—	—	3	—	—	4	—	—	5	3	1	1	17	3	1	1	22
Sa. in 9 Jahren	42	—	—	31	—	6	29	1	7	44	33	10	9	146	34	23	9	212
Durchschnitt	4,67	—	—	3,45	—	0,67	3,22	0,11	0,78	4,89	3,66	1,11	1,00	16,22	3,78	2,56	1,00	23,56

3. Etat.

Der Etat ist von 1797 bis 1805 mit unbedeutenden Veränderungen gleich geblieben, und schließt auf 6920 Thlr. 72 gr. 15 pf., wovon durchschnittlich 21 Lehrende erhielten 5609 Thlr. 86 gr. 10 pf., d. h. jeder 267 Thlr. 12 gr. 12 pf. Indessen ist zu bemerken, daß die Universität Königsberg sehr viele mit der Universität vereinigte Fonds besaß; ein Convictorium, das allein 33,484 Thlr. Kapital hatte, nach dem Etat de 1803 — und diese Etats waren in 1797—1805 sehr unverändert; 55 einzelne Stipendienfonds mit einem Kapitalfond von 46,597 Thlr. 70 gr. — Die Verwaltung dieses Fonds war den Universitäts-Professoren zum größten Theil übertragen, und sie genossen davon statutenmäßig gewisse Einnahmen. Außerdem erhielten nach dem Etat $180^{1}/_{7}$ aus andern Königl. Kassen 3 Professoren persönliche Zulagen: v. d. Golz und Gensichen resp. 50 und 62 Thlr. aus der Domänenkasse, Immanuel Kant aber aus der Ober-Schulkasse 220 Thlr., so daß sich dessen Total-Einnahme fixirt bei der Universität stellte:

	Tlr.	gr.	pf.
a) aus dem Universitätsfond	309	50	$13^{1}/_{3}$
b) aus Stipendien- u. ähnlichen Fonds	219	62	$14^{1}/_{2}$
c) persönliche Zulage aus der Ober-Schulkasse . . .	220	—	—
Summa	749	23	$9^{5}/_{6}$

Wenn man diese verschiedenen Einnahmen, und einige kleinere ihnen ähnliche, die der Universität annex waren, und nicht etwa aus besondern Nebenämtern entstanden, deren viele Professoren in der großen Stadt Königsberg, namentlich in der theologischen Facultät als Prediger, der juristischen als Räthe, der medicinischen als Physiker, außerdem bekleideten; — wenn man jene lediglich der Universität anhängenden anderweiten Einnahmen der Professoren und Lehrer, exclusive überdies die Honorare berücksichtigt, so stellt sich ihre Total-

Total-Einnahme nach der desfalls Ende 1803 eingereichten Tabelle von 5609 Thlr. 86 gr. 10 pf. auf 9099 Thlr. 87 gr. 10 pf., und erhöht sich also um 3490 Thlr. 1 gr. Der Durchschnitt von 9099 Thlr. 87 gr. 10 pf. auf 21 Lehrende ist für jeden 433 Thlr. 29 gr. 15 pf.

Im Jahre 1827 zählte die Universität: 1) in der theologischen Facultät 5 ordentliche, 1 außerordentl. Professor, 2 Privat-Docenten; 2) in der juristischen Facultät 3 ordentliche, 2 außerordentl. Professoren, 1 Privat-Docenten; 3) in der medicinischen Facultät 6 ordentliche, 1 außerordentl. Professor, 1 Privat-Docenten; 4) in der philosophischen Facultät 11 ordentliche, 5 außerord. Professoren, 9 Privat-Docenten. Die Anzahl der Studirenden betrug in demselben Jahre 410, darunter 26 Ausländer; nämlich 138 Theologen, 166 Juristen, 33 Mediciner, 73 Philosophen.

Jetzt hat die Königsberger Universität eine Total-Einnahme von 60,912 Thlr. 9 sgr. 2 pf., wovon 57,510 Thlr. baar aus der Staatskasse seit etwa 1819 erfolgen.

Auf dieser Universität lehrten Ende 1834: (auch wohl 1835)

	ordentl. Professoren	außerord. Professoren	Privat-Docenten	Sprach- u. Exerc.-Mstr.	Summa	davon sind besoldet
in der evangel.-theolog. Facultät .	5	1	—	—	6	37
in der juristischen Facultät . . .	5	4	1	—	10	
in der medicinischen Facultät . .	4	2	3	—	9	
in der philosophischen Facultät . .	13	3	13	—	29	
Summa	27	10	17	6	60	

Studirende waren in Königsberg:

	Evangelische Theologen			Juristen			Mediciner			Philosophen			Ueberhaupt		
	Inländer	Ausländer	Summa	Inländer	Ausländer	Summa	Inländer	Ausländer	Summa	Inländer	Ausländer	Summa	Inländer	Ausländer	Summa
im 2. Semester 1835	154	8	162	67	5	72	68	9	77	90	5	95	379	27	406
„ 1. „ „	152	8	160	77	5	82	71	11	82	88	3	91	358	27	415
„ 2. „ 1834	165	8	173	82	4	86	72	10	82	95	1	96	414	23	437
„ 1. „ „	139	12	151	78	5	83	70	13	83	97	8	105	384	38	422
„ 2. „ 1833	142	10	152	83	2	85	70	12	82	99	4	103	394	28	422
„ 1. „ „	154	11	165	88	2	90	55	11	66	99	4	103	396	28	424
„ 2. „ 1832	175	9	184	106	2	108	48	10	58	99	3	102	428	24	452
„ 1. „ „	175	12	187	94	2	96	37	8	45	94	4	98	400	26	426
Sa. in 8 Semestern	1256	78	1334	675	27	702	491	83	574	761	32	793	3183	221	3404
also durchschnittlich in einem Semester	157	9,75	166,75	84,375	3,375	87,75	61,375	10,375	71,75	95,125	4	99,125	397,875	27,625	425,5

Die Durchschnittszahl ist hiernach (ohne Bruch) und danach das Verhältniß der Lehrenden zu den nden wie 60:425, d. h. wie 1:7,083.

Wenn also in der Gegenwart der zahlreiche Besuch niversität, wie sehr auch dieselbe durch die groß- ge Ausrüstung unseres hochverehrten Königs in innern und äußern Einrichtung über alle ihre ern Zustände weit emporgehoben ist, nicht mehr in derselben Stärke, wie im 18. Jahrh., erreicht sondern nunmehr mit geringer Ab- und Zunahme 430 festgestellt bleibt: so darf man diesen als natürlichen durch die örtliche Lage und politische ältnisse ihr angewiesenen betrachten. Man darf vergessen, daß durch neue Stiftungen der jüngsten ein Theil der dieser Universität früher zugewiesenen emischen Bevölkerung ihr auf immer entzogen ist, Dorpat seit 1802 den größten Theil der Kur- r, Liefländer und Esthländer fesselt, daß Breslau 1811 und Berlin seit 1810 die bis dahin in be- tlicher Zahl hieherziehenden Schlesier, Pommern Bewohner des heutigen Großherzogthums Posen ch zurückbehalten, endlich daß auch Polen nur seine gen Evangelischen Theologen jetzt noch gemeinhin er Ausbildung nach Königsberg entsendet.

Dividirt man mit 425 in die etatsmäßige Summe niversität, d. h. in 60,912 Thlr. 9 sgr. 2 pf., so t man 145 Thlr. 20 sgr. 3 22/85 pf. als denjenigen g, den jeder Student die Universität Königs- kostet.

Will man berechnen, welchen Aufwand durch- tlich jeder Lehrende erfordert, so ist zu bemerken, on dem Gesammt-Personale der 60 Lehrenden mäßig 1834 (auch wohl 1835) nur 37 Besoldung en, d. h. durchschnittlich kostet jeder Lehrer die sität 1646 Thlr. 8 sgr. 4 pf.

Indessen betragen die Kosten für die Institute, und zwar:

Botanischer Garten	2100	Tlr.
Medicinisch-klinisches Institut	2300	"
Chirurgisch-klinisches Institut	2455	"
Theologisches Seminar	440	"
Philologisches Seminar	400	"
Pädagogisches Seminar	1060	"
Bibliothek	3390	"
Anatomisches Theater	1180	"
Sternwarte	1570	"
Zoologische Sammlung	700	"
Universitäts-Waisen- und Wittwenkasse	1000	"
Kabinet physikal. Apparate	158	"
Institut für die Kirchenmusik	164	"
Institut für den Gesang	100	"
Zur Erhaltung und Vermehrung der Mineralien- und Bernsteinsammlung	100	"
Remuneration für den Lehrer der poln. Sprache	50	"
Anschaffung von Gypsabgüssen	112	"
Medicinisch-poliklinisches Institut	200	"
Münz-Kabinet	50	"
Hebammen-Institut	220	"
Ankauf und sonstige Bedürfnisse für die übrigen Hilfs-Institute	1150	"
Summa	18899	Tlr.

Außerdem zahlt die Universität nach ihrem Etat 2689 Thlr. für die akademische Verwaltung; an Reallasten 87 Thlr. 7 sgr. 8 pf. — Für wohlthätige Zwecke sind im Etat ausgesetzt 527 Thlr. 8 sgr. an Pensionen und noch für die Professoren-Wittwen- und Waisenkasse; 1000 Thlr. Reiseunterstützungen, welche an Lehrer, die nach Königsberg gerufen werden, bewilligt werden; 2845 Thlr. für das Convictorium; 2000 Thlr. für Stipendien. Eine Summe von 9148 Thlr. 15 sgr. 8 pf., mit der obigen Summe zusammen 28047 Thlr. 15 sgr. 8 pf.

Außer diesen 2845 Thlr. und 2000 Thlr. (Summa 4845 Thlr.) geschieht in Königsberg viel für arme Studirende. Von alter Zeit her war es Sitte, daß wohlhabende Einwohner der Provinz es sich zur Ehre rechneten und es als ein Gott gefälliges Werk betrachteten, Stipendienfonds für die Universität zu errichten. Ein eigner Verwaltungsrath hat über diese die Obhut. Es sind 59 solcher Stipendienfonds vorhanden, deren Kapitalvermögen nach dem Etat für die Verwaltung der Stipendien pro 183⁵⁄₆ aus 66,661 Thlr. 23 sgr. 4 pf. besteht, wovon die Zinsen 3975 Thlr. 29 sgr. 4 pf. betragen. Davon werden für 70 Stipendien 2064 Thlr. 13 sgr. 9 pf. in verschiedenen Summen von 3 bis 123 Thlr. jährlich gezahlt. Das älteste dieser Stipendienstiftungen ist das Finkianum, von Albrecht Fink zum Seewalde, Landrichter von Hohenstein, gestiftet den 24. Juni 1562. Die Zinsen von 5000 Mark oder 1111 Thlr. 10 sgr. wurden vermacht. Gegenwärtig besteht das Kapital aus dieser Fundation in 1335 Thlr., welche jährlich 62 Thlr. 20 sgr. Zinsen tragen, von denen 4 Stipendiaten 61 Thlr. zu gleichen Theilen (15 Thlr. 7 sgr. 6 pf.) erhalten. Mit Hinzurechnung der aus dem Universitätsetat erfolgenden 4845 Thlr. ist klar, daß bei der verhältnißmäßig kleinen Anzahl Studirender in Königsberg auf dieser Universität sehr viel für arme Studirende (im Ganzen 8820 Thlr. 29 sgr. 4 pf., oder mit Abrechnung der Verwaltungskosten 6909 Thlr. 13 sgr. 9 pf.) geschieht. Außerdem giebt es noch viele Stipendien, die der Königsberger und anderer Städte Magistrat verwaltet und vergiebt.

Wenn man diese und ähnliche anderweite (die sich auf etwa 4441 Thlr. 23 sgr. 7 pf. belaufen) Abgaben abzieht, so bleiben Gehalt für die Lehrenden 28,423 Thlr. (etwa zwischen ¹¹⁄₂₄ und ¹²⁄₂₅, d. i. 0,4691 der Total-Einnahme). Von dieser Summe käme bei 37 Lehrenden auf einen jeden derselben die Durchschnittssumme von 768 Thlr. 5 sgr. 8 pf. Das höchste Gehalt der

Professoren ist 1500 Thlr., das niedrigste 150 Thlr. Die Mehrzahl dieser Gehalte liegt zwischen 500 und 1100 Thlr. Die Totalgehaltssumme beträgt

für die 27 ordentlichen Professoren . . . . 25233 Tlr.
also durchschnittlich 934 Tlr. 16 sgr. 8 pf.;
für die 10 außerordentl. Professoren . . 3190 =
also durchschnittlich 319 Tlr.

Hierzu treten nun noch die besondern Einnahmen der Immatriculations=, Promotions= und ähnlicher Gebühren, die alljährig wechseln. Sie betragen im Ganzen, nach der neuesten Etats=Veranschlagung, 1042 Thlr. 6 sgr. 8 pf., wovon 974 Thlr. 11 sgr. 10 pf. zur Vertheilung unter die Professoren kommen, den Ueberrest aber die Kasse und die Verwaltungsbeamten erhalten. Außerdem genießen noch einige Professoren Emolumente, die im Etat mit 1649 Thlr. 24 sgr. 4 pf. und 957 Scheffel Roggen angegeben sind.

Die Honorare sind von dieser Universität gleichfalls sehr genau angegeben, und besteht hier ebenfalls die Einrichtung der Stundung. Es ergiebt sich aus den Listen über die Honorare Folgendes.

Die Soll=Einnahme für Honorare der Lehrenden betrug nach dem Durchschnitte der drei Jahre 1832, 1833, 1834 . . . . 3635 Tlr. 20 sgr.

davon ist erlassen	120 =	5 =
bleiben	3515 =	15 =
von diesen sind baar eingegangen .	1820 =	— =
gestundet worden und Rest geblieben	1695 =	15 =
Summa	3515 Tlr.	15 sgr.

Die baar eingegangenen 1820 Thlr. sind durchschnittlich auf 30 Lehrende zu vertheilen, wonach jeder erhalten haben würde 60 Thlr. 20 sgr.; sie vertheilen sich aber von 4 bis 288 Thlr., und es erhielten:

1 Lehrender	. . . . .		288 Thlr.	
6 Lehrende . .	von	100 bis	150	=
10 = . .	=	50 =	90	=
12 = . .	=	12 =	40	=
1 Lehrender	. . . . . .		4	=

Sonach ist der jetzige Etat der Universität gegen den von 1797 — 1805 um 53,991 Thlr. 15 sgr. 2 pf., also fast um das Neunfache, und die Besoldungen der Lehrer um 22,438 Thlr., also fast um das Fünffache erhöht. Aus dieser Vergleichung geht aber auch klar hervor, wie vielen Dank grade in dieser Beziehung unserm geliebten Herrscher, des jetzt regierenden Königs Majestät, wir Preußen schuldig sind, einem Könige, dessen schönster Ruhm immerdar bleibt, in Wahrheit Beförderer der Wissenschaft, Beförderer humaner Bildung, Wohlthäter nicht allein seiner Staaten, sondern Deutschlands und des Menschengeschlechts zu sein.

Rector magnificentissimus der Universität ist seit 1808 Seine Königliche Hoheit der Kronprinz. — Das Curatorium derselben wird in Vacanz der Stelle des Königl. außerordentlichen Regierungs-Bevollmächtigten, von dem Ober- und Geheimen Regierungsrathe, Ritter des rothen Adlerordens, Herrn Reusch verwaltet. Der akademische Senat besteht aus den ordentlichen Professoren der vier Facultäten und dem Königl. Universitätsrichter (jetzt Herrn Ritter von Derschau). Das Prorectorat wechselt halbjährig zu Ostern und Michael. Kanzler und Director ist Herr Geh. Justizrath, Ritter 2c. Dr. Reidenitz. — Das Universitäts-Siegel ist ein Bild des Stifters, Herzog Albrechts, welches auch die Studirenden an der Kopfbedeckung tragen. Um die wissenschaftliche Thätigkeit der Studirenden zu erhöhen, werden aus den vier Facultäten jährlich am Krönungstage Preisfragen gestellt und am Königlichen Geburtstage die Preise vertheilt, die bei den drei obern Facultäten in einem Preise und einem Accessit bei jeder, in der philosophischen Facultät aber in zwei Preisen bestehn. Die Beschreibung der bei der Universität befindlichen Institute anlangend verweise ich auf das Königsberger Taschenb. von 1829 S. 244 — 265. Königsberg, am 21. März 1836.

K. F. Merleker.

III. Gratulationsschrift von Struve.

Unser vortreffliche Director Dr. Struve, im Juli d. J. bereits selber 22 Jahre Director des Altstädtschen Gymnasiums, überhaupt 32 Jahre im Amte, und vor 35 Jahren aus dem Königl. Christianeum zu Altona zur Universität entlassen, hat gestern die seltene Freude erlebt, daß einer seiner Lehrer, der Professor und Rector des Königlichen Christianeum in Altona, Dr. G. E. Klausen, Ritter des Danebrogordens, am 22. Mai d. J. sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte. Zu diesem Feste schrieb Herr Director Struve eine Gratulationsschrift, in welcher wir neben dem herzlichsten Glückwunsche (nach Horaz Oden I, 31, 17—20.) für seinen noch im Greisenalter kräftigen Lehrer, und den zartesten Ausdrücken inniger, tiefgefühlter Dankbarkeit, auch kritische Bemerkungen über einige Verse im Horaz finden, welche wir unsern Lesern in gedrängter Uebersicht hier mittheilen.

Es ist bekanntlich schon längere Zeit mancher Zweifel gegen die Echtheit einzelner Verse und ganzer Strophen in diesem lyrischen Dichter geäußert worden. Bis zu welchem Uebermaße eine solche hyperkritische Zweifelsucht führen kann, wird wahrscheinlich Perlkamp's Ausgabe beweisen. Aber auch von andern sind größere und kleinere Stellen schon früher im Horaz verdächtigt worden. Ein einzelner Vers kann natürlich nur in monostrophischen Gedichten angefochten werden; in den andern muß eine Strophe entweder ganz verbannt werden, oder ganz bleiben. Von der ersten Art ist schon länger der Vers des Horaz IV, 8, 17. aus metrischen und historischen Gründen angegriffen worden. Ganze Strophen sind in früherer Zeit angefochten, besonders IV, 4, 18—22. und III, 17, 5—8. Eine andere Strophe des Horaz III, 11, 17—20. ist von Naeke in Bonn für des Horaz unwürdig erklärt. Buttmann (Mythologus S. 364 ff.)

stimmt ihm mit überzeugenden Gründen bei und fügt selber mit vollem Rechte noch I, 2, 9—12. und III, 4, 69—72. hinzu.

Horaz und Virgil wurden schon früh Schulauctoren und fielen dadurch in die Hände von Grammatikern, während alle unsere Handschriften bei weitem nicht an diese Zeit hinanreichen. Ist es doch ein wahres Glück, daß in Sermon. I, 6, 126. die alte vernünftige Lesart aus wenigen Zeugen Oberhand gewinnen konnte gegen die selbst in die besten Handschriften recipirte unsinnige Aenderung. Alle diese Verse und Strophen, die man nun einmal dem Horaz abgeurtheilt hat, enthalten nur historische und mythologische Notizen, also einen Gegenstand, der einem gelehrten Schulmanne nicht fremd sein konnte; und so mag irgend einer, der den Horaz in Schulen erklärte, es für passend gefunden haben, Mythologisches und Historisches einzufügen, offenbar zum Nutzen der Schuljugend. Ja man kann alle die verdächtigen Stellen ausstreichen, ohne dem Sinne und der Verbindung Gewalt anzuthun; vielmehr ist es offenbar, daß der Dichter als solcher dadurch gewinnt.

Nach diesen Grundsätzen verbannt Hr. Director Struve mit Recht in der vierten Ode des vierten Buches Vers 61—65. Wie schön läßt Horaz den Hannibal sprechen, nachdem seine Hoffnungen zum Siege durch die Schlacht am Flusse Metaurus vernichtet sind, wie Rom durch des ersten Vaterlandes Brand ungebeugt alles Heilige und Werthe nach Italien verpflanzt habe und nach jedem Verluste herrlicher und kräftiger sich entwickele, wie der Baum, der durch Abhauen der Zweige desto herrlicher emporsprießt. Knüpft man nun an diese physische Vergleichungen den 65sten Vers, so folgen wieder Vergleichungen, erst eine physische, i n d i e T i e f e d e s M e e r e s g e s e n k t t a u c h t R o m i m m e r w i e d e r h e r v o r; dann eine aus den Gebräuchen des Alterthums geschöpfte, n i e d e r g e w o r f e n i m R i n g e n w i r f t e s d o c h n o c h d e n u n g e s c h w ä c h t e n S i e g e r z u B o d e n;

und nun das Allgemeine, und führt Kämpfe, von denen unsere (offenbar der Karthager, oder überhaupt der jetzigen und künftigen Feinde, man vergl. I, 1, 24. — Epod. 16, 8.) Gattinnen sprechen werden. Dazwischen aber steht nun folgende Strophe:

> Non hydra secto corpore firmior
> Vinci dolentem crevit in Herculem:
> Monstrumve summisere Colchi
> Majus, Echioniaeve Thebae.

Daß diese Strophe fehlen kann, zeigt sich von selbst; daß sie wieder mythologische Elemente hervorhebt, ist sichtbar; daß diese aber gar nicht passend sind, ist einleuchtend. Mit wem wird denn Rom verglichen? Nur bei der Lernäischen Hydra kann man eine kräftige Gegenwehr zur Noth annehmen; die aus den gesäeten Zähnen des Kolchischen und Thebanischen Drachen hervorsprießenden geharnischten Männer sind kaum ein Gegenstand der Furcht für Jason und Kadmus gewesen, weil sie schon wußten, wie die etwa drohende Gefahr abzuwenden sei. Aber zugegeben auch, daß alle diese, die Hydra und die beiden Drachen, ihren Gegenkämpfern furchtbar waren, so wurden sie doch besiegt. Wie kann Hannibal sagen, daß die Hydra, daß die Drachen sich nicht kraftvoller gegen Herkules, Jason und Kadmus erhoben hätten, und nicht erfolgreicher gegen diese gekämpft, als, wie er in seiner Verzweiflung weiter ausführt, Rom gegen ihn? Die Hydra und die beiden Drachen wurden ja doch trotz ihrer Anstrengung besiegt, aber Rom siegte durch seine Anstrengung. Die Vergleichung ist offenbar ganz fehlgegriffen; denn Hannibal müßte sich mit Herkules, Jason und Kadmus vergleichen, während er seine Hoffnungslosigkeit bei der unüberwindlichen Ausdauer der Römer deutlich ausspricht.

Königsberg, den 23. Mai 1836.

K. F. Merleker.

IV. Ueber Lehrerinnen und ihre Ausbildung.

Von Z.

(Beschluß.)

Nach diesen Worten von der alten Zeit und darauf nach Berücksichtigung der neueren beginnt v. Hippel die Verbesserungsvorschläge mit den Fragen: „Sollen dem andern Geschlechte aber die Menschenrechte, die ihm so ungebührlich vorenthalten werden, — auf ewig verloren sein? soll es im Staate und für den Staat nie einen absoluten Werth erhalten und soll es beim relativen bleiben? Werden wir unser männliches Gewissen mit Bedenklichkeiten über Mißbräuche und was dergleichen Popanze mehr sind, beruhigen?" — — — Etwas weiterhin heißt es: „Ohne Zweifel bestimmte die Natur das andere Geschlecht zu diesem großen Erziehungsgeschäfte und versah es mit den nöthigen Anlagen und Fähigkeiten, mit den empfänglichen Sinnen, mit den feinsten Empfindungen in der edelsten Sprache, selbst im Kleinen und Zufälligen das Wahre vom Falschen, das Aechte vom Scheinbaren zu unterscheiden." — — „Die Natur scheint bei der Bildung der beiden Menschengeschlechter nicht beabsichtigt zu haben, eines auf Kosten des andern zu begünstigen. Das Weib, dem das eigentliche Geschäft der Vermenschlichung der göttlichen Schöpfung anvertraut ward, sollte die Merkzeichen der Ohnmacht und Dürftigkeit an sich tragen? — Die allmächtige Natur sollte ihre Stellvertreterin schwach gelassen haben? Sind wir etwa Gott ähnlich und hat das andere Geschlecht blos die Ehre uns von Gottes Gnaden ähnlich zu sein?" Und mit dieser entschiedenen Abneigung gegen die Annahme eines Unterschiedes der Geistesanlagen in den Geschlechtern verbindet er auch wieder den Blick in das wirkliche Leben, und der Frage nach Erfahrung genügend macht er die Beispiele ausgezeichneter geschichtlicher Frauen von großem Geist und hoher Gesinnung geltend,

erwähnt Zenobia und Anna Komnena, Elisabeth und Maria Theresia, und stellt mit treffenden Zügen das Bild der großen Katharina gegen das kleinliche Charakterbild Voltaire's, und schließt mit den Worten: „Oder wollen wir der Natur lieber Mißgriffe aufbürden, um unser System zu retten? eher das vierte Gebot in Hinsicht dieser unsrer guten Mutter so gröblich übertreten, als unsre vermeintlichen Standesrechte aufgeben? — Und warum jene Anlagen nicht zur Regel werden? weil sie nicht häufiger entwickelt sind? sind das Fragen? Hat denn unser Geschlecht einen so großen Ueberfluß an edeln Seelen?" —

Also von Hippel über die geistigen Fähigkeiten bei beiden Geschlechtern; und hätte er neben jenen gekrönten Frauen, freilich in etwas anderer Art, nicht noch manche äußerlich minder hoch stehende Frau anführen können, selbst die mit Umsicht und Feinheit den Pflichten ihrer Häuslichkeit vorstehende Hausfrau? Sie nimmt die zarte Kindheit an ihren Busen, kräftigt sie an ihrem warmen Herzen, und führt sie von Stufe zu Stufe mit unermüdeter Geduld. Als die Seele des Hauses hat sie in demselben ihre Welt,

schaltet weise
im häuslichen Kreise,
lehret die Mädchen,
wehret den Knaben;

mit umsichtigem Blick überschaut sie des Hauses Bedürfnisse; pflegt die Kranken und Schwachen; sorgt für die Nahrung und deren Wahl, Reinlichkeit, für Anstand und Selbstbeherrschung bei dem Genuß; für die Bekleidung, deren Zweckmäßigkeit und Sittsamkeit; sie erhält die arbeitenden Kräfte des Hausstandes in Thätigkeit und im Gleichgewicht; Gesinde, Gehilfen und Kinder erfahren ihren beaufsichtigenden Blick, ihre kluge Behandlung; ihr Geist offenbart sich in den Anordnungen des Haushalts, in der Berechnung und Eintheilung der mancherlei kleinern und größern Geschäfte im Hause selbst und dessen nächster Umgebung,

und der auswärtige Geschäftskreis des Mannes liegt ihrem Blicke nicht ganz fern; sie trägt die Sorgen und Mühen für die Erweckung und Entfaltung des Familienlebens, geht allen Hausgenossen mit dem Beispiel weiser Thätigkeit, treuer Pflichterfüllung voran; schlingt um Alle das Band der Eintracht; weiß überall das Nützliche und Angenehme geschickt zu verknüpfen und in Verhältniß zu bringen mit den vorhandenen Vermögensumständen; ihr von Freude oder Gram, Hoffnung oder Sorge feuchtes Auge wacht oftmals noch, wenn ringsum Alles in erquickendem Schlummer liegt, und:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die bangen, kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte;“ —

oder:

„Liegt das Gestern vor dir offen,
Wirkst du heute kräftig frei,
Darfst du auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei,“ —

sind gerade ihres Lebens Wahlsprüche. Bei dieser Thätigkeit nach außen und innen, liegt es ihrer Sorgfalt nun fast ausschließlich noch ob, bei den Kindern die ersten Begriffe und Vorstellungen von Gott und Pflicht zu wecken, ihr Herz mit warmer Liebe zu beleben, ihre Empfindungen u. Gedanken hervorzulocken; sie einzuweihen in Glauben und kindliche Sitte, ihre Hände zu falten und ihre Blicke aufwärts zu richten. Sie lehret sie beten und sich prüfen vor Gott, der die Herzen prüfet und die Gedanken kennet von ferne. So entsteht unter ihrem Einfluß eine Schöpfung voll mannigfaltiger physischer und geistiger Kräfte.

Das Alles ist nur bei einem umsichtigen, raschen, thätigen Verstande möglich. Dieser aber ist eine Kraft, in seiner Thätigkeit sich immer gleich, er mag sich auf Materielles oder Geistiges, auf Irdisches oder Himmlisches richten; nur in Betreff seines In-

haltes verschieden, je nach der Verschiedenheit der Dinge, die seiner Erkenntniß sich darstellen.

Und so ergiebt sich aus dem wichtigen Lebensberufe, welcher durch Gott und Natur dem weiblichen Geschlechte angewiesen ist: daß nämlich die Mütter zufolge ihrer Stellung im Leben der zarten Kindheit die ersten Eindrücke des Guten und Rechten mittheilen, daß sie die Pfleger der Tugend und Kraft eines ganzen Menschenalters sein sollen, — es ergiebt sich hieraus einerseits der objektive Grund des weiblichen Geistes, andrerseits die große Wichtigkeit, denselben naturgemäß für den ihm bestimmten Zweck zu bebauen und zu erheben. v. Hippel sagt mit Bezug auf Erziehung und Unterricht des Geschlechtes: „Man traut den Damen zu wenig zu, wenn man sich Mühe giebt, ihnen Alles in einem Säftchen beizubringen, wenn man ihnen Alles bezuckert und in Nähebeutelformat behändigt, als ob sie so schwach und hinfällig wären, nicht Größeres, als ein Duodez-Bändchen halten zu können. Die Frage: verstehest du auch, was du liesest? wird in der Regel ein Duodez-Männchen von Stutzer weit eher, als ein edles Weib treffen. Wenn gleich die Geistesarbeiten der Weiber fürs erste Basreliefs sind, sie werden weiter kommen; denn nur wir halten ihren Geist am Gängelbande, um sie nicht allein gehen zu lassen. Ein großer Kinderlehrer ließ in ** die Buchstaben in Pfefferkuchen backen, damit die Kinder das A B C in den Kopf bekommen möchten; allein die Jugend bekam das A B C in den Magen und ward krank zu derselbigen Stunde.“

Wohl ist es Zeit, daß man bald immer allgemeiner davon zurückkomme, in den Mädchenschulen Republiken von mehr oder weniger vollendeter Sprech- und Denkfreiheit oder ein geistiges Hotto-Pferdchen-Spiel zu erblicken, bei welchen man alles gethan zu haben glaubt, „wenn nur Gymnasiallehrer und Candidaten, Seminaristen, Tanz-, Sprach- und Musikmeister stundenlang akroamatisiren, sokratisiren, elementiren und dressiren!“ und wenn die jungen Seelen nur herum-

flattern, scherzend und neckend an den Fenstern und Nischen des Tempels der Weisheit, den Nachtfaltern gleich, welche instinktmäßig dem Lichte zufliegen und sich versengen oder gar verbrennen, aber keinen ruhigen sichern Blick thun in das innere Heiligthum und das Licht! Fein säuberlich und niedlich wird vielleicht alles zugespitzt, das Flämmchen der Aufklärung flackert hier und dort, und da und da empor, knisternd, und lieblicher wird das romantische Helldunkel. An freundlichen Leistungen, in einzelnen Zweigen, wird es nicht fehlen, — aber gilt nicht mehr als alles dieses ein fester, allseitiger Zusammenhang in der ganzen Erziehungs- und Bildungsweise, ein durchgreifender Charakter, welcher neben dem reineren Licht der besseren von Männern besorgten Töchterschulen die Grundzüge edler, feiner Weiblichkeit in sich vereinigt und überall in dem Leben der Anstalt sich zu verwirklichen strebt? Und dies, dünkt uns eben, ist nur erreichbar durch und unter Leitung gebildeter Frauen selbst.

Jenen objektiven Wesen der Weiblichkeit und den *reellen* Bedürfnissen der Töchterschulen gegenüber sei es nun verstattet, das Bild von Vorsteherinnen und Lehrerinnen gegenüberzuhalten, wie sie weiblich gebildet und erfahren von der Vernunft etwa dürften erfordert und ideell erkannt werden. Die erfahrene Vorsteherin hat ihren Beruf erkannt von dem reinen, geistig religiösen Standpunkt, darum weiß sie was sie will und erstrebt. Das Ganze der Schule ist nicht ein Wort, damit sie ihre Gutmüthigkeit, Schwäche und Eigennutz beruhigt, sondern es ist die hell und sicher erfaßte Idee der Mädchenbildung, welche sie leitet. Kenntniß des menschlichen Gemüthes und erfahrene Würdigung dessen, was Wissenschaften und Künste für den Zweck der weiblichen Bildung geleistet haben, leiten sie bei der Anwendung ihrer reinen Grundsätze in Erziehung und Unterricht, bei der Bildung des jugendlichen Geistes zur bescheidenen Harmonie aller edeln Kräfte.

Die rasche und sichere Umsicht, wenn sie berathet und anordnet; die hochherzige, liebevolle Sorgfalt, wenn sie die ewigen, dauernden Bedürfnisse ihrer Pfleglinge für Geist und Leib in Berathung zieht, wenn sie das ganze, leibliche und geistige Dasein ihrer Zöglinge nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft liebend umfaßt; die Erfahrenheit in den Gegenständen des menschlichen Wissens und ihrer Handhabung zu dem höchsten Zweck; der psychologische Blick in der naturgemäßen Entwickelung, die Wachsamkeit in der Schirmung des sich entwickelnden Geistes und Verstandes; — der gehalt- und gemüthvolle Fluß der Rede, wenn sie überzeugt; die besonnene Sicherheit, wenn sie unterweist; die ernste Milde, wenn sie straft; die Würde, wenn sie erschüttert; der tiefdringende Blick in das Herz, vor welchem wie vor der heraufsteigenden Morgenröthe die Nebelhüllen der Verborgenheit niedersinken; die hohe Kraft des Herzens, wenn sie aufrichtet die Gebeugten, die Zagenden ermuthigt, die Traurigen tröstet, den Leidtragenden hilft; die Weihe und die Lebensfülle ihrer Seele, wenn sie in die ersten Lehren der Sittlichkeit einweiht und mit sich zu den Vernunftbegriffen von Gott, Pflicht und Offenbarung emporzieht, im Lichte des geoffenbarten Christenthums und des geweihten Glaubens die Verhältnisse der Welt, die Zeiten und Geschlechter der Menschheit vor den geöffneten Blicken der Jugend vorüberführt; — nicht diese einzelnen Geistesgaben in ihrer Vollendung begründen die Geschicklichkeit zu dem hohen Beruf, sondern ihrer aller wohlthätige Vereinigung und harmonische Hinrichtung auf den Einen höchsten Zweck, nämlich: eine geistige Schöpfung einer Fülle der mannigfaltigsten, segnenden Kräfte, für dieses und jenes Leben zu vollenden. Der verbindende, feste Grund aber dieses mannigfaltigen Geisteslebens ist eine besonnene, durch Christum geheiligte Religiosität. Diese verleiht einerseits allen Aeußerungen des geistigen Lebens eine gewisse Beleuchtung, oder bil-

bildet eine gewisse Grundstimmung derselben, ist als solche diejenige Beschaffenheit des Seelenlebens, in welcher alle Kräfte desselben, die anspornenden und die auflösenden, die kräftigenden und die schmelzenden, die empfangenden und die bildenden sich zu einem segnenden Gleichgewicht ausgeglichen haben. Denn auch in der moralischen Natur giebt es eine segnende Mitte; die isolirte Kraft treibt zum Extreme, der isolirte Verstand ertödtet das Herz; ein gewisses, religiöses Temperament, möchten wir fast sagen, wird die Kräfte zum wohlthätigen Gleichgewicht heben und spannen, oder senken und auflösen. Dann nur artet Klarheit nicht in Seichtigkeit, Natürlichkeit nicht in Plattheit, Milde nicht in Schwäche, Liebe nicht in Sinnlichkeit, Scharfblick nicht in grübelnde Zweifelsucht, Erkenntniß nicht in charakterlose Vielwisserei, Selbstliebe nicht in Eitelkeit und Prahlsucht, Klugheit nicht in List, Kraft und Ernst nicht in Rohheit und Härte aus. Andrerseits aber wird die durch Christum geheiligte Religiosität dem Gemüthe auch den objektiven Gehalt eines Glaubens mittheilen, welcher seines Gegenstandes, seines Inhaltes und seiner Kraft sich bewußt ist, eines Glaubens, dessen belebender Mittelpunkt die evangelische Lehre ist vom Vater, Sohn und Geist, als welche sich wesentlich auf das Verhältniß der Gottheit zu den Menschen in der christlichen Erlösungsanstalt bezieht, und gleichsam in einem Brennpunkte alle die Beziehungen zusammenfaßt, in welche Gott durch das Evangelium zur Menschheit getreten ist. Die Segnungen der Heilsanstalt Jesu Christi, ausgegangen von Gott, der unendlich schöpferischen Liebe, vermittelt für die Menschen durch Jesum, welcher das Hauptwerk der Liebe in der Gründung des Gottesreiches auf Erden vollzog, fortgeführt durch den göttlichen Geist, der von dem Vater und Sohne ausgeht, — diese Segnungen im erleuchteten und geweiheten Glauben erfaßt, werden als ein objektiver Gehalt das Herz erfüllen, die Erkenntniß beleben, die ganze Seele ergreifen,

tragen, erheben, durchdringen, weihen und begeistern mit dem heiligen Geiste Gottes.

Da bildet sich dann ein Verhältniß zwischen Lehrerinnen und Schülerinnen, wie es vielleicht bei den Knabenanstalten, welche sämmtlich zugleich für äußere Zwecke zu wirken gedrungen sind, schwieriger und seltener in das Leben treten dürfte. Immer sicherer, immer heller, immer kenntlicher stellt sich aus den Mannigfaltigkeiten des Einzelnen das bleibende, unvergängliche Wesen in wenigen, wahren, geheiligten Meisterzügen heraus. Gemüthlicher Ernst und geläuterte Milde, innige Theilnahme, weiches Mitgefühl, Mitfreude und Mitleiden, klares und lebhaftes Erkennen des vorgesteckten Zweckes, entschiedenes, emsiges und allseitiges Wirken für denselben, und daneben eine feine, umfassende und edele Bildung in Erziehung, Wissenschaft und Kunst werden die Erziehungs- und Bildungskräfte sein, unter denen die weibliche Jugend gedeihen soll, gut und verständig. Da bleibt entfernt der beschränkte Blick auf die beschränkten Verhältnisse vorüberflatternder Bedürfnisse. Ueberall ist das ganze Menschenleben Gegenstand der erfahrenen Pflege und kenntnißreichen Wartung, der ganze Mensch mit seiner leiblichen und seiner Seelenwohlfahrt, mit seinen kleinsten, wie mit seinen größten Bedürfnissen, mit seinen Befürchtungen und Sorgen, wie mit seinen Freuden und Hoffnungen, mit seinen nichtigen und wesenhaften Beschäftigungen, mit seinen Vergnügungen und Genüssen, wie mit seinen Entbehrungen und seiner Resignation. Vertrauen zur Menschenerziehung ist der Lehrerinnen Kraft und Freude. Ferne bleibt das Schwanken und Altern der Grundsätze, so lange in Allen und über Allen der eine Geist edel und umsichtig gebildeter Weiblichkeit schwebt. Fromm und umsichtig gebildete Weiblichkeit aber, wir wiederholen nochmals das Wort v. Hippels, ist von der Natur vorzugsweise zu dem großen Erziehungsgeschäfte bestimmt; „darum versah sie das Weib mit den nöthigen Anlagen und

Fähigkeiten, mit den empfänglichen Sinnen, den feinsten Empfindungen in der edelsten Sprache, selbst im Kleinen und Zufälligen das Wahre vom Falschen, das Aechte vom Scheinbaren zu unterscheiden."

So sollte also in der That ein Zweifel darüber nicht stattfinden, ob das weibliche Geschlecht den wissenschaftlichen Unterricht gründlich und zweckgemäß an den Töchterschulen zu ertheilen im Stande sei. Es ist befähigt dazu durch „seine empfänglichen Sinne und den sichern Takt, das Aechte vom Scheinbaren zu unterscheiden" und durch den in andern Verhältnissen sich beurkundenden Verstand. Wenn aber Lehrerinnen und Erzieherinnen so nothwendig sind, so ist es allerdings ihre innere Würde, bedingt durch ihre allseitige Ausbildung, noch mehr. Lehrerinnen sind nöthig; denn es kann der Mann unmöglich das Amt der Erziehung bei Mädchen in allseitiger Ausdehnung erfüllen, in gar vielem Betracht nicht ihr Lehrer, Berather, Helfer sein. Aber nothwendiger ist der Lehrerinnen innere Würde und gediegene Durchbildung. Denn es kann die Ungebildete und Unerfahrene viel in den jungen Gemüthern verknüllen, was auch die geschickteste Pädagogik kaum wieder auszuglätten vermöchte; es kann die der nöthigen Erfahrung für den Beruf Ermangelnde nur zu leicht den Kern der jungen Gemüther auflösen und durchwässern, und der geringe feste Gehalt, den sie in ihnen hervorbringt, wird immer wieder von der Alles durchrieselnden Nymphe unterwühlt. Eine allseitige Ausbildung des Gemüths nicht weniger als des Verstandes und der Vernunfterkenntniß wird die Grundlage sein müssen, darin sich die segnende, erfolgreiche Lehrgabe gewandt und leicht bewegen muß; aber auch diese Lehrgabe wird zuvor einer mehrjährigen Uebung und Anweisung bedürfen. Irrwege sind sonst unvermeidlich und vielleicht nirgends so unheilbringend und erfolgreich, als gerade in dieser Angelegenheit, weil eben, wie oben gezeigt worden, das weibliche

Geschlecht zur Erziehung seines Menschengeschlechtes berufen ist. Die ausgezeichneten Genien des menschlichen Geschlechtes aber, welche nach der alten Dichtung, bevor ihre Seelen zur Erde sich herabließen, der Vater der Götter vor seinen Thron berief, ihnen den Nektarbecher noch einmal reichend, daraus sie ewig lebendiges Gedächtniß der himmlischen Vollendungen tranken und welchen dann in der Wiege Apollo den Mund öffnete und die scharfblickende Minerva das Auge; — wären sie nur häufiger, als sie es sind! nimmer aber sollten gerade sie auch die menschliche Unterweisung verschmähen! Oder mit andern Worten: der heilige Geist schafft wohl große Dinge und wirket die Seligkeit. Aber um je höher Einer auf der Leiter zum Himmel steht, um so freudiger wird er auch menschliche Unterweisung begrüßen, besonnen prüfen und das vor Gott, Gewissen und der h. Schrift Erprobte mit Herz und Geist erfassen. Die Nothwendigkeit der Seminare für Lehrerinnen ist darum wohl so außer jedem Zweifel, daß sie ziemlich allgemein schon beachtet und erkannt sein dürfte.

Die Einrichtung derselben würde in manchen Punkten, namentlich die Unterrichtsgegenstände betreffend, mit der der männlichen wohl übereinstimmend sein dürfen; jedoch würde auch für die Wahl der Unterrichtsgegenstände und für den Grad, bis wohin dieselben auszudehnen seien, hier noch der Umstand dürfen mit in Erwägung gezogen werden: daß für die wissenschaftliche Ausbildung männlicher Lehrer zu verschiedenen Zwecken auch verschiedene Anstalten, Universitäten, Seminare, Oberlandesseminare, Abhaltung der Probejahre u. s. w. getroffen sind, daß aber ein weibliches Seminar auf die Erreichung der verschiedenen Zwecke, die in der weiblichen Bildungssphäre gegeben sind, wo möglich hinführen müsse. Bliebe auch die Erziehung von Elementar-Lehrerinnen das am meisten gefühlte und zunächst zu befriedigende Bedürfniß, so würde durch eine organische Einrichtung

des Institutes daneben auch eine höhere Bildung, als die für jenen Zweck erforderte, gefördert werden können, also daß dasselbe zugleich die Stelle einer Hochschule ausfüllt, aus welcher Lehrerinnen für die höheren Töchterschulen hervorgehen könnten. Der nächste wesentliche Vortheil würde der sein, daß in kurzer Zeit eine bedeutende Anzahl tüchtig vorbereiteter Lehrerinnen auch in den kleinern Städten das Geschäft der Bildung der weiblichen Jugend übernehmen und nach einem zweckmäßigen Plane und nach wichtigen Grundsätzen durchführen könnten. So würde die Begründung des erwähnten Institutes höchst segensreich für die Provinz werden. Und würden die hier so Gebildeten auch später nicht veranlaßt, als Lehrerinnen wirksam zu werden, welche Vortheile lassen sich erwarten, wenn eine Zahl tüchtig gebildeter Hausfrauen dereinst in vielen Familien nützlich werden! Je mehr die erste Bildung der Knaben von der Mutter ausgeht, um so mehr ist es wünschenswerth, durch zweckmäßig gebildete Mütter ein Vorschreiten zu einer von den Familien selbst ausgehenden Bildung vorzubereiten u. einzuleiten.

Aber abgesehen von der wissenschaftlichen Gestaltung der weiblichen Seminarien, würde vor allen die, wir wollen sagen, ökonomische Einrichtung eine ganz andre sein müssen, als die der männlichen. Daß der junge Mann während seiner Bildungsepoche allein dastehe und vereinzelt in der Welt, bringt die gegenwärtige Beschaffenheit der bürgerlichen Verhältnisse, ja selbst der männliche Genius mit sich; daß aber den in der Welt Vereinzelten die Gattin wieder in den gemüthlichen Verband mit Haus und stillem Lebensglück zurückführe, ist eine nicht ungerechte Erwartung; daraus und aus der Bestimmung der Menschheit überhaupt ergiebt sich die Häuslichkeit des Weibes als vor allem wichtig. Es war nicht Barbarei, obwohl eine dem Mißbrauch und der Härte ausgesetzte Einrichtung, wenn schon die Alten den Mittelpunkt des Hauses als das vorzugsweise Heiligthum der Frauen ansahen;

es war mindestens eine sinnreiche Sitte, welche auf die weibliche Herrschaft in dem Mittelpunkt edler Häuslichkeit hindeutete. Darum würde bei der ökonomischen Einrichtung eines den Bedürfnissen entsprechenden Seminars für Lehrerinnen darauf vorzüglich zu achten sein, daß neben der wissenschaftlichen Ausbildung der Sinn der Häuslichkeit erhalten, bewahrt, gefördert und allseitig entwickelt werde. Das aber würde durch Errichtung von gemeinsamen Wohngebäuden unstreitig am wenigsten erreicht werden, am besten nur durch das Leben in und mit erprobten, guten Familien selbst, in denen den Lehrschülerinnen eine Aufnahme zu erwirken wäre.

Wie nun dieser angegebene doppelte Zweck, jener wissenschaftliche und dieser ökonomische, am besten erreicht werden möge, ist offenbar sehr von örtlichen Umständen abhängig. Trefflich wird er da erreicht werden können, wo das Seminar sich an eine gute Töchterschule anschließt, also daß die in der Schule selbst erzogenen Mädchen, wenn sie Beruf und Lust zum Erziehen ihrer jüngern Schwestern empfinden, dann als Lehrende noch einmal den Kursus der Schule durchmachen, in der untern Klasse beginnend und mit jedem Halbjahre in eine höhere Klasse fortschreitend. Werden sie nun freilich in manchen Stunden nur zugegen sein, um der Lehrmethode der wirklichen Lehrerinnen hörend oder hie und da mit eingreifend zu folgen, so wird eben dies, bei erforderlicher Beaufsichtigung, sehr zweckdienlich und in manchen Stunden (Religion, Geschichte) für die Erweiterung der Kenntnisse selbst unerlaßlich sein. Andre Unterrichtsstunden, wie über Pädagogik, Methodik u. s. w. würden den Lehrschülerinnen gesondert von der übrigen Schule zu ertheilen sein. Immer aber würde der Anschluß des Seminares an eine höhere Töchterschule viele Vorzüge haben; denn: „ein Seminar ohne Schulklassen zur Uebung im Unterrichten ist ein Treibhaus.“ (Ein Beitrag zur Beförderung des Schulwesens zunächst des Schlesischen.

8. 1822 (Görlitz b. Zobel.) Dann aber würden durch die Schule sich die besten Gelegenheiten darbieten, die Lehrschülerinnen in anständigen, bürgerlichen Familien unterzubringen, wo sie bei der Aufsicht über die jüngern Kinder die Mütter unterstützend von diesen auch zu häuslichen Geschäften würden angeleitet werden.

Jedoch belehrender als das Raisonnement a priori wird auch hier die Erfahrung sein, wie sich diese in jener oben schon erwähnten Schule der Provinz Preußen darbietet. Diese Schule, durch die allseitig ausgebildete Direktionsgabe der Vorsteherin mit einer sicheren organischen Einrichtung versehen, ist seit 16 Jahren fast ausschließlich von weiblichen, aus ihr selbst hervorgegangenen Lehrkräften besorgt, und es soll gegenwärtig, nach dem Vorschlage der Vorsteherin, ein mit der Schule in Verbindung stehendes Seminar in das Leben treten. Jüngst durfte die Vorsteherin derselben öffentlich das Bekenntniß ablegen (der letzte Landtag hatte in Danzig schon edelmüthigst den Plan des zu gründenden Seminars aufgenommen und unterstützt): „Unter meiner Leitung hat sich die städtische Töchterschule unter Schwierigkeiten mancherlei Art allmählig entwickelt und immer fester gestaltet, so daß sie jetzt, ich darf es frei bekennen, in lebenvoller, organischer Wirksamkeit dasteht. Die Gesang- und Industrielehrerin ausgenommen, sind die übrigen 7 Lehrerinnen, welche außer mir wissenschaftlichen Unterricht ertheilen — in den beiden obern Klassen werden bis jetzt noch wöchentlich 13 Lehrstunden von Männern besorgt — ganz unter meiner Leitung und größtentheils in häuslicher Verbindung mit mir gebildet worden. Sie mußten nach nöthiger Vorbildung ihr Lehrgeschäft in der untersten Klasse beginnen, während des jährigen Kursus sich für die nächste Stufe vorbereiten, und gingen mit den versetzten Schülerinnen in die höhere Klasse über; natürlich fingen sie nur mit einigen Unterrichtsgegenständen in Sprachen, Rechnen, Zeichnen an. Hierin fest und zur höhern Klasse vorgeschritten

kam jährlich ein neuer Unterrichtsgegenstand an die Reihe, wieder in der untersten Klasse anhebend und so fortschreitend. Dadurch blieben die Lehrerinnen mit allen Stufen der Kinderwelt in Berührung, das mechanische Festrennen in demselben Lehrfache und in demselben Lehrkreise wurde vermieden, die eigene fortschreitende Lebensentwickelung der Lehrerinnen auf naturgemäße, nicht zu schwere Weise befördert. So hat denn die Schule mit Gottes Beistand für ihre Lehrkräfte selbst sorgen können und wird es auch ferner."

Von einer Königl. hochverordneten Behörde aber ward über die Leistungen dieser Anstalt kürzlich geurtheilt wie folgt: „Mit Ausnahme der hiesigen städtischen höhern Töchterschule wird von keiner einzigen im höhern Umfange das geleistet, was nach den Anforderungen des Bildungsstandes im Allgemeinen mit Recht verlangt werden kann. Hinsichts der Befähigung der *** zur Leitung der von ihr beabsichtigten Lehrerinnen-Bildungs-Anstalt erlauben wir uns Folgendes gehorsamst zu bemerken. Fr. *** ausgerüstet mit ausgezeichneten Kenntnissen und einer seltenen Lehrgeschicklichkeit und einer würdevollen Persönlichkeit, die bei ihrem raschen Ueberblick sie ganz zur Vorsteherin einer größern Bildungsanstalt eignet, darf als die Schöpferin der ihr seit 16 Jahren vertrauten Anstalt betrachtet werden. Von der Zeit ihrer Wirksamkeit am hiesigen Orte datirt sich eine allgemeine Verbesserung in dem Jugendunterrichte des weiblichen Geschlechts, da ihre Einwirkung sich mittelbar auch auf einen großen Theil der übrigen Mädchenschulen erstreckt, indem diese, wenigstens nicht der äußern Einrichtung nach, zu bedeutend hinter der neu errichteten Anstalt zurückbleiben durften. Unter ihrer Leitung hat sich die städtische Töchterschule unter Schwierigkeiten mancherlei Art allmählig entwickelt und immer fester gestaltet, so daß sie jetzt in lebenvoller, organischer Wirksamkeit dasteht."

Da aber die Aufmerksamkeit des Publikums zur Zeit sich immer mehr dem Mädchenschulwesen zuwandte und unter umsichtiger Mitwirkung der Vorsteherin die Ansicht immer allgemeiner ward: daß in Wahrheit wohl das andere Geschlecht vorzüglich zum Erziehungswesen berufen sei, so fanden sich schon seit längerer Zeit unter den Schülerinnen mehr, als die Schule selbst bedurfte, welche als Lehrschülerinnen aufgenommen zu werden wünschten. Die Vorsteherin reichte deswegen folgende Eingabe an die hochverordnete Kön. Behörde ein: „Nun zeigen sich aber unter den Schülerinnen mehre, als die Schule selbst bedarf, welche sowohl Anlage, als frommen Sinn und Wunsch haben, Bildnerinnen ihres Geschlechts zu werden; treten diese auch mit Schulkenntnissen wohl ausgerüstet aus ihrem Schulkreise, so sind sie doch zu Lehrerinnen, besonders in Stadtschulen, noch nicht reif; wollten sie es sein, so müßten für die gute Sache nur Nachtheile entstehen, und große Irrwege scheinen mir unvermeidlich. Aus eigenen Mitteln würden die Eltern derselben (mit einzelnen Ausnahmen vielleicht) die Kosten der weitern Ausbildung nicht bestreiten können, und daher sei es mir erlaubt, mich in den glücklichen Fall zu setzen, daß Eine Kön. Hochl. Regierung mir für jede Lehrschülerin zur Beköstigung und Kleidung jährlich 130 Thaler auf 2 Jahre bewilligt hätte. Alsdann würde ich aus allen meinen Schülerinnen 6 recht würdige auswählen, welche durch dreijährigen Unterricht in der ersten Klasse, etwa im Alter von 16 bis 17 Jahren, ihre Schulbildung beschlossen hätten. Sie würden in Pension gegeben und als Lehrschülerinnen mit dem Hause in Wechselwirkung bleiben, würden bei der Aufsicht über die jüngern Kinder die Mütter unterstützend von diesen auch zu häuslichen Geschäften angeleitet werden, und so die Bildung für das Leben durch das Leben selbst gewinnen" u. s. w. In der Anstalt selbst sollten diese Lehrschülerinnen zur eigenen Weiterbildung an den wichtigsten Stunden der ersten Klasse, namentlich an den

Religionsstunden, noch Antheil nehmen, und in einem 2jährigen Kursus stufenweise, in Verbindung mit den Lehrerinnen der Klassen, unter Leitung und Oberaufsicht der Vorsteherin etwa 6 Monate in jeder Klasse (in 2 Jahren also durch alle 4 obern Klassen) zum Lehren angeleitet werden. Wöchentlich will die Vorsteherin dazu einen Abend widmen, den Lehrschülerinnen sowohl durch Unterhaltung als Lektüre eine Anleitung zur theoretischen Uebersicht ihres ganzen Berufs zu gewähren, und auch die häuslichen Beschäftigungen derselben so beaufsichtigen und leiten, daß der Hauptzweck der moralischen und praktischen Ausbildung für den künftigen Beruf möglichst erreicht werde. Der nächste wesentliche Vortheil dürfte sein, daß in kurzer Zeit eine bedeutende Anzahl tüchtig vorbereiteter Lehrerinnen nicht blos am Orte, sondern auch in den benachbarten Städten das Geschäft der Bildung der weiblichen Jugend übernehmen und nach einem zweckmäßigen Plane und nach wichtigen Grundsätzen durchführen könnten. So würde die Begründung des erwähnten Institutes höchst segensreich für die Provinz werden.

Wohl dürfte daher es jedem Freunde der Menschheit erwünscht sein, wenn auf obenerwähnten Antrag auch von Seiten eines hohen Ministerii, an welches, so hören wir, über diese Angelegenheit berichtet ist, die Zusage einer höchstgeneigten Unterstützung erfolgen könnte. Diese Angelegenheit, bereits durch die ehrenvollste und begeisterte Einstimmigkeit eines Landtages aufgenommen, des Beifalls eines hohen Ministerii gewürdigt, erweckt somit das Vertrauen, es werde dieselbe hohe Weisheit, welche so Manches mit schöpferischer Kraft herrlich und segnend in das Leben rief, auch dieser theuern Angelegenheit liebend sich zuwenden und für ihre Sorgfalt sich die Verehrung eines begeisterten Landtages, den Dank einer das Vaterland liebenden Stadt u. die fromme Pietät der Jugend bereiten.

V. Sendschreiben an Herrn Direktor Preuß.

Sie haben, lieber Herr Direktor, in dem Juni-Heft unserer Provinzial-Blätter Bemerkungen über meine gegen Herrn Med.Rath Lorinser gerichtete Schrift abdrucken lassen. Sie haben mir dadurch einen zwiefachen Dienst erwiesen, wofür ich Ihnen aufrichtig danke.

Der erste Dienst besteht darin, daß gerade Sie sich mit meiner Widerlegung einverstanden erklären, Sie, der Sie selber Schulmann sind, also im Allgemeinen urtheilen können, — Sie, der Sie Schüler des Friedrichskollegiums sind, also auch insbesondere über diese Anstalt und das, was ich als Vorsteher derselben gesagt habe, urtheilen können, — Sie, der Sie nicht als mein Lobredner auftreten, sondern um mir den Vorwurf einer unerwiesenen, unerweisbaren und darum ungerechten Beschuldigung der Elementarschulen zu machen. Beiläufig geben Sie dadurch auch noch ein beachtenswerthes Beispiel, wie der ehemalige Schüler, wann er in Aemter und Würden getreten ist und sich zum Widerspruche gegen seinen Lehrer verpflichtet fühlt, diesen ohne Beleidigung vorzutragen vermag, eine Humanität, die leider nicht immer der Erfolg der Humanitätsstudien ist.

Wie erwünscht mir Ihre Beistimmung ist, mögen Sie, lieber Herr Direktor, aus Folgendem abnehmen. Als ich zuerst erfuhr, daß die Direktoren und die Lehrerkollegien der Gymnasien ihr Gutachten über die Lorinsersche Schrift einreichen sollten, da — ich bekenne es frei — da besorgte ich weniger Gefahr von dieser Schrift als von dem Gutachten. Du hast, sagte ich zu mir selber, seit 35 Jahren — denn so lange bin ich öffentlicher Lehrer — gar manchen Schulmann theils

persönlich, theils aus seinen Schriften kennen gelernt, andere aus den Prüfungsakten ihrer Gymnasien, andere indem du sie für ein anzutretendes Amt zu prüfen oder ein Colloquium mit ihnen zu halten hattest, und noch andere auf noch andere Art. Wie viele von diesen haben gegründeten Anspruch auf den Namen eines Pädagogen? Wie viele treibt ein innerer Beruf unwiderstehlich zu den Studien und — was nicht fehlen darf — zum Unterrichten? Wie viele sind wahrhaft gebildet, nicht einseitig und engherzig, noch genau abmessend, mit wie geringen Kenntnissen sich allenfalls durchkommen lasse? Wie viele sind entschlossen durch Beispiel und Aufopferung, ohne welche ich mir keinen wahren Lehrer in unserer Zeit denken kann, die Erziehung zum Unterrichte hinzuzufügen? — Ich wußte mir auf diese Fragen wenig Tröstliches zu antworten. Die Mehrzahl der jungen Männer läßt schon bei ihrem Eintritt in das Lehramt sehr wesentliche Erfordernisse eines tüchtigen Lehrers vermissen, und mancher, der für die Zukunft etwas versprach, schlägt um, ermüdet und fühlt nur den Zwang des Amtes und des Schullebens ohne einen inneren Ersatz, so daß er gern die Schule mit dem Rücken ansähe, wenn sich nur gleich ein anderes bequemeres Amt darbieten wollte. Nun wird plötzlich die Beschwerde über zu viele Lehrgegenstände und zu viele Lehrstunden erhoben und der Lehrstand soll über diese Beschwerde ein Gutachten abgeben. Was steht da zu erwarten? Was sonst, dachte ich, als daß man *sagen* werde, Herr Lorinser habe ganz Unrecht, und daneben doch alles *thun* werde, um Herrn Lorinser ganz Recht zu geben? Die Vortheile, die dies Recht gewährt, sind ja lockend genug, wenn ein Lehrer nämlich etwa wöchentlich 3 bis 4 Stunden weniger hält, ein Paar Stunden durch eingegangene Korrekturen gewinnt, jede Lehrstunde auf 45 Minuten herabsetzt, und, da dann das doch noch nicht Muße genug gestattet, die Ferien von 9 auf 12 Wochen aus-

dehnt. Das ungefähr waren die Gedanken, die mich quälten, als ich von einem Gutachten der Lehrer hörte. Daß sie mich nicht ohne Grund quälten, hat sich bereits gezeigt; ob sie aber ganz in Erfüllung gehn sollen, das wird zum Theil von denjenigen Lehrern abhängen, welche diesen Namen in der That verdienen. Unterschreiben sie kein im obigen Sinne geradezu oder versteckt abgefaßtes Gutachten, sondern legen ihr Separatvotum bei, so werden die Behörden sehr bald wissen, woran sie sind. Ueberhaupt bin ich der festen Ueberzeugung, daß man von einem Lehrerkollegium zwar die Erklärung fordern kann, ob dasselbe bemerkt, daß die Unterrichts- und Arbeitsstunden der Gesundheit der Schüler nachtheilig werden, keineswegs aber ein Urtheil über die Zahl und die Ausdehnung der Lehrgegenstände. Nicht einmal in seinem eignen Fache ist der Lehrer hier ein vollgültiger Urtheiler, weil er nur sein Fach übersieht, nicht aber alle, nicht ihr inneres Verhältniß. Wie will er nun vollends über die ihm fremden Fächer urtheilen? Man kann wahrlich Gott danken, wenn man 10 Jahre Lehrer und 10 Jahre Direktor gewesen ist und dann ein wohlbegründetes Urtheil über Gegenstände der obigen Art aussprechen kann. Woher hat also in unsern Tagen — ich will nicht sagen — fast jeder Lehrer, sondern fast das ganze Publikum sein Urtheil über die schwierigsten Angelegenheiten der Gymnasien? Sonst mußte man ackern, säen, Gott um Gedeihen bitten, und konnte dann viel oder wenig ärndten; jetzt sind die Früchte wo möglich schon vor der Saat reif, recht nach dem Götheschen Worte:

> Selbst die Wissenschaft verlieret
> Nichts an ihrem raschen Lauf,
> Denn bei uns was vegetiret,
> Alles keimt getrocknet auf.

Es sollte mich freuen, wenn Sie, lieber Herr Direktor, mir auch hierin beistimmten, wiewohl Ihre Stellung

von der meinigen verschieden ist, und ich wünsche, daß Sie bessere Erfahrungen in der Ihrigen gemacht haben mögen, als ich in der meinigen. Doch ich muß nun auch des andern Dienstes gedenken, den Sie mir erwiesen haben.

Sie geben mir nämlich Gelegenheit mich über eine Stelle meiner Widerlegung des Herrn M.R. Lorinser zu erklären und zu zeigen, daß sie entweder gar keinen Vorwurf für die Elementarschulen enthält, oder doch nicht den, welchen Sie, lieber Herr Direktor, darin finden. Erlauben Sie, daß ich etwas weiter aushole.

Als ich vor 26 Jahren die Direktion des Friedrichskollegiums antrat, besaß diese Anstalt selbst eine Elementarschule, nämlich die sogenannten Deutschen Klassen. Diese, wie die ganze Anstalt, befanden sich in einem sehr traurigen Zustande, und man rieth mir jene eingehn zu lassen, da man sich ohnehin für die Zukunft eine musterhafte Einrichtung des Elementarschulwesens versprach. Es war die Zeit, wo Zeller hieher gekommen war. Ich glaube mich auch nicht zu irren, wenn ich sage, daß Königsberg nicht nur für seine höheren Lehranstalten, sondern auch für die Elementarschulen auf eine rühmliche Weise sorgte und noch sorgt — in so fern dies durch Geld und Vermehrung der Anstalten geschehn kann. Allein beides reicht begreiflicherweise nicht zu, und ich fürchte sehr, lieber Herr Direktor, mein obiges Klagelied wird auch bei Ihnen den Uebelklang der gleichnamigen Saite erweckt haben. Oder sind Sie und die übrigen Seminardirektoren wirklich mit Ihren entlassenen Seminaristen so besonders zufrieden? Ist nicht die Klage über die Anmaßung der heutigen Elementarlehrer hier wie in Deutschland ganz allgemein? Und doch was hat ein Elementarlehrer weniger Ursach zu sein als anmaßend! Die Kammerdiener und Wachtmeister haben also zwar den Seminaristen Platz gemacht, aber diese lassen noch viel

zu wünschen übrig. Das wäre Ein bedeutender Punkt. Der zweite betrifft die Frequenz der Elementarschulen. Sonst schickte man die Kinder in die Schule oder behielt sie zu Hause. Da kamen denn die Kinder der sorgfältigern Eltern und die Taugenichtse blieben weg. Jetzt findet eine Art Schulzwang statt, und es kommen ordentliche Kinder und Taugenichtse bunt gemischt in die Schule. Soll ich noch fragen, ob häufiger die Guten die Bösen bessern, oder die Bösen die Guten verschlechtern? Eine jetzige Elementarschule ist also aus zwei Gründen schwer zu behandeln, einmal weil sie zu zahlreich ist, sodann, weil sie zu viele böse Buben zählt. Aber der Unterricht und die Lehrgegenstände, werden Sie sagen, haben doch sehr gewonnen. — Ich mag darüber nicht urtheilen. Es wird Vielerlei gelehrt und die Kinder in den bessern Elementarschulen wissen auch Vielerlei, ob sie aber sittlicher und frommer sind als sonst, das ist wenigstens noch fraglich. Vor einem Jahre fuhr am Montage nach einer Konfirmation ein großer Wagen voll Neu-Konfirmirter aufs Land, um die Nachfeier zu halten, zu welchem Behufe sie sich vor jedem Wirthshause Brandwein in großen Gläsern reichen ließen, bis sie alle betrunken waren. Das ist eine Einzelnheit, wonach es unbillig wäre Alle zu beurtheilen. Aber lassen sich nicht ähnliche Züge genug anführen? und geschah dergleichen auch sonst? Selbst die Gewerbfreiheit dürfte nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das Elementarschulwesen bleiben. Der Elementarlehrer hat jetzt in der That einen schweren Stand.

So ist es denn gekommen, daß ich seit 26 Jahren, zwar aus Elementarschulen für Kinder der gebildetern Stände, ja selbst aus Schulen, die von Frauenzimmern geleitet werden, 7- bis 8jährige Knaben erhalten habe, die hinreichend für Sexta vorbereitet waren, aus den gewöhnlichen Elementarschulen aber 11- bis 13jährige, die für Quinta zu unwissend waren, und — falls ich

sie nicht geradezu abweisen mußte, selbst in Sexta keine sonderliche Rolle spielten. Frage ich die Eltern, warum sie die Kinder so spät bringen, so ist die regelmäßige Antwort: „Herr N. N. sagt, es sei noch Zeit genug; er hat den Knaben nicht eher entlassen wollen. Er kann ja aber auch schon Latein" Ich examinire, und der Knabe kann wirklich die beiden ersten Deklinationen. Antworten auf andere Fragen erfolgen nur, wenn sie sich mechanisch geben lassen, sonst nicht.

Es liegt unwiderleglich am Tage, daß so die Eltern getäuscht sind, den Knaben ein Paar der glücklichsten Lernjahre verdorben sind, und dem Gymnasium Schüler entzogen sind, aus denen mit Gottes Beistand ein guter Student werden konnte. Dies nun ist und bleibt zu tadeln. Auch habe ich diesen Mißbrauch angezeigt, es ist aber nichts weiter erfolgt, vermuthlich, weil die Eltern selber zusehn mögen. Ich habe auch, um wohl vorbereitete Knaben für Sexta zu gewinnen, auf die Anlegung einer Elementarklasse des Friedrichskollegiums angetragen, bin aber auch hier auf Schwierigkeiten gestoßen, die ich auf sich beruhen lasse.

Sind nun 11- bis 13jährige Knaben, die nur für Sexta reif sind, die beiden ersten Deklinationen wissen, und eine Reihe mechanischer Antworten geben können, in der That abgestumpfte und verwahrloste Sextaner, und darf das Friedrichskollegium selber keine Elementarklasse anlegen, was kann ich anders thun als fordern:

> Man sorge für Elementarschulen, die den Gymnasien brauchbare, und nicht schon abgestumpfte und verwahrloste Sextaner zuführen?

Dies heißt ja keinesweges: Man sorge daß unsere vorhandenen Elementarschulen ihre Schüler so unterrichten, daß sie als brauchbare Sextaner in die Gymnasien eintreten können. Dies ist, wie auch Sie, lieber Herr

Di-

Direktor, bemerken, gar nicht die Aufgabe der sogenannten Elementarschulen. Ich habe es daher ganz unbeurtheilt gelassen und lasse es auch jetzt unbeurtheilt, ob unsere Elementarschulen nicht ihren eigentlichen Zweck vollkommen erfüllen. Denn selbst, was ich oben sagte, soll ihnen nicht zum Vorwurf gereichen und mag noch andere und richtigere Ansichten gestatten als die meinigen. Nur das Eine tadle ich, daß einige Elementarschulen (richtiger untere oder niedere Volksschulen) Schüler für die Gymnasien vorbereiten, und, da dies nicht ihre Aufgabe ist, sie schlecht vorbereiten und abstumpfen. Wie man auf das Fundament zu einer Scheune keine Kirche bauen kann, so läßt sich auf die niedere Volksschule kein Gymnasium gründen. Der Elementarschüler in seinem Kreise kann viel weiter sein als ein Sextaner und dennoch kaum einen Platz in Sexta verdienen. Darum sollte jeder des Schuster bleib bei deinen Leisten! eingedenk sein, und namentlich diese so häufige Vorbereitung für die Gymnasien ein Ende nehmen oder genügender ausfallen.

Indem ich hoffe mich von einem unverdienten Vorwurfe der Ungerechtigkeit gereinigt zu haben, bin und bleibe ich,

lieber Herr Direktor,

Ihr aufrichtiger
F. A. Gotthold.

Königsberg, den 20. Juni 1836.

VI. Der Schaden und Nutzen der Raubvögel. Zugleich ein Beitrag zur Naturgeschichte dieser Vögel.

Vom Prediger Löffler in Gerdauen.

Seit undenklichen Zeiten verfolgt man mit Recht alle die Thiere, die dem Wilde schädlich sind und dasselbe zu sehr vermindern würden, und so sind auch die Raubvögel nicht ausgenommen, sondern werden unstreitig unter allen, dem Wilde schädlichen und für schädlich gehaltenen Thieren am meisten und eifrigsten, ich möchte fast sagen, von allen Menschen, die ihnen näher sind, verfolgt, was wohl besonders daher kommen mag, daß die Jagdbesitzer an die Königl. Forstämter jährlich eine bestimmte Anzahl sogenannter Raubvögelklauen abliefern und für die fehlenden Geld zahlen müssen; sonst aber ist es gleich von welchem Raubvogel sie sind. Daher ist jeder Jäger angewiesen und bemüht, so viel als möglich Raubvögel zu erhalten und zu tödten. Dadurch kennt auch der gemeine Mann, dem oft sonst kein Vogel bekannt ist, der auch nicht die Eule von dem Falken unterscheiden kann, von Jugend auf die Raubvögel, die getödtet werden sollen, so genau, daß man sich wundert, und nie, kommt ein solcher Vogel in seine Hände, schenkt er ihm das Leben. Auch Knaben und junge Leute auf dem Lande machen sich oft am Sonntage ein Vergnügen daraus, Raubvögelnester auszunehmen, oder auch mit Bewilligung des Jägers die Alten zugleich beim Neste zu schießen. Einige Eulenarten werden im Winter sehr häufig in den Scheunen gefangen und getödtet. Selbst Naturforscher behalten die alten übertriebenen Meinungen von der großen Schädlichkeit dieser Vögel für das Wild, die sich auf keine Erfahrung gründen, nicht nur jetzt noch bei, sondern heben sie wohl geflissentlich noch heraus, ohne sich genau um ihre Lebensart in der Natur zu bekümmern; denn dasjenige, was die Raub-

vögel in der Gefangenschaft, mitunter aus Noth, todt oder lebendig verzehren, davon ist gar kein Schluß auf ihre Nahrung im Freien zu machen, wie die Erfahrung lehrt. Daher kommt es nun, daß man unsern größten Raubvögeln große und kleine vierfüßige Thiere und Vögel, Hirsch- und Rehkälber zur Nahrung anweist, während sie sich großentheils mit Landfröschen und Mäusen begnügen. In unsern Zeiten, wo man die Natur von allen Seiten zu erforschen eifrigst bestrebt ist und die Frucht davon auch auf die Erhöhung der menschlichen Wohlfahrt anwendet, kann daher eine Untersuchung über den wahren Schaden und Nutzen der Raubvögel nicht am unrechten Orte sein. Ich habe mir deshalb vorgenommen, blos gestützt auf eigne Beobachtung, darzuthun, wie sehr unrecht und nachtheilig es ist, die Raubvögel so rücksichtslos, wie es bei uns geschieht, zu verfolgen; wie diese Vögel meistens für den Landbau und die Forsten höchst nützliche Vögel sind, die man sehr schonen und hegen sollte, und wie man, indem man die nützlichen Raubvögel verfolgt, und sie zu tödten Mühe und Geld verwendet, die eigentlichen, höchst schädlichen Feinde des Wildes sehr oft fast gar nicht beachtet. Zuletzt werde ich noch einiger Mittel gedenken, die es werth sind, allgemein gekannt zu sein, wodurch die wahren Feinde des Wildes mit Nutzen vermindert werden.

Zur Erreichung unsers Zweckes ist es aber nothwendig, daß wir 1) wissen, welches Stand- und welches Zugvögel sind, und 2) daß wir bei den Zugvögeln die Zeit ihres Hierseins in zwei Zeiträume abtheilen, und zwar einmal in den Zeitraum von ihrer Ankunft im Frühling bis zu Ende ihrer Brütezeit, um Johanni, und dann, von da an bis zu ihrem Abzuge; denn wir werden finden, daß mehre Raubvögel in dem ersten Zeitraume, wie ich glaube mehr aus Mangel an anderer Nahrung, zu Nahrungsmitteln ihre Zuflucht nehmen, die sie nach der Brütezeit nicht mehr begehren und aufsuchen.

Um dieses Alles genauer darzuthun, wird es nöthig, zuvörderst unsere Raubvögel der Reihe nach aufzuführen. Indem ich dieses thue, übergehe ich jedoch, um nicht zu weitläufig werden zu müssen, die Beschreibungen, und setze die Kenntniß dieser Vögel voraus.

In der Reihe unserer Raubvögel kommen wir zuerst auf die Adler, von welchen drei der größten Arten, nämlich der Steinadler, der Seeadler und der Schreiadler bei uns gefunden werden.

1. Der Steinadler (Falco fulvus).

Dieser Raubvogel kommt überall nur selten, in großen öden Forsten vor, und man wird ihn anderweitig sehr selten sehen. Schon deshalb kann er nicht sehr schädlich sein. Angenommen nun, er fresse von den großen vierfüßigen Thieren, die ihm die Naturforscher zur Nahrung anweisen, den Hasen (denn Hirsche und Rehe wird er doch nicht fressen), und zwar höchstens zur Brütezeit, wo er, nebst andern großen Raubvögeln, Mangel an anderer Nahrung hat, so entsteht die Frage: wie kommt er mit einem Hasen zusammen? —

Beide ersteren großen Adler suchen des Abends schon frühzeitig den Wald, um sich auf einem Baume für die Nacht aufzusetzen, den sie vor Tage nicht wieder verlassen. Der Hase aber verläßt Abends sein verstecktes Lager erst lange nach dieser Zeit, und sucht es am Morgen früher wieder, so daß es diesen beiden Vögeln unmöglich ist, dem Hasen zu begegnen. Beide Adler, besonders aber der Steinadler, lebt in solchen abgeschiedenen Gegenden, wo der Hase ohnehin selten, und daher auch, gewiß der größern Gefahr wegen, der sein Leben daselbst überhaupt noch gegen andere Feinde ausgesetzt ist, weit vorsichtiger ist, als in Gegenden, wo er nicht so viele Feinde hat, und worauf wir unten noch einmal zurückkommen müssen. Bei Magdeburg, wo der Hase sehr häufig ist und beinahe nur den

Menschen zum Feinde hat, und wo im Winter auf den Domainen und Gütern jährlich nur einmal, höchstens zweimal eine Jagd auf ihn gemacht und er sonst das ganze Jahr nicht gestört wird, fürchtet er sich nur wenig, und ich kann versichern, daß ich im Anhalt-Cöthenschen im Herbste, wenn die Felder leer sind, am Tage die Hasen zu Hunderten auf freiem Felde bei einander habe liegen oder sitzen sehen. Daselbst kommt aber nie ein Adler vor; indessen wenn es wäre, so würde er einen alten Hasen nicht angreifen, den er übrigens fortzutragen auch viel zu schwach ist.

Andere Thiere von der Größe des Hasen wären nun noch etwa das wilde Kaninchen, welches in manchen Gegenden, als um Magdeburg, Schönebeck im Anhaltschen rc., sehr häufig ist; allein dieses verläßt seine Erdlöcher und Steinritzen ebenfalls erst spät, wo es von einem Adler längst nichts mehr zu fürchten hat, und sucht sie vor Tags wieder auf; kommt auch überhaupt, in Preußen fehlt es ganz, wohl kaum jemals da vor, wo die beiden großen Adler leben.

Was nun die Vögel betrifft, auf die die großen Adler stoßen sollen, so sind sie ihres schwerfälligen und langsamen Fluges wegen, da ihnen die Schnelligkeit der Edelfalken gänzlich abgeht, durchaus nicht geeignet, Geflügel zu jagen. Um davon überzeugt zu werden, darf man nur einen Adler einmal haben sitzen und fliegen sehen.

Endlich sind die beiden großen Adler Zugvögel, die uns im Herbste bald verlassen und im April erst zurückkehren. Wenn also die Felder leer, auch Laubwälder durch das Abfallen der Blätter licht und helle sind, wo vom Frühling bis zum Herbst die Hasen gegen diese etwaigen Feinde ganz sicher waren, auch später ein harter Winter diese Thiere eher einmal ans Tageslicht bringt, sind diese seltnen Vögel niemals bei uns. Diesen Vogel genau zu beobachten, habe ich nie Gelegenheit gefunden.

2. Der Seeadler (F. Albicilla).

Dieser ist etwas häufiger bei uns als der vorige, aber doch immer selten. Er findet sich in großen Waldungen der Küste oder großer Landseen, und ist daher, wie der vorige, auch nur auf geeignete Gegenden beschränkt. Er kommt erst im April an und zieht im September wieder weg. Vom Frühling bis zu Ende der Brütezeit nährt er sich großentheils von Fischen, wahrscheinlich weil ihm andere Nahrung noch sehr mangelt. In dieser Zeit habe ich ihn an der Ostsee und am Kurischen Haffe häufiger auf großen Steinen sitzen, oder sich in die See stürzen sehen, um Fische zu fangen. Nach der Brütezeit kommt er aber nicht mehr an die See, und es ist augenscheinlich, daß er überhaupt die Fische nicht sehr liebt, und sie nur zur Zeit des Mangels, im Frühling fängt. Dies werde ich auch bei dem rothen Milan zu zeigen Gelegenheit haben. Im August vorigen Jahres war ich so glücklich, den Seeadler auch im Lande beobachten zu können, wozu man selten kommt. Als ich nämlich in dieser Zeit durch adl. Buschkalten bei Domnau reisete und vorher ohnweit des Guts eine junge Pappelallee passirte, sahe ich, indem die Allee noch etwas entfernt vor mir lag, erstaunt eine große Strecke vor mir, auf drei nach einander folgenden dicken Pfählen der jungen Pappeln, drei sehr große Raubvögel sitzen, die ich gar nicht sogleich erkennen konnte, weil alle die Köpfe und Hälse sehr tief nach der Erde richteten, als wenn sie etwas recht angelegentlich suchten. Das Getreide stand auf dem Felde bis an den Weg eben in Hocken, und die Arbeiter waren seitwärts des Guts noch mit Binden und Aufsetzen beschäftigt. Sie flogen aber schon auf, als ich noch weit von ihnen entfernt war, wo sie indeß nicht mehr zu verkennen waren. Offenbar machten diese Vögel eine Familie aus, und suchten also hier Nahrung, wo sie auf dem frisch gehauenen Felde mehr zu finden hofften, als auf den schon ganz leeren Stücken der andern Seite des Weges. Zwei dieser Vögel

flogen weit seitwärts und setzten sich auf das Stoppelfeld; der dritte aber setzte sich eine große Strecke vor mir in den Graben neben den Weg. Dieser ließ mich ziemlich nahe kommen, ehe er aufflog, und nahm einen Landfrosch, den er im Graben gefangen hatte, und dem, wie ich genau sahe, die Hinterbeine herabhingen, in seinen Krallen mit fort.

Es geht daraus deutlich hervor, daß dieser Adler und gewiß auch der vorige, nach der Brütezeit, wo die Felder leer werden und wo er nicht mehr so viel Nahrung braucht, das Nest zu versorgen, sich nur von den, dann sehr häufigen Feldmäusen auch Landfröschen, welche letztere ihm sicher auch schon vom Frühling an mit Nahrung geben, nährt, und sich um andere größere Thiere, die er vielleicht nie zu sehen bekommt, gar nicht bekümmert. Wie würde er sich sonst, wenn er von großen warmblütigen Thieren lebte und dieselben zu erhalten wüßte, um Nahrungsmittel so eifrig bekümmern, die er gewiß verachten müßte, besonders zu einer Zeit, wo das Wild am häufigsten ist. — Lebendig in die Hände des Menschen gefallen, oder im Käfig gehalten, zeigt sich dieser Adler, der größer als der vorige und zugleich der größte unter allen Adlern ist, sehr böse und wild, und vertheidigt sich außerordentlich, besonders mit seinen Krallen; allein in der Natur ist er ein sehr scheuer, furchtsamer Vogel, der gar nicht die Haltung zeigt, die seiner Größe und Stärke angemessen wäre.

3. Der Schreiadler (F. naevius).

Er ist nach den beiden vorigen der größte unter unsern Adlern, und da jene gewöhnlich fehlen, so ist er der größte unter unsern Raubvögeln. Er ist nicht sehr scheu und flieht die Nähe des Menschen lange nicht so, wie die vorigen. Sein Flug ist sehr hoch und majestätisch, und er fliegt oft lange und sehr hoch in weiten Kreisen in der Luft, wobei seine langen, bis fast zur Spitze gleich breit erscheinenden Flügel mit

dem kurzen zugerundeten Schwanze von jeder Seite einen rechten Winkel bilden, woran man ihn in großer Höhe stets sicher erkennen kann. Bei der verhältnißmäßig geringen Furcht gegen den Menschen und bei seiner ausgezeichneten Größe, die den Jäger noch mehr reizt, ist er der Verfolgung desselben sehr ausgesetzt, und seine Krallen sind unter den Packen der Raubvögelklauen mit am häufigsten. Er baut sein großes Nest auf starke Aeste von Eichen und auch andern großen Waldbäumen in Waldungen die an Felder stoßen, wo er sich nährt, und zwar immer nicht sehr weit vom Rande des Waldes, weshalb er so häufig mit seinen Jungen die Beute seiner Verfolger wird. Seine Eier, deren er zwei auch drei legt, sind von der Größe zwischen einem Hühner- und Gänseei.

Dieser Vogel ist einer unserer allernützlichsten Raubvögel, und man thut ihm das größte Unrecht, wenn man ihn, wie dies der Fall ist, so grausam verfolgt, weil man ihn für sehr schädlich hält. Er zieht im September weg und kommt im April wieder. Unter einer sehr großen Zahl, die ich von diesem Vogel zu allen Zeiten seines Hierseins in verschiedenen Gegenden erhalten und zu untersuchen Gelegenheit gefunden habe, habe ich ihn gar sehr oft mit gefülltem Kropf und Magen erhalten und ihn selbst 14 Jahre lang mit allem Fleiß in der Natur beobachtet; daher ist mir seine Lebensart nicht unbekannt geblieben. Vom Frühling bis zum Herbst sucht er seine Nahrung, die allein in Landfröschen und Feldmäusen besteht, einzig nur auf der Erde. Im Fühling und Sommer habe ich Kropf und Magen meistens mit Landfröschen, weniger mit Mäusen angefüllt gefunden; dagegen im Herbste nur allein mit Feldmäusen. Bald nach seiner Ankunft im Frühling findet man ihn nicht selten, hier wenigstens, auf Wiesen in der Nähe von Seen, wo er Frösche, aber keine Vögel sucht, die zu jagen er durchaus nicht geschickt ist. Im Sommer trifft man ihn zu jeder Zeit nur in Feldern und Wiesen an, wo man ihm zufällig

oft sehr nahe kommt, und wo er, wie die Untersuchung ergiebt, noch viel mehr Frösche als Mäuse bekommt. Gegen den Herbst aber sitzt er häufig auf Feldzäunen, Steinen und andern kleinen Erhöhungen, um die Mäuse desto besser zu bemerken; dann lebt er allein nur davon, und sein Kropf und Magen ist stets damit gefüllt. Das Geschäft, Mäuse zu fangen, setzt er auf Aeckern bis spät des Abends fort, wo es schon anfängt dunkel zu werden, und wo schon alle andern Vögel den Wald gesucht haben, gewiß, weil dann der Fang am reichlichsten ist.

Wenn Manche ihm auch Wasservögel zur Nahrung in der Natur anweisen, so ist das ein Irrthum, der nur daher entstanden sein kann, weil dieser Vogel gegen den Herbst etwa einen Monat lang, bis er wegzieht, sich gewöhnlich in das Schilf der Seen setzt, um darin wärmer zu übernachten und gegen rauhe Winde geschützt zu sein, wie dies auch andre Raubvögel regelmäßig thun. Am hiesigen See habe ich jedes Jahr Gelegenheit, zur Zeit täglich zu beobachten, wie sich 4—6 Stück vom Schreiadler des Abends einfinden, die vorher noch eine Zeit lang über dem See herumfliegen (gerade so wie die Staaren) und sich, wenn die Dämmerung anfängt, ins Schilf niederlassen. Wenn man nun auch um diese Zeit die Enten, weil sie schon gejagt werden, nicht mehr wie früher, bei Tage unbesorgt auf dem freien Wasser des Sees bemerkt, so kehren sich die vielen Wasserhühner (Fulica atra), Taucherarten (Podiceps und Colymbus), Seeschwalben (Sterna) 2c., die sich daselbst beständig in Menge aufhalten, wie ich stets bemerkt, nicht im mindesten an den Schreiadler, der oft sehr niedrig über diese Vögel hinfliegt, und zeigen, daß sie von ihm nichts zu besorgen haben. Nie habe ich bemerkt, daß ein am See des Abends geschossener Schreiadler einen Vogel verzehrt gehabt hätte. Obgleich zu dieser Zeit des Abends zuweilen im Kahn nach Enten und auch nach ihm geschossen und er öfters gestört wird, so liebt er den

nächtlichen Aufenthalt im Schilf des Sees so sehr, daß er doch immer wiederkommt.

Ein einziges Mal fand ich bei einem brütenden Weibchen aber, neben einer starken Portion eben verzehrter Landfrösche, einen ganzen mittlern Flügelröhrknochen, der sehr ausgesogen war und der etwa einem Heher angehört hatte; ich wunderte mich sehr, daß dieser, nun ganz unnütze Knochen vor Einnahme der Frösche nicht durch den Schnabel ausgeworfen worden war, wie dies mit den unverdaulichen Ueberbleibseln sonst stets geschieht. Gewiß war der Vogel, der vielleicht nicht fliegen konnte, zufällig in seine Gewalt gekommen; gesund konnte er ihn, seiner großen Unbeholfenheit wegen, nicht fangen.

Dieser Adler ist eine wahre Wohlthat für die Gegenden, wo er gefunden wird, indem er eine ungeheure Menge Feldmäuse verzehrt, und ist ungeachtet der sehr unverdienten, grausamen Verfolgung dennoch bei uns ziemlich häufig; würde aber bei der verdienten Schonung sehr häufig bei uns sein. Es folgt nun

4. Der Flußadler (F. haliaëtos).

Ist kleiner als der vorige, aber sehr selten, und zwar habe ich ihn in Deutschland und Preußen gleich selten gefunden. Schon daraus geht hervor, was wir von seiner Schädlichkeit gegen das Wild zu halten haben. Seit länger als 10 Jahren schon beobachte ich ein Paarchen von ihm, welches am hiesigen See seine Nahrung sucht. Er nährt sich von Fischen, die er während der Brütezeit in sein Nest trägt, später aber den eben gefangenen Fisch sogleich, nicht weit vom See auf dem Felde verzehrt. Da diese Nahrung ihm von seiner Ankunft im Frühling an bis zu seinem Abzuge angenehm ist und er dieselbe stets gleichmäßig aufsucht, so glaube ich, daß fast seine ganze Nahrung in Fischen besteht. So oft ich in dieser Zeit gesehen habe, daß er sich einen kleinern Fisch aus dem Wasser holte, so habe ich doch zu keiner Zeit seines Hierseins

bemerkt, daß er auf einen der vielen Wasservögel auf dem See gestoßen, noch jemals dazu die geringste Miene gemacht hätte. Bei uns in Preußen kann daher von der Schädlichkeit desselben, selbst wenn er viele Fische zu seiner Nahrung brauchte, nicht die Rede sein; aber auch in den höhern Gegenden von Deutschland, wo die Flüsse geringer und die Seen selten und daher auch die Fische gesucht und theuer sind, ist er als ein unschädlicher Vogel zu betrachten.

Der Flußadler stößt immer schon aus einer bedeutenden Höhe auf den Fisch herab, den er im Wasser gewahr wird, und fliegt nie niedrig über dem Wasser hin, die Fische auszuspähen. Häufig bemerkt ihn der Fisch noch zeitig genug und flieht; dann stößt er nicht bis aufs Wasser und erhebt sich wieder. Wird ihn aber der Fisch nicht gewahr, so fährt er mit aller Hast und Schnelligkeit in das Wasser und bringt ihn fast immer als seine Beute mit heraus.

Dieser seltne Vogel wird dem Jäger nur äußerst selten in die Hände fallen, weil er bei seiner äußersten Scheuheit und Vorsicht dem Menschen fast nie nahe kommt. Er kommt hoch an in der Luft und läßt sich in der Nähe der Seen und Teiche erst dann mehr nieder, nachdem er vorher aus der Höhe genau mit der Gegend sich bekannt gemacht und keinen Menschen bemerkt hat. Ich bekam ihn vor einigen Jahren am hiesigen See durch einen Jäger, der sich ein Versteck gegen Enten gemacht, wo ihn der Fischadler nicht bemerkt hatte, und in Schußweite vorbeifliegen, aber mit aller Schnelligkeit wieder umwandte und entfliehen wollte, als er einen Menschen erblickte. Das Königl. zool. Museum in Königsberg, dem ich ihn zusandte, hatte ihn damals noch nie bekommen. Sein schlanker Leib mit den langen Flügeln und seine Gewandtheit im Fluge unterscheiden ihn von den drei vorhergehenden sehr und nähern ihn den Weihen, von denen ihn jedoch wieder sein kräftiger, stäter, bestimmter Flug unterscheidet.

Es folgt nun die Familie der Habichte, wozu zwei Arten: 1) der Hühnerhabicht und 2) der Sperber gehören.

1. Der Hühnerhabicht (F. palumbarius).

Der Hühnerhabicht gehört zu den wenigen, äußerst schädlichen Raubvögeln, die bei uns nur gefunden werden. Er thut allem Federwild großen Schaden und ist für dasselbe ein wahrer Tyrann. Dieser höchst schädliche Raubvogel ist aber um so gefährlicher, besonders für die Hühnerarten, weil er, wie mich die Erfahrung belehrt hat, auch in den härtesten Wintern uns nicht verläßt, sondern bei uns ein Standvogel ist. Vom Frühling bis zum Herbste ist er der gefährlichste Feind der Waldhühner, der Rebhühner und der zahmen und wilden Tauben auf dem Felde, und ist es, neben dem Marder, der die wilden Tauben, die sonst gewiß auch bei uns sehr häufig sein würden, sehr verfolgt und vermindert. Im Herbste sucht er die Völker der Rebhühner auf, und ich habe gesehen, wie er ein unbeschossenes Volk von 15—18 Stück in der Gegend ihres Aufenthaltes nach und nach ganz aufzehrte, wie es die Federn zeigten, die ich immer frisch in dem geringen Gebüsch fand, wo sich die Hühner zu verstecken suchten. Wenn er sie anfällt, gerathen sie, weil sie sich nirgends verstecken können, in die größte Angst und Verwirrung, und ich habe öfters hier gesehen, daß einzelne Rebhühner in die Häuser geflogen sind, sich auf Dächer und öffentliche Plätze niedergelassen und sich da verkrochen haben. Er ist ein ungemein kühner und raubgieriger Vogel, der aber den Menschen sehr scheut, auch nicht leicht zum Schuß kommt. Die Rebhühner haben an ihm und in harten anhaltenden Wintern an der Kälte ihre zwei grausamsten Feinde, und können daher in Preußen nicht recht gedeihen, wie in manchen Gegenden von Deutschland, wo sie unglaublich häufig sind, wenn man sie nicht möglichst gegen diese Feinde zu schützen sucht. Denn es geschieht bei

uns, daß nach strengen, langen Wintern die Hühner in manchen fruchtbaren Gegenden fast ganz fehlen und mehre Jahre vergehen müssen, ehe sie sich wieder etwas vermehren, weil was der eine Feind verschont, der andere dahin nimmt. Die Rebhühner gegen den Hühnerhabicht zu schützen, muß man ihn einmal möglichst vermindern, was am ersten und fast nur durch Aufsuchung seines Nestes geschehen kann, und muß daher ein gutes Schußgeld für ihn bestimmen; dann aber für die Hühner in großen Feldern sogenannte Remisen anlegen. Remisen sind kleine einzelne Gehege von dichtem Strauchwerk, mitten auf großen Feldern, etwa 20 Schritte lang und eben so breit. Auf diese eilen die Hühner augenblicklich zu, wenn sie den Hühnerhabicht gewahr werden und verstecken sich daselbst, sind daselbst sicher und der Habicht muß unverrichteter Sache abziehen. In manchen Ländern von Deutschland werden solche Gehege mit großer Sorgfalt unterhalten. In Gegenden, wo neben Aeckern ohnehin viel Gesträuch gefunden wird, sind Remisen nicht nöthig. So sind z. B. die Hühner in fruchtbaren Gegenden der Alle, wo der Fluß mit dichtem Gesträuch bewachsen ist, sehr häufig. Die Hühner gegen unsere mitunter strengen und lange anhaltenden Winter zu schützen, wo sie vor Frost und Hunger umkommen müssen, ist es nöthig, daß sie bei besonders strengen Wintern eingefangen und den Winter hindurch in einer kalten Stube gefuttert werden, wie man es in Deutschland ebenfalls häufig thut, und sie im Frühling wieder ins Freie läßt. Die Hühner fängt man zu ganzen Völkern in sogenannten Schneehauben, d. i. in großen, mit Fischernetz überzogenen, viereckigen Vogelbauern, mit zwei Fallthürchen von Draht, die, wenn die Hühner hinein wollen und etwas dagegen drücken, sich öffnen, herauswärts aber nicht. In solche Schneehauben, worin man Weizen streut, gehen die Hühner leicht, und ist erst eins darin, so geht das ganze Volk nach. Sie werden mitten im Felde, oder in der Gegend, wo

Hühner sich bestimmt aufhalten, mitten in den Schnee aufgestellt.

Nur selten bekommt man den Hühnerhabicht, diesen bösen Feind alles Federwildes, zu sehen, und Mancher mag es vielleicht nicht glauben, daß er ziemlich häufig bei uns ist. Hat derselbe bei strenger Winterkälte im Walde keine Nahrung mehr, und sind alle Rebhühner, die er vom Herbst an verfolgte, in seiner Nähe aufgezehrt, dann erst nähert er sich dem Menschen und kommt in Städte und Dörfer und sucht die Tauben auf. In kurzer Zeit leert er, wie ich dies mehrmals gesehen, einen Taubenschlag ganz aus, und scheut sich nicht, die Tauben vom Dache wegzunehmen, die er mit außerordentlicher Gewandtheit und Schnelligkeit wegfängt und damit abfliegt. Hierbei wird er noch am ersten erlegt; denn sonst ist es selten, daß man ihm beikommt, auch machen sich die Jäger um ihn, den sie weiter seinen Eigenschaften nach nicht kennen, nach dem auch nicht besonders gefragt wird, sie auch die Raubvögelklauen viel leichter haben können, keine Mühe.

In strengen Wintern habe ich schon mehrmals 3—4 Exemplare in alten Vögeln bekommen. Obgleich er, wie schon erwähnt, ziemlich häufig bei uns ist, so findet man seine Füße unter den Packen von Raubvögelklauen, besonders von alten Vögeln doch nur sehr selten. Sein Nest baut er gerne auf hohe Tannen, etwas versteckt, und ich fand in einem 5 weiße Eier. Dieses Nest verließ der Habicht, obgleich nur noch Eier darin waren, sehr ungern und schwer, und erst nachdem ein Jäger 3 Schüsse auf den, beim jedesmaligen Besuchen herauskommenden Alten gethan hatte, wurden die Eier verlassen. Durch seine Vorsicht entgeht der Habicht der Verfolgung fast ganz, indem, wie wir schon bei dei dem Schreiadler gesehen haben, eben so noch andere unschuldige und sehr nützliche Raubvögel mit ihren Jungen vom Jäger, dem es ganz gleich ist, von welchen Raubvögeln er die Klauen bekommt, weit leichter bemerkt und getödtet werden, als er. In ge-

wöhnlichen Wintern, die nicht ungewöhnlich lange dauern, bekommt man ihn in Städten und Dörfern bei den Tauben noch nicht zu sehen, sieht ihn aber hin und wieder fliegen; ein Beweis, daß er da keine Noth leidet, sondern in Feldern und Wäldern, besonders an den Waldhühnern, dann eine gute Nahrung findet.

2. Der Finkenhabicht, Sperber (F. Nisus).

Obgleich weit kleiner, als der vorige, so ist er doch nach Verhältniß und im Vergleich mit den kleinern Arten der Edelfalken sehr kühn. Nach seiner Rückkehr im Frühling habe ich ihn mehrmals die Tauben vom Dach nehmen sehen, mit denen er, da er sie nicht mitnehmen kann, auf die Erde kommt. Wenn er dabei auch verjagt wird, so kommt er doch mehrmals zurück und sucht seine Beute wieder auf. Er ist daher als ein Feind der wilden Tauben anzunehmen; Rebhühner wird er aber nicht bezwingen, auch nährt er sich nach der Brütezeit gewiß nur von kleinen Vögeln u. Mäusen. Er ist immer auch zu verfolgen. Er verläßt uns zwar im Winter, doch bleibt er, was man sonst an den Raubvögelarten durchaus nicht bemerkt, hin und wieder auch hier und hält die kältesten Winter aus, wo er sich von Sperlingen und Goldammern nährt, die sich in Städten und Dörfern aufhalten. Vor einigen Jahren verfolgte im Winter Ausgangs Januar ein Sperber, ein Weibchen, einen Sperling so eifrig, daß er ihm bis in ein Haus folgte, die Treppe mit ihm hinauf flog, und im zweiten Stock, an ein Fenster im Hausflur gelockt, wo er den Ausgang zu finden hoffte, gefangen wurde.

Beide Habichte haben einen ähnlichen Flug, wie die Edelfalken, indem sie dabei die Flügel häufig schwingen; allein beide sind, bei ihren kürzern Flügeln, die nur bis an die Mitte des langen Schwanzes reichen, während die Flügel der letztern immer dem Schwanzende gleichkommen, nämlich der Hühnerhabicht vom Wanderfalken und der Sperber von kleinern Arten der Edelfalken sehr leicht zu unterscheiden. (Forts. f.)

VII. Die Einrichtung eines Bades im Freien für das weibliche Geschlecht in Königsberg betreffend.

Außer den vielfachen Anstalten in fast allen großen Städten, die zu dem Zweck errichtet sind, dem allgemein gefühlten, großen Bedürfniß der Bäder abzuhelfen, hat man in Paris diesem Zwecke durch eine compendiöse Einrichtung näher zu kommen gesucht, indem man die eines Bades Bedürftigen der vielen Beschwerden bei eigener Bereitung der Bäder überhebt, so daß auf Karren warmes und kaltes Wasser nebst Wannen auf den Straßen umhergefahren wird, und die begleitenden Personen in Kurzem Jeden auf Verlangen, es sei in welchem Stockwerke des Hauses es wolle, recht billig bedienen. — In London hat ein dasiger Arzt durch eine sinnreiche Einrichtung der Wannen die Aufgabe gelöst, mit verhältnißweise sehr wenigem Brennmaterial das Bad zu erwärmen. Doch sind durch diese Bestrebungen nur Vorrichtungen zu leichterer und bequemerern Darbietung der Hausbäder erzielt. Das allgemeine Wohlgefühl, die Stärkung und Erfrischung, die wohl Jeder nach einem Bade im Freien bei der warmen Jahreszeit empfunden hat, das allgemein Belebende, Durchdringende eines solchen Bades, das von der Oberfläche bis auf die entferntesten Nerven sich verbreitet; die Spannkraft und Regsamkeit der Glieder, die unmittelbar darauf folgen, werden in diesem Grade nach Bädern in der Wohnung nicht empfunden; das schmeichelnd spielend Umgaukelnde des Elements, das mit dem größern Umfange desselben und bei immerhin einiger Verschiedenheit der Temperatur des Wassers mit der der Luft bedingte Wogen und Necken mit ihm, das Schäkern und die Lust beim Baden in Gesellschaft, Alles dieses sind Umstände, die mit der zugleich dabei möglichen größeren Bewegung und Kraftübung aus dem Bade im Freien etwas ganz Anderes machen, als

als es das passive, gezwungene in der dagegen winzigen Wanne ist. Diese so herrlichen Wirkungen und Erfolge sind aber keinesweges eine ausschließliche Wohlthat etwa des Seebades, obgleich dieses dieselbe in größerm Maßstabe darbietet. Was dem Bade im Freien in einem reinen, klaren Flusse, Bache oder Teiche an größerer Wirksamkeit abgeht, gewinnt es durch geringere Aufopferung an Zeit, durch geringere Kostbarkeit, wenn man es zur Hand hat, Ersparung mancher Unbequemlichkeit, durch Ungestörtheit von seinen häuslichen Geschäften, und vor Allem die Anwendbarkeit desselben in einer größern Allgemeinheit. Soll aber ein Bad im Freien wirklich ein solches sein, und das Angeführte leisten, so muß es nicht einem Käfigt gleichen, jeden Lichtstrahl ausschließen, und einen kleinen beschränkten Raum darbieten, wo Schatten und Kälte den Badelustigen abschreckt, und er genöthigt ist, gleichsam in die Unterwelt hinabzusteigen, und der Gedanke an unterirdische, feindliche Bewohner der Tiefe sich lastend und beängstigend ihm aufdringt.

Das Bad im Freien, wie es sein sollte, bietet so viele Vortheile und Vorzüge dar, dadurch, daß es unmittelbar aus der Hand der Natur empfangen wird, weil ein Luftbad jederzeit unmittelbar damit verbunden ist, nur bei dieser Art zu baden das allbelebende Sonnenlicht die entblößte, sonst vor seinem Zutritt so sorgfältig verwahrte Haut umstrahlt. Kurz, es ist unmöglich, alle die physischen und dynamischen Einwirkungen, die die Bäder im Freien mit sich führen, das Einzelne des Einflusses, den sie auch auf die Geistes- und Gemüthsstimmung ausüben, hier zu erwähnen. Wenn man jedoch nur das Angeführte erwägt, so muß es der Mühe lohnen und der Berücksichtigung der geehrten Behörden, vor die dieser Gegenstand gehört, würdig erscheinen, so wie man auch überall ihre Einwirkung bei Befriedigung dieses sich so unverkennbar äußernden Bedürfnisses nicht vermißt. Inzwischen erstreckt sich der Genuß, der durch diese gütige Vorsorge

bereitet wird, nur auf die eine Hälfte des Publikum
Wir Männer machen uns wenig daraus, uns irgend
auszukleiden und ins Wasser zu springen, um d
Leibes- und Seelenschmutz los zu werden, oder au
bloß uns abzukühlen oder beim Baden zu vergnüge
Wir sind des Schamhaftigkeitsgefühls der Frauen
gewiß, um an mögliche Störung zu denken u. s.
Aber die Verhältnisse des zarten Geschlechts — u
soll es denn nicht Antheil nehmen an der Wohltha
die die Natur in so reichem Maße auch ihm darbiete
Wie viele dieses Geschlechts äußerten im vergange
so lästigen heißen Sommer, daß sie uns durch unse
Stellung vor der ihrigen, darin über Gebühr und Ve
dienst begünstigt hielten, daß wir hingehen könnte
die Kühlung und Erfrischung uns zu verschaffen, d
ihnen versagt blieb, und die Meisten empfanden e
mit sehnsüchtigem Verlangen tief, daß für sie nic
gesorgt, an sie nicht gedacht sei, in Betreff eines
wenig unwichtigen Bedürfnisses. —

Es ist nicht leicht, diesem Bedürfnisse der Frau
hierin befriedigend abzuhelfen, aber unmöglich ist e
nicht, Wohlfeilheit, mit Rücksicht auf Schicklichke
zu verbinden, und den Forderungen des Anstand
wie der Bequemlichkeit zu genügen. Die Behörd
unserer Stadt würden sich ein Verdienst mehr um di
Bewohner derselben erwerben, und den schönen The
derselben zu großer Dankbarkeit verpflichten, wenn sie
auf meinen desfallsigen Antrag geneigte Rücksicht neh-
men wollten. Auch dürfte die Bedenklichkeit wegen
eines Fonds zu solcher Anstalt, wie ich glaube, dadurch
leicht zu beseitigen sein, daß man ein Paar Hundert
Thaler durch Subscription aufbrächte, indem ich über-
zeugt bin, daß, so wie ich bereit bin für den weiblichen
Theil meiner Familie mit einem Paar Thalern vor-
läufig zu subscribiren, so viel Theilnehmer sich finden
würden, daß das nöthige Geld gleich beisammen wäre,
und mehr als die Auslage zu decken nöthig sein dürfte.
Dabei müßte es eine Hauptrücksicht sein, daß das

Dutzend Bäder höchstens einen Thaler, auch wohl nur 20 sgr. zu stehen käme, indem das Bad nicht hier in der Stadt aus so vieler Rücksicht eingerichtet werden kann, und schon kein recht reines Wasser hier zu finden wäre; ein Gang zu Fuße aber an einem etwas entlegenen Orte zum Bade wieder nicht angänglich ist, daher immer etwas noch für eine Dütchenpost auf die Kosten des Bades zu rechnen wäre *). Der seit mehren Jahren von einem Theil des männlichen Publikums benutzte Badeplatz in Böttchershöfchen würde sich ganz zu der gedachten Bestimmung eignen. Klares, schönes, reines Wasser, ein vortrefflicher sandiger Boden, allmähliges Herabsenken desselben bis zu einer erforderlichen Tiefe, Entfernung und die leichte Ausführbarkeit von Verdeckung der Gegend, durch Einfassung der Wiese mittelst Anpflanzung von Pappeln u. s. w., — durch alles dieses qualificirt sich dieser Platz vollkommen zu der beabsichtigten Anlage. Das Nähere der Einrichtung betreffend, so darf meiner Meinung nach der Badeplatz selbst nicht zu beschränkt sein, sondern eine zum Theil auf Balken ruhende, schwimmende Umzäunung müßte wenigstens den Raum von einem recht ansehnlich großen Saal einnehmen, und wenigstens funfzig Fuß in das Wasser hinein sich erstrecken, und eben so viel Fronte haben, übrigens aber unbedeckt bleiben, wie schon früher erwähnt; diese Umzäunung würde ebenfalls auf dem Lande einen so großen Platz einschließen, daß auch hier außer einem nicht zu beschränkten Raum, etwa auch für eine kleine Gartenanlage einige Häuschen oder Nischen mit den nöthigen Sitzen Platz finden. Auch müßte von innen, um das

---

*) Zweckmäßiger wären vielleicht zum Hin- und Herfahren ein Paar Kähne, die von dem Damm des Oberteiches zwischen dem hintern Tragheim und dem Roßgärter Thor bis zu dem Badeplatz und zurück die Badelustigen brächten, und sich, auch bei ein Geringes für jede Ueberfahrt, doch gewiß gut verzinsen dürften.

Aeußerste zu der Beruhigung und Sicherheit der Badenden zu thun, eine Lattenverzäunung von dem schwimmenden Balken ab bis tief ins Wasser hineingehen. — Eine Badefrau oder zwei könnten von der Einnahme, die gegen Marken auf verschiedene Tagesstunden sich gewiß reichlich sammeln würde, recht gut unterhalten werden.

Die Zeit, die vom Eintritt in die Anstalt zur Benutzung des Bades gestattet wäre, müßte etwa eine halbe bis dreiviertel Stunde betragen. Das Bad wäre von Morgens um 7 Uhr bis Abends um dieselbe Zeit offen. Einige Damen würden sich wohl der Mitverwaltung gefälligst unterziehen, und vorzüglich dem Ausgeben der Marken, um Zudringlichkeiten von Personen zu vermeiden, die sich, zugelassen zu werden, nicht eignen dürften.

Ich beschränke mich auf dieses Allgemeine des Planes, und stelle das Einzelne der Einrichtung den hochgeehrten Behörden und den Technikern anheim, die gewiß das Aesthetische bei dieser Anlage mit berücksichtigen würden.

Nachtrag.

Die Einrichtung einer Bade-Anstalt für das weibliche Geschlecht würde allerdings etwas sehr wünschenswerthes sein. Indessen steht

1) sehr zu bezweifeln, daß die hiezu nöthigen Kosten aus öffentlichen Fonds hergegeben werden möchten, da in dieser Hinsicht bereits durch die Einrichtung der See-Bade-Anstalt zu Cranz von Seiten der Staats-Kassen etwas bedeutendes geschehen ist, und die Erfahrung dennoch lehrt, daß durch die jährliche Einnahme die Unterhaltungskosten nicht einst bestritten werden können. Der in Rede stehende Versuch wird also wohl wahrscheinlich auf dem Wege des Privat-Unternehmens gemacht werden müssen.

2) Soll das Gut Böttchershöfchen hiezu gewählt werden, so wird der Unternehmer nicht nur zuvörderst mit dem Eigenthümer die nöthigen Verabredungen wegen der zu treffenden Einrichtungen nehmen, sondern auch besonders darauf rücksichtigen müssen, daß sich gerade über den Grenzen dieses Guts bereits ein öffentlicher Badeplatz für das männliche Geschlecht befindet, dessen Verlegung nicht möglich ist, weil sonst nirgend im Oberteich ein anderer Platz hiezu ausgemittelt werden kann, wie solches die hierüber geführten zahlreichen Verhandlungen vollständig ergeben; durch die Nachbarschaft dieses Badeplatzes sind daher mancherlei Collisionen zu besorgen.

3) In jedem Fall scheint es nothwendig, die Sache unserm verehrten Stadtphysikus zur geneigten Beprüfung zu empfehlen.

Wenn man erwägt, wie viel die Hautkultur durch Bäder, insbesondere aber durch die erfrischenden kalten Bäder im Freien zu Erhaltung der Gesundheit, zu Stimmung des Gemüths für Fröhlichkeit bei beiden Geschlechtern, bei dem schönen Geschlecht aber auch noch zu Erhöhung des ausschließlichen Vorzuges der Schönheit, beiträgt, so wird man gestehen, daß eine Anstalt, welche die Gelegenheit zu Bädern im Freien darbietet, schon lange ein Bedürfniß für unsere Stadt gewesen ist.

Wie es uns aber bedünkt, wird sie immer ein frommer Wunsch bleiben, wenn sich nicht ein Privat-Unternehmer findet, der sie ins Leben ruft, und dabei von der Polizei-Behörde unterstützt wird.

Richter.

VIII. Literarische Chronik.

Ueber Drumanns Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, bis jetzt 2 Bände. Gebr. Bornträger. 1834—35. Von B—d—r.

Die in den Preuß. Provinzial-Blättern schon oft, und zuletzt im März-Hefte S. 307 ausgesprochene gerechte Klage, daß für diejenige Abtheilung dieses Journals, welche der provinziellen Literatur gewidmet ist, bisher nur wenige und häufig kleine Schriften betreffende Beiträge eingegangen sind, veranlaßt mich, einige Gedanken über Drumanns neuestes und bedeutendstes Werk hier öffentlich mitzutheilen. Sie enthalten, wie man beim ersten Anblicke erkennen wird, nicht eine gelehrte Beurtheilung des Werkes, sondern ihr Zweck ist nur, alle gebildete Leser unserer Provinz, welche Liebe zu den Wissenschaften und die Ueberzeugung haben, daß die Geschichte, „mit einem philosophischen Geiste und vor Allem mit einem reinen, vorurtheilsfreien Gemüthe aufgefaßt" *), für alle Fälle des Lebens die beste Lehrerin ist, darauf aufmerksam zu machen. Ich bin, da ich seit anderthalb Jahren von Königsberg entfernt auf dem Lande lebe, nicht so glücklich gewesen, irgend eine von den Rezensionen, die über Drumanns Geschichtswerk in Deutschland erschienen sind, zu lesen, weiß aber aus andern Berichten sehr wohl, daß dasselbe in Deutschland mit weit größerm Beifalle aufgenommen ist und auf die ganze gebildete Welt daselbst einen höhern und wirkungsreichern Eindruck gemacht hat, als in unserer Provinz, wo es durch den vieljährigen Fleiß eines Mannes entstanden ist, der durch Gelehrsamkeit und Geist unter den größten jetzt lebenden Geschichtsforschern einen sehr ehrenvollen Platz einnimmt. Man könnte sich darüber mit dem bekannten Sprichworte trösten, daß ein Prophet in seinem Vaterlande am wenigsten gelte, besonders wenn man bedenkt, daß ein historisches Werk, wie das Drumannsche, einen Werth vielleicht für Jahrhunderte hat, und seinen Zweck, die Wahrheit aufzuhellen und den schwierigsten aber wichtigsten Theil der Römischen Geschichte einer richtigern Erkenntniß und Beurtheilung näher zu bringen, immer einmal glänzend erreichen muß. Allein ein solcher Trost genügt doch nicht Jedem, der dem Verdienste von

*) Drumann, Vorrede zum oben benannten Werke.

ganzem Herzen seine Kronen wünscht, und, aus Liebe zur Menschheit, das Gute viel lieber heute als morgen anerkannt und angewendet sehen will: weshalb es gewiß Nachsicht und Entschuldigung verdient, wenn ich, so gering auch meine Kräfte dazu sein mögen, in den nachfolgenden Zeilen zu zeigen beabsichtige, daß nur Vorurtheile der größern Verbreitung des vortrefflichen Drumannschen Geschichtswerkes unter uns im Wege gestanden haben und noch stehen.

Soviel mir nämlich bekannt ist, haben sich besonders zwei falsche Meinungen über Drumanns Werk verbreitet. Die erste, minder wichtige, stammt ohne Zweifel von Denjenigen her, die dem Scheine einer Sache zu sehr trauen und ein wichtiges Buch schon hinlänglich beurtheilen zu können glauben, wenn sie einige Stunden lang darin geblättert haben. Diese behaupten, daß die Anlage des Drumannschen Werkes verfehlt sei: der Verfasser ermüde den Leser durch unaufhörliche Wiederholungen, die er bei der getroffenen Eintheilung nach Geschlechtern nicht habe vermeiden können. Sein Buch sei eine Sammlung von Lebensbeschreibungen solcher Männer, deren Thaten, weil sie einem kurzen Zeitabschnitte der Geschichte Eines Volkes angehören, nicht getrennt dargestellt werden können. Dadurch aber, daß der Verfasser die Zeitfolge der alphabetischen Ordnung aufgeopfert habe, werde das Werk, was seinen Gebrauch betreffe, einem Conversations-Lexicon ähnlich, das Niemand dazu habe, um seine Artikel in ununterbrochener Folge durchzulesen, sondern nur um sich gelegentlich daraus über eine Person oder Sache belehren zu lassen. — Diese Anklage hat der Verfasser vorausgesehn und ihr schon in der Vorrede dadurch zu begegnen gesucht, daß er sich über den Plan, der ihm bei der Ausarbeitung seines großen Werkes beständig vorschwebte, deutlich ausspricht. Es war seine Absicht, von dem Leben und Charakter der Römer, „welche den Uebergang der republikanischen zur monarchischen Verfassung vermittelten, oder das Bestehende zu retten suchten,“ eine so ausführliche Schilderung zu entwerfen, als es nach den auf uns gekommenen Quellen möglich ist. Durch eine allgemeine Geschichte Roms glaubte er diese Absicht nicht ganz erreichen zu können, weil hier der Darsteller nicht allzuweit von dem Faden der Geschichte, von der Haupterzählung abweichen darf, Nebenumstände und erläuternde Zusätze aber in besonderen, dem Texte untergelegten Noten vorzutragen — wie es Schlosser zum Theil in seiner Geschichte des Mittelalters versucht hat — wohl nur da rathsam ist, wo die

Masse des zu bearbeitenden Stoffes zu groß ist und Wichtiges vom minder Wichtigen leicht gesondert werden kann. Drumann zog also die alphabetische Eintheilung nach Geschlechtern vor, überzeugt, daß nun der Leser mit Hilfe der Nachweisungen im Leben des Einzelnen ein um so deutlicheres Bild von dem Gesammtleben jener Römer erhalten würde. Die Beobachtung der Zeitfolge wurde auf diese Weise freilich unmöglich, aber was dadurch verloren ging, schien doppelt ersetzt zu werden durch die Vollständigkeit, mit der nun alle Theile bearbeitet werden konnten. Zudem war wohl vorauszusehn, daß auch bei einer ohne Berücksichtigung der Zeitfolge unternommenen Darstellung des an wichtigen Begebenheiten reichsten Theiles der Römischen Geschichte sich überall, zur Erleichterung der Uebersicht, Anknüpfungspunkte zwischen den einzelnen Theilen finden würden. — Dieser Ansicht des geehrten Verfassers stimme ich, nach einer genauen wiederholten Prüfung seines Werkes, vollkommen bei, und glaube, daß es Jeder thun wird, der, voll Begierde, das Leben großer Männer bis in die kleinsten Züge kennen zu lernen, sich das Vergnügen machen will, Drumanns Werk in allen seinen Theilen mit Aufmerksamkeit zu studiren. Man sieht leicht, daß der Verfasser den handelnden Personen nur nach dem Maaße, wie sie in der von ihm geschilderten Zeit zur Entscheidung des Schicksals ihres Vaterlandes beitrugen, einen Platz in seinem Werke eingeräumt hat. Es ist unmöglich, einen Cäsar, Pompejus, Cicero und Andere kennen und richtig beurtheilen zu lernen, wenn man nicht mit der Geschichte und dem Charakter des P. Clodius ganz vertraut ist, weil, um des Verfassers eigene Worte zu gebrauchen*), „ihre Geschichte sich zum Theil in der seinigen verliert und diese Jahre lang der Mittelpunkt der innern Geschichte des Staates ist.“ Darum ist der bedeutendste Abschnitt im zweiten Theile dem Leben des Letzten gewidmet, wobei die besondere Geschichte seiner Familie als eine nothwendige Zugabe erscheint. Sullas Geschichte im zweiten Bande ist, wie mir scheint, nicht mit derselben Ausführlichkeit behandelt worden, wie die des M. Antonius im ersten, weil jener, anfangs durch die Umstände fortgerissen, dann vom Glücke in seinen Unternehmungen begünstigt, nur die erste Veranlassung zu den nachfolgenden großen Begebenheiten wurde, dieser, nach Cäsars Tode, am kräftigsten und planmäßig an der Umwälzung des Staates arbeitete.

*) Thl. II. S. 369.

zur richtigen Würdigung der Geschichte des Letztern war aber wieder die Darstellung der Geschichte seiner Familie, vorzüglich seiner Brüder C. und L. Antonius erforderlich; denn diese erregen durch ihre Theilnahme an den Bestrebungen ihres größern Bruders das Interesse des denkenden Lesers in so hohem Grade, daß er bald begierig ist, auch von ihnen Alles zu erfahren, was die Geschichte uns überliefert hat. Drumanns Werk wird also in seiner Vollständigkeit einem großen Gemälde gleichen, in welchem die Hauptidee gerade dadurch klar und lebhaft hervortritt, daß der umsichtige Künstler auch das Kleinste mit Liebe und Genauigkeit behandelt hat.

Die zweite, oben angedeutete Meinung über Drumanns Geschichte scheint bei Vielen allein durch den Anblick der zahlreichen Citate und kritischen Anmerkungen, die der Verfasser überall dem Texte hinzugefügt hat, entstanden zu sein; denn sie spricht sich dahin aus, daß das Werk nur für den Historiker von Fache, für den Geschichtsforscher geschrieben sei, und allen Denjenigen, welche das Studium der Geschichte nicht zur Hauptaufgabe ihres Lebens gemacht haben, nicht empfohlen werden könne. Diese Meinung ist aber an sich verkehrt, und wird schon durch den Sinn, den das Wort „Geschichte" in sich schließt, widerlegt. Ein historisches Werk hat eben den großen Vorzug, daß es von Jedem, der nur gute Schulkenntnisse und einen gesunden Sinn oder gesunde Begriffe hat, verstanden werden kann, und wenn man liest, daß ein Geschichtswerk für Staatsmänner, ein anderes für bloße Freunde der Geschichte u. s. w. bestimmt und eingerichtet ist, so hat man sich dabei nichts Anderes zu denken, als daß der Verfasser seinen Lesern entweder die Kenntnisse oder die Lust abspricht, sich aus dem Ganzen der Geschichte das für sie Passendste und Nützlichste auszuwählen *). Solche Geschichtswerke, die für eine besondere Klasse von Lesern geschrieben sind, ermangeln, anderer Fehler nicht zu gedenken, in der Regel der Vollständigkeit, ohne welche es unmöglich ist, ein richtiges Bild von irgend einem Zeitraume in der Geschichte

*) Man könnte hier entgegnen, daß noch immer viel darauf ankomme, in welchem Stile ein Geschichtsbuch geschrieben sei, weil dieser jedenfalls Einfluß auf das Verstehen desselben habe. Allein diesen Einfluß theilt ein historisches Werk mit jedem andern, und in jeder Wissenschaft werden auch leichte Gegenstände zuweilen selbst für Kenner schwierig, wenn sie in einem schlechten Stile behandelt sind.

zu erhalten. Daher die schiefen Ansichten Vieler über die wichtigsten Begebenheiten, daher die verkehrten Urtheile über die größten und einflußreichsten Männer der Weltgeschichte, die in dem Munde sonst gut unterrichteter Leute so sonderbar und fremdartig klingen. Immer wird, das lehrt ein Blick auf die Millionen geistiger Individualitäten, die Ansicht über Wichtiges und Unwichtiges, Allgemeines und Besonderes unter den Bearbeitern der Geschichte verschieden sein, aber ein einseitiges Verfahren absichtlich zu ergreifen, ist tadelnswerth und kann der Wissenschaft nur schaden. Meine Ueberzeugung ist, daß in der literarischen Welt mit Grund und Recht nur von einer besondern Geschichte für die Jugend die Rede sein kann, weil diese, dem Leben fremd und ernster Arbeit abgeneigt, durch das Lesen eines Buches, in welchem alle Verhältnisse, die das Leben und somit die Geschichte eines Volkes darbietet, ohne Rückhalt aufgedeckt sind, auf zu viele ihr unauflösbare Räthsel stoßen, und von vorne herein von allen historischen Beschäftigungen abgeschreckt werden würde. Außer einer Geschichte für die Jugend würde allerdings noch eine sogenannte „Geschichte für das Volk" eine wirkliche Bedeutung haben, wenn diese nicht gerade darin läge, daß das Volk, die Menge, in seinen Ansichten, Begriffen und Urtheilen vom Leben die Jugend noch nicht übertroffen hat und daher, wie diese, nur leicht Genießbares aufzunehmen im Stande ist. Weil jedoch hier der Unterschied bleibt, daß die Jugend in ihrer Kraft zu denken und zu urtheilen immer dieselbe ist, die geistige Bildung eines ganzen Volkes aber nach Zeit und Umständen sich unendlich verschieden darstellt, so ist nichts schwieriger, als eine „Geschichte für das Volk" nach richtigem Maaßstabe der Bildung und Fähigkeiten desselben zu schreiben. Eine solche muß anders in Frankreich, anders in England, anders in Deutschland beschaffen sein. Mangelsdorff verstand seine Aufgabe nur halb, als er seinen Hausbedarf der Geschichte schrieb, und Joh. v. Müller eilte seiner Zeit weit voraus, wenn er von seiner Schweizergeschichte erwartete, daß sie noch zu seinen Lebzeiten ein Eigenthum des Volkes werden würde. Nur einmal — so wird erzählt — ward ihm die Freude, ein Exemplar derselben in einer Alpenhütte zu finden. Auch unsere Zeit ist noch nicht viel weiter gekommen, als diejenige war, in welcher Joh. v. Müller schrieb; aber wir wollen auch mit dem „etwas" zufrieden sein und die Hoffnung nicht aufgeben, daß das Schweizervolk und alle seine Stammgenossen einst im Stande sein werden, aus einer

in höherm Stile und größern Umrissen bearbeiteten Geschichte Belehrungen zu entnehmen. Haben nicht auch Walter Scott, Cooper, Irwing und die mit ihnen in Deutschland gewetteifert haben und noch wetteifern, uns dem glücklichen Zeitpunkte näher gebracht, wo selbst der ehrsame Bürgersmann den Unsinn abgeschmackter Romane, denen er noch so gerne einen Theil seiner Mußestunden widmet, über edlen Geschichtswerken vergessen wird?

Doch ich entferne mich zu weit vom Ziele. Ich will versuchen, jene Meinung, Drumanns Geschichte Roms sei nur für Geschichtsforscher geschrieben, durch eine nähere Beleuchtung des hohen und besondern Werthes zu widerlegen, den es für Historiker, Philologen, Juristen, Cameralisten und für Jeden hat, der auf ächte Bildung Anspruch macht. Ausführliche Beweise meiner Meinung aus dem Buche selbst anzuführen, würde mich zu weit führen und dem Zwecke dieses Aufsatzes nicht entsprechen. Ein Jeder prüfe nach eigener Anschauung und sehe zu, ob er sich überzeugen oder mich in einem oder dem andern Punkte des Irrthums überführen könne. So wird die Wahrheit bald gewonnen haben.

Gewiß werden wahre Freunde und Kenner des Alterthums, die sich mit dem Drumannschen Werke bereits genau bekannt gemacht, es längst sich selbst gesagt haben, daß es dem eigentlichen Historiker, dem es um ein reges Fortschreiten in seiner Wissenschaft ernstlich zu thun ist, und der sich nicht an seinem Zeitalter versündigen will, ganz unentbehrlich ist. Denn es ist vielleicht das kleinste Verdienst des Werkes, daß es einen Schatz von Gelehrsamkeit enthält, dessen Versiegung, wenn Tausende daraus schöpfen, nicht vorauszusehn ist. Weit höher wird sein Werth dadurch, daß es als ein Muster durchaus geistreicher und mit der strengsten Kritik und der lobenswerthesten Unparteilichkeit verbundener Benutzung aller Quellen und Hilfsmittel betrachtet werden muß, die sich auf die Geschichte des Römischen Staates im ersten Jahrh. vor Ch. beziehen. Niemand kann die Alten besser kennen, als Drumann; er lebt und webt in ihnen, und jedes Wort, das er in ihren Schriften findet, scheint ihm bedeutungsvoll genug, um es im Zusammenhange mit andern zu prüfen und seinen Werth für die Geschichte zu erforschen. So erlangt er den Schlüssel, der ihm die tiefsten und am längsten bewahrten Geheimnisse der alten Zeit erschließt, so findet er den Weg zu neuen Welten in längst bekannten Meeren. Man betrachte nur die scharfsinnige Beurtheilung

und Auffassung der Zeit, in welcher Marius und Sulla, fast ohne es zu wollen und die Folgen davon zu ahnen, die Häupter zweier verderblichen Parteien im Staate wurden. Man sehe, wie meisterhaft er Cicero im Kampfe mit Clodius und mit M. Antonius schildert; wie richtig er jede Handlung desselben nach Ort, Zeit und Umständen zu würdigen weiß; wie er alle in der Seele dieses merkwürdigen Römers wogenden Leidenschaften sorgfältig aufsucht, um bald aus dieser bald aus jener nicht nur Handlungen, sondern auch Worte desselben zu erklären; wie er aber auch fast ängstlich bemüht ist, jedes Urtheil, das er über diesen außerordentlichen Mann ausspricht, auf die ausführlichste und gewissenhafteste Prüfung seiner eigenen Schriften und derjenigen seiner zahlreichen Feinde und wenigen Lobredner aus dem Alterthume zu gründen *). Wenn durch eine solche Arbeit mancher Historiker zuerst begreifen lernt, was es heiße, ein Alterthumsforscher sein, und durch welche Mittel er seine Wissenschaft der Vervollkommnung näher führen könne und solle; wenn er, mit einem Worte, dadurch die rechte Weihe zu seinem wichtigen Berufe erhält: wer könnte da noch zweifeln, daß ihm das Studium derselben unentbehrlich sei?

Aus dem Vorigen erhellt aber zum Theil auch schon, wie der Philologe Drumanns Werk zu betrachten habe, indem es ihm zu vielen Schriften der Alten und vorzüglich zu den Reden und Briefen Ciceros nicht nur den ausführlichsten, sondern auch den besten Commentar liefert. Es giebt in unsern Tagen wohl keinen Philologen mehr, der sich einbildete, mit Sprachkenntnissen allein auch nur Einen Schriftsteller ganz verstehen zu können, oder der es deshalb verkennen wollte, daß Philologie und Geschichte zwei so sehr für einander geschaffene Wesen sind, daß sie, getrennt, nur ein elendes, sieches Leben, ein wahres Scheinleben hinschleppen. Wie wäre es ohne gründliche Kenntniß der Geschichte möglich, die Aechtheit einer Schrift oder die Glaubwürdigkeit eines Schriftstellers zu untersuchen, welches Letztere doch um so wichtiger ist, da nur sehr wenige Männer — wie etwa im Alterthume Thucydides und Tacitus — stark genug waren, um in der Schilderung ihrer

---

*) Belege hiezu finden sich im Leben des M. Antonius und Clodius fast auf jeder Seite. Man vergleiche aber vor Allem die vortreffliche Einleitung in Ciceros Philippiken, Leb. des M. Antonius §. 21—25.

Zeit und ihres Volkes einen so hohen Standpunkt zu gewinnen, daß ihr Blick frei über die vor ihnen liegenden Dinge hinschweift und kein persönliches Interesse sie berührt, keine Leidenschaft ihr Urtheil trübt. Ciceros Schriften, so unschätzbar sie in vieler Hinsicht sind, bereiten hier dem nach Wahrheit Forschenden die größten Schwierigkeiten. Seine Reden und Briefe, für uns vielleicht die schönsten Früchte seines Wirkens und das Bedeutendste seines gelehrten Nachlasses, können durch einzelne, noch so scharfsinnige und gelehrte Bemerkungen nie genügend erklärt werden. Wer sie verstehen will, muß sich eine lebendige Anschauung der bewegten Zeit verschaffen, welcher sie ihre Entstehung verdanken, und die Begebenheiten, welche darin auf eine so oft verschiedene Weise, als der Verfasser einst im Staate seine Rollen wechselte oder in einer und derselben von schnell vorübergehenden Leidenschaften bewegt wurde, abgespiegelt sind, im engsten Zusammenhange aufzufassen suchen. Was Manutius, Mongault, Ferratius, Garatoni, Wolf, Wieland und sehr viele andere Gelehrte, auch aus der neuesten Zeit, für diesen Theil der Schriften Ciceros geleistet haben, verdient gewiß die höchste Anerkennung des Historikers, wie des Philologen; aber ihre Beweise sind todt und verlieren an überzeugender Kraft, weil sie, herausgerissen aus dem großen Ganzen, keine festen Vereinigungspunkte haben, durch kein Medium, wenn ich so sagen darf, verbunden und gehalten werden. Drumann hat dieses nothwendige Medium, dieses gelehrte Forschungen über das Alterthum belebende Princip hinzugefügt — es liegt in seiner glücklichen Darstellung, in seiner umfassenden Schilderung der Lagen, Verhältnisse, Leidenschaften und des Charakters Ciceros. In dieser Schilderung ist Alles, was große Männer jemals über Cicero gedacht und geschrieben, und was Drumann selbst durch vieljährigen unermüdlichen Fleiß, durch Verstand, Gelehrsamkeit und Menschenkenntniß über ihn erforscht hat, zu einem schönen, lebendigen Ganzen verschmolzen. Ueberall haben Ciceros eigene Schriften die zahlreichsten, kräftigsten Beweise dazu liefern müssen, weil Drumann, wie aus Allem hervorgeht, mit Recht der Meinung ist, daß, wie wir Homer aus Homer erklären, so Cicero nur aus Cicero ganz verstanden werden könne. Sie ist aber deshalb auch in hohem Grade geeignet, das unerklärbar Widerwärtige, das sinnige Leser in vielen Schriften Ciceros unangenehm berührt, auf seine wahren Ursachen zurückzuführen, und die sich immer wieder erneuenden Widersprüche in dem Charakter dieses seltenen

Menschen völlig — wenn gleich nicht immer zur Freude seiner bisherigen Freunde — zu lösen.

Wenn man erwägt, wie Drumanns Urtheil über Cicero in so vielen Stücken ein ganz neues ist, so kann man es auffallend finden, daß, Jahrhunderte hindurch, so viele Alterthumsforscher über die Denk- und Handlungsweise desselben oft bitter getäuscht sind, und daß selbst der so lange und so hoch gepriesene Middleton die Wahrheit ganz verkannt hat *). Aber deshalb an der Unparteilichkeit Drumanns zu zweifeln oder Cicero geradezu als seinen Feind zu bezeichnen, erlaubt sein vor uns liegendes Geschichtswerk nicht. Der Verfasser giebt selbst — in der Vorrede — zu verstehen, daß es ihm schwer geworden sei, sein Urtheil über Cicero festzustellen: und man begreift leicht, wie die natürliche Vorliebe für Cicero, als den größten und ältesten Freund aller Jugend, ferner die fast bei allen Geschichtschreibern übereinstimmende Darstellung seines Lebens **), die Erklärungen unzähliger Gelehrten von sonst hoher Autorität in seinen Schriften, vor Allem aber der Zauber seiner Sprache, der die Dinge oft in ein unnatürliches Licht, in ein verfälschendes Helldunkel setzt und gerade in denjenigen Schriften am unwiderstehlichsten ist, die zu seiner Beurtheilung die wichtigsten Beiträge liefern, — man begreift leicht, sage ich, wie alle diese mächtigen Elemente gewetteifert haben müssen, um jede

*) Middleton's Lebensbeschreibung Ciceros ist freilich schon früher mit Recht getadelt worden. Man darf nur wenig die Alten kennen, um einzusehn, daß seine Arbeit nichts als eine unkritische Zusammenstellung der über Cicero vorhandenen Notizen ist. Er folgt in seiner Darstellung gewöhnlich dem Schriftsteller, der ihm den meisten Stoff liefert.

**) Die Alten weichen übrigens in der Beurtheilung Ciceros in vielen Stücken von den Neuern ab. Denn von ihnen haben nur wenige, wie Vellejus, seine Verdienste als Staatsmann lobend hervorgehoben. Appian und Dio sind ihm oft sichtbar abgeneigt, und der Historiker muß, wie Drumann, stets bemüht sein, ihre Ansichten durch umfassende Kenntniß und namentlich durch richtige Einsicht in die Staatsverfassung der Römer, über deren Wesen die Griechen oft im Irrthum waren, zu berichtigen. Erst im Mittelalter, als der politische Einfluß des Ciceronianischen Zeitalters ganz verlöscht war und nur der Glanz der Schriften Ciceros seine Beurtheiler noch blendete, verfiel man allmählig in den entgegengesetzten Fehler.

von Drumann erkannte Wahrheit ihm zu verdächtigen. Daß Drumann in diesem so harten Kampfe dennoch zuletzt glänzend siegte, muß man aus seiner hohen Begeisterung für die Förderung der Wissenschaft erklären, jedoch kann man seine Beharrlichkeit nicht genug bewundern. Viele Andere, die vor ihm diesen Kampf wagten, unterlagen, die Historiker, weil sie die Schwierigkeiten desselben übersehen und ihn deshalb mit unzureichendem Rüstzeuge begonnen hatten, die Philologen, weil sie zu sehr gegen ihr besseres Gefühl streiten sollten. Denn sie mochten sich den süßen Wahn, daß Ciceros Seele so rein und kraftvoll, wie seine Sprache, gewesen sei, nicht zu grausam zerstören lassen, und waren darum, wie auch Wieland, nur zu sehr geneigt, „alle seine Fehler als bloße Schranken seiner hohen Vorzüge ihm zu gut zu halten." —

Nach dem bisher Gesagten bedarf es wohl kaum noch eines ausführlichen Beweises, daß Drumanns Geschichte auch dem Juristen und Cameralisten einen Schatz der wichtigsten Belehrungen darbietet. Nur ein Punkt möge hier noch hervorgehoben werden. Dem denkenden Juristen kann es auf keinen Fall genügen, zu wissen, daß die Gesetzbücher aller Staaten des heutigen Europas größtentheils auf das Römische Recht, wie es sich von der Gründung des Staates bis auf den Anfang der Kaiserzeit entwickelte, aufgebauet sind. Er wird sich auch der Gründe bewußt werden wollen, warum von allen Völkern des Alterthums auch nur die Römer ihr Rechtssystem zu einem durchaus selbstständigen und von so wahrem geistigen Leben durchdrungenen Ganzen ausbilden konnten, daß es für ewige Zeiten ein Erbtheil und Gemeingut der Menschheit werden mußte. Zu diesem Ende muß er freilich zuerst die Römische Sprache studiren, nicht etwa bloß, weil diese die merkwürdige Form hergab, in welcher Roms Gesetze eine so große Wichtigkeit erlangten, sondern vielmehr weil in ihr der Schöpfer jener Gesetze, der Geist des Volkes, am besten zu erkennen ist. So viele Wörter auch der Lateiner aus den Dialekten ihm verwandter Volksstämme hergenommen haben mag, der Charakter seiner Sprache ward nicht durch fremden Einfluß gebildet, sondern ging aus dem innersten Sinn des Volkes hervor und beruhte auf Klarheit des Denkens und Klarheit und Einfachheit der Darstellung. Was der Römer dachte und schrieb, bewegte sich in streng logischen Formen und Gesetzen. Er war der größte Freund der Bestimmtheit, und verwarf, dem Griechen unähnlich, die Abstraction, um das Gedachte

in einem concreten anschaulichen Bilde darzustellen. Er beurtheilte die Sache nach ihrer objectiven Anschaulichkeit, nicht nach ihrem subjectiven Eindrucke, und wie er seine Rede unmittelbar aus dem Leben entnahm, so war ihm der höchste Zweck derselben die Anwendung auf das Leben *). Weil er nun kein anderes Leben kannte, als das bürgerliche und öffentliche, weil all sein Tichten und Trachten darauf hinausging, das richtige Verhältniß zwischen Staat und Volk zu finden und festzustellen, so mußte sich dieser schöne Charakter seiner Sprache um so mehr seinen Rechten und Gesetzen aufprägen; und man kann sagen, der Römer habe seine Sprache zu demselben nur herangebildet, um seine Gesetze, die seinem praktischen Sinne in keiner andern Form genügten, darin aufzuschreiben **). Wie aber die Ausbildung des Römischen Rechtes mit derjenigen der Sprache Hand in Hand ging, wie bald die wichtigsten Momente, bald geringfügige Umstände, bald die Noth des Volkes, bald das Bedürfniß oder die Laune einzelner Großen die herrlichsten Gesetze hervorriefen, das Alles lehrt die Geschichte des Volkes, wenn man sie in allen ihren Theilen studirt. Drumanns Geschichte Roms ist in dieser Beziehung ein dem Römischen Leben entnommenes lebendiges Gesetzbuch; sie gewährt uns vor vielen andern den hohen Genuß, daß wir, indem wir sie lesen, im Geiste die Zeiten mitleben, in denen nicht nur eine Reihe der wichtigsten Gesetze entstand, sondern wo auch fast alle bereits vorhandenen in so schwierigen Fällen zur Anwendung kamen, daß eine vielseitige Beleuchtung und genaue

---

*) Vgl. Hand, Lehrbuch des latein. Stils, S. 85 folg.

**) Mit dem Despotismus der Kaiser erreichte natürlich die eigenthümliche Gesetzgebung der Römer ihr Ende. Aber jetzt begann, zunächst durch Antistius Labeo, Atejus Capito und deren Schüler, die wissenschaftliche Bearbeitung der vorhandenen Gesetze, so wie bekanntlich die Kritik sich erst dann recht geschäftig an die Werke großer Dichter und Denker macht, wenn die Blüthezeit eines Volkes, die jene schuf, bereits vorüber ist. Es zeigt sich hiebei, welch großen Einfluß die im Charakter der alten Sprache abgefaßten Gesetze noch lange auf den Geist ihrer Bearbeiter übten, denn während gegen Ende des zweiten und im dritten Jahrhundert nach Ch. die Erschlaffung des Geistes und das Verderbniß der Sprache bei Dichtern und Geschichtschreibern allgemein war, fand man in den Schriften der Juristen, wie des Papinian, Gajus, Ulpian u. A. noch die reine Latinität, den ächt Römischen Ausdruck.

Erörterung derselben nothwendig wurde. Welch tiefen Blick in das bürgerliche und öffentliche Leben der Römer erlaubt uns allein die Geschichte des P. Clodius! Und wie anziehend und lehrreich wird es sein, den großen Cäsar zu schauen, wie er alle Gesetze seines Vaterlandes kühn in die Schranken fordert und mit leichter Mühe besiegt, nicht weil er von Natur der Stärkere war, sondern weil jene im langwierigen Kampfe der Parteien um die Herrschaft in Rom ihre einst so furchtbare Kraft zum größten Theile schon eingebüßt hatten. —

Zum Schlusse muß noch die für jeden Freund der Römischen Geschichte wichtige Bemerkung hinzugefügt werden, daß in Drumanns Werke die Darstellung dem hohen und schwierigen Gegenstande vollkommen angemessen und einer vorzüglichen Beachtung werth ist. Drumanns Sprache zeichnet sich durch Klarheit und Einfachheit, durch Würde und Haltung aus; sie ist der reine historische Stil, durch ein anhaltendes kritisches Studium der Alten erzeugt und fortgebildet. Man erkennt fast in jeder Periode den ruhigen Forscher, der durch die Fülle neuer großer Gedanken und scharfsinniger Combinationen um so mehr zur Bewunderung hinreißt, als auf keiner Seite die Liebe zur Wahrheit durch oratorischen Prunk der Rede beeinträchtigt wird. Drumanns Charakter-Schilderungen eines M. Antonius (Thl. I. S. 501—517), P. Clodius (Thl. II. S. 365—370), Sulla (Thl. II. S. 498—508) und Anderer müssen in jeder Hinsicht zu den Musterstücken dieser Gattung gezählt werden, ja man wird, wenigstens in den Schriften über das Alterthum, wenig Charakterschilderungen finden, die ihnen gleich geachtet werden könnten. Man kann zweifeln, ob man in ihnen des Verfassers hellen Geist und tiefe Menschenkenntniß, oder seinen Eifer für Gerechtigkeit und Wahrheit, oder seine Alles erschöpfende Gelehrsamkeit, oder endlich die Kraft, Gewandtheit und natürliche Schönheit seines Ausdrucks mehr bewundern soll; aber davon werden auch sie jedem unbefangenen Leser bald die festeste Ueberzeugung verschaffen: daß nicht leicht ein Historiker mehr Tugenden, als Drumann, in sich vereinigen wird, um für fähig und berufen gehalten zu werden, eine Römische Geschichte zu schreiben. —

Fauna Prussica. Abbildungen der Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische Preußens, herausgegeben von Dr. C. G. Lorek. Königsberg. Heft II. und III.

Herr Akademiker v. Baer hat bei der Anzeige des ersten Heftes dieser vaterländischen Fauna den eigenthümlichen Charakter derselben herausgehoben und mit Recht bemerkt, daß sie billigen Anforderungen genüge. Selbst der Vorwurf, der ihr gemacht werden könnte, sie enthalte fast nur Copien, ist zwar gegründet, verringert aber durchaus nicht ihren Werth, sondern erhöht ihn in gewisser Beziehung, weil es weit schwerer ist, gute Originalabbildungen als gelungene Copien zu liefern. Das gruppenweise Erscheinen der Tafeln ist gleichfalls vortheilhaft, indem es das Erkennen ungemein erleichtert, und hierdurch wird diese Fauna zur größeren Bekanntschaft mit unsern heimischen Thieren, besonders mit unsern Vögeln, beizutragen vorzugsweise geeignet. Indem ich mich auf eine kurze Anzeige und auf Angabe der in diesen Heften vorkommenden Abbildungen beschränke, füge ich einige zoologische Bemerkungen hinzu.

Heft II. A. Säugethiere. Taf. 1. 3 Fledermäuse. Frühfliegende, zweifarbige und Daubentonsche Fledermaus. Auf Taf. 2. Heft III. schließen sich hier an Natterers Fledermaus, die großohrige und die Zwergfledermaus. Taf. 4. Wolf. Schwarzer Wolf (Canis Lycaon), unterscheidet sich von Canis Lupus nur durch geringere Größe und völlig schwarze Farbe; auch sind seine Augen kleiner und seine Ohren stehen weiter auseinander. Man hält ihn für wilder als jenen. Ist demnach weiter nichts als eine Varietät des C. Lupus, zumal er sehr vereinzelt vorkommt. Schon dieser Umstand spricht dafür zur Genüge. Wo würden nämlich Säugethiere, die so höchst selten vorkommen, Gatten zur Fortpflanzung finden? Der Brandfuchs ist wohl nur eine unbedeutende Varietät des gemeinen Fuchses. Zeigen auch unsere recht alten Füchse Uebergänge in den Kreuzfuchs, wie es in Schlesien der Fall ist?

Taf. 6. Wiesel und Hermeline. Aendern unsere Wiesel und Hermeline im Winter ihre Farbe immer in Weiß, wie es durchgängig in Schweden der Fall ist, oder ist die durch Aenderung entstandene Farbe, wie es in Schlesien sich zeigt, auch hier bisweilen eine andere? Bock (Naturgesch. IV. 49.) erzählt, man habe auf der Elbinger Höhe in einem Jahre aschgraue Wiesel in Menge gesehn. Sieht man dergleichen

auch, die Richtigkeit des Factums vorausgesetzt, bei uns an andern Orten?

B. Vögel. Taf. 3. Vultur cinereus, Grauer Geier. Sein Vorkommen hier zu Lande ist noch fraglich, da er in hochgebirgigen Waldungen lebt und nur im Winter in die Ebene hinabsteigt, wo man ihn dann auch im mittleren Deutschland, in Hessen, Thüringen und Schlesien gesehen hat; doch auch im Ganzen höchst selten. V. fulvus, Weißköpfiger Geier. Ist hier auch wohl nur ein seltener Gast, da er immer nur selten meist als jüngerer Vogel in Schlesien angetroffen und auch in Würtemberg meist nur als verirrter Vogel bemerkt wird.

Taf. 4. Falco Albicilla, Seeadler, und F. Haliaetos, Flußadler. Beide, wie schon die Namen besagen, an Gewässern.

Taf. 5. F. fulvus, Steinadler, F. brachydactylus, Natteradler, F. naevius, Schreiadler.

Taf. 6. Enthält ebenfalls Arten von der Gattung Falco in verschiedenem Alter, desgleichen Taf. 7., namentlich den Rauchfußbussard, den Mäusebussard in 3 Varietäten, eben so Taf. 8. Weihen sind auf Taf. 9. abgebildet. Taf. 10. enthält Eulen, namentlich außer andern, die bei uns in manchen Jahren weniger seltene Schneeeule, die als nordischer Wintergast bis nach Schlesien sich versteigt, wo sie aber bergige Orte vorzieht. Taf. 11. enthält die Uhuohreule, Waldohreule und Sumpfohreule. Ich lasse mir an diesen kurzen Angaben über die Vögel genügen und greife kundigen praktischen Ornithologen nicht vor; diese haben wohl vorzugsweise ein sichres Urtheil über die Richtigkeit der Abbildungen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich fragen, ob auch hier zu Lande die Beobachtung gemacht worden, daß in manchen Gegenden gewisse Vögelarten besser singen, als die nämlichen Arten in andern Gegenden. In Deutschland ist diese Beobachtung gemacht, und Brehm hat sogar den bessern Gesang als Unterscheidungszeichen ansehen wollen, und ihn von der Beschaffenheit des Schädels und Schnabels abgeleitet. Schwerlich rührt er davon her, sondern vielleicht davon, daß die Jungen guter Sänger den Gesang des Vaters annehmen.

Auf der 3ten und 4ten Tafel sind Reptilien abgebildet, und zwar Lacerta stellata, rothrückige Eidechse, die an dem rothen Rücken so leicht zu erkennen ist, Männchen und Weibchen. Der verstorbene Nanke, dieser kundige und eifrige Freund der Natur, hat sie in unserer Provinz

zuerst aufgefunden. Gloger gedenkt ihrer in der Schlesischen Fauna nicht, wohl aber Sturm in der seinigen, er hat sie auch als Seps stellatus abgebildet und beschrieben. Wahrscheinlich ist sie nicht so selten, nur hier und dort übersehen. Vom Erdsalamander dürfte schwerlich dasselbe gelten, denn sein Vorkommen hier zu Lande ist sehr zweifelhaft, wenn es gleich behauptet worden: da er mehr südlich vorzugsweise in Gebirgsgegenden lebt. Auf derselben Tafel die Blindschleiche nebst einem Jungen der Ringelnatter, die auch bei uns so wie die Reptilien überhaupt, in der Farbe mannigfach abändert. Taf. 4. enthält die gemeine Viper nebst ihren Varietäten der Kupfer- und schwarzen Viper. Hierzu gehört auch Taf. 4. B. des III. Heftes Kopf und Schwanz der Viper nebst dem Giftapparat, Copien der vortrefflichen Abbildungen in der medicinischen Zoologie von Brandt und Ratzeburg. Auf Taf. 3. finden wir Fische, nämlich den Karpfen, Brassen, Barbe, Aland, Raapfen und Goldkarausche.

Im III. Hefte sind von Säugethieren dargestellt das Elenn, der Edelhirsch (Hirschbock, Hirschkuh und Hirschkalb), Dammhirsch, Reh (Rehbock, Geiß, Rehkalb). Die übrigen Tafeln dieses Heftes enthalten, mit Ausnahme der 3 letzten, lauter Vögel, und unter diesen können mehre als vorzüglich gelungen angesehen werden. Statt auf das Detail hier eingehn zu wollen, benutze ich die Gelegenheit, einen der Aufklärung bedürfenden vaterländischen Gegenstand zur Sprache zu bringen. Lorek hat außer dem Kolkraben, die Rabenkrähe, die Nebelkrähe, die Saatkrähe, die Dohle ꝛc. abgebildet. Die Rabenkrähe und Nebelkrähe sind nicht specifisch verschieden, sondern, wie es jetzt feststeht, nur Racen und klimatische Abänderungen einer Species. (Vergl. Naumann Naturgesch. der Vögel Th. II. S. 62—65.) Es fragt sich nun, zu welcher von diesen Arten gehört die Krähe unserer Nerung, die dort gegessen und in manchen Kirchspielen als Calende geliefert werden soll. Die dortigen Krähen sollen in großen Zügen im October von Osten her daselbst ankommen. Sie zeichnen sich durch Fettigkeit aus und man speist sie nicht nur frisch, eingesalzen und geräuchert, sondern gebraucht auch ihr Fett zur Leuchte. Sie werden, wie Bock erzählt, in Netzen gefangen, die man über den Sand ausbreitet und zum Theil auch mit Sand überdeckt. Alsdann wird eine Nebelkrähe über der Mitte des Netzes angebunden, und durch ihr Geschrei werden Schaaren von Krähen herbeigelockt, worauf das Netz von Jemand, der sich im Hinterhalte befindet, über sie zusammengezogen wird. Referent bittet

kundige Nerunger um Notizen über die fragliche Krähe oder um Einsendung einer solchen an die verehrliche Redaction; dann wird es sich sehr bald herausstellen, ob es eine andere Art oder unsere Nebelkrähe ist, in welchem Fall also eine bessere Kost dieselbe fett und genießbar zu machen im Stande wäre. Auf den beiden letzten Tafeln dieses Heftes sieht man die Karausche, den Schlei, die Ziege, Blicke, Orfe, Gründling, Uckelei, Bitterling und Elritze.

Unsere verschiedenartigen Gewässer, besonders auch die des südlichen Ostpreußens, bieten einen beträchtlichen Reichthum an Fischen dar, deren kritische Untersuchung noth thut. Ein vielfacher Verkehr mit Fischen nah' und fern, und selbsteigene vergleichende Beobachtungen und Untersuchungen sind hier wesentlich, da eine Fauna Prussica den dermaligen Bestand unserer Thiere mit Sicherheit zu ermitteln und anzugeben hat. Beklagenswerth ist demnach v. Baer's Verlust nicht bloß für unsere Universität, sondern auch für unsere Provinz. Was würde er auf diesem Gebiete nicht noch geleistet haben! Möchten doch die sachreichen Notizen, die er seit einer Reihe von Jahren für die Preußische Fauna gesammelt, nicht ganz verloren gehen!

Mit der Hoffnung beschließt Referent diese kurze Anzeige, unsere Fauna werde das Interesse für vaterländische Thiere steigern und einer gründlichen Ken[illegible]iß derselben, woran es noch im Ganzen sehr zu fehlen sch[illegible], Vorschub thun, und wünscht dem wackern Verf. zugleich Glück zur baldigen Beendigung dieses verdienstlichen Unternehmens.

J. G. Bujack.

IX. Historie wie der Teufel der Wirthin aus Euchmedien zween Hufeisen hat aufschlagen lassen wollen.

Da war 'mal vor Zeiten ein Dörflein bekannt,
Bei Rastenburg liegt es, Euchmedien genannt,
Eine Wirthin, die hatte gar herrliches Bier,
Von nahe und ferne kam alles zu ihr.

Sie hatte im Hauf' gar gewaltige Thüren,
Viel Kreide und konnte gut multiplizиren;
Wenn einer sein Stößlein Bier nicht bezahlt,
Flugs hat sie es doppelt ihm angemalt.

Drob schwellte dem Schmidt, Herrn Albrecht, die Kader,
Oft hat mit der Wirthin er Streiten und Hader,
Und endlich zog er nach Schwarzenstein,
Da mußte das Bier wohl noch besser sein.

Die Bauern kauften sich Tinte und Feder,
Gar ängstlich und sorgsam rechnete jeder,
Doch zählten sie hin und zählten sie her,
Die Wirthin forderte immer noch mehr.

Da merkten sie endlich der Rechnung Verlauf:
„Frau Wirthin, ihr schreibt uns stets doppelt auf
Das Stofchen Bier und das Schnäpschen Kümmel;
So kommt ihr in Ewigkeit nicht in den Himmel."

Da hub die Wirthin zu fluchen an:
„Und hab' ich euch jemals was Unrecht gethan,
So soll mich der Teufel vor euren Blicken
Mit Seele und Leib zu der Hölle entrücken."

Das ließ sich der Schwarze nicht zweimal sagen,
Sprang zu und packte sie gleich bei dem Kragen;
Die Bauern sahen mit Zittern und Schrecken
Die arme Frau Wirthin von dannen trecken.

Schon hatte die zwölfte Stunde geschlagen,
Da hörte man nach Schwarzenstein jagen
Einen Reiter auf einem schwarzen Pferd,
An der Schmiede hat er wohl angekehrt.

Der Meister lag mit den Gesellen im Bette,
Sie schliefen und schnarchten schon längst um die Wette,
Da schlug's an die Thüre um Mitternacht,
„Hollah, Herr Albrecht, mir aufgemacht!"

Der Meister hatte gar tüchtig geschmiedet,
Von Hämmern und Klopfen und Kneipen ermüdet
Erweckte ihn nicht der dröhnende Schall,
Und der Reiter krächzte zum andern Mal:

„Steht auf mir meinen Klepper beschlagen!
Er soll mich vor Tag noch von hinnen tragen,
Ich habe Hast und der Weg ist glatt,
Die Reise ist weit und mein Pferd ist matt!"

Doch der Meister hat kaum sich im Bette gewandt,
Fuhr über die Nas' mit der rechten Hand,
Und gähnte: „Ei was, das Feuer ist aus,
Ich muß jetzt schlafen, packt euch nach Hauf'!"

Der Reiter aber auf schwarzem Roß
Der gab an die Thüre gar mächtigen Stoß:
„Frisch auf, Herr Albrecht, folgt meinem Ruf,
Ich zahle euch doppelt für jeglichen Huf;

Und wollt ihr mir nicht meinen Klepper beschlagen,
So werd' ich's dem gnädigen Herren sagen;
Er hat mich mit wichtigen Briefen geschickt,
Fort muß ich, eh' noch der Tag mich erblickt."

Da fuhr der Meister erschrocken zusammen,
Weckt seine Gesellen und schürte die Flammen,
Und grinzend trat der Reiter zur Gluth,
Eine rothe Feder an seinem Hut:

„Frisch auf ihr Gesellen, dürft euer nicht schonen,
Ich will euch mit dreierlei Gelde lohnen;
Noch heute Nacht vor'm Hahnenschrei'n
Muß ich mit den Riesen zur Stelle sein."

Und der Meister hämmert mit seinen Gesellen
Und das Feuer sprüht und die Bälge schwellen
Und die Funken stoben prasseld umher,
Als wenn's bei Vulkanus im Aetna wär'.

Schon krümmt sich das Eisen in glühendem Roth,
Da schallet des schwarzen Reiters Gebot:
„Nun fort ihr Gesellen, und frisch daran,
Flugs schlagt nun die Eisen dem Rappen mir an."

Der Meister eilet mit bebendem Schritt,
Er nimmt alle sieben Gesellen sich mit;
Die lassen sich nicht die Arbeit verdrießen
Und packen den Klepper stracks bei den Füßen.

Und wie der Meister den Hammer hebt,
Das Roß an allen Gliedern erbebt,
Und spricht: „Herr Gevatter, verfahret doch sacht,
Daß den Fuß ihr mir ja nicht zu Schanden macht.

Bin ja aus Euchmedien die Krügerin,
Die der Teufel geritten hier zu euch hin."
Da entfielen dem Schmidt der Schlägel und Hammer
Und er stürzte hinweg in die hinterste Kammer.

Doch der Teufel erdröhnte: „Kommt ihr nicht zurück,
So brech ich euch allen achten das Gnick.
Auf! fördert euch, daß ich von hinnen kann!
Frisch auf Herr Meister, Gesellen heran!"

Und der Meister eilte in vollem Lauf,
Er legte dem Pferde die Eisen auf,
Die Gesellen reichten ihm Nägel zu,
Sie hämmerten hastig ohn' Rasten und Ruh.

Doch paßte kein Eisen dem Hufe herum
Und die Nägel schlugen sich alle krumm,
Die Gesellen konnten halb todt nicht mehr stehn,
[illegible]t der Frau Meisterin Hähnlein krähn.

Fort war nun das Roß, und zu aller Schrecken
Sieht angstvoll in seinem Arme stecken
Der Meister den Fuß der Frau Krügerin,
Und das Eisen mit Nägeln die waren drin.

Der Teufel war gräßlich da anzuschauen,
Er streckte hervor die gewaltigen Klauen
Und drückt in der Wirthin Backen sie ab;
Zum Zeichen behielt sie das bis an ihr Grab.

Drauf hielt sich der Meister und alle die Nasen,
Denn fürchterlich hat der Teufel geblasen,
Er reckte die Hörner zehn Ellen lang,
Bis endlich ihn die Erde verschlang.

Die Krügerin aber verlor den Verstand,
Und wenn man sie auch mit Stricken band
In ihrem Hause an sichern Ort,
So riß sie sich los und lief wieder fort.

Sie hat noch gelebet ein halbes Jahr,
So daß sie immer im Laufen war;
Die Fingern des Teufels geronnen wie Theer
Auf jeglicher Backe die Kreuz und die Quer.

Doch Morgens da ging zum Pfarrer der Schmidt,
Und nahm alle sieben Gesellen sich mit,
Und in die Kirche von Schwarzenstein
Hing er die Eisen beide hinein.

Da hat sie bei einer Revision
Der Bischof gesehn in hocheigner Person,
Und der Caspar Schulz und der Martin Schröder
Hat ihm die Geschichte erzählet zur Feder.

Der Bischof ist Paul Separatus genennet
Und hat darin drei Lehren erkennet,
Sie weislich auch nebenbei geschrieben
Für alle seine Getreuen und Lieben.

Zum ersten: Wollt ihr im Winter reisen,
So nehmet euch ja nicht Pferd' ohne Eisen,
Wenn ihr zuvor sie auch nicht beschlagt,
Denn der Teufel hat es selbst nicht gewagt.

Zum andern sollt ihr die Frauen nicht binden,
Sie wissen sich listig der Schling' zu entwinden,
Und setzet ihr ihnen den Argus zum Hort,
Sie laufen euch doch, wenn sie wollen, fort.

Zum dritten, ihr sollt die Leute nicht wecken
Und gar in der ersten Nacht sie erschrecken,
Denn der Schlaf hält sie noch im offenen Rachen,
Sie werden gewiß euch nichts Kluges machen.

... einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derselben ... sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehren... ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten über Schriften.

7. Anhang.

In Schlesien ist die rühmliche und empfehlungswerthe Sitte ... geworden, dem Verstorbenen in den Provinzial-Blättern ... ehrendes Andenken zu erhalten. Es ist eine heilige Schuld, ... sie auch wohl in Preußen anerkannt werden wird. Die ... nahme der Freunde und Bekannten in Anspruch zu nehmen, ... Trost für den Zurückgebliebenen, und die Biographie eines, ... auch schlichten, aber redlichen Mitbürgers erregt allgemeines ..., denn wie wunderbar, belehrend und erheiternd sind oft ... Schicksale des Einzelnen. Solchen Anzeigen wird der Anhang ... sein. Alle übrigen, blos persönlichen Nachrichten und An... aller Art, werden gleichfalls in diesen Anhang aufgenommen.

Diese Zeitschrift, deren Plan ursprünglich Herr Stadt... Hartung entworfen, dann aber wohlwollend der Anstalt ... Rettung verwahrloster Kinder überlassen hat, wird in ... jetzigen Gestalt von dem Unterzeichneten zum Besten der ... gedachten Vereins herausgegeben, so daß der Ueber... der Einnahme der Kasse derselben zufließt. Aufsätze, ..., Notizen u. s. w. außerhalb Königsberg bitte ich ... mittelbar an den Verein zur Rettung verwahr... Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein" ... senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der ... wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze ... Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24., ... zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden stets willkommen ... Ich wünsche nicht, daß dieselbe nur des wohlthätigen ... wegen, welchen sie mit fördern hilft, gehalten werde, ... nur allein ihres Inhaltes wegen. Wer sie nur des ... wegen hält, wird besser thun, der Kasse des Vereins ... Beitrag zuzuwenden.

Die vom Herrn Direktor Struve im vorigen Hefte ver... Auskunft über den Mons pietatis wird im August... ...; eben so die spät eingegangene Fortsetzung ... und die Nachricht über die Scheillsche Stiftung.

R i c h t e r.

... im Juni Hefte Zeile 9 von unten lies mont de piété statt mont de pitie.

Inhalt.

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 4. Juli.

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von

D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Sechzehnter Band.

August-Heft.

Königsberg, 1836.

Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.

In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Dem Inhalte nach zerfällt diese Zeitschrift in folgende Haupt-
abtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Berichte über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch über den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlthätige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtungen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und deren Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwesen als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsätze, Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbegriff der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelner Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten rc. e) Ueber Handel und Gewerbe. Aus- und eingegangene Schiffe in den 3 Häfen. Fabriken, besonders Tuch- u. Leinwandbereitung, Garn- und Woll-Ausfuhr. Berichte über die vorzüglichsten Märkte und über Marktpreise in allen bedeutenden Städten der 4 Regierungsdepartements. f) Einwirkung der Staatsverwaltung und neuen Gesetzgebung. g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobachtungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschichte. h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke dieser Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslieder und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen, Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werden hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubiläen. — Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und großer köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfälle. g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegebenen Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher. Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker werden daher hiemit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruck-

I. Der dritte August.

Welch wunderbares Leben
Regt sich am Ostseestrand?
Was mag die Herzen heben
All' rings im Preußenland?
— Ihr dürft nicht lange fragen,
Nicht bieten Sold noch Lohn;
Ein Volk wird Antwort sagen,
Und wie aus Einem Ton.

Heut' ist ein Fest für Alle,
Des Preußennamens werth,
In Hütt' und Marmorhalle,
Mit Spaten, Feder, Schwert:
Der König ist geboren
Am Dritten im August;
Drum ist der Tag erkoren
Zu seiner Kinder Lust.

So laßt uns denn uns freuen
Des hochgeliebten Herrn!
Wir meinen es in Treuen,
Wir huldigen ihm gern.
Gott schenk' ihm noch an Jahren,
An Glück und Segen viel,
Und woll' ihn uns bewahren
Bis an das spät'ste Ziel!

Ihr Väter, baut das Schöne
Und streut des Guten Saat!
Seid brav und treu, ihr Söhne,
Und ehrt der Väter Rath!
Laßt Eintracht nimmer weichen,
Gebt Euch die Bruderhand;
Dann steht wie seine Eichen
Im Sturm das Preußenland!

W. v. C.

II. Ueber den verstorbenen Consistorialrath Timotheus Gisevius.

Eine am Erinnerungfeste, den 18. Januar 1836, in dem Königl. Gymnasium zu Lyk gehaltene Rede.

Sehr verehrte Anwesende!

Wenn die gütige Theilnahme, welche Sie nun schon dreimal an unserm Erinnerungfeste bewiesen haben und heute zum vierten Male beweisen, für uns in der That etwas hoch Erfreuliches ist: so legt sie uns zugleich auch eine Pflicht auf, welche, wie gern wir sie zu erfüllen wünschen, dennoch nicht leicht zu erfüllen ist. Es hat in diese Anstalt, in dieser Stadt und Provinz mancher ausgezeichnete, der Erinnerung werthe Mann gelebt: aber es ist oft äußerst schwer, oft ganz unmöglich, über diese achtbaren Männer zuverlässige Nachrichten zu erhalten, ohne welche die Erneuerung ihres Gedächtnisses nicht möglich ist. Möchte doch von jetzt ab mehr Fleiß auf unsre städtischen Chroniken verwandt, in unseren Akten mehr Sorgfalt gerichtet werden auf das, was irgend zur Erhaltung des Andenkens ausgezeichneter Männer dienen kann! Aber auch die Freunde von solchen Männern würden sich ein großes Verdienst um dieselben erwerben, wenn sie wenigstens die Briefe, die sie von ihnen besitzen, als Familiengut sorgfältig aufbewahren, in öffentlichen Anstalten oder Blättern niederlegen und so die wichtigsten Quellen zur Erinnerung an denkwürdige Männer vor dem Untergange sichern möchten.

Die Schilderung des Mannes, dessen edles Bild ich vor Ihnen aufzustellen schon früher gewünscht habe, wäre mir, obgleich dabei die Akten dieser Anstalt mich einigermaßen unterstützen konnten, dennoch nicht möglich gewesen, hätten mir dabei nicht dessen beide hinter-

bliebene Söhne *) hilfreich die Hand geboten. Was etwa diese Stunde uns Angenehmes oder Lehrreiches gewähren mag, das wollen wir ihnen danken, und wünschen, daß alle ausgezeichnete Männer Söhne haben mögen, welche dereinst sich fähig und bereitwillig zeigen, zur Erhaltung des Andenkens ihrer Väter so beizutragen, wie diese.

Der der Erinnerung werthe Mann, welchen ich im Sinne habe, ist der vor 18 Jahren hier als Consistorialrath und Erzpriester verstorbene Timotheus Gisevius. Er war geboren am 28. October 1756 zu Marggrabowa. Sein Vater Timotheus Gisevius lebte damals dort als Cantor, wurde nachher Rector der dortigen Schule, bald darauf Diakonus zu Ostrokollen, dann Diakonus zu Lyk, wo er bald nachher zur Pfarrer- und Erzpriesterstelle gelangte. Seine Mutter Charlotte Luise war eine geborne Corsepius, Tochter des Pfarrers Corsepius zu Lötzen. Beide Eltern lebten eine Zeit lang nach der Geburt ihres Erstgebornen bis zur Verbesserung ihrer äußeren Umstände in Dürftigkeit, aber zugleich in festem Vertrauen auf Gott und in stiller Zufriedenheit: denn beide waren fromme und edle Menschen, welche dafür auch Gott in ihren äußeren Verhältnissen und besonders in ihrem Timotheus reichlich segnete. An der Seite solcher Eltern erhielten Geist und Herz ihres Sprößlings frühzeitig schon die edle Richtung, durch die er sich sein ganzes Leben hindurch ausgezeichnet und so viel Edles und Herrliches gewirkt hat. Mit der zärtlichsten Liebe hing er an seinen Eltern. Sie ward ihm Antrieb zu allem Guten in seinen Kinderjahren, und daher machten Fleiß, Aufmerksamkeit und Bescheidenheit ihn bald zum Lieblinge Aller, die ihn kannten. Die Reinheit

*) Herr Ferdinand Gisevius, Landvogteigerichtsrath zu Heilsberg, und Herr Karl Gisevius, Justizamtmann zu Rössel. Ihre Mittheilungen sind aus dem Mai 1835.

seines Innern trieb ihn an auch Reinlichkeit und Ordnung in seiner Kleidung und in seinen Büchern zu lieben und ohne äußeren Zwang sich daran zu gewöhnen. Sein weiches, gefühlvolles Gemüth kündigte sich bei jeder Gelegenheit an. Einst verfiel sein Vater in eine gefährliche Krankheit. Da wich der Knabe nicht von des Vaters Bette, durchwachte Nächte neben ihm, betete und benetzte ihn mit Thränen der Liebe. Gegen seine Geschwister war er immer liebreich und gefällig und pflegte sie in Krankheiten mit unermüdeter Sorgfalt. Einst hatte sein Vater einen Verbrecher als geistlicher Tröster zum Richtplatze zu begleiten. Der Sohn folgte mit und wurde beim Anblicke des Unglücklichen so tief ergriffen, daß er sich das Halstuch gewaltsam abriß und es mit den Zähnen zerbiß.

Am 9. Januar 1764 wurde Gisevius, 7¼ Jahr alt, von dem braven damaligen Rector Rhode auf Quarta der hiesigen Provinzialschule aufgenommen, welche damals nur 5 Klassen hatte, deren vierte und fünfte gewöhnlich zusammen verbunden waren. Wie treu und gewissenhaft er die Bemühungen dieser Anstalt bei seiner Ausbildung benutzte und denselben durch Fleiß und Aufmerksamkeit zu Hilfe kam, läßt sich besonders daraus abnehmen, daß er nach Verlauf von 8¾ Jahren, 16 Jahre alt, am 27. October 1772 zur Universität entlassen wurde. Bei dieser Gelegenheit ist von Rhode's Hand in den Akten in Lateinischer Sprache bemerkt: „Timotheus Gisevius nahm nach bestandener feierlicher Prüfung durch eine Lateinische Rede von uns Abschied, worin er zeigte, daß ein Jüngling, der sich der Liebe ausgezeichneter Eltern erfreut, sich mehr verpflichtet fühlen müsse, nach Tugenden und edeln Sitten zu streben, als andere." Auch diese Rede zeugt davon, daß er in der Liebe zu seinen Eltern Antrieb zu allem Guten fand. Gisevius bezog aber nicht blos wissenschaftlich wohl vorbereitet die Universität: sondern er hatte es auch in der Musik auf mehren Instrumenten recht weit gebracht. Insbesondere liebte

er die Orgel, und hoch stimmte sein ganzes Leben hindurch der Choral seine fromme Seele zur Andacht und Anbetung.

Gisevius widmete sich der Theologie und studirte diese Wissenschaft 4 Jahre lang auf der Universität zu Königsberg. Er beschäftigte sich vorzüglich mit der Auslegung der heiligen Schrift, welche er zugleich seinem Gedächtnisse ganz einprägte; außerdem aber forschte er allenthalben nach Wahrheit und Licht. Neben der Theologie war die vaterländische Geschichte sein Lieblingstudium, zu welcher ihn sein Herz hinzog, dem das Vaterland über Alles theuer war. Daß er, getrieben von wissenschaftlichem Sinne und im Vorgefühle der Würde und des inneren Glücks eines tüchtig durchgebildeten Mannes, die Universitätsjahre mit Ernst und Treue benutzte und sich schon damals auszeichnete, dies beweisen besonders zwei Umstände, einmal, daß einer seiner Universitätslehrer sich alle Mühe gab, ihn für die Maurerei zu gewinnen, wozu er jedoch nicht zu bewegen war, und sodann, daß er bald nach Beendigung seiner Universitätsstudien zu einer öffentlichen Anstellung gelangte; denn schon im März des Jahres 1777 ward er zum Conrector der hiesigen Provinzialschule bestimmt und am 18. April dess. Jahres von seinem Vater in dieses Amt eingeführt. Aber er verwaltete es nur wenige Monate. Ihm behagte der Zwang des Schullebens nicht. Das Gefühl der inneren Kraft trieb ihn nach einer freieren Thätigkeit, nach einem Wirken, das er für höher hielt. Dazu wirkten noch einige Verdrießlichkeiten mit den Eltern eines seiner Schüler, welcher den Anforderungen des eifrigen jungen Lehrers zu genügen sich nicht bestrebte, vorzüglich aber der Umstand mit, daß man seiner verlobten Braut abrieth, einen Schulmann zu heirathen. Die Gelegenheit zur Veränderung seiner Verhältnisse bot sich bald dar. Der General v. Lossow bereiste die Garnison in Lyk und suchte unter den Candidaten einen Feldprediger. Gisevius meldete sich an einem

Sonnabende bei ihm, und der General wollte ihn sogleich am nächsten Sonntage hören. Die Predigt gefiel, und bald darauf wurde Gisevius mit noch zwei andern Candidaten in das Standquartier des Generals zur Probepredigt nach Goldapp beschieden. Dort stand der Stab von zwei Regimentern, des schwarzen Husaren- und des Bosniakenregiments, für welche der gemeinschaftliche Feldprediger gewählt werden sollte. Mit Zuversicht bestieg Gisevius die Kanzel. Seine Rede durchdrang die Herzen. Einstimmig wünschte man ihm Glück. Er wurde seinen Mitbewerbern augenblicklich vorgezogen und erhielt noch an demselben Tage die Vocation.

Auf den Flügeln der Liebe kehrte nun Gisevius nach Lyk zurück und führte seine Charlotte Elisabeth, einzige Tochter des damaligen Stadtrichters Schachtmeier hieselbst an den Traualtar. Ihr hatte er schon am Tage seiner Entlassung aus der Provinzialschule sein Herz und die zarteste Liebe geweiht, obgleich sie damals erst 12 Jahre alt war. „Unaussprechliche Sanftmuth," sagt einer ihrer Söhne von ihr, „gottergebener, frommer Sinn, Mitleid, Erbarmen und Milde gegen Nothleidende und Gedrückte waren die Tugenden, welche sie auszeichneten und als Gattin und Mutter durch ihr langes Leben begleiteten." Wenn es auch in der Regel nicht wohlgethan scheint, daß Jünglinge so früh schon sich die Gefährtin ihres Lebens wählen: so hat sich doch zuweilen bei edeln Gemüthern und geistig kräftigen Naturen eine frühe Wahl der Art von wohlthätigem Einflusse gezeigt. Und das war der Fall bei unserm Gisevius. In ihm, welchen die Liebe zu seinen Eltern zu allem Guten trieb, wurde die Liebe zu seiner Charlotte, welche mit jener Liebe zu seinen Eltern auf das Innigste verschmolz, ein verstärkter Antrieb seiner Bestrebungen. Im Februar 1778 zog er mit seiner jungen Gattin nach Goldapp, wo er sich an seinem rechten Platze und durch die Achtung und in dem Umgange seines gebildeten

Chefs sehr glücklich fühlte. Aber sehr bald darauf rief ihn der Baierische Krieg ins Feld. Schon am 29. März dess. Jahres folgte er dem Regimente nach Schlesien. Hier fand er vielfache Gelegenheit zu wirken und sich auszuzeichnen. Kranke und Sieche, Verwundete und Sterbende richtete er durch seinen Trost auf. Vor und während der Schlacht befeuerte er die Soldaten mit Muth, und seine im offenen Felde gehaltenen Reden drangen allezeit tief und ergreifend in die Herzen seiner Zuhörer ein. Nach 1¼ Jahre war der Feldzug beendigt, und Gisevius eilte, von seinem Küster begleitet, Tag und Nacht dem Regimente voraus und in die Arme der geliebten Gattin. Obgleich sein Einkommen nur spärlich war (monatlich 20 Thlr.), so war er doch immer heiter und zufrieden: denn er war genügsam und genoß allgemeine Achtung und Liebe, nicht nur bei der Garnison, bei seinem gebildeten Chef u. allen Offizieren, sondern auch bei der Stadtgemeinde.

Nach der Aeußerung eines seiner Söhne soll Gisevius bereits als Feldprediger den Umgang des nachmaligen Generallieutenants Freiherrn v. Günther genossen haben. Das ist aber nicht möglich, da Gisevius schon am 19. Juli 1781 in seinem 25. Lebensjahre zum Erzpriester nach Johannisburg berufen und dort am 28. October dess. J. von dem Erzpriester Volmer aus Rastenburg eingeführt, Günther aber erst im Mai des Jahres 1783 zum Obristlieutenant ernannt und als Commandeur des schwarzen Husarenregiments nach Goldapp versetzt wurde. Wahrscheinlich hat er Günthers Bekanntschaft, welche bald in eine innige Freundschaft überging, erst später in Folge seines früheren Verhältnisses zu dem schwarzen Husarenregimente gemacht. Obwohl ihm bei seiner Versetzung nach Johannisburg der damalige Landhofmeister v. d. Gröben entgegen gewesen war, so war er dennoch in Berlin bestätigt worden, konnte aber selbst durch sein persönliches Auftreten den gegen ihn eingenommenen Landhofmeister nicht begütigen, welcher den tadellosen

Mann mit den Worten entließ: „Was ist Ihnen an meiner Gnade gelegen? Führen Sie Ihr Amt immer so, wie bisher, so kann ich Ihnen nichts thun.“ Und so geschah es auch. Gisevius suchte in seinem neuen Wirkungskreise alle seine Pflichten treu zu erfüllen, nahm sich insbesondere der gesunkenen Schulen an, und erwarb sich so allgemeine Hochachtung und Liebe, daß man ihm freundlich kleine Gaben brachte, um nur in seine Nähe zu gelangen und sein Trosteswort zu hören, und Viele sich beglückt fühlten, wenn sie ihm nur die Hand küssen konnten. Mit der Berufung nach Johannisburg hängt noch ein wunderbarer Traum zusammen. Gisevius Amtsvorgänger, ein hoch bejahrter Mann, welchem Gisevius persönlich ganz unbekannt war, träumte einst, er stehe auf dem Altar, und zu den Stufen desselben kniee in Andacht versunken ein junger Mann, dem er die Bibel überreiche. Als nachher Gisevius einmal auf einer Berufsreise von Goldapp aus nach Johannisburg kam und dem dortigen Erzpriester seinen Besuch machte, erkannte dieser sogleich in ihm den jungen Mann, den er im Traume gesehen hatte.

Eine nicht minder merkwürdige Verkettung von Umständen bot sich hierauf bei seiner Wiederversetzung von Johannisburg dar. Bei einer Kirchenvisitation im Dorfe Eckersberg fiel ihm, als er in der Kirche herumgehend die Gemeinde belehrte und ermahnte, ein Mann auf, der mit trotziger Miene unter den Zuhörern stand, auf den Vortrag nicht achtete, und endlich, sein Haupt bedeckend, zur Kirche hinausgehen wollte. Da faßte Gisevius sanft dessen Hand und sprach zu ihm die ernst mahnenden Worte: „Freund, willst Du das Wort Gottes, Deines Vaters, nicht hören? Glaube mir, es wird vielleicht eine Stunde kommen, in der Du Deine Hände zu Gott erheben, in der Du seine Hilfe, seine Gnade, seine Barmherzigkeit anflehen wirst.“ Betroffen wartete nun der Mann die Andacht ab. Und wirklich schlug ihm diese Stunde bald. Nicht lange darauf starb am 2. April 1786 Gisevius Vater zu Lyk,

und seine Mutter blieb mit viel unerzogenen Kindern in einer dürftigen Lage zurück. Den Verwaisten konnte nicht einmal die Wittwenpension und Wittwenwohnung zu Theil werden, da die Wittwe des Vorgängers noch lebte und im Besitze dieser Unterstützungen war. Das gefühlvolle Herz des Sohnes wurde von Schmerz und Jammer fast zerrissen, und um der geliebten Mutter und den theuern Geschwistern nachdrücklicher zu Hilfe kommen zu können, entschloß er sich, so glücklich auch er sich in Johannisburg fühlte, um die einträglichere Erzpriesterstelle in Lyk nachzusuchen. Diesem Gesuch aber traten große Hindernisse in den Weg. Schon war ein ganzes Jahr dahingeschwunden, ohne daß Gisevius sich die Erfüllung seiner Hoffnung zeigte, als er seinen Schwiegervater, den Stadtrichter Schachtmeier zu Lyk besuchte. Hier fand er jenen Mann, der ihm von der Kirche zu Eckersberg her bekannt, später Brudermörder geworden war und nun als Verbrecher bei dem Stadtrichter Schachtmeier verhört wurde. Der Mann erinnerte Gisevius an jenen Vorfall zu Eckersberg, und bat sich ihn, nachdem das Urtheil gesprochen war, zum geistlichen Tröster in seinen letzten Lebensstunden aus. Die milden Preuß. Gesetze gewährten ihm diesen Wunsch. Gisevius wurde nach Lyk gerufen, wo seine Besuche im Gefängnisse bald ein öffentlicher Gottesdienst wurden. Die Verbrecher fanden Trost und Aufrichtung in seinen Worten, und die zahlreich dabei versammelten Bewohner Lyks fühlten sich so erbaut, daß sie sich von den höchsten Behörden Gisevius als ihren Seelsorger erbaten. Für seine Gemeinde zu Johannisburg war das ein harter Schlag, und sie bot Alles auf, ihn sich zu erhalten. Sie wollte sogar sein Einkommen bedeutend verbessern; aber es war zu spät; der größere Wirkungskreis, welchen Gisevius in Lyk erwarten durfte, und die Rücksicht auf seine geliebte Mutter und seine Geschwister ließ ihn in seinem Entschlusse nicht wanken, wie schwer ihm auch die Trennung von seinen lieben Johannisburgern

wurde. Sie war für sein Gemüth so schmerzlich und selbst für seinen sonst rüstigen Körper so ergreifend, daß er seine Abschiedspredigt sitzend halten mußte. Beim Hinausgehen aus der Kirche drängte die ganze Gemeinde sich um ihn; Jeder suchte seine Hand zu erfassen und ihm Lebewohl zu sagen. Thränen und Segnungen folgten ihm bei seiner Abreise nach.

Am 9. September, den 14. Sonntag nach Trinitatis 1787, wurde Gisevius von seinem Nachfolger zu Johannisburg, dem Erzpriester Boretius, hier in sein neues Amt eingeführt, zu dessen Geschäften auch die Inspection über die damalige Provinzialschule gehörte, welche mit der Verwandlung dieser Anstalt in ein Gymnasium im Jahre 1813 aufhörte. Unendlich viel Gutes wollte Gisevius als Pfarrer und Superintendent in Lyk wirken, und viel, sehr viel, ja mehr, als viele Andere in ähnlicher Stellung zusammengenommen, hat er auch wirklich gewirkt. Mit unermüdeter Thätigkeit und hochherziger Uneigennützigkeit arbeitete er an der Verbesserung des Kirchen- u. Schulwesens. Er fand die Kirchspiele zu groß und dadurch die Seelsorge sehr erschwert, ein Umstand, welcher auch jetzt noch hier und da den wohlthätigen Einfluß der Geistlichen auf ihre Gemeinden in Ostpreußen beschränkt. Dem abzuhelfen, arbeitete er Pläne zur Anlegung neuer Kirchen aus. Seine Vorschläge wurden gütig aufgenommen und waren allmählig der Ausführung entgegengereift, als im Jahre 1806 der Krieg ausbrach, welcher Preußen lange an der Einrichtung manches Guten hinderte. Leichter ging es mit den Schulen. Alljährlich gründete er neue und verbesserte alte. Vorzüglich durch diese Richtung seiner Thätigkeit wurde sein Verhältniß zu dem nachherigen Generallieutenant Freiherrn v. Günther, welcher im Jahre 1788 als Oberster zum Chef des Bosniakenregiments ernannt worden war und Lyk zu seinem Standquartiere erhalten hatte, immer enger. Und als auf Günthers Betrieb, welcher in Neuostpreußen durch Schulen bessere

Generationen heranzubilden bemüht war, zunächst für dessen Garnisonschulen und die Provinz, in welcher er das Generalcommando führte, die Anlegung eines Schullehrerseminars beschlossen wurde, ward dasselbe am 13. November 1800 zu Lyk unter Gisevius Direction eröffnet, welche er bis zu der Wiederablösung der Polnischen Provinzen von Preußen mit Eifer und Treue verwaltete. Am 13. November des folgenden Jahres feierte diese Anstalt in Gegenwart des Generallieutenants v. Günther und des Kammerdirectors v. Wagner aus Gumbinnen ihren Stiftungtag, und Gisevius erhielt aus den Händen des letzteren die Verdienstmedaille mit folgendem ehrenvollen Allerhöchsten Kabinetschreiben:

„Ehrwürdiger, wohlgelahrter, lieber Getreuer! Der Staatsminister Freiherr v. Schrötter hat Mir in seinem Reiseberichte die guten Fortschritte angezeigt, welche das Neuostpreußische Schullehrerseminarium unter eurer Leitung gemacht hat. Da dasselbe nur erst so kurze Zeit bestehet: so kann Ich diesen schnellen guten Erfolg nur eurer rastlosen Thätigkeit und eurem Eifer, den Mir der gedachte Staatsminister gerühmet hat, zuschreiben. Das Verdienst, welches ihr euch dadurch um die Provinz Neuostpreußen erwerbet, erfordert meinen aufrichtigen Dank, und Ich ergreife mit Vergnügen die Gelegenheit, welche Mir die bevorstehende Stiftungsfeier des Seminars darbietet, euch solchen hiedurch zu erkennen zu geben und ihn mit dem Geschenke der beikommenden Medaille zu begleiten. Ich verbleibe euer gnädiger König Friedrich Wilhelm.

Potsdam, den 15. October 1801."

Durch dieses Geschäft trat Gisevius bald in nähere und freundliche Berührung mit ausgezeichneten Staatsmännern und Gelehrten. Dahin gehören der damalige Minister Freiherr v. Schrötter, der damalige Landhofmeister und Oberpräsident v. Auerswald, der damalige Präsident der Königl. Regierung zu Gum-

binnen, jetziger wirklicher geheimer Staatsrath und Oberpräsident, Herr v. Schön Exzellenz, der nachmalige Erzbischof v. Borowski, der jetzige geheime Oberregierungsrath Herr Nicolovius, der bei vielem Guten mitwirkende Kriegsrath Scheffner zu Königsberg und die Pröbste Ribbeck und Hanstein zu Berlin, mit welchen er beständigen Briefwechsel unterhielt. Am meisten aber schätzte und liebte bis zu seinem Tode ihn der Generallieutenant Freiherr v. Günther, welchem er alle seine Predigten zusenden mußte. Nach dessen Tode arbeitete Gisevius in dankbarer und liebender Erinnerung eine ausführliche Lebensbeschreibung desselben aus; aber aus Scheu vor dem öffentlichen Auftreten als Schriftsteller beförderte er sie nicht sogleich zum Drucke, und die Handschrift ist leider nach seinem Tode bei dem großen Brande, welcher im Jahre 1822 den größten Theil unsrer Stadt zerstörte, mit untergegangen. Dieser Verlust ist um so größer, als Gisevius dabei nicht nur durch Mittheilungen aus dem Munde dieses großen Mannes selbst, sondern auch durch eine genaue, ja vertraute Bekanntschaft mit ihm und zugleich durch so viel schriftliche Documente unterstützt wurde, als wohl niemals wieder zusammen zu bringen sein werden, falls Jemand sich entschließen sollte, an eine Lebensbeschreibung desselben zu gehen.

In dem Grade nun, wie Gisevius von Jahr zu Jahr fortfuhr, zu arbeiten für das Wohl der Kirchen und Schulen, und nicht müde wurde, die Unglücklichen zu trösten und den Armen wohlzuthun, die Gemeinde zu erbauen und durch den Confirmandenunterricht wohlthätig einzuwirken auf die Jugend, wuchs auch die Verehrung und Liebe gegen ihn an diesem Orte und in dem ganzen Kreise seiner Wirksamkeit. Als sich daher der 9. September des Jahres 1812 näherte, an welchem der Schluß seines 25jährigen Dienstjahres an diesem Orte bevorstand, traten auf Veranlassung des damal. Rectors der Provinzialschule, Wollner,

und des Compastors Gryczewski, alle Geistliche und Schullehrer der Diöces, zu welcher damals auch die jetzige Diöces Oletzko gehörte, mit noch zwei Kirchspielen, Neuhoff und Widminnen, welche später zu Lötzen gezogen worden sind, zusammen, und überreichten ihm an seinem Geburttage, den 28. October, als Zeichen ihrer Theilnahme ein werthvolles Geschenk. Aber auch seine hohen Vorgesetzten erkannten den Werth seiner rastlosen Thätigkeit immer mehr und dehnten den Kreis seiner Wirksamkeit immer weiter aus. So wurde er im Jahre 1814 zum Consistorialrathe, Mitgliede der Königl. Regierung zu Gumbinnen und zum Mitgliede der Examinationscommission ernannt, und um dieselbe Zeit auch zum Mitgliede der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg erwählt. Um seine gereiften Erfahrungen in Kirchen- und Schulsachen desto mehr zu benutzen, wurde die Einrichtung getroffen, daß er von Zeit zu Zeit den Sitzungen der Königl. Regierung zu Gumbinnen beiwohnen mußte. Ein großer Theil des Litthauischen Regierungsdepartements ward in Kirchen- und Schulangelegenheiten unter seine specielle Aufsicht gegeben. Ueberall gingen seine durchdachten und auf Erfahrung gegründeten Ansichten und Vorschläge durch, und selbst sein Entwurf zu einer verbesserten Liturgie wurde mit Dank zur Berücksichtigung angenommen. Jetzt hatte Gisevius den Gipfel seines ausgezeichneten, ruhmvollen Wirkens erreicht. Auf diesem Höhenpunkte wurden schon Viele von einem plötzlichen Schlage des Geschicks getroffen. Wird unser Gisevius von solchem Schlage verschont bleiben? Ach, leider führte ein ehrenvoller Theil seiner Geschäfte viel früher seinen Tod herbei, als man nach seiner kräftigen Gesundheit und Rüstigkeit hätte erwarten sollen. Ihm wurden oft von der Königl. Regierung wichtige Aufträge in Kirchen- und Schulsachen ertheilt, welche er immer zur hohen Zufriedenheit ausführte. Auf diese Art wohnte er einst als Commissarius der Königl. Regierung einer Untersuchung gegen einen nicht zu

seiner Diöces gehörigen Geistlichen bei. Der Geistliche verfolgte seine Sache vor Gericht, und als Gisevius Verfahren in dem Erkenntnisse gehässig dargestellt wurde, zog er sich diese unverdiente Verunglimpfung so zu Herzen, daß sein durch stete Anstrengungen gereizter Körper erlag. Er starb am 25. August 1817 plötzlich an den Folgen eines Schlagflusses in seinem 61. Lebensjahre. Seine letzten Worte waren: „Ich gehe gern zu meinem himmlischen Vater." So endete ein rastlos, vielfach nützlicher, edler Mann, welchem nicht blos um seinet- und der Seinigen willen, sondern auch darum ein noch längeres Leben zu wünschen gewesen wäre, weil er dann noch viel Gutes zu Stande gebracht haben würde.

Lassen Sie uns jetzt, verehrte Anwesende, noch einige Augenblicke bei den hervorstechenden Zügen in Gisevius Geist und Charakter verweilen.

1. Die Grundlage seiner Gesinnung und seines Charakters war Frömmigkeit und Liebe. Seine Frömmigkeit war eine ächt christliche im Glauben, wie im Handeln, und er zeigte sie in seinem häuslichen, wie in seinem öffentlichen Leben. Durch Gebet stärkte er sich zu wichtigen, schwierigen Geschäften, durch Gebet stimmte er sein leicht erregbares Gemüth zur Ruhe, Heiterkeit und Milde. Unablässig wirkte er in den unter seiner Aufsicht stehenden Schulen, auch in der damaligen Provinzialschule dahin, daß durch den Religionunterricht eine fromme Gesinnung in der Jugend geweckt und befestiget werde. Alle seine Kanzelvorträge zweckten darauf ab, und mit wunderbarer, unwiderstehlicher Gewalt ergriff er durch sie die Gemüther und riß sie zu frommer Stimmung mit sich fort. So lange er Feldprediger war, kamen nach jedem Gottesdienste die höheren Offiziere zu ihm heran und drückten ihm dankbar die Hand. Der erwähnte Vorfall in der Kirche zu Eckersberg und was daraus hervorging, ist davon ebenfalls ein redender Beweis. Wenn er predigte, war immer die Kirche gefüllt, und bei seinen

Kirchenvisitationen hielten die Versammelten mit Freuden 4 bis 5 Stunden aus. Unwiderstehlich war insbesondere die Kraft seines Gebets. Wenn er betete, erschütterte er jedes Gemüth, und wenig Augen blieben ohne Thränen. Eine solche Gewalt kann ein Mensch über die Gemüther Anderer nur dann ausüben, wenn er selbst ein von Frömmigkeit durchdrungenes Gemüth besitzt. — An Liebe, Mitleid und Milde war sein Herz sehr reich. In ihm zeigten diese Eigenschaften sich schon früh. An Vater und Mutter entglühte schon in dem Knaben der edle Strahl der Liebe, die er nachher oft mit Aufopferung auf Andere übertrug. Als einst in Goldapp sein Dienstbursche von seinem Reitpferde geschleift, dem Tode nahe kam, bebte sein menschenfreundliches Herz bei dem Anblicke des gemarterten Dieners, und gern gab er zu dessen Rettung all seine Habe hin; aber hohe Wonne empfand auch dieses Herz, als die Rettung gelang. Sein Mitleid und seine Milde erfuhren täglich die Kranken, die Armen und Unglücklichen. Lebten diese noch alle und wären hier, sie würden ihn segnen und sein Lob verkündigen in unsrer Mitte. Daher starb er auch arm, obgleich er höchst mäßig gelebt hatte, und hinterließ den Seinigen nur den Eindruck der Verehrung und Liebe, den er in ihren Herzen gemacht hatte.

2. Gisevius war auch ein ächter, treuer Freund. Er schätzte das Glück der Freundschaft sehr hoch, und wen er einmal als Freund in sein Herz eingeschlossen hatte, an dem hing er fest und unerschütterlich sein ganzes Leben lang. Die Freundschaft zwischen ihm und dem Generallieutenant Freiherrn v. Günther kann in der That den ausgezeichnetsten Freundschaften, deren die Geschichte gedenkt, an die Seite gesetzt werden. Während seines Aufenthalts zu Goldapp und Johannisburg genoß er das Glück der Freundschaft mannigfach. Nicht so glücklich war er in Lyk. Diejenigen Personen, deren äußere Verhältnisse eine solche Verbindung mit ihm konnten erwarten lassen, waren

entweder zu kalt und zurückhaltend, oder sie zeigten sich in ihren amtlichen Verhältnissen feindselig gegen ihn in den seinigen, oder sie waren Freunde der Französischen Revolution, deren entschiedener Feind er war, oder ihr leichter, auch wohl leichtfertiger oder verletzender Witz sagte ihm, der den ernsten und unschuldigen liebte, nicht zu, oder sie besaßen sonst Eigenschaften, welche ihn nicht ansprachen. Die aber, welche ihn genauer gekannt haben, wissen recht gut, wie tief er das freundlose Leben empfand, und wie schmerzlich er oft im Stillen darüber seufzte.

3. Insbesondere war Gisevius ein seltener Vaterlandsfreund. Der Gedanke an das Vaterland hatte seine Seele eben so erfüllt und durchdrungen, wie der Gedanke an Gott. So wie daher diese letzte Durchdringung in ihm die Quelle einer seltenen Frömmigkeit wurde, so ging aus jener ein hoher Patriotismus hervor. Alles bezog er auf Gott und auf das Vaterland. Einer seiner Söhne erzählt: „Als mein Vater aus Schlesien zurückgekehrt war, erzählte er, von den Seinen umringt, seine Schicksale; da aber, wo seine Rede auf König und Vaterland kam, erglühte sein Patriotismus." Daher haßte er auch die Französische Revolution und mied gern Alle, die sich als Freunde derselben zeigten; denn sein scharf blickender Verstand sah in jener politischen Aufregung eine schwere, schwarze Gewitterwolke gegen sein Vaterland heranziehn. Und als endlich in den Jahren 180⁶/₇ Preußens Macht gebrochen und dessen alter Ruhm verdunkelt wurde: da blutete sein Herz, und er hätte vor Wehmuth die Lust zum Leben verloren, wenn sein Vertrauen auf Gott ihn nicht aufrecht erhalten und eine bessere Zukunft hätte ahnen lassen. Dieses Vertrauen gab ihm sogar den Muth, in seinen Kanzelvorträgen, selbst während die Franzosen auf ihrem Zuge nach Rußland hier waren, seine Gemeinde durch Verheißung einer besseren Zukunft zu trösten. Und als diese bessere Zukunft nahte: wie erglühte da sein Herz vor Freude!

Als

Als im Januar 1813 der Kaiser Alexander unerwartet in Lyk, der ersten Preußischen Stadt nach seinem Uebertritte über die Gränze, einzog, gingen ihm eilig Abgeordnete der Stadt und vieles Volk bis an das Polnische Thor entgegen. Unter jenen war auch Gisevius. Noch wußte man nicht, ob Preußen sich an Rußland anschließen würde; aber Gisevius erhob, im Herzen seines Königs lesend und dessen Entschluß ahnend, sich über alle engherzige Bedenklichkeiten, und redete den edlen Kaiser mit folgenden Worten an:

„Sire, empfangen Sie gnädig die Huldigungen eines Ihnen jubelnd entgegenströmenden Volks! Was in diesem heiligen Augenblicke Sie hier umringt, was, Allergnädigster Kaiser und Herr, Sie hier vor Sich sehen, das Alles, o das Alles sind Herzen, die voll Bewunderung, voll Ehrfurcht und Liebe Ihnen entgegenschlagen, Augen, welche bei Ihrem Anblicke sich mit Wonnethränen füllen, zum Himmel erhobene Hände, welche Segen, Schutz und Gnade herabflehen für Sie von dem Allmächtigen. Sire, so werden überall die Völker Ihnen entgegenströmen und die Herzen Ihnen entgegenschlagen; denn Sie, Allergnädigster Kaiser und Herr, kommen zu uns, nicht um zu zerstören, sondern zu beglücken, nicht zu unterjochen, sondern zu befreien, nicht zu verderben, sondern Erquickung und Heil zu bringen der geschlagenen Menschheit. Großer Kaiser, der Allmächtige hat das Schicksal der Völker in Ihre Hand gegeben: aber wohin auch Ihre Triumphe Sie führen, o, da kommen Sie immer segnend und gesegnet im Namen des Herrn. Darum decke der Ewige Sie mit seinem Schilde und stärke mit seiner Kraft zu dem hohen Berufe Ihren mächtigen Arm! Er, der Herr, unser Gott, sei Ihnen freundlich und fördere das Werk Ihrer Hände! Ja, das Werk Ihrer Hände wolle er fördern! Amen.“

Ergriffen von dem so herzlichen Empfange, drückte der Kaiser in sichtbarer Rührung die Hand des Redners und sagte zu ihm: „Ja, ja, ich komme als treuer

Freund Ihres Königs. Sagen Sie das dem Volke." Als hierauf Gisevius dem Kaiser in dem Schlosse zu Lyk vorgestellt wurde, äußerte dieser sich sehr gnädig gegen ihn und ließ ihm einen werthvollen Brillantenring einhändigen, welcher noch jetzt in der Familie als ein theures Andenken aufbewahrt wird. Jene Anrede aber wurde später Allerhöchsten Orts als Ausdruck eines sein Vaterland liebenden und zugleich umsichtigen Mannes anerkannt. Bald erschien der Aufruf des Königs an sein Volk. Da rüstete auch Gisevius seinen jüngsten Sohn als Streiter für das Vaterland aus. Gewiß sind noch Viele unter Ihnen, geehrte Anwesende, welche sich erinnern, wie hierauf der edle Mann, so oft die Nachricht von einem Siege hier einging, sogleich die Glocken ziehen ließ, seine Gemeinde in der Kirche um sich versammelte, und in Begeisterung Worte des Danks, des Vertrauens zu Gott, und Worte der Liebe zu König und Vaterland sprach. Um die Zeit der Schlacht bei Dennewitz war er behufs der Visitation mehrer Kirchen auf einer Reise. Während seines Aufenthalts in Oletzko stand nach den letzten Zeitungen eine große Schlacht bevor, und doch konnte er die nächsten Zeitungen nicht abwarten. Als er nach Wielitzken abreiste, trug er dem Rector zu Oletzko auf, falls die nächsten Zeitungen eine Siegesnachricht brächten, ihm die Zeitungen sogleich durch einen reitenden Boten nach Wielitzken zu senden. Sie brachten die Nachricht von dem Siege bei Dennewitz. Der Rector setzte sogleich sich selbst zu Pferde und sprengte nach Wielitzken. Vor der Thüre des Pfarrhauses fand er Gisevius, welcher, sobald er das Wort Sieg vernommen hatte, sein Haupt entblößte, laut inbrünstig betete und darauf sogleich zur Kirche läuten ließ, wo er durch Worte des Danks und freudiger Erhebung Aller Herzen tief bewegte. Und diese glühende Vaterlandsliebe pflanzte Gisevius auch in die Herzen seiner Kinder. Einer seiner Söhne spricht sich darüber also aus: „Ich danke Dir, mein Vater, daß auch ich durch Dich

König und Vaterland heiß und innig lieben gelernt habe." —

4. Fassen wir Gisevius als Gelehrten ins Auge: so scheint es unbezweifelt, daß er ursprünglich eben so viel Anlage für die theoretische, als für die praktische Seite der Wissenschaft besaß. Weil aber das Schicksal ihn frühzeitig auf die praktische Laufbahn führte und er auf dieser am ersten zum Ziele seiner Liebe gelangte, so weihete er ihr sein ganzes Leben. Dazu trug unstreitig auch viel ein ihm ursprünglich eingepflanzter Naturtrieb bei, welcher mit seinem ausgezeichneten Rednertalente zusammenhing. Dieses Talent war so bedeutend, daß er durch dasselbe schon früh hervorragte. Ihm hatte er seine Anstellung als Feldprediger zu Goldapp zu verdanken, und wie er sich in diesem Amte als Redner gleich Anfangs auszeichnete, dafür spricht folgender Vorfall. Bereits während des Baierischen Erbfolgekrieges hatte er sich dem Generallieutenant v. Lossow in Schlesien durch seine Reden so werth gemacht, daß dieser gegen den Chef eines andern Regiments behauptete, sein Feldprediger sei der beste, und beide eine Wette darauf eingingen. Die Regimenter wurden in der Eile zusammengezogen, aus Trommeln eine Kanzel vor der Fronte errichtet und beide Feldprediger ersucht, Vorträge zu halten. Gisevius Predigt ward einstimmig der Preis zuerkannt. Seine vorhin mitgetheilte Anrede an den Kaiser Alexander von Rußland dürfen wir mit Recht als ein Meisterstück der Beredsamkeit betrachten. Insbesondere besaß er die Gabe, in außergewöhnlichen Fällen auch unvorbereitet vortrefflich zu reden, ein Umstand, durch welchen sich hauptsächlich hohes Rednertalent kund giebt, eine Gabe, die oft sonst ausgezeichneten Rednern fehlt und Geistlichen bei ihrer Amtsführung so sehr zu Statten kommt. Dabei unterstützte ihn ein angemessenes Aeußere, eine hohe, kräftige Gestalt, ein kluges, ausdrucksvolles Gesicht, ein feuriges, aber zugleich auch sanftes, blaues Auge, und eine männlich tiefe, kräftige

Stimme, deren er sich öfter so bediente, daß er dadurch allein schon das Gewissen des Sünders aufschreckte und in die Tiefe der Herzen drang. In seiner Haltung zeigte sich Anstand und Anmuth.

5. Nicht minder zeichnete sich Gisevius als Beamter aus durch Berufstreue, Arbeitsamkeit, Redlichkeit, Rechtlichkeit und durch das eifrigste Bestreben, seine Pflicht zu erfüllen. Von der Pflicht aber hatte er einen sehr strengen Begriff, und wo sie ihn rief, da war er bei der Hand, nachdem es die Umstände erforderten, bald schreibend, berichtend, Vorschläge machend, Mißbräuche und Pflichtwidrigkeiten abstellend, bald redend, tröstend, ermahnend, ermunternd, das Gewissen schärfend und seine Zufriedenheit bezeigend. Einem seiner Söhne erzählte von ihm ein alter Husar, welcher den Baierischen Krieg mitgemacht hatte: „Der ritt mit uns mit und war überall bei uns." Immer lebte er für sein Amt und seine Geschäfte. Er arbeitete vom frühen Morgen ab den ganzen Tag, und nur erst nach dem Abendessen beschäftigte er sich mit Lesen. Gegen Ende der Vierzige seines Lebens wurde sein Auge etwas blöde, und von da ab las er Abends nicht mehr selbst, sondern ließ sich vorlesen. Diese Lectüre war größtentheils historischen Inhalts, und er machte sie zugleich sehr belehrend für den Vorleser und für diejenigen, welche mit zuhörten. Wie hätte auch ein Mann in so vielfachen und umfassenden Verhältnissen ohne die strengste Benutzung der Zeit und ohne die angestrengteste Arbeitsamkeit den so vielfachen Ansprüchen jener Verhältnisse genügen können?

6. Wenn Gisevius selbst durch seine unermüdete Thätigkeit viel wirkte: so regte er auch als Vorgesetzter seine Untergebenen eben dazu an. Er forderte strenge Pflichterfüllung von den ihm untergeordneten Geistlichen und Schullehrern, und dieselbe Berufstreue, welche in ihm selbst lebte. Läßigkeit und Gleichgiltigkeit in amtlichen Geschäften waren ihm im Innersten verhaßt. Geistliche der Art nannte er Bauchpfaffen,

und solche Schullehrer Bauchdiener. Betrübt und seufzend saß er in seinem Wagen, wenn er von Kirchen- und Schulvisitationen, wo er Leute dieser Art gefunden hatte, nach Hause fuhr. Solchen war er ein strenger Vorgesetzter, und er bot Alles auf, sie zu bessern, wobei die Furcht vor seinem großen Einflusse oft noch bedeutend mitwirkte. Dagegen war es eine hohe, innige Freude für ihn, wenn er auf Männer traf, die ihre Pflichten treu, mit Freudigkeit und Umsicht erfüllten. Auch freute seine Seele sich schon da, wo er wenigstens guten Willen fand. Solchen Männern war er ein milder, schützender Vorgesetzter. Sie förderte er auf jede Weise; sie schützte er gegen ungerechte Angriffe und gegen jede Beeinträchtigung; ihnen wandte er Belohnungen und Auszeichnungen aller Art zu. Wie sehr diejenigen ihn fürchteten, die ihrer Sache nicht gewiß waren, davon mögen ein Paar Vorfälle zeugen. Einst wurde an einem Sonntage in einer Kirche von der Kanzel bekannt gemacht, daß über 8 Tage Gisevius zur Kirchen- und Schulrevision kommen werde. In demselben Augenblicke hörte man oben in der Gegend der Orgel ein starkes Gepolter. Der arme Schullehrer war vor Schreck über die Nachricht von der Orgelbank gefallen. Ein andermal war ein Schullehrer auf seinem Wege nach der Kirche zu Widminnen bei einem seiner Amtsbrüder in einem andern Dorfe angesprochen, um ihn zur Kirche abzuholen. Dieser hatte mehr Lust, noch etwas zu schlafen, als in die Kirche zu gehen, und bat jenen, auf dem Rückwege wieder bei ihm anzusprechen und ihm Mittheilung zu machen, wenn's etwa etwas Neues gäbe. Als derselbe aus der Kirche zurückkam, erzählte er, es sei von der Kanzel bekannt gemacht worden, daß der Erzpriester über 8 Tage Kirchen- und Schulvisitation halten würde. „Dacht' ich's doch," sagte der Andere, „daß so etwas kommen würde. Ich lag halb im Schlafe, und meine Augen waren auf meinen gegenüber hängenden schwarzen Rock gerichtet. Da sah ich, wie er sich bewegte, als wenn

Katzen drin steckten. Ich wachte vor Schreck ganz auf, und sieh nur, wie ich fast noch zittre. Nun weiß ich, was es zu bedeuten gehabt hat." Ein besonders großes Verdienst erwarb Gisevius als Vorgesetzter sich um die Candidaten der Theologie in seiner Diöces, indem er auf alle Weise vortheilhaft auf sie einzuwirken suchte. Bald feuerte er sie zu wissenschaftlichen Studien an, bald gab er ihnen aus seiner reichen Erfahrung wichtige Winke über die Verwaltung eines geistlichen Amts, bald machte er sie aufmerksam auf die Würde des Geistlichen und auf die Pflichten, welche diese Würde fordert, und ermahnte sie aufs dringendste, aus allen Kräften nach dieser Würde zu streben. Noch leben in Masuren viele Geistliche, welche ihm in dieser Beziehung viel zu verdanken haben und seiner mit Verehrung gedenken.

7. Betrachten wir Gisevius noch als Gatten und Vater, so werden wir auch von dieser Seite ihm unsere Achtung und Liebe nicht versagen können. Als eine heilige Flamme entbrannte in ihm schon früh die Liebe zu seiner Charlotte. Wie rein und innig seine Liebe zu ihr war, davon zeugt eins seiner Gedichte, das er ihr unterm 21. August 1773 in seinem 17. Lebensjahre zusandte und mit den Worten schließt: „Wie stark, wie feurig lieb' ich Dich!" Ihr sandte er aus Schlesien oft und regelmäßig die zärtlichsten Briefe. Später war er nie mehr lange von ihr entfernt; aber bis an seinen Tod war er mit ihr ein Herz und eine Seele. Ihr schenkte er das unbeschränkteste Vertrauen, die höchste Achtung, und die innigste, zärtlichste Liebe. Ihr gestattete er den entschiedensten Einfluß auf sich. Ihr sanftes, mildes Wesen verscheuchte Kummer und Mißmuth von ihm, richtete ihn auf, wenn er bisweilen zagte, und stimmte sein Herz zur Milde, wenn er in Unmuth und Heftigkeit aufbrausen wollte. Aber sie war auch in der That eine so edle, sanfte, liebreiche Frau, daß Jeder, der in ihre Nähe kam, sich in Verehrung und Hochachtung zu ihr hingezogen fühlte.

Ihr etwa in 8000 Thlr. bestehendes Erbtheil griff er, auch in den dringendsten Verlegenheiten, in welche ihn die Erziehung seiner Söhne oder die Ausstattung seiner Töchter versetzte, nie an, hinterließ es ihr bei seinem Tode ganz unverkürzt, und die Gnade des edeln Königs verstärkte es, als sie Wittwe wurde, aus Rücksicht auf die großen und vielfachen Verdienste ihres entschlafenen Gatten, durch eine jährliche Pension von 300 Thlr. Der Segen dieser glücklichen Ehe waren 13 Kinder und 18 Enkel. Von jenen leben noch 2 Söhne und 4 Töchter. Alle verehren und lieben ihn und sie, wie Kinder selten Vater und Mutter verehren und lieben. Wen hat die innige, zärtliche Liebe nicht gerührt, als, nachdem die irdische Hülle der am 3. d. M. zu Heilsberg verstorbenen Mutter auf ihren Wunsch, an der Seite ihres geliebten Gatten zu ruhen, am 10ten hier angekommen und in der Kirche aufgestellt worden war, ein Sohn, drei Töchter und mehre Enkel vor Hebung der Leiche an ihrem Sarge niederknieten, Thränen der Liebe vergießend ihn küßten, und, ihr zum letztenmale so nahe, für sie beteten? — Gegen seine Kinder war Gisevius im vollen Sinne des Worts ein guter Vater. Mit herzlicher Liebe umfaßte er sie alle; aber er zeigte ihnen auch väterlichen Ernst, wo's nöthig war. Nicht ohne mannigfaltige Opfer sorgte er für die Erziehung seiner Töchter an einem Orte, wo dazu leider auch jetzt noch wenig Gelegenheit vorhanden ist. Vier Söhne ließ er studiren. Wer es weiß, wie viele Sorgen, Aufopferungen und Entbehrungen damit für einen Vater verbunden sind, welcher nur von seinem Diensteinkommen lebt, der kann sich in Gisevius Lage versetzen. Außerdem leitete er sie durch eindringliche Belehrung, Ermahnung und Warnung allem Guten zu und war ihnen selbst in Allem ein musterhaftes Beispiel. Darum aber verehren und lieben ihn auch jetzt noch seine Kinder und Enkel. Einer seiner Söhne spricht diese Liebe, ihn selbst anredend, in folgenden Worten aus: „Wie die funkelnden Steine des Ringes, den

Dir die Huld des gerühmten Kaisers verehrte, noch rein und hell strahlen, so hell und rein und lebendig leuchtet in unsern Herzen die Erinnerung an Dich. Diese Zeilen aber sind Deiner treuen Lebensgefährtin, meiner innigst geliebten Mutter in tiefster Verehrung geweiht. Gott erhalte sie uns noch lange!" Bei einer andern Gelegenheit, wo er von seiner Mutter spricht, sagt er: „Ja, die liebe Mutter ist der andere Theil, dem diese Zeilen gelten. Gleich dem Vater ist sie uns Kindern und Enkeln Diejenige, welche wir mit der innigsten Liebe und mit der tiefsten Ehrfurcht umfassen." Wohl den Eltern, die so von ihren Kindern geliebt werden! wohl aber auch den Kindern, die ihre Eltern so lieben!

8. Nach dem, was in diesen siebenfachen Beziehungen hier aufgestellt worden ist, war Gisevius ein ausgezeichnet edler und guter Mensch; doch haben manche seiner Zeitgenossen ihm diesen Ruhm zu schmälern gesucht, indem Einige ihn für leidenschaftlich, Andere für stolz und herrschsüchtig hielten. Daß er leidenschaftlich war, läßt sich, wenn man darunter lebhaft und heftig versteht, nicht läugnen; aber man übersieht dabei, daß diese Gemüthseigenschaft in der Regel ausgezeichneten, Großes wirkenden Männern eigen ist, und daß es nach der Ordnung der Natur kaum anders sein kann. In großen Männern geht das Denken anders von Statten, als in kleinen. Ihre Gedanken treten in ihnen, wie Blitze, ein, und erleuchten ihr Inneres eben so plötzlich und hell, wie Blitze den Raum, in welchen sie fallen. Leicht bilden sich in ihnen die Ideen, das Wort in seinem höchsten Sinne genommen, aus. Die Helle ihrer Gedanken und die Wärme der Ideen regt ihr Gemüth plötzlich und stark an; sie empfinden, fühlen und bewegen sich daher auch anders, als unbedeutendere Naturen. Je heller und stärker nun die Idee der Pflicht in ihnen lebt, desto hastiger und eifriger schreiten sie einher, um ihre Pflicht schnell und gehörig zu erfüllen;

denn nicht schnell und säumig ist ihnen einerlei und unverträglich mit der Idee der Pflicht. Dieselbe Behendigkeit, denselben Eifer in Erfüllung der Pflicht fordern sie auch von Andern, auf welche sie zu wirken haben, und wo sie beides nicht finden, da fühlen sie sich schmerzlich berührt, ergriffen und in ihrem innersten Wesen erschüttert und zur Gegenwirkung aufgerufen, sie gerathen in heftige Bewegung und brausen auf, wie zwei zusammenstoßende Elemente von entgegengesetzter Natur; denn von Ideen erfüllte und ideenlose Menschen stehen zu einander in demselben Verhältnisse, wie zwei entgegengesetzte Elemente. Wie könnt' es aber einen ausgezeichneten Mann geben, der nicht erfüllt und erwärmt von Ideen oder wenigstens von einer wäre? Freilich soll die Macht der Vernunft das Uebermaß der Ideenwärme dämpfen und die Zügel der aufbrausenden Erregung zurückziehen; aber ist denn das schnelle Wiedergutwerden und das leichte Vergessen des Vorgefallenen bei solchen Personen etwas Anderes, als ein Zeichen davon, daß die Vernunft die mäßigenden Zügel bald ergriff? Oder kann der Blitz so langsam und mild auf das Dach fallen, wie der Schnee? oder der Donner so sanft und lieblich das Ohr berühren, wie der Schlag der Nachtigall? Ergrimmte nicht auch der, der unser höchstes Vorbild ist, als er die Käufer und Verkäufer im Tempel sah und die Tische der Wechsler umstieß? Gisevius Heftigkeit verrauchte bald und Alles war dann vergessen. Ja, er machte sich selbst oft die bittersten Vorwürfe darüber und arbeitete, wie ein Mann, daran, sich ihrer da zu erwehren, wo es so besser war. Welcher Unbefangene möchte nun noch den ersten Stein gegen ihn aufheben? — Stolz konnte Gisevius nicht sein; denn er war ein wahrhaft frommer Mann und demüthig vor Gott. Dieser Vorwurf konnte nur von denen ausgehen, welche den ihm eigenen Ernst und die in seinem ganzen Aeußeren sich ausprägende Würde nicht zu erkennen und zu deuten verstanden, oder von denen, welche aus

Furcht oder im Gefühl ihrer Unbedeutenheit nur all zu sehr vor ihm zurücktraten und all zu tief vor ihm sich beugten. Wahrscheinlich trug dazu auch sein freies, leichtes Benehmen gegen Große mit bei, das er in deren Umgange früh sich angeeignet hatte, vielleicht auch die große Unerschrockenheit, welche er gegen sie zeigte, wo es nothwendig war; denn Menschenfurcht kannte er nicht. — Eben so frei war er von Herrschsucht; es läßt sich aber leicht begreifen, wie er zu diesem Vorwurfe kam. Da, wo er zu gebieten hatte oder gebieten mußte, da gebot er mit Kraft und forderte und erwirkte sich strengen Gehorsam. Da, wo man ihm Rechte seines Amts oder sein amtliches Ansehn streitig machte, da war er ein kräftiger, hartnäckiger Kämpfer. Beides ist oft hinreichend, einen Mann als herrschsüchtig zu verschreien.

Darf ich noch eine Vergleichung anstellen, so ist es die, daß es nicht leicht zwei Männer in so verschiedenen Ständen gegeben hat, welche sich so sehr gleich waren, als Gisevius und der Generallieutenant Freiherr v. Günther, dessen Andenken ich heute vor einem Jahre an dieser Stelle erneuerte. Darum wurden sie auch für eine lange Strecke ihres Lebens so innige Freunde. Darum haben sie auch beide so manches Gute gemeinsam, wie Einer, gewirkt. Darum wollen wir heute ihrer als eines edlen Freundespaares gedenken und uns das Glück der Freundschaft wünschen, welches sie mit und durch einander genossen. Diejenigen unter meinen geehrten Zuhörern, welche Gisevius gekannt haben, mögen seiner sich heute in Frieden, Achtung und Liebe erinnern. Diejenigen, denen er unbekannt war, wollen mit mir sich freuen, daß auch an diesem Orte ein Mann lebte, welcher uns heute eine großartige, lehrreiche und sehr erfreuliche Erinnerung geboten hat, ein Mann, welchem wir, auch ohne ihn selbst gekannt zu haben, unsere ganze Achtung und Liebe zu widmen nicht anstehn dürfen. —

Euch aber, meine jungen Freunde, die Ihr Eurer Ausbildung halber diese Anstalt besucht, in welcher auch er einst war, für welche auch er einst wirkte und sorgte, Euch lege ich sein Andenken besonders ans Herz. Er leuchte Euch als ein nachahmungwürdiges Beispiel vor. für Eure Bestrebungen nach dem Euch gesteckten Ziele und in der Liebe zu Euern Eltern! Arbeitet fleißig und treu, wie er als Knabe und Jüngling in dieser Anstalt arbeitete! Erhaltet Euch den bescheidenen, kindlichen Sinn und Eure Jugend in Reinheit und Unschuld, wie er es that! Ihr aber insbesondere, die Ihr einst Geistliche werden wollt, nehmet ihn Euch zum Muster! Benutzet, wie er, nicht blos diese Anstalt, sondern auch die künftige Universitätszeit ernstlich und treu zu Eurer Vorbildung für das geistliche Amt! Erwerbet Euch tüchtige Kenntnisse! veredelt Eure Gesinnung und Eure Sitten! und strebet nach Allem, was Gott und Menschen wohlgefällig ist, damit dieses heilige Amt dereinst Euch und Andern zum Segen gereiche und nicht zum Fluche! Endlich aber mache ich Euch Alle noch darauf aufmerksam, daß die Größe eines Mannes nicht von dem Orte, nicht von äußern Verhältnissen abhängt. Ein Mann kann an jedem Orte und in allen Verhältnissen sich auszeichnen und groß werden. Nur tüchtige Bildung, edle Gesinnung und ein gutes, Gott wohlgefälliges, kräftiges Handeln, Berufstreue und Pflichteifer führen auf diese Stufe. Auf sie kann Gott auch Euch stellen, wenn ihr dem ähnlich werdet, dessen Bild ich heute Euch zur Nachahmung aufgestellt habe, und wird dann auch Euch segnen, wie er ihn vielfach gesegnet hat.

J. S. Rosenheyn.

III. Gichtel und seine religiösen Verirrungen.
(Fortsetzung.)

Die letzte Periode in Gichtels Leben, welche seinen Aufenthalt in Amsterdam bis zu seinem Tode umfaßt, ist, wenn sie auch einen Zeitraum von fast zwei und vierzig Jahren in sich schließt, doch theils an Mannigfaltigkeit der äußeren Vorgänge so arm, theils hängen diese so sehr mit den eigenthümlichen irrigen Lehrmeinungen des Mannes zusammen, daß die Betrachtung sich von selbst mehr auf die innere Seite seines Lebens richten muß, um von da aus dann dasjenige, was sich an äußeren Ereignissen etwa Bemerkenswerthes findet, besser verstehen zu können. Alles aber, was wir dabei an ihm und in ihm wahrnehmen werden, entspringt aus einer und derselben Quelle, und nimmt von dieser seine Farbe an. Es ist dies aber keine andere, als woher alle Schwärmerei fließt, — ein geistlicher Hochmuth, welcher bei Gichtel sich auf der einen Seite zu einer Höhe steigert, die Schrecken und Abscheu erregt, während er auf der andern sich nicht selten ins Lächerliche verliert, und überhaupt Erscheinungen hervorruft, die uns geneigt machen könnte, Gichtel für einen Wahnsinnigen zu halten, wenn nicht zu viel Consequenz in ihnen wäre und ein zu guter Zusammenhang. Es giebt ja Störungen des gesunden Geisteslebens, für deren richtige Beurtheilung ein höherer Maßstab als der physiologische in die Hand genommen werden muß, wenn wir den wahren Bestand der Sache erkennen wollen.

Im Gegensatze gegen die Orthodoxie der Lutherischen Kirche seiner Zeit, welche die Religion nur in äußern Formeln hatte, und als das wesentliche, ja einzige Merkmal der Frömmigkeit nur das starre Festhalten an diesen betrachtete, war Gichtel durch eigene Erfahrung inne geworden, daß beide, Religion und Frömmigkeit, zunächst gar nicht an solche Formeln

geknüpft seien, sondern im innersten Leben des Gemüthes ihren ursprünglichen Sitz haben. Diese Wahrheit war ihm als Thatsache seines unmittelbaren Bewußtseins zu gewiß, als daß er sie hätte im Kampfe mit der liebeleeren und unfrommen Orthodoxie aufgeben können. Denn es konnte ihm dabei unmöglich entgehen, daß bei dieser die subjective Seite der Religion gar nicht zu ihrem Rechte komme, und daß darum auch die objective Seite derselben mannigfach alterirt sei. Allein in der Heftigkeit der Opposition, so wie vermöge einer unläugbar hohen Reizbarkeit, welche durch die schneidende Härte und die Schmach, mit der er von den damaligen Trägern und Pflegern der Religion auf ganz unverdiente und in der That gottlose Art überhäuft wurde, aufs Aeußerste erregt war, kam Gichtel dazu, fürs Erste alles Objective in der Religion gegen das Subjective so gering zu achten, daß dasselbe so gut wie ganz für ihn verschwand, und sodann — was damit nahe zusammenhängt — sich selbst eine ursprüngliche sichere Weise und Bestimmung zuzuschreiben: wodurch ihm seine subjectiven religiösen Anschauungen und Gefühle für sichere, unmittelbare Inspiration und Offenbarungen galten.

Alle Theosophie hat von jeher in ihrem Prinzipe eine nahe Verwandtschaft mit dem Rationalismus gehabt. Wie dieser, so hält jene den subjectiven Geist für die selbstgenugsame und eigentliche Quelle der religiösen Wahrheit, und beide depreciren jede von außen gegebenen, wie auch immer als göttlich sich ankündigende Autorität in göttlichen Dingen. Der Unterschied ist dabei nur dieser, daß, während der Rationalismus sich gegen die biblische Offenbarung negirend und sie ausleerend verhält, die Theosophie die Strahlen ihres inneren Lichtes in jene erst glaubt hineinwerfen zu müssen, damit aus ihr wirklich Etwas werde, sie einen wirklich plausibeln Inhalt erhalte. Es muß daher die einfache und ursprüngliche Schriftlehre sich von der Phantasie des Theosophen, je nach der höheren oder

niederen Temperatur seines geistlichen Schauffements, oder je nach ihren besonderen sittlichen oder unsittlichen Tendenzen, allerlei Beimischungen und Verdrehungen gefallen lassen. So ging auch Gichtel von der Ansicht aus, daß jeder Mensch nicht etwa die Anlage zur Aneignung und Erkenntniß der ihm dargebotenen religiösen Wahrheit, sondern diese selbst nach ihrem ganzen Umfange und in ihrer ganzen Tiefe in sich trage; es komme also nur darauf an, daß Jeder dieses inne werde, um den Schatz des religiösen Wissens aus der Tiefe seiner Brust emporheben zu können ans Licht des Bewußtseins. „Er sei gar gewiß," sagt er daher in einem Briefe an eine fürstliche Person vom Jahre 1676, „wie jeder Mensch, Jude, Türke, Heide oder wie man Namen giebt, wohl sollte das Reich Gottes in seiner Seele finden, wo er nur mit Ernst darnach graben und in sich suchen möchte." Keine andere Art der Erkenntniß, als die so aus diesem verborgenen Quell göttlicher Wissenschaft (den Gichtel mit den mystischen Namen der Sophia, der himmlischen Jungfrau, des Christus in uns, oder auch des inneren Gottes benannte) hervorgegangen war, mochte er als genügend und wahr gelten lassen. „Das erleuchtete Gemüth," schreibt er im J. 1696, „kann in keinem menschlichen Worte ruhen; es geht immer aufs Centrum und forschet in sich im Lichte der Natur nach dem Grund, welcher Gott selbst ist, und was er darinnen nicht gegründet findet, das läßet er als eine gute Meinung fahren und ruhet in Gott." Schon in dieser Stelle liegt seine Ansicht über die Bedeutung der heiligen Schrift. Sie konnte ihm natürlich nur wenig gelten. Spricht er gleich eine gewisse Hochachtung gegen sie, als göttliche Offenbarung, aus, so war das doch nur eine Inconsequenz, zu der ihn frühere Pietät, und das dunkele, aber unverläugbare Bewußtsein von dem bewog, was er selbst diesem Buche schuldete, und wie sein religiöses Denken von dort angeregt und ausgegangen war; so daß er auch in seinen Ver-

ierungen doch noch das Band fühlte, womit er an jenen Ausgangspunkt geknüpft war. Consequenter Weise aber konnte ihm das Wort Gottes in der Schrift gar nichts gelten, oder doch nur in so weit, als es mit den Gebilden seiner religiösen Phantasie übereinstimmte. Das spricht er selbst auch offen aus in einem Briefe vom 14. November 1699: „Ich achte die heil. Schrift als unsere normam fidei et vitae sehr hoch; allein sie muß unter dem Lehrmeister sein, und diesem keine Regel des Verstandes vorschreiben.“ Es wird hier der Schrift nur zum Scheine mit der einen Hand gegeben, was ihr mit der andern sogleich wieder genommen wird. Nicht sie selbst ist ja norma fidei et vitae, sondern der „Lehrmeister,“ d. h. die subjective Phantasie Gichtels. Mit der normativen Kraft wird nun aber der heil. Schrift alle und jede Bedeutung geraubt: daher denn auch wirklich Gichtel sie weit hinter sich geworfen hatte und lediglich den Eingebungen seines „Lehrmeisters“ folgte, und das mit gutem Bewußtsein. „Ich konnte mich,“ schreibt er, „auf die heil. Schrift nicht verlassen, bis Gott im Geist von Angesicht zu Angesicht erschienen, und Mund zu Mund meiner Vorsorge mich versichert hat.“ „Die äußere Bibel,“ heißt es ein andermal, „war mir zu schwach, ich konnte mich nicht darauf betrauen: mich hat nichts erquicken können, und kann meine Seele auch noch nichts sättigen, als allein nur Gott in mir selbst im innern Grund, welches ist Christus in uns. Ich habe meine Imagination nie weiter gehen lassen, Gott an keinem andern Orte gesuchet, gefunden, angebetet oder geehret, als in mir selbst. Ich achte außer mir nichts, gebe Alles in den Tod, und halte mich allein an den innern Gott in mir.“ Kam Gichtel also in seinen theosophischen Spekulationen auf Widersprüche gegen die Lehre der Schrift, so konnten solche ihn natürlicherweise nicht anfechten; im Gegentheil, da dieselben immer nur diesen „inneren Gott

in ihm" verherrlichten und seine Majestät manifestiren, so mußten sie ihm vielmehr schmeicheln und ihn erfreuen als Zeichen von der Kräftigkeit der „himmlischen Jungfrau." Er hat es demgemäß kein Hehl, daß es ihm „eine theure Gnade Gottes sei, ein solches Geheimniß verstehen zu lernen, von dessen Urstand in der Schrift doch nichts Gründliches gemeldet werde."

Die Ansichten vom Werth und der Bedeutung der heil. Schrift, als Wort Gottes, und von der Bedeutung der Kirche bedingen einander, da diese auf jenem ruht, und es derselbe Geist ist, der sich in beiden gleichsam verkörpert und durch sie wirkt. Wenn nun Gichtel schon in der Schrift diesen Geist nur in untergeordnetem Grade anerkannte: so perhorreszirte er alles äußere Kirchenwesen, die sichtbare Kirche sammt dem äußeren Gottesdienste, vollends. Er sieht in den Institutionen der Römischen, wie der evangelischen Kirche nichts Anderes als „die Hure, so auf'm Thiere reitet." „Die Augsburgische Confession," findet er, „hindere den Geist Gottes, und so lange ein Gemüth an einer äußerlichen Religion hange, könne es nicht zur philadelphischen Liebesgemeinschaft durchbrechen, denn es bete das Thier an." Eben so beredete sich Gichtel, „das Predigtamt, wie es dermalen in der christlichen Kirche vorhanden war, sei nicht Gottes Ordnung, sondern alle Wiedergeborenen seien Priester und Geistliche." So schrieb er im J. 1703. Leicht werden wir hierin die Grundsätze wieder erkennen, die er schon im J. 1664 sich aus dem Umgange mit dem Baron v. Welz angeeignet hatte. Doch mochte er dieselben damals wohl schon schwerlich auch praktisch so durchgreifend ausführen, als es später bei ihm der Fall war, wo er sich vom gemeinsamen Gottesdienst und dem Gebrauche der Sakramente ganz löste. Denn auch diese, als äußere Ceremonien, konnten ja für ihn gar keine Bedeutung haben; ja er mußte sie, eben als etwas Aeußeres verabscheuen. Als er nach Amsterdam kam, ward er, wie uns sein Biograph erzählt, von einem

einem frommen Prediger daselbst durch christliche Zusprache bewogen, daß er sich der christlichen Gemeinschaft äußerlich wieder etwas näherte. Er besuchte nicht nur die Kirche seines Freundes, sondern ging auch mit der Gemeine desselben bei ihm zweimal zum heil. Abendmahle. Allein dies gereichte ihm nur zum Verderben. Nach mehren Briefen Gichtels nämlich berichtet der genannte Biograph: „Bei fleißiger Einkehr in sich selbst habe jener nun wahrgenommen, daß Gott sich aus dem Aeußern entzogen und ihn kalt und unempfindlich und kraftlos stehen gelassen habe, so daß er mit Schaden wieder nach Hause gekommen. Er eröffnete nun dem Prediger und stellte ihm vor, daß er zwar kein Verächter der Ordnung sei, sondern nur bemerke, daß solcher äußere Gebrauch (nämlich der Genuß des Herrnmahles) ebensowohl ein Zeichen des Thieres und der Hure sei, daraus Gott sich entzogen, und er dasselbe also mit der Gemeine ferner nicht genießen könne." Seit der Zeit hat dieser heilige Mann sich durch Theilnahme am christlichen Gottesdienst und am Sakramente des Altares nicht mehr entheiliget, indem er (15. Juni 1697) ausdrücklich bemerkt, „daß solche Glieder, die in sich Jesum lebendig empfänden und schmeckten, mit den Thier-Teufeln (das sind die gemeinen Christen) nicht mehr das Brot brechen und des Herrn Blut gemein machen wollten."

Er glaubte nämlich, daß die christliche Kirche seit der Apostel Zeit durch des Teufels List allmählig ganz und gar depravirt und namentlich ganz ins Aeußere gezogen sei; es sei nun aber die Zeit vorhanden, daß eine Reform der Kirche und Zurückführung auf ihr ursprüngliches Wesen vorgenommen werde. „Seine Erfahrungen," schreibt er im J. 1703, „hätten ihm viele Jahre her gezeigt, daß die Schriften der heiligen Weissagungen (Offenbarungen) Apocal. 12. in ihren Effect treten, und der feurige Drache, die alte Schlange, der Teufel aus der Festung des menschlichen Herzens

zeichnen, welches man ihm aber verwehrete. Auch ward ihm dabei gesagt, daß er durch das englische Licht durchdringen und in den Ursprung selbst eingehen müßte. So ward er also wirklich in den dritten Himmel erhoben; ob er im Leibe dabei gewesen, wußte er nicht. „Der Herr aber hat mich hernach auch in die Hölle geführt," schreibt er, „und auch der Geister Unterscheid gezeiget, davon ich viel schreiben könnte, von Feuer-, Metall- oder Berg-Geistern, Luft-Geistern, und was ihre Macht, Wirkung, Regiment, Farben und Gestalten, auch Veränderungen und herrliche Ordnung ist, darin sie eine unglaubliche Majestät präsentiren."

Gichtel selbst hat gestanden, daß er diese „gar großen Eröffnungen" zuerst gar nicht recht verstanden habe, indem er zu der Zeit, da er sie empfing, noch ohne Wegweiser gewesen sei. Diesen Wegweiser fand er erst später, aber auch bald nach seiner Ansiedelung zu Amsterdam, in der Lectüre von des Görlitzer Schusters, Jacob Böhme's, Schriften. Sie ergriffen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, und die in ihnen dargelegten verworrenen naturphilosophischen und pantheistischen Ideen und Bizarrerieen amalgamirten sich mit Gichtels Phantasie so ganz und gar, daß sie es eigentlich waren, die ihm den Stoff zu seinen besondern Meinungen hergaben. Und so ist Jacob Böhme für Gichteln, ohne daß dieser es sich freilich selbst sagt, das innere Licht und die himmlische Sophia geworden. Wie viel er gerade jenem deutschen Schuster verdanke, deutet er übrigens selbst auch an, wenn er bekennt, daß, als er die drei Principia und sieben Naturen desselben kennen gelernt, erst da ihm „das Verständniß auch der tiefsten göttlichen Verborgenheit aufgeschlossen" worden sei. Aus dem Studium der Böhme'schen Schriften, die er fortwährend und ausschließlich neben der Bibel las, flossen ihm namentlich seine Ansichten über die bevorstehende Umwandlung der christlichen Kirche und über das Melchisedekische Priesterthum,

so wie auch wohl seine Lehren von der Armuth Christi und von der Ehelosigkeit von dorther theilweise erst ihre rechte Begründung erhalten haben mögen.

Diese beiden letztern Lehrpunkte hängen aufs genaueste mit Gichtels Ansichten vom Bösen und der Sünde, die wir daher erst kurz berühren müssen, zusammen. Philosophische Präzision nnd Klarheit seiner Begriffe über diese Dinge findet sich natürlich bei ihm nicht; doch ist aus Allem, was er hievon sagt, so viel gewiß, daß er die Materie, das Sinnliche und Irdische für den Sitz des Bösen, ja für das Böse schlechthin hielt, und daher die bloße Berührung und den einfachsten und ganz unverfänglichen Gebrauch von Dingen dieser Art, und zumal wenn sie irgend ein Wohlgefühl des sinnlichen Lebens hervorriefen, für Sünde erachtet. „Dadurch nämlich, daß Adam in die Annehmlichkeit des Irdischen eingegangen, habe er uns in die Begierde der Irdigkeit eingeführt, weswegen wir denn auch sterben müssen. Christus hingegen habe uns mit seiner Verläugnung des Irdischen aus der irdischen Sucht herausgeführt, und die Verläugnung durch sein Blut befestigt, daß, Amen, Niemand sein Discipul sein kann, er verläugne sich denn selbst mit allem Irdischen.“ Diese Verläugnung ward nun mit einem schneidenden Rigorismus von ihm für alles und jedes sinnlich Angenehme gefordert. Die Musik hatte Gichteln zuerst viel Freude gemacht, und er hatte sich durch ein geistlich Lied oft an seinem Klaviere erquickt; aber er rühmt sich, es dahin gebracht zu haben, daß er auch seine Musik „durch den Tod Christi führte, daß sie ihm aus der Sinnlichkeit wegfiel und er nachmals lieber im Geiste eine stille Harmonie machte.“ So auch rechnete er die Anhänglichkeit der Bande des Blutes und der Freundschaft zum Sündhaften, dessen man sich entschlagen müsse. Vornämlich aber zog er hierher den Erwerb und Besitz eines Eigenthumes. Dadurch, daß Christus „nichts Eigenes besessen in dieser Welt,“ habe er uns den äußern Besitz als auch zu der „An-

nehmlichkeit der Irdigkeit," in die Adam eingegangen sei und böse geworden, gehörend erkennen und als etwas Böses meiden gelehrt. Dieses Entsagen nun und Verläugnen alles Erwerbens und Habens von Eigenthum verstand er unter der Armuth Christi, und hielt es für die rechte Heiligkeit. Arbeiten und von seiner Hände Arbeit leben war ihm dagegen ein Hängen am irdischen Mammon, und gottlos; denn „sein täglich Brot mit seinen Händen verdienen ist noch nicht glauben; ein Pferd gewinnt sein Futter neben seines Herrn Kost auch, bleibet aber ein Pferd." Zu geben habe der Versucher Christo versprochen, wenn er ihn anbeten wolle; das Haben also sei die Anbetung des Teufels; und dergleichen mehr. Der Keim zu dieser Verirrung lag in Gichtels Individualität; wir haben ihn schon im Knaben sich regen gesehen, in dessen Vorliebe nämlich zum Mönchthum, weil er hier die äußerliche Frömmigkeit, die sich in Uebernahme von äußeren Uebeln gefällt, und zu der er sich neigte, am stärksten ausgebildet fand. Damals aber, in dem Knaben, war der religiöse Sinn und die Demuth, wie frommer Eltern Hand und Beispiel sie ihm eingepflanzt, — dieses Herzblut aller echten Frömmigkeit — noch gesund und stark genug ihn aus dem Netz der Versuchung sich herauszuziehen und ihn zurückzulenken auf die rechte Bahn. Allmählig aber mit dem Steigen seines Hochmuthes erwachte wieder und entwickelte sich sein Wohlgefallen an äußerlicher Selbstverläugnung und — am Nichtsthun. Nun, da er die große Entdeckung gemacht, daß Gott in ihm sei, und er berufen sei, Gott „ein Bethaus zu sammeln aus aller Völker Zungen," da kam er dahinter, daß mit diesem heiligen Beruf etwas so Gemeines, nach der Irdigkeit Schmeckendes, wie Arbeiten und Erwerben, ganz unverträglich sei. Wir haben ja gesehen, daß Gichtel zu arbeiten verstand, und es eine Zeit gab, wo er es auch gerne that, in Speier und in Wien. Ja selbst noch in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in

Amsterdam verschmähete er es nicht, in Gemeinschaft mit seinen beiden Hausgenossen, dem ehemal. Prediger Charias und einem gewissen Hoffmann, und durch ihr Beispiel aufgemuntert, für eine Buchhandlung in Amsterdam als Uebersetzer und Corrector zu arbeiten, und sich seinen Unterhalt, wenn auch nur spärlich, doch redlich und christlich zu verdienen. Als nun aber diese beiden Leute im J. 1677 starben, da, sagt er, „habe ihn Gott aus dem Karrn, welchen er so lange mit fortgezogen, ausgespannet, da ihm allein die Last unthunlich, ja unmöglich geworden. Weil er nun zwischen beiden Principiis gefesselt gelegen, und resolviren müssen, Gott oder dem Mammon zu dienen, die Frau (d. i. in seiner Sprache für: das sündliche Arbeiten und Erwerben) oder Jungfrau zu wählen, so sei er dadurch zu großem feurigen Ernst getrieben worden, Gott seinen Willen nackend darzustellen. Gott habe ihn denn nun auch von Munde zu Munde versichert, daß Er von jetzt ab sein Pfleger und Versorger sein wolle." So ward denn von jetzt ab alle Arbeit gänzlich quittirt von Gichtel, und auch an triftigen frommen Gründen fehlte es ihm nicht, diesen Schritt zu rechtfertigen. „Ein rechter Streiter Christi," meinte er, „lebe in unabläßigem Gebet, und werde zu äußerlichen Brodkünsten ganz inhabil gemacht; der innere Brodhunger dringe immer vor und trete den Brodhunger des Naturlebens zu Boden. Wer vom Altar leben wolle, dürfe nicht von seiner Hände Arbeit leben; darum müsse Gott dem Geistleben zu Hilfe kommen und die Reichen bewegen, solchen Streitern Gutes zu thun." Nach dieser köstlichen Theorie ließ sich Gichtel von reichen Freunden, deren er in der That sehr viele fand, ohne die mindesten Skrupel reichlich und täglich versorgen, und lebte seinem höhern Berufe des Melchisedekischen Priesterthumes in Gebeten und Kämpfen fort. Ohne alle Unbequemlichkeit blieb er freilich in diesem dolce far niente nicht; denn einige seiner Freunde ließen es sich beikommen, Zweifel gegen

die Rechtmäßigkeit solcher gottseligen Bärenhäuterei zu hegen, und hielten ihm den, wie es scheint sehr klaren Paulinischen Spruch 2. Theſſ. 3, 10—12. vor: „So Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen. Denn wir hören, daß Etliche unter Euch wandeln unordentlich, und arbeiten nicht, sondern treiben Vorwitz. Solchen aber gebieten wir, und ermahnen sie durch unsern Herrn Jesum Christum, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigenes Brod essen." Doch bei der Stellung, die Gichtel nach dem Obigen, mit seiner Sophia zur Autorität der heil. Schrift eingenommen hatte, konnte ihn diese Stelle nicht beunruhigen. „Es stehe nicht in unserer Macht," meinte er; „denn es heiße ja, sie sollen Alle von Gott gelehret sein." Ja er giebt es seinen Freunden zu bedenken, auf welchem Irrwege sie ihm gegenüber seien, indem sie sich dem Apostel Paulus anvertrauten: „man benebele sich mit Pauli Worten und verstehe das Mysterium von der Armuth Christi nicht." (Br. v. 17. Juli 1708.) Trotz dem finden wir doch nicht, daß er den Reichen unter seinen Freunden je zugemuthet habe, ihren Reichthum von sich zu werfen, oder daß er sie darum, daß sie „in dieser Welt Eigenes besessen," gering geachtet: sondern er lebt mit ihnen stets in gutem Einverständniß und nimmt ruhig den Tribut hin, den sie seiner Heiligkeit zollten; ja er verschmähete es sogar nicht, sich eine gewisse Art von anständiger Bequemlichkeit von dem fremden Erwerbe zu schaffen. Denn nachdem er zuerst eine sehr ärmliche Wohnung in Amsterdam bewohnt, miethete er sich, als die Zuflüsse der Freunde stiegen, ohne Bedenken ein kleines aber bequemes Haus. So trägt was nicht aus Gott ist, in sich selbst die Nothwendigkeit, sich in seiner Ungöttlichkeit zu verachten und sich selbst zu richten. Der Christ schämt sich nicht, zu besitzen; aber er will diesen Besitz nicht anders, als in der Weise und in dem Umfange, als Gott ihm denselben nach dem Zusammenhange der natürlichen Ord-

ung bietet; und dann erkennt er es als seinen heiligen Beruf, diesen seinen Besitz zu haben, als hätte er nicht, und ihn so zu gebrauchen, daß er ihn nicht mißbrauche. Die Afterchristlichkeit macht hieraus ein Zerrbild; sie will lieber nicht haben, weil sie dann nichts mißbrauchen kann, nicht bedenkend, daß der Gebrauch auch der geringsten Gabe, unter solchen Umständen, schon der schnödeste Mißbrauch ist.

Doch noch widerlicher erscheint Gichtel in seinen Ansichten und seinem praktischen Verhalten in Betreff der Ehe. Daß er gegen die eheliche und die mit dieser zusammenhängende geschlechtliche Gemeinschaft eine natürliche Abneigung hatte, die bei ihm vermuthlich physische Gründe hatte, ist schon oben ausgesprochen worden. Daraus mochte nun für ihn Ehelosigkeit und geschlechtliche Enthaltung als natürliche Folge hervorgehen. Damit konnte aber Gichtel, als in dem „in Embryone schon Gott den Sieg davon getragen" und „wesenhaft war," sich nicht begnügen; sondern er bauete nun auch hier auf seine Subjectivität eine objective Theorie, wonach die Ehe und Kindererzeugung durch leibliche Vermischung schlechthin Sünde, ja die eigentliche Ursünde sei. Er hatte in dieser Beziehung eine alte theosophische Ansicht, die sich schon im Zend-Avesta findet, und von da aus mannigfach verbreitet hat, von ihm aber als höhere Erleuchtung angesehen wurde, adoptirt, wonach (Br. v. 16. August 1697) „Gott freilich Adam und Eva zugleich schuf, aber nicht getrennet in zweien Leibern, sondern in einem Leib und zweien Qualitäten. Als aber Adam allen Thieren gleich sein wollte, so nahm Gott die Eva aus ihm und theilte die Eigenschaften in Mann und Weib." Das nun war die Ursünde, das punctum saliens, von wo aus alle anderen Sünden als aus ihrem Quell über die ganze Menschheit sich ergossen. Gichtel läßt sich darüber folgendermaßen aus: „Adam (nämlich der ursprüngliche androgyne) war ja ins Paradis geschaffen, er sollte

sich auf Paradisische Art per Imaginationem schwängern, wie Maria, und ohne Zerreißung vermehren; weil er aber nicht gewollt, so hat Gott ihn zum irdischen Leben geschaffen und in zwei getheilet, darin er nun mit Angst und Schmerzen in großer Sorge sein Leben zubringen muß. Er hätte solche thierische Glieder gar nicht nöthig gehabt, maßen sie ihm auch erst im Schlaf angethan worden, deren er sich hernach selbst geschämet, auch wir uns deren noch heut zu Tage schämen; auch zeiget die Beschneidung der Knäblein genug an, daß dieses Glied nicht in Gottes Reich gehöre und vom innern Menschen endlich im Tod soll abgeschnitten werden." Gichtel fügt zu diesen Worten noch hinzu, diese Materia sei zu weitläuftig, als daß er sie ganz könne auseinandersetzen; aber sie ist in den mitgetheilten Worten in der That schon deutlich genug enthalten. Die Sünde Adams bestand hienach darin, daß ihm die sublime geistliche Selbstbegattung per Imaginationem nicht zusagte, sondern daß er, vom Anblicke der Thiere etwas Anderes kennen lernend, nun von Begierde hienach ergriffen ward; so daß Gott (schon zur Strafe für diese Begehrlichkeit) die Geschlechter trennte und sie nun dem gegenseitigen Zuge des Fleisches zum Fleische überließ. Das Verlangen der Geschlechter nach einander, und zumal nun deren Vereinigung zur Fortpflanzung konnte demnach Gichteln für nichts Anderes als etwas Satanisches gelten. Daher sagt er denn ganz consequent: „Der Teufel wohnet im äußern Fleisch und wirft sein Egest in die äußern Sinne und Gemüth und bedecket uns das Licht der Natur." Und die Wiedergeburt und Erneuerung zum göttlichen Ebenbilde findet er demgemäß darin, daß der Mensch sich in den ursprünglichen Stand Adams versetze, „in welchem die göttliche Dreiheit, Vater, Sohn, heiliger Geist, im Inneren soll ausgeboren werden," was eben dadurch geschieht, daß wir, wie Adam Mann und

Weib zugleich war, ebenfalls diese beiden Geschlechter in uns vereinigen, indem wir allein mit der Sophia, der wesentlichen Weisheit, ein geistiges Ehebündniß eingehen. Daraus folgte dann die strengste geschlechtliche Enthaltsamkeit, ja eine Verwerfung der leiblichen Ehe als eines Sündhaften. Gichtel spricht über sie in den härtesten und empörendsten Ausdrücken; er betrachtet sie geradezu als ein Mittel, dadurch der Teufel sein Reich baue und das Reich Gottes hemme. „Der Teufel," schreibt er in einem Br. v. J. 1704, „werde zur Ehe rathen, mit dem Vorgeben, sie sei Gottes Ordnung." Und ein andermal sagt er: „Christus hat uns ja die Zeit Noä vorgestellt, daß man werde freien und sich freien lassen, welches man ja für Gottes Ordnung hält, und doch mit unter die Sünden der letzten Welt gestellet sehen muß." Und wiederum: „Ich habe Einigen, die das Ehebett so hoch erheben, gezeigt, daß es aufs Allerbeste genommen nur eine Hurerei vor Gott sei; denn es doch wider Gottes erste Ordnung ist." Es konnte nicht fehlen, daß G. mit dieser Theorie, weil sie der gesunden Vernunft eben so widerspricht, ja sogar lästerlich ist, als sie den Bestimmungen der Bibel zuwider läuft, bei seinen Freunden selbst, und zumal bei den Verheiratheten unter ihnen, Anstoß erregen mußte, und sie ihm daher, wie auch die angeführten Aeußerungen Gichtels darauf hindeuten, ernste Remonstrationen machten. Er berief sich dann auf biblische Stellen, wie 2. Mose 19, 15., 1. Samuel. 21, 4., 1. Cor. 7, 5.; (mit welchem Rechte wird Jeder sehen, der sich die Mühe nehmen will, die angef. Stellen zu vergleichen). Aber ein Freund sagte ihm eine andere Stelle entgegen, welche ihn sehr in Verlegenheit hätte bringen müssen, wenn er, wie er vorgab, auch nur noch die mindeste wirkliche Achtung vor dem Worte Gottes in heiliger Schrift gehabt hätte. Jener berief sich nämlich darauf, daß Paulus 1. Tim. 4, 3. als ein Merkmal der ver-

führerischen Geister des Antichrists, ja geradezu als eine Lehre des Teufels dieses bezeichne, daß „die Lügenredner in Gleißnerei verbieten ehelich zu werden.“ Gichtel lehnt diese Instanz natürlich von sich ab, aber erweist sich dadurch in der That als einen solchen Lügenredner. Denn er sagt, er „verbiete“ ja nicht zu ehelichen, und das nur werde ja vom Antichrist gesagt; wie er denn auch wirklich an einer andern Stelle schreibt: „Nicht daß wir die Ehe verbieten; wer freien will, der sündiget nicht.“ Doch aber ist es ihm mit diesen Aeußerungen kein Ernst gewesen; sie widersprechen zu sehr seinen oben dargelegten Grundsätzen und directen Abmahnungen von der Ehe, wie wenn er schreibt: „Darum sage ich in guter Treue: wen das Paradis mit dem Baume des Lebens in dieser Zeit innerlich zu schauen, empfinden und schmecken lüstet, hasse alles Irdische und meide ja die Venus (d. i. hier die eheliche Geschlechtsgemeinschaft); denn die hineinfallen, können zur Mahlzeit nicht gelangen, nach Christi eigener Lehre.“ Und wie bitter, verächtlich und verdammend läßt er sich nicht über Breckling, ja über einen so ehrwürdigen und frommen Mann als Gottfr. Arnold aus, blos aus dem Grunde, weil sie heiratheten!

(Beschluß folgt.)

IV. Die Scheill-Bussesche Stipendienstiftung am Königlichen Lyceo Hosiano zu Braunsberg.

Diese Stiftung wurde im Jahre 1835 zum Gedächtniß der am Lyceo Hosiano angestellt gewesenen Professoren, des Dr. Joseph Scheill und Dr. Bernhard Busse, von ihren Gönnern, Freunden und Schülern zum Zweck einer jährlichen Preis-Vertheilung an Zöglinge dieses Instituts errichtet. Die Anstalt verlor durch ganz schnell aufeinanderfolgende Todesfälle beide Lehrer in einem Zeitraume von kaum einem halben Jahre. Dr. Joseph Scheill, ordentl. Professor der Pastoraltheologie am Königl. Lyceo Hosiano zu Braunsberg, Regens des Fürstbischöfl. Clerical-Seminars von Ermland und Apostol. Notarius, starb den 9. Juli 1834 in einem Alter von 50 Jahren, — und Dr. Bernhard Busse, ordentl. Professor der Kirchengeschichte und des canonischen Rechts, den 5. Januar 1835 im 47. Lebensjahre *). Beide hatten sich durch ihre segensreiche Wirksamkeit an dem hiesigen Lyceo so ausgezeichnet, daß bei ihrem plötzlich erfolgten Dahinscheiden dieser Verlust allgemein als ein für die hiesige Anstalt und für die ganze Diöcese Ermland tief zu betrauerndes Ereigniß betrachtet wurde. Die Studirenden des Lyceums sprachen bei dieser traurigen Veranlassung den Wunsch aus, die neben einander befindlichen Gräber ihrer beiden verehrten Lehrer durch ein gemeinschaftliches Denkmal zu bezeichnen. Dieser Wunsch hat bei einigen Freunden

*) Ueber die wichtigsten Lebensmomente der beiden Verstorbenen findet man nähere Nachrichten, über Scheill: in Fr. Jos. Waitzenegger's Gelehrten- u. Schriftsteller-Lexicon II. Band pag. 272; über Busse: in der Bonner Zeitschrift für Philosophie und kath. Theologie XIII. Heft pag. 138.

der beiden Verstorbenen eine erweiterte Ausdehnung gefunden, indem man glaubte, daß nächst dem Denkmale durch Errichtung einer Stiftung unter ihrem Namen zur Belohnung einer Preisaufgabe ihr Andenken auf eine noch angemessenere, der Wissenschaft ersprießlichere Weise bei der Anstalt erhalten werden dürfte. Ein sehr würdiger Mann, der aber nicht genannt sein wollte, sicherte zu diesem Zwecke sofort die Summe von 100 Thlr. Se. Durchlaucht der Fürstbischof von Ermland, Prinz von Hohenzollern, Hochwelchen diese Idee vorgelegt wurde, geruheten dem Unternehmen hochgeneigte Theilnahme zu schenken und ein Anerbieten von 100 Thlr. zu machen. Nun erfolgten bereitwillige Subscriptionen zur Errichtung des Denkmals und einer Stipendienfundation, sowohl von Seiten der Mitglieder des H. Domcapitels in Frauenburg, als auch der Collegen der beiden Verstorbenen und der Diöcesan-Geistlichkeit von Ermland, an welche sich noch Verwandte, Freunde und sämmtliche Studirende des Lyceums mit ihren Beiträgen anschlossen, so daß für das Stipendium die Summe von 585 Thlr. 25 sgr. und für das Dankmal 159 Thlr. 28 sgr. 4 pf., zusammen 745 Thlr. 23 sgr. 4 pf. eingingen.

Das hierauf von dem Collegio Professorum des Lycei Hosiani für diese Stipendienstiftung entworfene und von dem Unterzeichneten nebst einem umfassenden Bericht dem Königl. Hohen Ministerio der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zur Genehmigung vorgelegte Statut enthält Folgendes:

„Es wird alljährlich eine Prämie von 21 Thlr. unter dem Namen Stipendium Scheillio-Bussianum demjenigen Studirenden zuerkannt, welcher die beste Bearbeitung der hier folgend näher zu bestimmenden Preisaufgabe liefert. Diese Preisaufgabe wird abwechselnd, das eine Jahr von dem Professor der Pastoraltheologie und das andre Jahr von dem der Kirchengeschichte aus dem Gebiete dieser beiden

...enschaften gewählt, in einer Sitzung des Senates ... Königl. Lycei Hosiani vorgelegt, und in dem ...ex lectionum für das Wintersemester bekannt ...acht. Die Beantwortungen der Preisfrage wer... den 1. Juni des nächstfolgenden Jahres bei dem ...tigen Rector des Lyceums mit einer Devise und bei... ...egtem verschlossenen Zettel, in welchem der Name ... Verfassers angegeben ist, eingereicht. Die theo... ...logische Facultät des Lyceums beurtheilt die einge... gangenen Arbeiten und entscheidet, welche von den ein... gegangenen Arbeiten die beste sei. Die Zuerkennung des Preises erfolgt öffentlich, am Geburtstage Sr. Majestät des Königs. Der jedesmalige Rector des Lyceums eröffnet in einem feierlichen Actus die zu der gekrönten Preisschrift gehörige Scheda, proclamirt den Sieger, und macht die neue Preisaufgabe für das zukünftige Jahr bekannt. Der Name des Siegers, so wie das über seine Arbeit abgegebene Gutachten der theologischen Facultät wird in dem jedesmaligen Lections-Verzeichnisse für das Wintersemester zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Diese Stiftung wird auf dieselbe Art verwaltet, wie die Königl. Lyceal-Kasse, jedoch abgesondert von letzterer. Der zeitige Vorstand des Lyceums besorgt die nöthige Correspondenz, erhebt die Zinsen, zahlt das Stipendium aus und legt dem Collegio Professorum alljährlich Rechnung. Zur Bestreitung der Ausgaben für Einsendung und Empfangnahme der Coupons ist alljährlich der nach Abzug der 21 Thlr. des Stipendiums noch verbleibende 1 Thlr. bestimmt, was von demselben etwa erspart wird, geht als Bestand in das nächstfolgende Jahr über."

Nachdem in Folge Allerhöchster Kabinets-Ordre vom 6. October 1835 mittelst Hohen Ministerial-Rescripts vom 15. deff. Monats diese Stiftung genehmigt, und ihr die Rechte einer moralischen Person verliehen worden, ist solche bereits ins Leben getreten und die erste Preisaufgabe durch den Index lectionum bekannt gemacht worden.

Das Denkmal ziert auch bereits die Ruhestätte der beiden Verewigten auf dem hiesigen Johannis-kirchhofe. Ueber den beiden neben einander befindlichen Gräbern erhebt sich ein geschmackvolles Gitter von Gußeisen, welches auf zwei schönen Stufen von weißem Sandstein steht. Auf den Gräbern, in dem umschlossenen Raume, stehen zwei Trauerweiden. An dem Gitter sind fünf Tafeln von Gußeisen mit bronzirten Epheu-Kränzen umgeben, angebracht. Zwei Tafeln an der Vorderseite zeigen in goldenen Buchstaben die Namen, das Geburts- u. Sterbe-Jahr der hier beisammen Ruhenden mit folgenden Worten an:

Dr. Jos. Scheill,
Prof. Theolog. in Lyceo Hosiano et Regens Seminar. Dioeces. Varmiens. nat. d. 12. Mart. 1784, obiit d. 9. Jul. 1834,

und

Dr. Bernh. Busse,
Prof. Theologiae in Lyceo Hosiano
nat. d. 19. August. 1789, obiit d. 5. Jan. 1835.

Zwei andere Tafeln auf beiden Seiten des Gitters tragen die Inschriften:

Beati mortui, qui in Domino moriuntur.
Apocal. XIV, 13.

und

In memoria aeterna erit justus.
Ps. CXI, 7.

Auf der Rückseite des Gitters steht:

Amor et Amicitia posuere hoc Monumentum.

Das Verzeichniß derjenigen Herren, welche zu der Scheill-Busseschen Stiftung und zu dem auf den Gräbern errichteten Denkmale Beiträge unterzeichnet und eingesandt haben, ist in ein besonderes Buch eingetragen, welches bei dem Königl. Lyceo Hosiano zu Braunsberg aufbewahrt wird.

Aus der dem Collegio Professorum des Lycei Hosiani von dem Unterzeichneten über die zu dieser Stif-



Stiftung und zu dem Denkmale eingegangenen Gelder gelegten Rechnung, mag noch Folgendes seinen Platz hier finden.

Die subscribirten und eingesandten Beiträge betrugen . für das Stipendium 585 Tlr. 25 sgr. — pf.
für das Denkmal 159 " 28 " 4 "

zusammen 745 Tlr. 23 sgr. 4 pf.

Hiervon wurden zum Ankaufe zweier Ostpreußischer Pfandbriefe verwendet, und zwar
zum Ankaufe eines Pfandbriefes von 500 Tlr.
510 Tlr. — sgr. — pf.
dito dito von 50 Tlr.
51 Tlr. 18 sgr. 6 pf.

mithin kosten 550 Tlr. Pfandbr. . 561 Tlr. 18 sgr. 6 pf.

Verausgabt wurden:

I. a) Auf Porto beim Eingange der subscribirten Beiträge. b) Auf zwei gebundene Bücher in Folio. c) Auf ein polirtes Kästchen zum Aufbewahren der Pfandbriefe, Urkunde 2c., zusammen
11 Tlr. 21 sgr. 9 pf.

II. Auf das auf den Gräbern errichtete gemeinschaftliche Denkmal*) 166 " 26 " 4 "

Summa der Ausgaben 178 Tlr. 18 sgr. 1 pf.

Diese Ausgaben mit der oben auf Pfandbriefe verwendeten Summe betragen zusammen 740 Thlr. 6 sgr. 7 pf. Hieraus ersieht man nun, daß das Kapital der mit dem Königlichen Lyceo Hosiano zu Braunsberg verbundenen Scheill-Busseschen Stiftung 550 Thlr. in Ostpreußischen Pfandbriefen beträgt, und außerdem noch ein baarer Kassenbestand von 5 Thlr. 16 sgr. 9 pf. bleibt. — Die Zinsen von diesem in Pfandbriefen angelegten Kapitale laufen bereits von dem Termin Weihnachten 1835 ab.

*) Zu dem auf den Gräbern errichteten Denkmale hat der hiesige Kaufmann Herr Rozynski, Verwandter des verstorb. Scheill, 46 Thlr. 18 sgr. beigetragen.

Diese im Vorstehenden genannten 550 Thlr. in Ostpreußischen Pfandbriefen, der baare Kassenbestand nebst den für den Termin Weihnachten 1835 eingegangenen Zinsen und die Stiftungs-Urkunde mit allen hierher gehörigen Papieren sind von dem Unterzeichneten dem Curatorio der hiesigen Königlichen Lyceal-Kasse, welches nach dem Obigen die Verwaltung dieser Stiftung führet, übergeben worden.

Braunsberg, den 30. Mai 1836.

Dr. Feldt,
Professor und z. Z. Prorector des Königlichen Lycei Hosiani.

V. Zum Schutz der Gesundheit in den Gymnasien.

Die Berliner medicinische Zeitung eröffnet den laufenden Jahrgang mit einem Aufsatz vom Med.-Rath Lorinser in Oppeln, betitelt: „zum Schutz der Gesundheit in den Gymnasien," in welchem die Ueberzahl der Unterrichtsgegenstände und die vielen Lehrstunden in den Preußischen Gymnasien für die Gesundheit als schädlich und als Ursachen bezeichnet werden, daß ein großer Theil, besonders der fleißigern Schüler, geschwächt an Geist und Körper die Schule verlasse. Diese, wir wollen glauben, aus Ueberzeugung und Wohlwollen ausgesprochene Behauptung hat von Seiten der Aerzte sowohl, als auch der Pädagogen mannigfachen Widerspruch gefunden, und die Schriften wider Lorinser scheinen nicht aufhören zu wollen. Die meisten von ihnen aber leugnen nicht nur, daß der Lehrgegenstände und Unterrichtsstunden zu viele, und durch diese die Gesundheit der Gymnasiasten gefährdet sei, sondern stellen zugleich in Abrede, daß die physische und geistige Kraft in den Gymnasien abgenommen

habe, und verweisen dafür u. a. auf die kräftige Jugend im Preußischen Heere, ohne zu bedenken, wie wenige in demselben ein Gymnasium durchgemacht haben, und daß diese wenigen aus der Anzahl der Gesunden genommen werden, indem kränkliche Individuen schon an sich vom Militärdienst ausgeschlossen sind. Dagegen gehört Referent zu denjenigen, welche jene Uebelstände (die zunehmende Kränklichkeit) leider! nicht nur einräumen müssen, sondern mit Lorinser darauf aufmerksam machen möchte; dieselben aber nicht aus der Vielheit der Lehrstunden und Gegenstände, sondern aus andern Ursachen herleiten wollen. Je betrübender nun diese sind, desto schonender, ich möchte sagen verhüllter, müssen sie vorgetragen werden.

Geregelte Arbeitsamkeit ist eine Bewahrerin geistiger und physischer Kräfte, Müßiggang dagegen reibt dieselben auf. Diese Wahrheit vor Augen habend, suchte unsre Regierung nach allen Seiten, wo sie Einfluß hat, Thätigkeit zu verbreiten, und schenkte in der letzten Zeit dem Schulwesen, namentlich den Gymnasien, eine Aufmerksamkeit, welche auch im Auslande Anerkennung, ja selbst Nachahmung findet. Diese Fürsorge erstreckte sich aber auch viele Jahre mehr auf das, was den Geist weckt, nährt und tüchtig macht; daher aus jener Zeit ein trefflich ausgearbeiteter Unterrichtsplan, die gesteigerten Forderungen der Abiturienten-Prüfungen und die dadurch nothwendig gewordene Vermehrung der Lehrgegenstände und Lehrstunden. Die meisten freuten sich über diese Fortschritte zum Bessern, nur wenige vermißten schon damals ein Hauptfach unter den Gegenständen des allgemeinen Schulplans und bei den Abiturienten-Prüfungen, nämlich die Religionslehre. Diese blieb der Willkühr Einzelner überlassen und beschränkte sich meist auf ein oberflächliches Durchnehmen des bekannten Niemeierschen Handbuchs und auf das Lesen des griechischen N. T., welches nicht in dogmatischer, sondern häufig nur in sprachlicher Hinsicht benutzt, den Schriften des

Xenophon und anderer Griechen allerdings nachstehen mußte. Von einer Aufsicht der Gymnasiasten außerhalb der Schule, einer Verwahrung gegen schädliche Einflüsse und einer christlichen Erziehung derselben war damals gar nicht die Rede. Die Folgen dieser Lücke blieben nicht aus. Die Gymnasial-Jugend, den Augen der Ihrigen der Mehrzahl nach entrückt, und von der Aufsicht der Lehrer emancipirt, durfte nun Alles sich erlauben, was sonst nur Erwachsenen, ohne Nachtheil für ihre Gesundheit, gestattet ist, wenn sie nur ihre Arbeiten lieferten, und bei vorkommenden Fällen durch ihre Antworten befriedigten, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden. Diese so gezogene Jugend wuchs, wie auf den Gymnasien den Lehrern, so auf der Universität selbst den Behörden, zu Kopfe; ihre politischen Verirrungen äußerten sich gar zu auffallend, und sind nun in den Erkenntnissen der Gerichte öffentlich zu lesen. Seitdem fingen die Behörden an, das Fehlende sowohl hinsichtlich des Religionsunterrichts als auch der Aufsicht zu ergänzen. Es erschien eine Instruction für die Gymnasial-Directoren, durch welche diesen als auch den Lehrern wieder mehr Gewalt über die Schüler auch außer der Schule eingeräumt worden ist. Es wurden Klassen-Ordinarien eingeführt, welche für auswärtige Schüler Elternstelle vertreten sollten. Der Besuch von Schank-, Kaffee- und Spielhäusern und das Tragen auffallender Kleidungsstücke wurde untersagt; körperliche Züchtigung, die aus den Schulen ganz verbannt war, wurde unter Umständen wieder gestattet, und um das religiöse Element zu heben, wurden für jede Klasse wöchentlich zwei Religionsstunden angesetzt, welche von dem Hauptlehrer der Klasse, als demjenigen, welcher in der Regel die meiste Autorität besäße, gegeben werden sollten. Auch auf den Kirchenbesuch und den Empfang des h. Abendmahls wurde, obgleich nur indirect, von neuem hingewirkt.

Hiemit war von Seiten des Staates ein bedeutender Schritt zum Bessern gethan, besonders da auch

Uebertreibungen und größere Forderungen, als sie der allgemeine Schulplan enthält, z. B. in Betreff des Griechischen, zurückgewiesen, bestimmte Lehrbücher für die einzelnen Fächer eingeführt und die Methodik in denselben vorgeschrieben worden. Preis und Dank den Männern, die im Rathe des Königs sitzen, und dergleichen, einerseits geschärfte, anderseits ermäßigte Maßregeln zum Besten der heranwachsenden Schuljugend veranlaßt haben!

Aber diese Maßregeln werden nicht überall befolgt; es giebt Gymnasien, wo sie auch jetzt noch, nachdem wir durch Schaden klug geworden sind, außer Acht gelassen werden, sowohl von Seiten der Lehrer, als auch der Angehörigen und der Umgebung der Gymnasiasten; daher kommt es, daß die Jugend in manchen Gymnasien so ist, wie sie Lorinser in seinem Aufsatze schildert: siech an Körper und Geist, aber nicht durch das Uebermaß an Lehrgegenständen u. Stunden, sondern durch den Genuß von durch Religion und Diätetik verbotenen Dingen. — Was aber auszumerzen wäre, das ist das Tabackrauchen (Schnupfen), der Genuß berauschender Getränke, schlüpfrige Lektüre, Liebeleien, und besonders ein Uebel, welches Salzmann auf dem Titelblatte eines bekannten Buches als Skorpion abbildet. Ueber die Schädlichkeit des Tabackrauchens und des Genusses berauschender geistiger Getränke für die Jugend, namentlich bei einer sitzenden Lebensweise, viele Worte zu verlieren, hieße etwas Bekanntes und nicht Bezweifeltes beweisen wollen. Ob aber die Gymnasial-Jugend dergleichen Genüsse sich erlaube? Ich antworte: ja, häufiger, als dies je der Fall gewesen, ohne jedoch Zahlenverhältnisse von ehemals und jetzt aufstellen zu können, und weise hin auf die Gymnasial-Städte, wo man auch während eines kurzen Aufenthaltes Gelegenheit haben wird, zu bemerken, wie die Gymnasiasten im Jahr 1836 in ihren Quartieren nicht unterlassen, was sie öffentlich sich erlauben dürfen.

Die drei andern Uebel bilden ein trauriges Kleeblatt und finden ihre Nahrung in den Roman-Leihbibliotheken, schmutzigen Liedern, dem Umgange mit unmoralischen Personen beiderlei Geschlechts, mit denen, in den Quartieren und anderwärts zu verkehren, es an Gelegenheit nicht fehlt. Das Lesen aus Leihbibliotheken von Seiten der Schuljugend ist durch die Behörde verpönt, aber noch nicht so beseitigt, als es zum Wohle der Menschheit erforderlich wäre. Zum Theil um diesem Uebel entgegenzuwirken, sind in der neuesten Zeit bei den meisten Gymnasien zwar Lesebibliotheken angelegt worden: aber es wird hier in der Regel nur der Maßstab der Klassicität, und nicht der der Rücksicht für Christenthum und Moralität gehandhabt, daher auch hier Bücher sich vorfinden, welche selbst von Erwachsenen nicht ohne Gefahr leidenschaftlicher Aufregung gelesen werden können. Deshalb mag es auch sein, daß gegenwärtig ein Ovid, Horaz und andre Alte, obgleich sie an Nacktheit der Bilder den Neuen nachstehn, doch von der Jugend schon ganz gut verstanden werden, und größern Schaden als ehemals anrichten, da die Jugend durch das Lesen der Neuen in der Kunst, Geheimnisse zu enthüllen, eingeweiht ist, und es daher an der Zeit wäre, auf einige Jahrzehnde sich castigirter Ausgaben jener alten Dichter zu bedienen, bis die Phantasie der neuen Generation wieder in ihre alten Schranken zurückgewiesen ist.

Ob Liebeleien auf Geist und Körper, namentlich bei der Jugend, nachtheilig wirken, ist auch wieder keine Frage; und daß sie bei den Gymnasiasten stattfinden, dafür beruf ich mich auf das Zeugniß der Bewohner der Gymnasial-Städte, um hier nicht einzelne Fälle von Schwängerungen und Liebesabenteuern anführen zu dürfen. — Wen aber rufe ich zum Zeugen für das Dasein des hier ungenannten, skorpionartigen Uebels unter der Gymnasial-Jugend, da dasselbe die Verborgenheit liebt, und sich so selten selbst anklagen will. An euch, beobachtende gereifte Aerzte und für

die Wohlfahrt der Jugend sich interessirende, erfahrene Lehrer und Erzieher, wende ich mich, um euch zu veranlassen, wieder einmal ein Wort zu rechter Zeit zu reden, nicht um Wunden zu schlagen, sondern wie es euer Amt mit sich bringt, dieselben zu heilen. Ihr allein seid in dieser Hinsicht befugt, die Zeichen zu deuten, welche den Verdacht des Vorhandenseins dieses Uebels auch selbst bei Uneingeweihten erwecken.

Nicht Mühe und Arbeit, oder die vielen Lehrgegenstände und Stunden, wie Lorinser will, sind es also, welche die Gesundheit der Gymnasial-Jugend untergraben, sondern die hier kurz angegebenen schädlichen Genüsse. Um sie zu beseitigen, hat die Behörde schon Vieles gethan. — Doch wie wäre es, wenn sich in den Gymnasial-Orten, die doch immer eine bedeutende Anzahl Schüler für das einheimische Gymnasium liefern, unter den Eltern und Lehrern derselben ein Verein zu demselben Behufe bildete, welcher dann auch die auswärtigen Schüler unter seine besondere Obhut nähme? Die erste Bedingung des Beitritts zum Verein wäre dann besonders, seinen eigenen Sohn oder Zögling den Schulgesetzen vollkommen zu unterwerfen, und ihn so zu beaufsichtigen und zu ziehen, daß Körper und Geist vor Siechthum und Verkrüppelung nicht nur bewahrt, sondern naturgemäß entwickelt, ausgebildet und befähigt werden, einst Schwereres zu übernehmen und zu tragen zum Wohle des Vaterlandes, welches auch ihn zu zählen berechtigt ist, da es ihn erzeugt, erzogen und ihm einen Wirkungskreis, zum allgemeinen Besten beizutragen, offen gelassen hat. —

VI. Ueber die Zeit des Verschwindens der Biber (Castor Fiber) in Preußen.

Vorgetragen in der Königl. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft den 10. Juni 1836 von J. G. Bujack.

Der Biber hat seinen Gattungsnamen „castor“ wahrscheinlich von „castrare,“ aber schwerlich, wie Isidorus meint, weil er bei der Verfolgung von den Jägern, um sich ihrer zu entledigen und sein Leben zu retten, sich selbst castrirt, sondern wohl richtiger nach Albertus magnus davon, weil ihn die Menschen castriren, d. h. ihm die fälschlich für Hoden gehaltenen Bibergeilsäcke ausschneiden; denn das erstere ist, wie schon dieser Schriftsteller bemerkt hat, eben so irrig, als daß der Biber nach der Castration bei abermaliger Verfolgung sich aufrichte und die Jäger durch den Augenschein zu überzeugen suche, daß ihm das Castoreum fehle.

Mit einer weitläuftigen Auseinandersetzung der vermeintlichen Zwecke des Castoreums für das Thier will ich Sie, meine Herren, hier nicht langweilen, ich deute nur an, daß man bald das Thier zur Erregung des Appetits davon lecken ließ; bald sollte es im Winter sich davon nähren, bald sich damit einölen, um das Eindringen des Wassers in den Körper zu verhüten; bald sollte es zur gegenseitigen Anlockung der Geschlechter dienen, und wie die wunderlichen Hypothesen weiter heißen mögen. Eben so wenig kann ich hier eine Schilderung der Kunstbaue des Bibers entwerfen, die schon längst selbst an vaterländischen Schriftstellern, an Gottwald und Helwing, gute Darsteller gefunden haben; auch werde ich nicht eingehen auf eine Vergleichung des Europäischen Bibers mit dem Amerikanischen, und des Moscovitischen Bibergeiles mit dem Amerikanischen; nur ein Moment hebe ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß heraus, die Verbreitung dieses sonst vaterländischen Thieres, wobei ich nachzuweisen gedenke,

daß die Biber etwa seit einem Jahrhundert hier zu Lande sich sehr vermindert und seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sich ganz verloren haben, da häufige Nachstellungen, ununterbrochene Störungen der Gewässer durch Schiffen und Flößen und Ausrodung der Uferländereien ihnen feindlich entgegentraten.

Die Verminderung und das völlige Verschwinden wäre vielleicht schon weit früher bei zunehmender Landeskultur eingetreten, hätten nicht die Landesherren schon seit dem 13. Jahrhundert ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt ihnen zugewendet, woraus hinreichend hervorzugehen scheint, daß sie bei der Ankunft des Deutschen Ordens hier in Preußen nicht eben sehr zahlreich gewesen sein können. Die Culmsche Handfeste, diese erste magna Charta der Rechte und Freiheiten der ersten Ansiedler in Preußen, ertheilt 1232 vom ersten Landmeister in Preußen, Hermann v. Balk, im Namen des abwesenden Großmeisters des Deutschen Ordens, Hermann Salza, besagt nach den Worten des Grundtextes ausdrücklich:

„Der Stadt Thorn wollen wir diesen Strom in der Länge und an den Gränzen des Bischofs von Cujavien abwärts bis eine Meile und landwärts in die Breite auf beiden Seiten von der Weichsel eine halbe Meile mit allen Nutzungen, ausgenommen die Inseln und Biber, zu gemeinschaftlichen Gebrauche der Bürger und Fremden anweisen" *).

Diese Bestimmung wird Norm für alle spätern Verträge und Schenkungen. Der Biber ist und bleibt ein Regal, und seine Schonung ward besonders durch

*) Civitati vero Thorunensi idem flumen in longitudine ac terminis Domini Cujaviensis Episcopi ad unum miliare descendendo et in terra in latitudine circa Wislam circumquaque per dimidium miliare, cum omni utilitate, exceptis insulis et castoribus ad communes usus Civium et peregrinorum duximus assignandum. S. 28 Culmische Handfeste von Kretzschmer.

folgendes Patent vom 16. August 1706 nachdrücklich eingeschärft:

„Wir Friedrich, von Gottes Gnaden König in Preußen,

fügen hiemit Jedermänniglich zu wissen. Weile die Biebergeyle wie bekandt, eine sonderbahre Artzney, und sehr heilsames Mittel wider viele Krankheiten ist, und Wir demnach mittelst Unserer eigenhändigen allergnädigsten Verordnung de dato Cölln an der Spree den 16. Aprilis dieses lauffenden Jahres, anbefohlen haben, daß über die Conservation der Bieber gehalten und derselben Vermehrung nach Müglichkeit befördert wissen wollen; Als verordnen Wir hiemit allergnädigst und zugleich ernstlich, daß auf Unserm Grund und Boden die Biebern-Bau-Häuser in Seen, Teichen, wäßrigen Brüchern, Ausrissen an Ströhmen und Thämmen in Fliessern, keinesweges zerrissen, vielweniger Eisen geleget, Fischer-Säck oder andere Garn in der Nähe gestellet, noch das Gesträuch weggehauen, zu dem Ende auch auff den Ströhmen und Wässern darnach nicht gefahren, vielweniger darnach geschossen werden solle. Befehlen auch Unsern Beambten und andern Bedienten, insonderheit aber Unsern Forstbedienten, ihren Pflichten gemeeß fleißige Obacht darob zu haben, und die Ruinirung der Bieber-Bau-Häuser wie auch die Schiessung der Bieber nach Müglichkeit zu verhüten, sich auch dessen selbsten zu enthalten; allermassen diejenigen, welche diesem Unserm Verbott frewentlich contraveniren würden, vor jedes Stück der ruinirten oder geschossenen Bieber, laut in der Jagdt-Ordnung befindlichen Taxe, jedesmahl Zehen Fl. Ungr. ohnfehlbahr zu erlegen sofort mit der Execution angehalten werden sollen. Gegeben Königsberg, den 16. Augusti 1706." Folgen die Unterschriften.

Nicht nur das Fell und das Castoreum machte den Biber zum Gegenstand einer besondern Fürsorge der Landesregierung, auch sein Schwanz erschien nicht

selten in früherer Zeit auf den Tafeln der Vornehmen als Delikatesse. Unter den Geschenken, mit welchen die Hochmeister auf ihren Reisen durch das Land von ihren getreuen Unterthanen auf wahrhaft rührende Art erfreut wurden, paradiren auch Biberschwänze. Unser gelehrter vaterländischer Geschichtschreiber, Herr Prof. Voigt, führt bei solcher Gelegenheit auch einen Greis auf, „der den Meister mit einem Biberzagel ehrete." Selbst hier in Königsberg sind Biberschwänze nicht selten auf vornehmen Tafeln erschienen. Ich darf nur daran erinnern, daß bei der Anwesenheit des Königes von Polen Stanislaus in unserer Stadt 1734, ein Biberschwanz mit einem auch wohl mit zwei Dukaten bezahlt wurde. —

Die Verbreitung der Biber anlangend, geht schon aus der angeführten Stelle der Culmer Handfeste zur Genüge hervor, daß die Biber an der Weichsel gelebt haben, aber der ehemalige bedeutende Biberfang bei Thorn hat leider ganz aufgehört, und schon vor 50 Jahren wurde ein Biberbau an der zwischen beiden Weichselbrücken gelegenen Insel Bazar als große Seltenheit bewundert. Zwar ist laut den Akten der Königl. Oberpräsidial-Registratur und des Thorner Wohllöblichen Stadtmagistrats, deren Einsicht mir Se. Excellenz der Herr Oberpräsident v. Schön zu gestatten die Gnade gehabt hat, in den letzten Tagen des April 1826 oberhalb der Stadt Thorn, unweit der Polnischen Gränze, in einer mit Kämpen und Strauch bewachsenen Ufergegend ein Biber geschossen, von dem erwähnten Magistrat angekauft, und wohl ausgestopft dem Königl. Oberpräsidium für das hiesige zoologische Museum aus patriotischem Sinne zugesendet worden; aber der in Rede stehende Biber war nur ein Ueberläufer aus Polen, um so mehr, da man seit 40 Jahren in den dortigen Gewässern Biber nicht mehr verspürt hatte, und noch gegenwärtig sich viele Biber am Bug und Narew vorfinden. Unerwähnt darf ich es nicht lassen, daß früherhin auch an andern Nebenflüssen der Weichsel,

namentlich am Schwarzwasser, Ossa, Drewenz ꝛc. sich Biber angesiedelt hatten, ja daß Gottwald sogar von den Fischern der Insel Neringen (der Frischen Nerung) Biber bekam. In seinem Beitrag zur Kenntniß des Drewenz-Flusses sagt Herr Regierungsrath Wutzke: „Unterhalb Neumark am rechten Ufer ist eine große Wiese, welche durch die am Ufer früher vorhandenen Biber in Gänge nach allen Richtungen unterminirt war; oft fand man die am Rande der Wiesen stehenden $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser starken Erlen des Morgens wie mit einer Säge abgeschnitten, die Stämme selbst in mehre Enden zerlegt und zu ihrem Bau angewandt.“ (Kunde Preußens IV. S. 427.) Diese Beobachtung datirt sich vom Jahr 1796.

In einigen Gegenden des Oberlandes gab es noch bis in die Mitte des vorigen, in andern bis zu Anfang dieses Jahrhunderts Biber. Jenes erhellet aus einem auf unserm geheimen Archive befindlichen Aktenstücke, dessen Mittheilung ich der ehrenwerthen Liberalität seines würdigen Direktors verdanke. Es ist eine Eingabe des Majors Herrn Friedrich Ludwig Burggrafen und Grafen zu Dohna, de dato Reichertswalde d. .. Mai 1750, an die hiesige Königl. Regierung. In derselben meldet er, „daß der Hirt Klein aus seinem zu den Sassischen Gütern gehörigen Vorwerk Klocken am Himmelfahrtstage den 7. Mai 1750 per Fatalität einen Biber in dem Walde angetroffen und todt gemacht, und bittet diesen Vorfall dem Hirten für keine Contravention anzurechnen, da kein dolus, ja nicht einmal culpa lata versiret, indem der Hirt, seinem Vorgeben nach, Zeitlebens keinen Biber gesehn, auch nicht einmal davon, am wenigsten aber, daß ein solches Thier zu tödten verboten, jemalen sprechen gehört.“ Hierauf ging auch die Königl. Regierung ein, und erklärte in einem Erlaß vom 24. Juni 1750: „daß der Vorfall für keine eigentliche Contravention der Königl. Verordnungen angesehen worden, gestalt auch erwähnter Hirte Klein aus solchen Umständen mit aller Bestrafung billig

verschonet bleibet, die an den Grafen v. Dohna abgegebene Geile und das Fell des Bibers aber müsse an den nächsten Förster sofort abgeliefert werden.“ —

Schon waren diese Zeilen niedergeschrieben, als ich von einem noch viel spätern Vorhandensein der Biber in einem andern Theile des Oberlandes Kunde erhielt. Der Landbaumeister Herr Le Juge theilte mir in diesen Tagen mit, er habe 1800 bei Liebemühl am und im Rettlow-See zwei Biberbaue gesehn, deren einer von den Bibern noch nicht verlassen war; auch war damals, laut Angabe des Orts-Hegemeisters Preschack und anderer glaubwürdiger Personen daselbst, ein Biber-Paar noch dort vorhanden. Ueberdies führt das Dorf Biberswalde in dortiger Gegend, durch dessen Feldmarken die an ihren Ufern mit Holz bestandene zur Drewenz fließende Liebe geht, nach der Volkssage seinen Namen von den Bibern, und es darf daher wohl mit einigem Grunde auf ein einstmaliges zahlreiches Vorkommen der Biber in jener Gegend geschlossen werden, zumal die Liebe mit ihren Ufern zum Theil jetzt noch zur Ansiedlung der Biber sich eignet.

Aber nicht blos im Deutschen, sondern auch im Polnischen Oberlande, im alten Galindien, hat es nicht an Bibern gefehlt. Diese Thatsache resultirt aus einer Erbverschreibung der Beuthner aus Kutzburg und Willenberg sine dato, befindlich im Volumen 2. des Grundbuchs des Königl. Intendanturamts Willenberg, einer Art Handfeste aus den Zeiten der Hochmeister, die mir abschriftlich Herr Prof. Voigt mitzutheilen die Güte hatte. Unter andern heißt es darin ausdrücklich von den in Rede stehenden Beuthnern, sie sollen überantworten: „vom Biber den Zagel und Geil und die Haut, so soll der Pfleger vor die Hauth geben VIII Scott.“

Aber nicht blos im Oberlande, sondern auch in dem übrigen Ostpreußen und Lithauen finden wir Biber, und in manchen Gegenden sogar ziemlich häufig.

Fast in allen sanft dahin fließenden Gewässern vermißte man sie nicht. Noch im Jahr 1721 fanden sie sich nach Helwing zahlreich im Timber-Flusse zwischen Tilsit und Labiau, im Frischings-Walde in dem sogenannten Biberteich war ihrer eine Menge, im Pregel unfern Königsberg, in der Angerapp und in den Niederungen waren sie nicht selten. Sie kamen im Frühjahr bei hohem Wasserstande zahlreich von Schippenbeil die Alle hinunter und vertheilten sich nun in den Pregel, wo sie an den mit Weidengesträuch besetzten Ufern ihre Baue anlegten. Herr Akademiker v. Baer hat in den Akten der hiesigen Königl. Oberpräsidial-Registratur eine kurze Notiz hinterlassen, laut welcher vor 30 Jahren ein Biber bei Brandenburg gefangen worden, bisher ist es mir aber nicht gelungen, das Umständliche dieser Angabe zu ermitteln und solche schon völlig sicher gestellt zu sehen; höchst wahrscheinlich wird es aber geschehen, da gewiß Mancher noch am Leben ist, der den erwähnten Biber gesehen oder von der Thatsache sonst genaue Kunde erhalten hat.

In der Auxinne, einem Nebenflüßchen des Pregel, welches bei Norkitten sich in denselben ergießt, lassen sich Biber bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts nachweisen. Zu diesem Zweck stehe hier eine briefliche Mittheilung des Oberamtmann Hrn. Kramer aus Sperling vom 7. Februar 1835:

„So viel mir vom Bibergeschlechte erinnerlich ist will ich hier erzählen. Mein Großvater von mütterlicher Seite, Namens Blumenthal, war Oberförster im Forstamte Pappeln, zwischen den Kirchdörfern Didlacken und Jodlaucken belegen. Ein kleiner Fluß, Auxinne genannt, durchströmte damals die mit allen Holzarten dicht bestandene Forst. In diesem Strome sind nach der Erzählung meiner Mutter mehre von Bibern geschaffene Dämme gewesen, worin diese Thiere in ansehnlicher Zahl gewohnt haben; diese Wohnungen hat meine Mutter als ein Mädchen von 10 bis 12

Jahren selbst gesehen und wiederholentlich uns Kindern von der bewundernswürdigen Bauart derselben erzählt und dieselbe uns beschrieben. — In derselben Zeit ihrer Kindheit habe ein Jägerbursche ihres Vaters einen Biber männlichen Geschlechts lebendig gefangen; dieser sei einige Monate lang im Waschhause lebend erhalten; eine dazu eigens gemachte große Wanne sei täglich mit frischem Wasser gefüllt, worein der Biber sich in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft jederzeit geflüchtet, wenn Menschen in dem Behältniß erschienen. Seine Nahrung, in Fischen und Küchen-Abgang bestehend, habe er auch nur aus dieser mit Wasser gefüllten Wanne genossen, und nicht angerührt, wenn dieselben Nahrungsmittel ihm neben die Wanne auf trockenem Boden gelegt worden. Nach einiger Zeit sei das Thier jedoch so zahm geworden, daß es von bekannten Menschen seinen Fraß aus der Hand genommen und sich über Kopf und Rücken gleich einem Hunde habe streicheln und liebkosen lassen. Das Thierchen sei nachher, wegen der kostspieligen und mühevollen Unterhaltung, getödtet worden. — Den wohl conservirten Balg habe ich als ein Knabe von 10 Jahren beim Nachfolger meines Großvaters, meinem Onkel, Oberförster Harpe, gesehen. Daß ich diesen Balg gesehen, sind 52 Jahre her, und wenn ich die von meiner Mutter bis dahin verlebte Zeit hinzurechne, so ist der in Rede gestandene Biber in den Jahren 1730 bis 1735 gefangen worden. Das Dasein der Biber in dem beschriebenen Flusse muß wenige Jahre später aufgehört haben, indem schon mein Onkel Harpe bei Antritt seines Dienstes keine Biber, sondern nur wenige Rudera von den Biberwohnungen an den Flußufern der Auxinne vorgefunden hat" rc.

In dem großen Delta der Memel zwischen der Ruß und Gilge treffen wir die letzten Biber in Preußen an. Se. Excellenz der Herr Oberpräsident v. Schön hat Nachforschungen zu diesem Zwecke verordnet, und die Mittheilung derselben huldreichst gestattet. In

dem amtlichen Berichte des Königl. Landraths Herrn v. Zabeltitz vom Jahr 1828 heißt es: „Biber gab es vor ungefähr 50 Jahren nach der Versicherung alter glaubwürdiger Leute bei Lyckerorth am Kurischen Haff, woselbst sie sogar noch künstliche Baue gehabt haben sollen; ferner am Flüßchen Augotumal, an dem Haffbusen Lank und in der Umgegend häufiger. Der letzte, der im hiesigen Kreise einzeln angetroffen wurde, ward 1806 bei Minge, Kirchspiels Kinten, erschlagen."

In einem ähnlichen amtlichen Bericht des verstorbenen Landraths Schlenther heißt es: „Alle eingezogenen Nachrichten stimmen darin überein, daß Biber noch etwa vor 20 oder 30 Jahren in den Gewässern der Schneckenschen, Nemonienschen und Ibenhorstschen Forst häufig gefunden worden sind, und ein nicht unbedeutender Gegenstand der Jagd waren. Seit dem gedachten Zeitpunkt läßt sich nirgend mehr eine Spur von ihnen ermitteln. Namentlich wurden im gräflichen Dominio Rautenburg, wo die Biber in der Nähe der Meyrunschen Eszer ihre Baue hatten, die letzten vor 20 oder 30 Jahren geschossen, seitdem aber keines dieser Thiere mehr gesehn."

In einer Beilage zu diesem Bericht ist die Aussage des hochbejahrten Fischer-Bauer Endrus Petrik zu Inse enthalten. Vor 20 bis 30 Jahren haben sich, heißt es hier, sehr viele Biber in den Gewässern von Inse aufgehalten, und ihren Bau so nah' an einander gesetzt, daß im Sommer die Kähne in ihrer Fahrt dadurch behindert gewesen. In der Wilkis-Eszer, wo sie sich sonst aufgehalten, ist keine Spur von einem Biberbau zu finden.

Daß auf Preußischem Terrain an der Memel und ihren Nebenflüssen heut zu Tage noch Biber vorkommen, darf also mit Grund bezweifelt werden; aber in dem weniger bevölkerten Lande ostwärts waren sie sonst sehr verbreitet und sind es noch. Rzaczynsky zählt Lithauen und die Flüsse Podoliens, Tetesef, Assa,

Zerew,

Berew, Kamionka, Issa, Bober, Zyd, Czarkowiec, Hlinna rc. zu den besuchtesten Orten.

In Liefland, Esthland und Kurland trifft man den Biber an in Flüssen, die durch einen Wald fließen, oder die mit dichtem Gesträuch bewachsen sind. So findet man den Biber in der Aa, Peddez, Ewst, Ogger, Salis, so wie auch noch in andern dortigen kleinern Flüssen. In Kurland waren sie sonst häufiger als jetzt, nämlich in den Bächen der Doddangernschen u. Essernschen Wälder. Im Revalschen will man ihn nicht gefunden haben. Zahlreich ist er im nördlichen Rußland, aber auch hier ist seine Verminderung schon beträchtlich.

In den früheren Jahrhunderten bis auf den Beginn der christlichen Zeitrechnung zurück und vor derselben muß der Biber auch im westlichen Europa, wo er jetzt fast ganz verschwunden ist, und nur hin und wieder noch sporadisch auftritt, sehr verbreitet gewesen sein; vielleicht war er damals hier so zahlreich, wie im Mittelalter und noch späterhin im östlichen Europa. Strabo erzählt von Bibern in Spanien, als von ganz bekannten Thieren. In Italien soll er an der Mündung des Po gelebt haben, vielleicht auch mehr südlich, und im 13. Jahrh. zur Zeit des Albertus magnus ist er hier noch vorhanden. In Burgund, Lothringen und am Ursprung der Seine nennt ihn Gesner. Buffon weiß von seinem Vorkommen in Languedoc und auf den Inseln des Rhone. In der Schweiz war er sonst nordwestlich von Zürich. In England fehlt er schon seit 1188. An der Elbe kennt man mit Zuverläßigkeit sein Vorkommen bei Wittenberg und Barby; auch im Anhaltschen ist er vor einigen Jahren wahrgenommen worden. In den Donaugegenden soll er sich finden bei Wien, dann am Einfluß der March, Ips, Ens, Isar, Iller, am Ammer-Fluß rc. Oberhalb der Karpaten führt ihn schon Herodot an. Da sein Vorkommen im westlichen Europa aber nur sehr sporadisch und auf eine geringe Anzahl von Individuen beschränkt ist,

so wird er hier wahrscheinlich bald völlig erloschen sein, so wie er auch von der Weichsel bis zum Niemen in unsern Provinzen gegenwärtig als nicht mehr vorhanden mit Recht betrachtet werden kann, und auch im Europäischen und Asiatischen Rußland ist bei zunehmender Kultur in den Bezirken seiner Verbreitung seine Verminderung natürlich.

Fassen wir das Gesagte ganz kurz zusammen, so ist die Verbreitung des Bibers über die zugleich wasser- und waldreichen Gegenden unserer Provinzen in früherer Zeit als factisch, seine Verminderung seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts bei bedeutender Zunahme der Landeskultur und sein völliges Verschwinden um den Beginn des 19. Jahrhunderts als beinahe gewiß anzusehn Ein ähnliches Schicksal ereilte ihn schon vor Jahrhunderten in manchen Ländern Westeuropas, und wie viele dieser Biber mögen im Diluvium, in den Knochenhöhlen und in den Torfmooren Europas ihr Grab haben! Ihre aufgegrabene Reste werden den Naturforschern ohne Zweifel viel zu schaffen machen, da sie noch nicht gehörig auf ihre Verschiedenheit untersucht sind. Vielleicht werden sich diese Reste aber alle auf unsern Biber zurückführen lassen, wenigstens erklärt Cuvier das Trogontherium Werneri des Fischer für einen wirklichen Biber. Wenn also gegenwärtig einzelne Thierarten für die ganze Erde völlig verschwinden, wie vielleicht bald der Auerochs, andere für einzelne Länder gemach spurlos ausscheiden, wie der Biber für Westeuropa und für West- und Ostpreußen, so dürfen wir wohl eine frühere Ausscheidung mancher fossilen Thiere, die jetzt ihres Gleichen unter den Lebenden nicht haben, in ähnlicher Weise auf dem Wege eines langsamen und ruhigen Naturprozesses mit einigem Rechte statuiren, und der Vermuthung Raum geben, daß im großen Lebensorganismus bei dessen stetiger Entwicklung auch manche organische Species völlig untergehe, während andere noch nie wahrgenommene aus den Wogen des unendlichen

Lebens beim Eintritt neuer Bildungsepochen auftauchen, um wie jene ebenfalls ihre ungemessene Bahn zu durchlaufen *).

VII. Der Schaden und Nutzen der Raubvögel. Zugleich ein Beitrag zur Naturgeschichte dieser Vögel.

Vom Prediger Löffler in Gerdauen.

(Fortsetzung.)

Es folgt nun nach den Habichten die Familie der Edelfalken. Unter den bei uns vorkommenden Arten ist neben dem Würgfalken (F. lanarius), den ich aber noch nicht bemerkt habe, und der wenigstens sehr selten sein muß, nur der

Wanderfalke, F. peregrinus,

als schädlich zu verfolgen. Er gehört zu den allerschädlichsten Raubvögeln alles Flügelwildes und übertrifft darin fast noch den Hühnerhabicht; jedoch ist er etwas seltner als dieser, auch hält er den Winter nicht bei uns aus, sondern verläßt uns im Herbst. Er ist bei uns nicht selten; noch häufiger ist er in manchen Gegenden der Ostsee. Wie groß der Schaden ist, den er thut, geht aus der Menge der Nahrung hervor, die er braucht.

*) Bei dieser Gelegenheit erlaubt sich der Verfasser die ergebene Bitte an Freunde der Natur in den vaterländischen Provinzen, anderweite sichre Nachrichten über die in Rede gestandene Verbreitung des Bibers durch das Organ dieser Blätter gefälligst entweder direct mitzutheilen, oder durch die verehrliche Redaction derselben zur Bekanntmachung gütigst zukommen zu lassen.

An der Ostsee bekam ich einen alten Wanderfalken, den der Jäger an der äußersten Flügelspitze verwundet hatte, was bald heilte. Diesen Vogel hielt und futterte ich beinahe ein ganzes Jahr in einer Dachstube, um ihn auch in der Gefangenschaft zu beobachten; er war aber und blieb stets sehr scheu. Vom ersten Frühling an bis zum spätesten Herbst verzehrte er täglich eine kleine, oder alle zwei Tage eine große wilde Ente, das Futter, welches ich damals vollauf hatte; im Winter nahm er auch mit Abgängen von anderm Wild und Fleisch vorlieb. Da nun dieser Vogel auch der freien Bewegung beraubt war, und todtes kaltes Futter, das er natürlich sehr ungern fraß, verzehren mußte: so geht daraus seine große Schädlichkeit in der Natur hervor. Einmal war ich mit Jägern im Frühling des Morgens sehr frühe an der See, zur Zeit, wo die Enten brüten und die Männchen sich allein zusammengesellen und sehr gerne die Seen und Sümpfe besuchen, die sich hin und wieder nicht weit vom Strande befinden. Da kam ein Wanderfalke, jagte fünf männliche Märzenten, die zusammen waren, auf einem solchen Wasserbehälter auf, fiel eine im Fluge an, und kam, da er sie nicht wegtragen konnte, mit ihr zur Erde, um sie zu verzehren. Dasselbe versicherten die Jäger schon öfters gesehen zu haben. Man findet auch in den Gegenden der See, wo erwähnte Wasserbehälter vorkommen, und wohin die Enten am Tage sehr häufig aus der See, vom Frühling bis zum Herbst, oft in Schaaren sich begeben, wie ich aus Erfahrung weiß, nicht selten die abgezehrten Gerippe von großen Entenarten, die der Wanderfalke verzehrt hat, woran indeß auch der große Habicht Theil haben kann, was ich nicht bemerken können, an denen noch die Flügel und der Kopf ganz ungerupft sich befinden. Dieser Vogel verdient daher die äußerste Verfolgung.

Einige andere kleinere Arten dieser Familie, die bei uns vorkommen, die auch nirgends häufig sind

und außer Käfern und Mäusen wohl auch einige kleine Vögel verzehren, sind als ganz unschädlich zu übergehen.

Die folgende Familie der Raubvögel begreift die Milanen, Milvi, wozu zwei Arten gehören.

1. Der rothe Milan, F. Milvus.

Er gehört zu unsern größten Raubvögeln; hat einen langsamen, schwerfälligen Flug und ist ein furchtsamer Raubvogel, daher im Ganzen, besonders bei uns, nicht nur als unschädlich zu betrachten, sondern verdient zu den nützlichen Raubvögeln gezählt zu werden. Wir wollen seine ganze Lebensweise näher betrachten.

Wie die großen Raubvögel alle, so fängt er kurz nach seiner Ankunft, wenn die Bäume noch unbelaubt sind, schon das Brütegeschäft an, weil sonst die Jungen nicht die nöthige Kraft zur Zugreise erlangen würden, hat aber zu dieser Zeit, wie man deutlich sieht, große Noth, sich selbst, und später die Jungen zu ernähren. So scheu der Vogel sonst ist, so fliegt er im Frühling oft sehr niedrig und emsig um Städte und Dörfer auch in der Nähe von Seen herum, um Nahrung zu finden, so daß man es ihm ansieht, wie der Mangel ihn dazu bewegt. Seine Hauptnahrung zur Brütezeit ist verschieden, je nach der Gegend in der er lebt. Bei uns hält er sich dann vorzüglich ans Aas, was sonst alle unsere Raubvögel verschmähen, woran es ihm gewöhnlich nicht fehlt. Bei der hiesigen Abdeckerei habe ich jedes Jahr Gelegenheit, ihn zu beobachten, und ich habe schon gesehen, daß bis neun Milanen auf einmal auf dem Schindanger theils auf den stinkenden Pferdegerippen schon saßen, theils auf einer dabei stehenden Eiche warteten, oder noch umherflogen. Im südlichern Deutschland, wo das Aas aus ökonomischen Gründen selten ist, welches er aber auch da aufsucht, nimmt er auch zu andern Nahrungsmitteln seine Zuflucht. So habe ich ihn in meiner Jugend viele Jahre lang beobachtet, und gesehen, wie er während der Brütezeit aus den verschiedenen, großen Karpfenteichen, die sich bei

dem Orte befanden, täglich einen Karpfen holte, nämlich von solchen, die als Setzlinge ein Jahr gestanden hatten, denn größere konnte er nicht tragen. Er fing diese Fische mit einer außerordentlichen Sicherheit und Geschicklichkeit ins Wasser zu stoßen. Dabei nahm er sich sehr in Acht, daß ihm der Jäger vom Ufer aus niemals etwas thun konnte, erhob sich auch in der Mitte hoch in die Luft und trug den Karpfen in seinen Krallen mit weg. Wo dies der Fall ist, besonders in Gegenden, wo die Fische seltner und theuer sind, da ist der Milan allerdings als schädlich zu betrachten.

Am hiesigen See bemerke ich ihn ebenfalls sehr häufig im Frühling und niedrig herumfliegen, wahrscheinlich mehr nach Fröschen, denn ins Wasser nach Fischen habe ich ihn noch niemals stoßen sehen.

Wiewohl der rothe Milan ganz außer Stande ist Geflügel zu jagen, so liebt er es doch auch im Frühling. Er stellt nämlich den jungen Gänsen sehr nach, und zwar überall, wo er vorkommt. Dies habe ich sehr oft gesehen. Selbst am hiesigen Orte weiß ich mehre Beispiele, wo er junge Gänschen nahm. Noch voriges Jahr hütete ein Knabe eine Anzahl alter und junger Gänse auf dem Felde, wo sie sich etwas zerstreut hatten. Da kam ein rother Milan, nahm ein Gänschen, und flog, ohne sich um das Geschrei des Knaben zu kümmern, damit davon.

Wenn es schon an sich interessant ist zu bemerken, wie die Thiere in der Natur sich gegenseitig bekämpfen, so will ich u. a. noch ein hierher gehöriges Beispiel anführen. In der Gegend von Magdeburg an der Elbe weideten ein Paar alte Gänse (Männchen u. Weibchen) mit ihren noch kleinen Jungen; über ihnen flog (da bemerkte ich es) in Kreisen ein rother Milan, der, um Beute zu machen, sich mehr und mehr herabließ, aber durch das beständige Zischen der alten Gänse und das Ausbreiten ihrer Flügel es nicht wagte, auf eins der Jungen zu stoßen. Weil er aber ohne eins davon doch nicht abgehen wollte, so setzte er sich am Damm

der Elbe, nur 6—7 Schritte von den Gänsen nieder, ob er, wenn sie ihn etwa außer Acht lassen möchten, eins davon nehmen könnte. Aber die beiden alten Gänse blieben stets an der Seite, wo der Feind war, und zischten ohne Aufhören ihm gewaltig entgegen, so daß er endlich dennoch, ich sahe dieses mir sehr interessante Schauspiel eine ganze Stunde mit an, unverrichteter Sache abziehen mußte.

Nach der Brütezeit sieht man den rothen Milan weder beim Aas, noch auch stößt er jemals ins Wasser nach Fischen; sondern man trifft ihn dann nur auf Feldern an, wo er auf der Erde sitzend, sich allein von Mäusen nährt, und bis zu seinem Abzuge eine sehr große Menge vertilgt. Kropf und Magen habe ich nach der Brütezeit immer mit Mäusen, auch mit Fröschen, oder mit beiden gemischt, angefüllt gefunden, und ihn zum Stopfen und Untersuchen in hiesiger Gegend sehr oft erhalten. Sein Nest baut er stets auf sehr hohe Waldbäume, und sein Ei, so wie mehre andere Vogeleier in meine Sammlung zu erhalten, hat mir als Knabe beim Besteigen der Bäume, da ich, um die Beschaffenheit der Nester kennen zu lernen, dieses Geschäft nie einem Andern für mich verrichten ließ, viele Mühe gemacht.

Der rothe Milan lebt überall, wo ich ihn auch beobachtet habe, nur in einzelnen Paaren hin u. wieder, und ist, wiewohl nicht selten, aber auch nicht häufig. Nur in hiesiger Gegend kommt er etwas häufiger vor, als ich ihn irgendwo gesehen habe. Dieser Vogel kehrt im April zeitig zurück, und ist mit einer der ersten ankommenden wahren Zugvögel, der als solcher und als ein bestimmter Bote des nahenden Frühlings froh begrüßt, auch sogleich überall bemerkt wird. Er fliegt oft sehr hoch und langsam in der Luft, in großen Kreisen, wie ein Adler.

2. Der schwarzbraune Milan, F. ater.

Einer unserer seltnen Brütevögel in Preußen. In verschiedenen Gegenden habe ich ihn nur hier einmal

gefunden, wo er hin und wieder selten vorkommt. Nach meiner Beobachtung theilt er ganz die Lebensweise des rothen Milan's. Ein Paarchen dieses Vogels habe ich fünf Jahre lang, wo es vom Frühling bis zum Herbst fast täglich an den hiesigen See kam, beobachtet; aber so viel auch dem Königl. zoologischen Museum in Königsberg daran gelegen war, dasselbe zu erhalten, und so viele Aufträge ich in dieser Zeit stets von daher erhielt, diese Vögel, wenn es möglich, einzuliefern, so gelang es mir immer nicht, und wenn mir einer zuweilen im Fluge auch noch so schön zum Schuß war, so war gerade kein Jäger da. Endlich einmal, gegen den Herbst, bemerkte ich, in welcher Gegend sich das alte Paar im Walde des Abends aufsetzte, und mit Hilfe eines Jägers, dem ich ein sehr gutes Schußgeld versprach, gelang es mir, erst den einen, und nach 8 Tagen den andern zu erhalten. Einen konnte ich sogleich einschicken, der andere aber würde, nachdem ich ihn erhalten, bis zum nächsten Posttage verdorben sein, daher mußte ich ihn abbalgen. In dessen Kropfe, er war des Morgens sehr frühe geschossen, fand ich ein Stückchen Aas von der Größe einer Wallnuß, nur etwas länger, welches noch ganz trocken und etwas hart war, schwarz aussahe, und woran etwas Haferspreu fest klebte, welches außerordentlich, durchdringend stank, und welches er jedenfalls eben erst gefressen haben mußte. Er scheint das Aas mehr zu lieben, als sein Verwandter. Andere Nahrung habe ich ihn nicht nehmen sehen; indeß ist er ganz unschädlich, und gewiß verzehrt er ebenfalls viele Mäuse auf dem Felde.

Es folgt eine andere Familie, nämlich die der Bussarde. Dazu gehören drei Arten.

1. Der Mäusebussard, F. Buteo.

Dieser Vogel ist dem Schreiadler in seiner ganzen Lebensart sehr ähnlich. Er nährt sich bei uns nur von Feldmäusen und Landfröschen, ist einer unserer aller-

nützlichsten Raubvögel und dem Wilde ganz unschädlich. Früh und spät findet man ihn mit dem Schreiadler an gleichen Orten, um dieselbe Nahrung zu suchen. Eine genaue Beobachtung und Untersuchung dieses Vogels lehrt, daß er vorzüglich den Schutz des Menschen, dem er sehr nützlich ist, verdient. Er ist ziemlich häufig, und würde es bei der so sehr verdienten Schonung noch viel mehr sein; aber er fällt, da er sein Nest gewöhnlich nicht weit vom Rande der Wälder, die an Felder stoßen, auf Waldbäume baut, am häufigsten, wie der Schreiadler, in die Hände der Jäger, und auch seine Füße findet man unter den Packen von Raubvögelklauen, die an die Forstämter abgeliefert werden, immer mit am häufigsten. Er verzehrt eine ungemein große Menge von Mäusen.

2. Der Rauchfußbussard, F. Lagopus.

Er kommt nur zu uns auf seiner Durchreise, und ist keineswegs, wie man bisher geglaubt hat, ein Brütevogel bei uns, wie ich genau weiß. Er kommt im October aus dem höhern oder hohen Norden bei uns häufig an, wo er oft bis Weihnachten bleibt, wenn es die Witterung erlaubt, dann in etwas wärmere Gegenden zieht und im Frühling wieder zurückkehrt, wo er sich ebenfalls noch eine kurze Zeit, besonders wenn ihm die Witterung zuwider ist, in seine nördliche Heimath schnell zurückzukehren, bei uns aufhält.

Seine Nahrung besteht nur in Mäusen, wie ich dies ebenfalls häufig in Deutschland beobachtet habe; dem Wild ist er durchaus unschädlich und sollte daher niemals getödtet werden. Als eine große Seltenheit verdient bemerkt zu werden, daß ein rauchfüßiger Bussard im letzten Winter nach Neujahr bei Schnee und starken Frost 2 Tage lang sich hier aufhielt, wo ich ihn in der Nähe der Stadt in großen Kreisen herumfliegen und sich vergebens nach Nahrung umsehen sahe. War er indessen bis hieher gekommen, so wird er den Weg auch weiter gefunden haben; auch kann

ein Raubvogel viel Hunger ertragen. Hiebei will ich nur noch bemerken, daß der schwarzrückige Fliegenfänger (Muscicapa luctuosa), der eben so wie dieser Bussard, in Deutschland ein durchziehender Vogel ist, der im Frühling häufig ankommt, aber nach einiger Zeit wieder verschwindet und nicht brütet. Dieser Vogel brütet bei uns schon sehr häufig, ist also kein so nördlicher Vogel, wie man in Deutschland gewöhnlich glaubt. In verschiedenen Gegenden unsers Vaterlandes, die ich kennen gelernt habe, habe ich ihn immer brütend gefunden; um Gerdauen ist er aber außerordentlich häufig, wo er z. B. im Walde Damerau, auch mitunter in Gärten in Löchern der Bäume brütet. Unser Raubvogel aber zieht weiter.

3. Der Wespenbussard, F. apivorus.

Der Wespenbussard ist ungleich seltner als die beiden vorigen, jedoch auch kein sehr seltner Vogel bei uns, den ich überall hin und wieder angetroffen habe. Wenn die beiden erstern langsam und schwerfällig sind, so ist dieser ungleich gewandter im Fluge, aber doch völlig unschädlich und durch Vertilgung vieler Mäuse sehr nützlich. Im Frühling fand ich nicht selten seinen Kropf und Magen mit der Wespe (Vespra vulgaris) ganz angefüllt, wo er alles zusammen: Wespen, Zellen und Maden in denselben, gefressen hatte; später habe ich das nie beobachtet. Im Walde baut die Wespe ihr Nest theils in die Erde, theils hängt sie es niedriger oder höher an Gebüsche und Bäume, wo unser Vogel nur dazu kommen kann; denn in der Erde könnte er ihr nicht schaden.

Hiebei noch eine Bemerkung. Im Frühling baut eine einzige Wespenmutter, die ansehnlich größer ist, als alle andern Wespen, die sich im Sommer bis zum Herbst in ihrem Neste befinden, nach und nach ein kleines Nest, z. B. an einen Strauch oder Baum. Darauf legt sie in die Zellen desselben Eier, die sie sehr bewacht. Wenn man nur das Nest mittelbar etwas

bewegt, so fliegt sie allein heraus, kehrt aber gleich wieder zurück und es scheint, als entferne sie sich nun nie davon; fängt man die Mutter weg, so bleibt alles wie es war, und die Maden sterben in den Zellen. Sobald die ersten Jungen ausfliegen, bauen sie mit aller Emsigkeit an der Vergrößerung des Nestes, wo im Kreise immer neue Zellen angelegt werden. Schüttelt man etwas, so fliegen alle die darin sind, mit der Mutter heraus. So kann man sehen, wie sich die Colonie außerordentlich vermehrt und nach und nach zu einem Schwarm wird, der sich aber, schon etwas stark vermehrt, das Schütteln nicht mehr gefallen läßt. In meinem frühern Hausgarten befand sich einmal ein Wespennest auf einem jungen Birnbaum, was mir Anfangs interessant war; da man sich späterhin aber dem Baume, ohne gestochen zu werden, nicht einmal mehr nähern durfte, so nahm ich eine Bohnenstange, woran oben ein Stückchen Leinwand, in Schwefel getränkt, befestigt war, brannte die Leinwand an und hielt es an das Flugloch, und alle waren im Augenblick getödtet. Das war schon gegen den Herbst, wo sie sich zerstreuen und das Nest verlassen. Unter allen aber zeichnete sich noch immer die Mutter, die ich unter den übrigen gleich fand, durch ihre Größe aus. Alle Wespen, die ich nur im Frühling, bevor sie Nester bauen, etwa in der ersten Hälfte des Mai, gesehen habe, sind von derselben Größe, als die Mütter in den Nestern, und gewiß sind es dann alle Mütter, die ohne gewöhnlich befruchtet werden zu dürfen, ihre Colonie allein gründen und vermehren.

Man hat bisher vergebens sich bemüht und müde beobachtet, das Männchen der Königin der Honigbienen aufzufinden. Selbst die Beobachtungen eines Unhoch in der neuesten Zeit haben darin nichts aufzuklären vermocht, wiewohl dieser scharfsinnige, eifrige Beobachter erwiesen hat, daß auch die Drohnen keineswegs die Männchen, sondern geschlechtslos sind. — Wahrscheinlich sind sie da, um zur Brütezeit der Bienen

die Wärme im Stocke zu erhalten und zu vermehren, die in dieser Zeit stark sein muß, dann auch, damit die Arbeitsbienen, die sonst allein das Brütegeschäft fortwährend besorgen müßten, nicht abgehalten werden, das nöthige Futter für die viele Brut und auch Honig herbeizuschaffen. Sollte es mit der Bienenmutter nicht eben so sein, als mit der Wespenmutter? — Hier ist über die Begattung doch noch ein großes Geheimniß. —

Es folgt nun die Familie der Weihen, wozu drei Arten gehören. Sie unterscheiden sich von den übrigen Raubvögeln durch ihren verhältnißmäßig dünnen Leib, ihre langen Flügel, langen Schwanz, durch einen ziemlich schnellen, gewöhnlich niedrigen, etwas unbestimmten Flug. Sie setzen sich auf keinen Baum, sondern nur allein auf die Erde nieder und brüten auch auf der Erde, was ebenfalls kein anderer aller vorgenannten Raubvögel thut. Es sind nützliche Vögel.

1. Der Rohrweihe, F. rufus.

Dieser ist am häufigsten unter den Weihen, und wird fast auf jedem See und Teich, wo Schilf und Rohr dicht und hoch wächst, und wo er nicht vertrieben wird, angetroffen. Am hiesigen See halten sich einige Paare auf und brüten im Schilf oder Rohr. Wenn der Rohrweihe im Frühling angekommen ist, fliegen an schönen Tagen Männchen und Weibchen sehr hoch in der Luft hin und her, und werfen sich oft etwa so wie eine Art der Tauben, die man Werfer nennt, nur nicht so sehr, wobei sie jedesmal ein helles, besonderes Geschrei hören lassen. Auch nach der Brütezeit fliegt das alte Paar zuweilen in großen Kreisen hoch in der Luft, wie Adler, wobei sie ebenfalls ihre helle Stimme hören lassen, sich aber nicht werfen, wie jedesmal im Frühling. Ein unsicherer Beobachter hält hier leicht diesen Weihen für einen ganz andern Raubvogel, so wie er ihn, da er sich in dieser Hinsicht vor den beiden nachfolgenden auszeichnet, an einem See, wo er mit

dem Flußadler, wie dies hier häufig der Fall ist, herumfliegt, gewiß leicht verwechseln würde.

Der Rohrweihe nährt sich auf dem Felde, und zwar von kleinen Vögeln und deren Jungen, von Fröschen und im Herbst fast ganz von Mäusen. Im Frühling fand ich in dem Kropfe eines brütenden Weibchens einmal die noch nicht ganz befiederten Jungen eines kleinen Vogels, die nicht zu erkennen waren. Die alten Lerchen, auf die er, auch die beiden andern sehr Jagd machen, bekommen sie selten; aber gewöhnlich fliegen sie dann auf den Ort zurück, wo die Lerche aufflog, und da finden sie im Frühling, wo die Saatfelder, auf welche die Lerchen nisten, noch nicht bewachsen sind, besonders im Sommerfeld, oft das Nest, welches sie dann berauben. Etwas später fangen sie die noch unerfahrenen jungen Vögel, die sie aufjagen, indem sie immer niedrig über der Erde hinfliegen, leicht und schnell, ehe sich diese noch recht besinnen können. Im Herbst bekommen die Weihen aber wieder selten die Lerchen, die sie aufsuchen und aufjagen, weil sie ihnen nicht schnell genug folgen können. Auch da fliegen sie gerne auf den Platz zurück, wo die Lerche gesessen hatte. Auf Mäuse machen sie dann aber sehr Jagd und fangen derselben eine große Menge, wie ich oft gesehen habe.

2. Der Kornweihe, F. Pygargus.

Von ihm gilt in der Lebensweise alles, was von dem Rohrweihen gesagt ist; nur sieht man ihn, nebst dem folgenden, niemals so hoch fliegen, wie den vorigen, sondern stets niedrig über die Erde hinwegstreichen, er mag Vögel jagen, oder über Getreidefelder wegfliegen, wo er auf keinen Fang hoffen darf.

Der Kornweihe soll bei uns häufiger sein, als der folgende Wiesenweihe; es ist aber gerade umgekehrt. In keiner Gegend ist er mir bis jetzt zu Gesicht gekommen, und ich kenne ihn, wenn ich ihn noch so weit nur mit einem Blick bemerken kann. Wenn er nicht ganz fehlt, so ist er zum wenigsten sehr selten.

3. Der Wiesenweihe, F. cineraceus.

Er theilt ganz die Lebensweise des vorigen, auch was den Flug betrifft. Er ist bei uns gar kein seltner Vogel, den ich in jeder Gegend, die ich kenne, brütend angetroffen habe. In hiesiger Umgegend habe ich sein Nest mehrmals auf etwas feuchten Wiesen, auf denen viel dichtes Weidengebüsch sich befindet, auf der Erde gefunden, wo er noch fortwährend brütet, und wo ihn die Jäger nicht suchen. Er nistet aber auch im Wald, wo er ebenfalls sein Nest im Bruch auf die Erde baut. Erst im vorigen Frühling zeigte mir ein Jäger, der den weißen Vogel, wie er sagte, noch gar nicht gesehen hatte, ein Nest im Walde, worin vier weiße Eier lagen, die wenig kleiner sind, als die des Rohrweihen, sonst eben so rundlich. Im Herbst versammelt sich dieser Weihe zu kleinen Gesellschaften, die zusammen 4 bis 6 Familien ausmachen, wobei sich eben so viele alte Männchen befinden, und setzen sich jeden Abend in das dichte Schilf des hiesigen Sees auf die daselbst befindlichen kleinen Inseln. Am Tage zerstreuen sie sich auf die Felder nach ihrer Nahrung, und kehren des Abends alle wieder an den See zurück, wo sie übernachten, und nach etwa einem Monat ganz wegziehen.

Naumann in Anhalt-Cöthen hatte sich das Exemplar in seiner Sammlung, wie er mir sagte, aus Wien kommen lassen, weil er ihn für einen süddeutschen Vogel hielt. Als ich darauf bei Magdeburg lebte, fand ich diesen Vogel zu meinem Erstaunen an der Elbe im dichten Weidengesträuch brütend, suchte sein Nest und fand es auf nassen Boden mit ebenfalls vier weißen Eiern.

Die Weihen sind nie als schädliche Vögel zu verfolgen, sondern als sehr nützliche Vögel zu schonen.

(Fortsetzung folgt.)

VIII. Mittheilungen in Kirchen- und Schul-Angelegenheiten.

Ein pium desiderium in kirchlichen Dingen.

Es hat gewiß alle meine Herren Amtsbrüder, welche das November-Heft der Allgemeinen Kirchenzeitung vom J. 1835 gelesen haben, innigst gefreut, zu erfahren, welche Wohlthat Se. Majestät, unser weise und fromme König, den Provinzen Westphalen und Rheinprovinz aufs Neue erwiesen hat. Ich meine die unter dem 5. März 1835 allergnädigst sanctionirte Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden der eben genannten Landestheile. Wer diese Kirchenordnung entweder, wie Referent, aus der genannten Zeitschrift oder auf eine andere Weise ausführlich kennen gelernt hat, wird nicht umhin können, mit dem Referenten den evangelischen Mitchristen und Amtsgenossen in Westphalen und den Rheinlanden ein aufrichtiges, herzliches „Wohl Euch!" zuzurufen, und ihnen die gesegnetsten Folgen dieser Königlichen Gnade auf Enkel und Urenkel von ganzer Seele zu wünschen. Denn wahrlich! bei den Zerwürfnissen, dem Separatismus und der Sectirerei auf dem Gebiete der evangelischen Kirche im Allgemeinen bedarf es solcher Ordnung und Einigung gar sehr, und bei den neuesten Erscheinungen dieser Art in unserem Staate und in unserer Provinz möchte dem religiösen und für kirchlich religiöses Leben empfänglichen Gemüthe der Wunsch nicht verargt werden können, eine ähnliche Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden der Provinz Preußen recht bald ins Leben treten zu sehen. Die Erfüllung dieses Wunsches hoffen wir, hochzuverehrende Herren Amtsbrüder, gewiß Alle von der Gnade unseres allverehrten und gerechten Königs, und von des Weisheit und Fürsorge der höchsten und hohen kirchlichen Behörden. Lassen

Sie uns, als Diener der evangelischen Kirche unseres Landes und unserer Provinz, das Unsrige und das uns in dieser Hinsicht gesetzlich Erlaubte für diesen Zweck getreulich thun, um das Erscheinen einer Kirchenordnung für unsere Provinz vorzubereiten! Die durch das Rescript unseres hochwürdigen Consistoriums vom 31. März 1834 wieder ins Leben gerufenen Synoden geben uns ja zu solchen Vorbereitungen Zeit und Gelegenheit, und das oben genannte Rescript selbst spricht sich hierüber so aus: „Ihre (der Synoden) kirchlich politische Beziehung kann vorzugsweise nur darin bestehen zu berathen, was jeder Diöcese selbst nach ihren besonderen Verhältnissen noth thut, und die Art und Weise, wie alte und neue kirchliche Ordnungen darin zur Anwendung kommen können." — Und etwas weiter verheißt uns dasselbe Rescript: „Wir können es in unserem eigenen Namen, und mit Zuversicht auch im Namen höherer Behörden, versichern, daß Einwendungen und Vorschläge, die aus wirklicher Sachkenntniß und reifer Berathung hervorgehen, in der hier angegebenen Beziehung stets werden beachtet werden." So wollen wir denn, hochzuverehrende Herren Amtsbrüder, in unsern nächstbevorstehenden Synoden unser Augenmerk richten auf das, was einer jeden einzelnen Diöcese unserer Provinz Noth thut, — und daß Manches in Beziehung auf ein echt kirchliches Leben wirklich Noth thue, darf ich wohl nicht erst im Einzelnen darthun. Herrscht nur erst in jeder einzelnen Diöcese unserer Provinz eine gute Kirchenordnung, so ist schon ein großer Vorschritt zum erwünschten Ziele gethan, ja factisch ist dadurch die ganze Provinz in kirchlicher Ordnung. Was wir auf diese Weise für jede einzelne Diöcese den Grundsätzen der evangelischen Kirche und den Forderungen der Zeit Angemessenes gewonnen haben, das dürfen wir, nach dem oben angeführten zweiten Citate des genannten Rescripts, auch vielleicht de jure eingeführt zu sehen hoffen. Vertrauen wir nur zunächst auf unser hochwürdiges Consistorium und auf

auf unseren neuen Herrn Generalsuperintendenten, der schon nach seinen uns bekannten schriftlichen Aeußerungen ein Mann ist, welchem das Wohl und Gedeihen der evangelischen Kirche recht sehr am Herzen liegt.

Betrachten Sie, hochzuverehrende Herren Amtsbrüder, diese Zeilen als das, was sie sind, — als den Ausdruck des „frommen Wunsches,“ der mich bei Lesung der mehrfach erwähnten Kirchenverordnung erfüllte, und glauben Sie, daß zur Veröffentlichung dieses unbedeutenden Aufsatzes Alles beigetragen hat das Wort: ἐκ τοῦ περισσεύματος τῆς καρδίας λαλεῖ τὸ στόμα!

Ein Geistlicher in Ostpreußen.

Briefe des Seminarlehrer S. Selwich an die Volksschullehrer und solche, die Volksschullehrer werden wollen.

Zweiter Brief.

Vergleichung des Dorfschullehrerstandes mit den andern Ständen; und — Schulen und Lehrer sind vom Uebel.

Du schreibst mir, daß mein erster Brief nicht geeignet ist, Jemand in dem Vorsatze, Lehrer zu werden, zu befestigen, daß ich das Fundament, worauf Du Deine Hoffnungen bautest, untergraben, daß Du jetzt nicht wüßtest, wozu Du Dich entschließen solltest, und daß Du geneigt wärest, irgend ein anderes Fach zu ergreifen. Daß Dir mein Brief Unruhe, Sorgen und ein Paar schlaflose Nächte verursacht hat, das thut mir leid, und es thut mir noch mehr leid, daß ich nicht umhin kann, durch diesen zweiten Brief Deine Unruhe, Deine Sorgen und schlaflosen Nächte zu vermehren. Ich kann Dir aber nicht helfen, denn nur so wie ich im ersten

Briefe gesprochen habe, und im zweiten, dritten, vierten u. s. w. sprechen will, muß ein Bruder zum andern sprechen, wenn sein Rath von Nutzen sein soll.

Du erwähnst in Deinem Schreiben eines Umstandes, der Dir von Wichtigkeit scheint, des Umstandes nämlich: daß es Dir manchmal so ist, als ob Dir eine geheime Stimme, eine Stimme, die aus dem Tiefsten Deines Innern kommt, zuruft, den Muth nicht sinken zu lassen, und Dich ermuntert Deinem erstgefaßten Vorsatze treu zu bleiben, ferner: daß die Worte unsers Herrn und Meisters: „lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes,“ wunderbar auf Dich gewirkt, und Dich auf den Gedanken gebracht hätten, irgend etwas im Leben zu versuchen, und im Falle es gegen Deine Neigung sein, und Dir nicht gefallen sollte, oder in keinem Verhältniß glücken wollte, hinzugehen Kinderchen zu sammeln, sie zu belehren, auf sie die Hände zu legen und sie zu segnen.

Sehr schön, würde ich sagen, wenn ich nicht wüßte, daß manche junge Leute die Schwachheit besitzen, alles für Gold zu nehmen, was glänzt, sich in Träumereien zu versenken und von ihrer Einbildungskraft betrügen zu lassen; das was sie irgendwo gehört und gelesen, das aber von ihnen unverstanden blieb, mit ihrem Verstand völlig durchdrungen und richtig erfaßt zu haben, sich einbilden; und das was sie öfter in ihren Träumereien gedacht, für höhere Eingebung zu halten. Die Urtheile solcher Leute sind einseitig und oberflächlich, und sie selbst sind nicht geeignet, Aemter von hoher Wichtigkeit zu bekleiden. Willst Du Deinen Brüdern und dem Staate nützlich werden, so mußt Du gründlicher und richtiger urtheilen lernen, so mußt Du Dich in Deinem Urtheile nicht durch das Urtheil der Menge bestimmen lassen, und z. B. nicht behaupten: „der Blitz entsteht, wenn eine Wolke an die andere stößt, und dadurch eine Reibung, Erhitzung und Entzündung verursacht wird,“ nur weil es die Menge behauptet.

So behauptet ferner die Menge: „der Lehrer ist doch ein glücklicher Mensch, und vor Millionen zu beneiden, und es ist nothwendig, daß die Jugend unterrichtet werde, und etwas Tüchtiges lerne.“

Ich behaupte dagegen: der Lehrer ist zu bemitleiden, indem er viel Arbeit, Verdruß, Sorgen und Kummer, aber wenig Ehre und Brot hat, und: die Menschen sind sehr im Irrthum, wenn sie behaupten, die Jugend müsse unterrichtet werden, wenn sie besser werden, und in den Himmel kommen soll. — Prüfe, wer recht hat, und dann urtheile und handle.

Im ersten Briefe habe ich über die Uebel, mit welchen der Lehrer von seinem Eintritt ins Amt bis zu seinem letzten Athemzuge zu kämpfen hat, gesprochen, in diesem Briefe, den Du als die Fortsetzung des ersten betrachten mögest, will ich den Lehrerstand noch von einer andern Seite betrachten. Vor allen Dingen muß ich aber bemerken, daß ich hier nicht von Lehrern die in hohen Gehältern stehen, sondern von den Elementar- oder den sogenannten Dorfschullehrern spreche, indem Du wegen Mangel an Mitteln nicht mehr als ein armer Dorfschulmeister werden kannst, und mir hauptsächlich an Deiner Belehrung gelegen ist.

Was ist aber der Titel ohne Mittel? was hilfts Dir, daß Du Dorfschulmeister bist, dabei aber darben, viel Ungemach ausstehen, Dich mit Sorgen zu Bette legen, also ein gequältes Leben führen mußt. Rechne nicht auf Begeisterung, auf Liebe zur Sache. Bestürmen Dich erst Nahrungssorgen, lassen sich die Hindernisse, welche Dich nicht in der Art, als Du gern möchtest, und als Du sollst, fortschreiten lassen, nicht beseitigen, dann schwindet Deine Begeisterung und Deine Liebe für die Sache, dann sinkt Dein Muth, dann geht die Sache, der Du dienst, statt vorwärts, rückwärts, dann verlierst Du die Liebe Deiner Vorgesetzten, dann bist Du schlimmer daran, als der Knecht, dessen Lohn oft mehr als das Deinige beträgt, der sorgenlos lebt, und wenn er mit Treue seine gewohnte Arbeit ver-

richtet, zu jeder Zeit Aufnahme bei einem andern bessern Herrn finden und seine Lage verbessern kann. Frage ihn, ob er nicht glücklicher ist, als Du.

Ein Knecht sollst Du dieserhalb nicht werden, denn obwohl seine Lage in mancher Hinsicht besser beschaffen ist, als die Lage des Schullehrers, so ist er doch von einem Höhern abhängig, und muß wenn er einen bösen ungerechten Herrn hat, viel leiden. Erlerne aber irgend ein Handwerk. Ein Handwerk, sagt man, hat einen goldenen Boden, was so viel sagen will, als: hast Du ein Handwerk gründlich erlernt, so hast Du viele Kunden, und bist Du ein ordentlicher, sparsamer, rechtschaffener Mensch, so wirst Du wohlhabend, ja reich, man traut Dir, man hat Dich gerne, man achtet Dich. Hast Du, geachteter Mann, durch Deinen redlichen Fleiß, und Deiner Hände Werk, es so weit gebracht, daß Du Dir Haus, Hof, Pferde, Wagen u. s. w. anschaffen und eine gute Lebensgefährtin wählen kannst, dann bleibt Dir ja noch kaum etwas zu wünschen übrig. Sage, wolltest Du, der Du keine Nahrungssorgen kennest, der Du Dich eines glücklichen Fortganges Deines Geschäfts erfreust, der Du, was besonders viel werth ist, von keinem Menschen abhängst, und Dich hinwenden kannst, wohin Du willst, und arbeiten kannst, wann Du willst, wohl mit einem Schullehrer tauschen?

Sollte ein Handwerk Deinen Wünschen und Neigungen nicht angemessen sein, so wähle die Schreiberei. Bist Du kein Dummkopf, und erlernst Du die Schreiberei gründlich, so eröffnest Du Dir eine Bahn bei weit geringerer Anstrengung, als wenn Du Schullehrer werden wolltest, auf der ein reiches Amt und Ehre zu erwerben sind. Du schreibst, so lange Du Schreiberbursche oder Schreiber bist, ab, lernst dabei, wenn Du Kopf hast, selbst einen Aufsatz fertigen, wirst, sobald Du mit dem Geschäftsgange bekannt geworden bist, Ingrossator, Registrator, oder Steueraufseher, Ober-Steueraufseher, Rendant, Bürgermeister u. s. w.,

und hast Deine 5-, 6- bis 800 Thlr. jährlich zu verzehren, wenn ein anderer, der im Seminar von der Morgenröthe bis in den späten Abend, auch wohl die Nacht hindurch, den Wissenschaften obgelegen, und bei seiner großen Anstrengung seine Gesundheit geschwächt hat, nur mit aller Mühe sein Gehalt auf 16 bis 100 Thlr. bringen kann. Was wolltest Du nun lieber sein, Schullehrer oder Registrator, Steueraufseher, Rendant, Bürgermeister u. s. w.?

Du magst vielleicht gern einen Handel machen; so erlerne die Handlung. Kannst Du etwas rechnen, und bist Du fleißig, ordentlich und billig, so wirst Du schon fortkommen. Mancher hat mit Wenigem angefangen, sich aber durch Umsicht und glückliches Unternehmen großen Reichthum erworben. Gehe, Bruder, hin, und siehe das Leben in dem Hause eines Kaufmanns an, siehe welch eine Menge von Menschen er beschäftigt, wie viele in seinem Brot und Lohn stehen, was er für einen ausgedehnten Handel treibt, welche Schiffe er nach fernen Erdtheilen aussendet, was für Reichthümer diese ihm zuführen, was für Säcke mit Gold und Silber bei ihm aufgeschichtet liegen, und dann frage Dich selbst, ob er wohl mit einem armen Dorfschulmeister tauschen möchte.

Du willst vielleicht Soldat werden. Auch gut. Kannst Du schreiben, und hast Du Verstand, so wirst Du schon fortschreiten, und bist Du erst Lieutenant, oder Hauptmann, vielleicht gar Major, dann bist Du ein gemachter Mann, dann hast Du viel zu bedeuten, dann kommt man Dir, wo Du nur erscheinst, mit ausgezeichneter Höflichkeit entgegen, und dann zieht jeder Dorfschulmeister vor Dir, Du Mann mit dem blanken Rock, mit dem Degen an der Seite, mit einem betreßten Hut, mit einem Orden auf Deiner Brust, und mit Deinen 3000 Thlr. jährlicher Einkünfte, demüthig die Mütze vom Kopf.

Beweisest Du im Kriege Geistesgegenwart, sind Deine Maßregeln immer wohl durchdacht und durchaus

zweckmäßig, schlägst Du den Feind, wo er sich nur blicken läßt, o dann bist Du, Bruder, bald General. Ist doch ein Schneider, der eben so wenig wie Du, in einem Seminar, im Gymnasium und auf der Universität gewesen ist, General geworden, warum Du nicht! Als Offizier, besonders als General, stehst Du Deinem Könige nahe; er überhäuft Dich mit seiner Gnade, und Dein Name fliegt durch die ganze Welt. Will der Grönländer, der Patagonier, der Kaffer und Hottentott, der Malaier und Siberier, seinen Kindern eine Freude machen, so erzählt er ihnen von dem berühmten Türken-, Franzosen- u. s. w. Besieger, von dem berühmten General S. Bist Du Dorfschulmeister, so bekommst Du Deinen König in Deinem ganzen Leben nicht zu sehen. Dein Name ist kaum im nächsten Dorfe bekannt, und man nennt Deinen Namen nur dann, wenn man die unartigen Kinder schrecken will.

Jetzt, Bruder, entschließe Dich; die Wahl kann Dir nicht schwer fallen. In jedem andern Verhältniß kannst Du immer höher hinaufrücken, und Dir Reichthum und Ansehen erwerben, nur nicht in dem eines Dorfschullehrers. Zwar verstehst Du eine Predigt zu machen, die mancher Pfarrer gern sein nennen möchte, doch weil Du nicht studirt hast, weder lateinisch, noch griechisch, noch ebräisch verstehst, wirst Du darum nicht Pfarrer, viel weniger mehr als Pfarrer, werden. Fände hier ein Höherhinaufrücken statt, und hättest Du die Aussicht, zuerst Dorfschullehrer, dann Normal-Lehrer oder Dorfschulmeister — welcher bisher leider so sehr verachtete Titel wieder zu Ehren kommen, und eben so viel als Bau-, Forst-, Postmeister gelten müßte — dann Schulrevisor, oder Schulinspector, vielleicht gar Schulrath, zu werden, und mit jeder höhern Stellung auch höheres Gehalt zu beziehen, dann würde ich Deinen Entschluß loben, dann würde ich sagen: suche ein Dorfschullehrer zu werden. Doch jetzt sage ich: suche Dich auf jede

andere Art redlich zu ernähren, nur werde kein Dorfschullehrer.

Ein armer Dorfschullehrer bist Du, ein armer Dorfschullehrer bleibst Du, bis der Herr Deinen Geist zu sich nimmt, und die kalte Erde Deinen Leib bedeckt.

Nun noch ein Paar Worte darüber, ob der Schul-Unterricht von Nutzen sei, ob er zur Erreichung eines bessern, eines glückseligern Zustandes in einer andern Welt, etwas beiträgt, und ob es nicht besser wäre, die Schulen zu schließen. Mir scheint's, als ob aller Schul-Unterricht vom Uebel sei, und nichts zu einer künftigen ewigen Glückseligkeit beitrage, ja ich möchte solches fast behaupten, wenn ich alles, was seit dem letzten Schöpfungstage auf Erden vorgegangen ist, ins Auge fasse.

Samuel legte, so erzählt die Bibel, Prophetenschulen an. Aber wann lebte Samuel! Bestanden vor Samuel keine Prophetenschulen? Wahrscheinlich nicht, wenigstens ist's mir nicht bekannt, daß vor Samuel von Prophetenschulen die Rede gewesen wäre. Samuel salbte den Saul ungefähr 1100 Jahre vor Christi Geburt zum Könige, folglich kann man annehmen, daß die Schulen erst durch ungefähr 2936 Jahre bestehen. Wie viel Tausend Jahre mögen aber seit der Schöpfung unseres Erdballs vergangen sein, ehe von der Einrichtung der ersten Schule die Rede war!! Selbst jetzt giebt es große Völker, denen die Schulen ganz unbekannt sind. Wenn man annimmt, daß auf unserer Erde 1000 Millionen Menschen leben, so kann man annehmen, daß 500 Millionen von keinem Unterricht, also auch von keiner Schule etwas wissen. Nicht nur die Heiden entbehren des Unterrichts, sondern auch viele Juden, Türken und Christen. In dem aufgeklärt seinwollenden Frankreich giebts ganze Gegenden, wo die Menschen ohne allen Unterricht aufwachsen, und wo nicht einmal der Dorfrichter, oder Dorfschulze, seinen Namen schreiben kann. Ich

kenne einen jetzt noch lebenden regierenden Fürsten, der außer Stande ist, seinen Namen zu schreiben. Sollen nun alle die, die keinen Unterricht genossen haben, unglücklich werden? Kann sie der, der sie ins Leben rief, und der ihr Vater ist, verstoßen? Müssen sie ihm nicht eben das sein, was ihm die Gelehrten, was ihm die sind, die Schulen besucht haben? Ach wir alle, Christen und Türken und Juden und Heiden, sind Gottes Kinder, und haben gleichen Anspruch auf seine Liebe.

Ich gehe noch weiter. Werden denn die Menschen durch die Schule besser? Schaue um Dich, prüfe nur, und dann antworte. Würden sie wirklich besser werden, dann müßte es unter uns keine Verbrecher geben, dann brauchte man keine Richter, keine Gefängnisse, kein Hochgericht. Da man nun aber dieses alles braucht, folglich müssen die Menschen nicht besser geworden sein. Ich behaupte sogar, daß Mancher durch die Schule schlechter geworden ist. Derjenige, der jetzt fremde Handschriften nachmacht, falsches Geld fertigt, mit ausgezeichneter Umsicht zu Werke geht, mit Scharfsinn Pläne entwirft, und mit List und fließender Rede andere Menschen sicher zu machen und zu umgarnen sucht, um sie zu hintergehen, zu betrügen, unglücklich zu machen, würde weniger gefährlich sein, wenn er nicht in der Schule schreiben, zeichnen und fließend sprechen gelernt hätte, und wenn sein Verstand nicht so ausgebildet worden wäre. „Aber," könnte man mir einwenden, „es werden doch viele Menschen durch die Schule besser." Darauf erwidere ich: „Besser nicht, sie bleiben nur so gut, wie sie die Natur hervorbrachte, oder wie sie aus der Hand des weisen Meisters hervorgegangen sind, und verweise Dich Zweifler auf alle die Tausende guter edler frommer Menschen aller Zonen und aller Zeiten, von denen kein einziger durch die Schule ins wirkende Leben gegangen ist."

Ferner sind die Schulen darum unnütz, weil die armen Kinder und Jünglinge in denselben ganz umsonst gepeinigt und gequält werden, denn was sie mühsam erlernen, das vergessen sie in ihren späten Jahren, und gehen am Ende so aus der Welt, als sie in die Welt gekommen sind. Der berühmte Engländer Newton verstand in seinem Alter seine eignen, von ihm in seinen Jünglingsjahren geschriebnen Werke über Weisheit nicht, und weß war das, was er sein Leben lang gedacht und geschrieben, als ihn der unerbittliche Tod aus dem Register der Lebenden strich? Wozu also der 8 jährige Schulbesuch? Wozu die Menge von Unterrichtsgegenständen? Wozu Schule? wozu Lehrer? Kann nicht der Vater dem Kinde beibringen, was ihm fürs Leben nöthig ist, kann er es nicht zu Hause besser brauchen?

Thorheit ist, nach einem Lehramte zu streben, eine größere Thorheit, ein Dorfschulmeister werden zu wollen, und die größte ist, sich einzubilden, daß Kinderunterrichten etwas Verdienstliches sei.

Deinen Entschluß hast Du hoffentlich aufgegeben, und ich werde Dich wohl bald als Tischler, oder Schneider, oder als Schreiber, oder als Handlungsdiener, oder als Soldat in meinem Hause willkommen heißen können. Lebe wohl.

IX. Sendschreiben an die Stadtverordneten-Versammlung zu Elbing über die Krisis im Stadthaushalte.

Motto. „Helft Euch selbst, so wird der Himmel Euch helfen."

Meine Herren!

Von einem weisen und liebevollen Landesvater haben wir, als Mitglieder einer städtischen Körperschaft, das schätzbarste Vorrecht empfangen, dessen sich der aufgeklärte Mensch erfreuen kann: — das Recht unsere öffentlichen Angelegenheiten selbst zu leiten.

In einer Zeit des ungewöhnlichen Bedrängnisses, da die täglich versiegenden Quellen des Erwerbs und die schwer auf uns lastenden Verpflichtungen unsere Zukunft eben so düster machen, wie die Gegenwart niederbeugend ist, hat die Wahl Ihrer Mitbürger Sie auserſehen, für das allgemeine Wohl zu wachen und durch kräftige und umsichtige Maaßregeln den Vortheil der Gemeinde wahrzunehmen. Das in Sie gesetzte Vertrauen, indem es zur ehrenvollsten Auszeichnung gereicht, legt Ihnen auch Pflichten auf, welche Ihnen, als Ehrenmännern, stets für die wichtigsten und heiligsten gelten müssen, und deren Erfüllung die gewissenhafte Anwendung Ihrer Sorgfalt und Thätigkeit erfordert. Die Art, auf welche Sie Sich dieser Pflichten entledigt haben, entscheidet, in wie weit Sie die bisherige Stellung in der Achtung Ihrer Mitbürger verdienten, in wie weit Sie des fernern Zutrauens würdig sind.

Betrachten wir denn, wie es um das gemeinsame Beste unserer Stadt steht, und die Schwierigkeiten, die sich dagegen aufstellen, um ihrer bedrängten Lage abzuhelfen.

Der Etat-Entwurf für das J. 1836 liegt vor uns. Es ergiebt sich daraus ein Deficit von 45,000 Thaler,

welches durch direkte Besteuerung zu ergänzen wäre. Die zwei ausgeschriebenen Raten, von 2 bis 5 pC. vom veranschlagten Einkommen, bringen nur 6500 Thlr. zur Deckung der fehlenden Summe auf. Die Raten auf 12 bis 30 pC. erhöhen, ist, wenn die Mauern unserer Stadt nicht entvölkert, ihre Stätte nicht verödet werden soll, unmöglich. Die Kämmereikasse hat zum Theil ihre Zahlungen einstellen müssen. Die Angelegenheiten der Stadt sind in eine völlige Stockung gerathen, woraus kein Mensch einen Ausweg sieht.

In der unleugbaren großen Noth unserer Stadt wollen Sie wieder, wie Sie früher schon gethan, zur Königlichen Gnade Ihre Zuflucht nehmen. Den Wahn, daß wir Forderungen an den Staat haben, wegen eines in frühern Jahrhunderten der Stadt angehörigen Gebiets, berühre ich nur beiläufig. Das jetzige Vermögens-Verhältniß ist dasselbe, in welchem wir aufgewachsen sind und unsere Vorfahren seit mehren Geschlechtern lebten; wir haben kein anderes gekannt. Seit den Zeiten Johann Casimirs, wie oft sind alle bürgerliche Verhältnisse umgestaltet worden! Wollte man aus zufällig vorgefundenen Urkunden alle solche veralteten Rechte jetzt auffrischen, wer bürget uns dafür, daß es nicht den Grafen Dohna, als Abkömmlingen der Hochmeister, gelüsten möchte, die Lehnsherrschaft über uns sich anzumaßen? — Die Gnade des Throns wollen Sie in Anspruch nehmen. Es ist dies freilich das leichteste Mittel, Bedürfnisse zu befriedigen, wenn es gelingt. Sie vergessen nichts in der Darstellung unsers Leidens, was die Barmherzigkeit erweichen könnte. Vergessen Sie aber auch nicht, daß bei dem sehnlichsten Wunsche, die Bürde jenes Bedrängten zu erleichtern, der Staat dem Einen nichts geben kann, was er nicht erst von einem Andern empfängt. Den Balsam, den er in die Wunden des Leidenden tröpfelt, kann er nur aus dem Schweiße des Betriebsamen einsammeln. Eine gerechte Rücksicht für diejenigen, welche die Mittel zur Wohlthätigkeit

hergeben, verbietet dem Staat seine Hand auszustrecken, bis die Noth das Maaß des Erträglichen augenscheinlich überstiegen hat, bis jede andere menschliche Hilfe erschöpft ist. Es scheint, daß Sie vom Staate nichts weniger erwarten, als die Befreiung von allen Beiträgen zu Staatsbedürfnissen, die Uebernahme sämmtlicher Stadtschulden und noch einige Tausend Thaler jährlich zur Bestreitung der städtischen Ausgaben, — denn so viel beträgt der Ausfall, dessen Ergänzung Sie verlangen! Aber indem Sie solche Forderungen an den Staat machen, haben Sie denn wirklich schon das Möglichste versucht, um Sich selbst zu helfen? Giebt es keine Mittel, die Sie nicht schon erschöpft hätten, um die Ausgaben der Stadt den Einkünften anzupassen?

Die Stockung in unseren städtischen Finanzen ist eine natürliche Folge davon, daß die jährlichen Ausgaben unverändert geblieben sind, indem die Einkünfte vom städtischen Vermögen, besonders aber der Ertrag der indirekten Steuern, reißend abgenommen haben, und die direkte Besteuerung, bei dem Sinken des Handels und der Gewerbe, immer schwieriger wird. Die jetzige Krisis ist seit fünf Jahren nur durch Aushauen der Wälder und andere außerordentliche Mittel abgewehrt worden. Jetzt, um die Sachen zur schnelleren Entscheidung zu bringen, geben Sie ihnen den möglichst schlechten Anschein. Wo man aber redlich zu Werke gehen will, um mit Rath und That aus einer Verlegenheit zu helfen, da muß Alles klar und offen dargestellt werden. Zu den Bauten, die Sie für dieses Jahr auf 14,000 Thlr. veranschlagen, reichen durchschnittlich 8000 Thlr. hin. Die Summe von 4500 Thlr. zur Abtragung von Kapitalien, muß durch den Verkauf von Grundstücken befriedigt, oder zur permanenten Schuld zugeschlagen werden. Die 1300 Thlr. zur Amortisation von Brauobligationen müssen niedergeschlagen werden; wenn man über die Aufbringung der Zinsen so verlegen ist, dann ist es nicht an der Zeit Kapitalien zu zahlen. Bei einer zweck-

mäßigern Vertheilung der Kommunalsteuer *) könnten immer 15,000 Thlr. ausgeschrieben werden, ohne die äußerste Gränze zu übersteigen; wenn gleich diese Summe sehr drückend sein müßte. Der wirkliche Ausfall also, nämlich die Summe, die uns auch in künftigen Jahren stets fehlen dürfte, wäre auf diese Weise von 39,000 Thlr. auf etwa 20,500 Thlr. heruntergesetzt.

In einem Berichte über den Kämmerei-Etat von 1831, den Sie herausgeben ließen, wird gesagt: „Anders gestalten sich die Verhältnisse bei dem Entwurf eines Kommunal-Etats, anders bei dem des Individuums. Letzteres kann und muß seine Ausgabe nach der Einnahme regeln. Bei einer Stadt dagegen, wo nur die Nothwendigkeit die Ausgaben bestimmt, muß sich die Einnahme und also auch das durch Besteuerung aufzubringende Fehlende dem Bedürfniß anpassen.“ Und Sie, denen die Beschützung des gemeinsamen Interesses von Ihren Mitbürgern aufgetragen ist, Sie haben einen solchen Grundsatz aufstellen lassen, und durch Ihr Ansehen beglaubigen können! Haben Sie einmal zum Maaßstabe der Ausgaben etwas anders, als das, was die Umstände der Stadt zulassen, angenommen, so läßt sich dem Mißbrauche und der Verschwendung nicht mehr Einhalt thun. Die Nothwendigkeit, mit Bezug auf öffentliche Ausgaben, bedeutet nichts anderes als die möglichst große Summe, deren die Ausgebenden habhaft werden können. „Die Nothwendigkeit muß lernen menschlich sein,“ — und Sie sind da um es ihr zu lehren. Aber die Frage: „ob eine verarmte Stadt denselben Auf-

---

*) Es müßte Jedem ein Zettel zur Ausfüllung zugeschickt werden, worin er erklärt, daß sein durchschnittliches Einkommen, nämlich das was er zur Bestreitung seines Haushaltes und zur Vermehrung seines Vermögens jährlich anwenden kann, die Summe von — Thlr. nicht übersteigt. Wir würden nicht alsdann einen der reichsten Kapitalisten der Stadt und einen armen Bäckermeister gleich hoch besteuert sehen.

wand, wie zur Zeit ihres Wohlstandes, machen soll?“ brauchen wir nicht in abstracto abzuhandeln; die herbe Wirklichkeit muß sie ja bald für uns entscheiden. Ist es etwa nicht möglich, die veranschlagten Summen zu verringern? Wir wollen sehen, ob es denn nicht weniger möglich sei, sie ohne Mittel zu bestreiten.

Aber lassen Sie uns die einzelnen Ausgaben, die, wie Sie sagen, die Nothwendigkeit allein bestimmt, näher betrachten. Cap. I. lautet: Gehalte und Pensionen 20,507 Thlr., und enthält eine Liste von Officianten, wie eine große, belebte und blühende Haupt-Handelsstadt allein sie unterhalten könnte. Alle Ihre Anstrengungen, um Ersparnisse zu bewirken, haben in fünf Jahren diesen Posten nur um 400 Thlr. vermindert, woraus man schließen kann, was von ferneren Anstrengungen in diesem Fache auch künftig zu erwarten sei. Ihr Bericht von 1831 sagt ferner: „Die auffallende Höhe der Gehalte rührt dadurch her, daß sie größtentheils in frühern bessern Zeiten bewilligt sind; daß sie vokationsmäßig feststehen und nicht während der Dienstzeit der Inhaber vermindert werden können.“ Hierin liegt leider eine große Schwierigkeit; eine, die nur durch höhere Hilfe abzustellen wäre. Hierin aber haben Sie eine schickliche Veranlassung die Gnade des Thrones in Anspruch zu nehmen. Ersuchen Sie nämlich, daß, durch anderweitige angemessene Anstellungen im Staatsdienst der überflüssigen Beamten, die Stadt von der drückenden Verpflichtung solcher unverhältnißmäßiger Besoldungen befreit werde. Wenn Sie dieses Gesuch, auf eine geeignete Schilderung unserer Lage gestützt, als das einzige Rettungsmittel darstellen, so können Sie einer gnädigen Erhörung mit Zuversicht entgegensehen. Die sämmtlichen Besoldungen verschlingen gerade das sämmtliche Einkommen von den Kämmerei-Besitzungen. Die Verwaltungs-Beamten, mit Boten u. s. w. kosten über 5400 Thlr., etwa 7 pC. vom ganzen Etat. Die Kassen-Beamten, mit Exekutoren u. s. w. kosten

4600 Thlr., etwa 11 pC. von der ganzen Einnahme. Die Forst-Beamten kosten mehr als 50 pC. vom Ertrage der Wälder; dagegen kosten die Krahn- und Waage-Officianten 164 Thlr. mehr als die Gefälle einbringen! Dieses System kann nicht fortdauern, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, daß weder Geld zur Fortsetzung desselben vorhanden ist, noch eine Aussicht, daß Geld dazu herbeigeschafft werden wird. Veränderungen werden geschehen. Ich glaube daher, meinen Mitbürgern einen guten Dienst zu erweisen, wenn ich einige Winke gebe, wie solche sich zunächst versuchen ließen.

Was die Zuschüsse von 5200 Thlr. zu den Gehalten der Kirchen- und Schulofficianten und Pensionen betrifft — würde nicht die Regierung einwilligen, diese zu wohlthätigen Zwecken bestimmte Summe aus den reichen Einkünften des Sankt-Spiritus-Hospitals zu entnehmen. Jene Einkünfte sind zur Linderung des Drangsals verarmter Bürger bestimmt. Sind denn nicht diejenigen, von welchen die Kommunalsteuer eingefordert wird, fast alle verarmte Bürger? Und wird nicht, durch Verhütung der völligen Entblößung der Bürger, die milde Absicht jener Stiftung besser erfüllt, als wenn man mit der Hilfe, bis sie schon an den Bettelstab gekommen sind, wartet?

Um den Unterhalt der Beamten den Mitteln der Stadt anzupassen, muß die Zahl derselben um die Hälfte vermindert werden. Man wird erwidern, daß bei dem Umfange der städtischen Geschäfte die jetzige Anzahl schon vollauf zu thun hat. Daß die Geschäfte, so wie sie jetzt geführt werden, kaum von wenigern Händen zu bestreiten wären, ist unleugbar. Ist es aber nöthig, Alles so wie jetzt, auch künftighin auf die möglichst weitläufige Art zu verrichten? Jene schreibselige Förmlichkeiten, jene umständliche Weitschweifigkeiten, welche eine lange Verfügung auf einem großen Bogen, von drei Magistratspersonen unterzeichnet, nebst einer Abschrift die ad Acta gelegt wird, zur

Abfertigung eines Boten, der ein Bund Posen über die Straße holen soll, nöthig machen, mögen höchlich zur Würde eines hochmögenden Magistrats beitragen; aber eine einfache Notiz in einem Receßbuch, mit einer Randbemerkung über deren Vollstreckung, wäre für den öffentlichen Dienst augenscheinlich zweckmäßiger. Nach den Bestimmungen der Städteordnung sind wir verpflichtet, einen Oberbürgermeister, einen Syndikus, einen gelehrten Stadtrath, einen Stadt-Baurath und einen Kämmerer zu ernennen. Wir sind aber nicht verpflichtet, ihnen verschwenderische Gehalte zu geben. Könnte nicht ein unbesoldeter Rath durch die Ehre und das Patronat und vielleicht sechs- bis siebenhundert Thaler Tafelgelder bewogen werden, sich den Pflichten des Oberbürgermeisteramts zu unterziehen? Auf diese Weise ließen sich gleich 1500 Thlr. ersparen. Wir brauchen nicht weit umherzublicken, so sehen wir im Magistrat einen unbesoldeten Stadtrath, dessen Ansehen in unserer Stadt, wie seine erwiesene Geschicklichkeit in der Vertretung unseres Interesses, ihn vorzüglich zu einer solchen Stellung eignen. Man fürchtet vielleicht, daß Wenige geneigt sein dürften, aus dem Antriebe des Gemeingeistes ihre Zeit und Ruhe dem öffentlichen Besten zu opfern. Diese Furcht ist ungegründet. Wäre der Geschäftsgang erst durch gehörige Vereinfachung auf das gerade Verfahren eines praktischen Verstandes zurückgeführt, so würden immer unter den wohlhabenden Bürgern Männer sich finden lassen, welche Zeit genug fänden und Gemeingeist genug besäßen, um die Leitung der städtischen Verwaltung zu übernehmen. Die lästigen Weitläuftigkeiten des Büreauwesens, die Mysterien der Aktenfächer, die ermüdenden Kleinkrämereien des grünen Tisches sind es, die allein von einem thätigen Antheil an den öffentlichen Geschäften abschrecken.

Ein Bauverständiger ist im Magistrate nöthig; mag er zugleich die Geschäfte eines Stadtkämmerers verrichten. Ein Syndikus ist nicht nöthig. Die we-

wenigen Prozesse, welche vorkommen, könnten immer von einem Justizkommissarius als Advocatus Curiae gegen eine jährliche Remuneration von ein Paar hundert Thalern geführt werden. Hier wären wieder 1500 Thlr. zu ersparen.

Die Kasse, zu deren Verwaltung man einen Rendanten, einen Controlleur, einen Kassirer, einen Exekutions-Direktor, einen Mühlen-Rendanten, zwei Kalkulatoren, einen Boten, fünf Exekutoren braucht, übertrifft nicht im Betrage die, welche mancher Kaufmann mit einem Paar Komptoirburschen versieht. Man wird von Stadtschulden-, Feuersocietäts- und Brauamortisations-Kassen reden. Ich erwidere, daß bei gehöriger Vereinfachung des Geschäftsganges die Hälfte dieser Beamten doch überflüssig wäre, und daß in diesem Fache ebenfalls 1500 Thlr. sich ersparen ließen.

Man unterhält jetzt zwei Magistrats-Sekretäre, einen dritten mit dem Titel eines Registrators, einen Polizei-Sekretär, einen Stadtverordneten-Sekretär. Man bringe das Polizei-Büreau aufs Rathhaus und lasse die Stadtverordneten in dem Magistrats-Saale, der Nachmittags leer ist, sitzen, so wird man die Hälfte dieser Posten entbehren können. Wenn der Oberbürgermeister auch Oberhaupt der Polizei ist, also eigentlicher Rath in Polizeisachen, wozu noch ein besonderer Polizeirath? Ein tüchtiger Inspektor mit einem geschickten Sekretär würden unter dem Oberbürgermeister allen Erfordernissen des Polizeigeschäfts entsprechen. Hierin wäre auch eine Ersparniß von fast 1000 Thlr. zu bewirken.

In den Ausgaben der andern Capita wären ebenfalls bei gehöriger Prüfung bedeutende Ersparnisse möglich. Die Gränzen, welche ich diesem Schreiben habe setzen müssen, erlauben mir nicht jene Capita hier zu erörtern. Einen Posten indessen werde ich herausheben, und zwar gerade denjenigen, in welchem die größten Reduktionen geschehen sind, und dessen man nicht selten als einen Beweis des haushälterischen

Bestrebens der städtischen Verwaltung erwähnen hört. Die Straßenreinigung, wie die Sage geht, kostete in den goldenen Zeiten Elbings nicht weniger als 12,000 Thlr. jährlich. Im Jahre 1831 wurde sie mit 2600 Thlr. veranschlagt, im diesjährigen mit 2250 Thlr. Die Ausgabe ist dennoch immer doppelt so hoch wie sie sein dürfte. Die beiden Hauptreviere sind für die Summe von 940 Thlr. *) übernommen worden, mit der Verpflichtung, den Straßenmoder und den Kehricht wegzufahren, und zur Bespannung der Feuerspritzen und Küwen 12 Pferde und 6 Menschen immer in Bereitschaft zu halten. Zum Wegfahren des Moders und Kehrichts reichen in gewöhnlichen Zeiten 4 Pferde und 4 Knechte hin; diese könnten auch die nöthigen Feuerküwen bespannen; zu ihrem Unterhalte wäre eine Summe von 430 Thlr. jährlich, statt 940 Thlr. genug. Die Spritzen müßten so leicht gemacht werden, daß sie, wie die Vereinspritze, von Menschen gezogen werden könnten, wobei sie an Wirksamkeit nichts verlieren dürften. Das Wegfahren des Eises beim Schlusse des Winters müßte, so oft dasselbe nöthig wird, besonders abgemacht werden. Eine solche Maaßregel ist nicht alle Jahre nöthig, und nicht alle Jahre gleich schwierig; der Unternehmer muß aber in seiner Forderung die Verpflichtung als jährlich und in ihrem schlimmsten Charakter vorkommend veranschlagen.

Mancher wird vielleicht meine angedeuteten Vorschläge als Eingriffe in die altherkömmliche Ordnung ansehen, welche die Auflösung aller bürgerlichen Verhältnisse, den Untergang alles Bestehenden mit sich bringen müsse. Schwache Köpfe und träge Geister

---

*) Wenn in den Angaben der Zahlen hin und wieder eine Ungenauigkeit sich erweisen sollte, so rührt dies nur davon her, daß die Kämmerei-Rechnungen nicht jene Oeffentlichkeit erhalten, welche in der Städteordnung §. 183. d. vorgeschrieben ist.

können sich nie in ein neues Verhältniß hineindenken, und stellen sich, wo sie keinen Ausgang sehen, gleich das Ende der Dinge vor. Wer aber nur einigermaßen mit der Geschichte und dem Wesen des wechselnden Erdenlebens vertraut ist, wird wohl wissen, daß das Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft auf festere Pfeiler, als die Erhaltung eines Amtes oder die Unantastbarkeit eines Gehalts, gegründet ist. Manchem auch können meine Vorschläge grausam und gewaltsam erscheinen. Grausam sind die Zeitumstände, kraftvoll muß die Abhilfe sein. Eine schwere Krankheit läßt sich ohne bittre Arznei, eine gefährliche Wunde ohne Schmerz nicht heilen; indessen geben die geschicktesten Aerzte in der Regel nur wenig Arznei und heilen vorzüglich durch Diät. Und diese schlage ich auch in unserm Stadthaushalte vor. Energie und Konsequenz wird dabei nicht fehlen dürfen; — aber leider überlassen wir Menschen uns gerade in den entscheidendsten Augenblicken sehr oft und am meisten dem Ungefähr.

Die Ersparnisse, welche aus einer bloßen Beschauung des Etat-Entwurfs und einer gewöhnlichen Bekanntschaft mit dem Innern des Rathhauses sich zu erkennen geben, dürften also den permanenten Ausfall in der Haushaltung Elbings auf 9- bis 10,000 Thlr. herabsetzen. Eine strengere Prüfung der Ausgaben, mit Verbesserungen in dem Einnahmesystem, würde es gewiß möglich machen, das Deficit auch auf Null zu bringen. Zu diesem Behufe habe ich noch einen Vorschlag zu machen, welcher auch den eigentlichen Endzweck dieses Schreibens ausmacht. Er ist wie folgt:

„Ernennen Sie, meine Herren Stadtverordneten, aus Ihrer Mitte einen Ausschuß von Männern, die das Wohl der Stadt jeder andern Rücksicht vorziehen. Fügen Sie diesen noch jeden Steuerpflichtigen hinzu, der sich dazu anbietet, in so fern seine Dienste den Zweck des Ausschusses befördern können. Schließen

Sie alle Personen aus, welche Emolumente von der Stadt beziehen, oder mit solchen durch enge Familienbande verknüpft sind. Ihr Herr Vorsteher, indem er, als Verfasser des Berichts von 1831, durch seine darin ausgesprochenen Ansichten gebunden ist, kann auch nicht füglich Zutritt erhalten. Lassen Sie diesen Ausschuß jeden Abend seine Sitzungen im Magistratssaale halten; verschaffen Sie ihm die Macht alle städtische Beamten vorzuladen, Zeugen zu verhören und die Vorlegung aller Bücher und Papiere ohne Ausnahme zu fordern. Tragen Sie ihm auf, nach einer durchgreifenden und genauen Untersuchung der ganzen städtischen Geschäftsführung, einen Bericht an Sie abzustatten, über die möglichen Mittel, die Ausgaben des Stadthaushaltes mit den Einkünften in Uebereinstimmung zu bringen."

Durch einen solchen Bericht sind Sie keinesweges gebunden. Die sorgfältige Berathung der darauf zu gründenden Maaßregeln wird Ihnen vorbehalten. Wenn aus einer solchen Untersuchung — man muß freilich sich nicht damit begnügen, von einem Magistratsbeamten eine Entschuldigung der einzelnen Posten des Etats vorlesen zu lassen, da, seitdem die Welt steht, es keinen Mißbrauch gegeben hat, zu dessen Beschönigung nicht etwas gefunden werden könnte — wenn aus einer solchen Untersuchung, von dem entschlossenen Bestreben öffentliche Uebel abzuhelfen gestiftet, und mit rücksichtsloser Unpartheilichkeit geleitet, es sich ergeben sollte, daß Sie schon das Möglichste zur Abhilfe der finanziellen Verlegenheit gethan, so haben Sie eine Entschuldigung für die Anspruchsnahme höheren Beistandes. So lange aber Sie diesen Beweis nicht geliefert haben, kann der Staat Ihren Vorstellungen kein Gehör leihen.

Die Bereitwilligkeit, womit Sie den gemachten Vorschlag eingehen, und der Geist, in welchem Sie ihn ausführen, werden zeigen, in wie fern Sie es mit

Ihren Mitbürgern redlich meinen. Sollten Sie aber, was kaum glaublich wäre, verleitet werden, eine öffentliche Untersuchung abzuweisen, oder sogar die Forschungen dieser Commission zu vereiteln, so bleibt dann nichts übrig, als jeden Stadtverordneten bei der nächsten Wahl zur Annahme derselben, in demselben Geist wie sie vorgeschlagen worden ist, zu verpflichten. Der Einwand, daß der vorgeschlagene Ausschuß unnöthig sei, und, wie Ihre Erfahrung lehrt, zu nichts führen könne, ist nichtig, — denn darüber kann nur der Ausgang desselben entscheiden. Auch soll er nicht denen gleichen, die Sie aus Erfahrung kennen. Er kostet nichts, er verpflichtet zu nichts, und bietet die einzige Möglichkeit dar, Ihren Mitbürgern zu beweisen, daß Sie alle Hilfsmittel aufgeboten, welche die Lage ihrer Angelegenheiten erheischt.

Zum Schlusse kann ich mich nicht enthalten über einen Punkt noch Ihnen ein ernstes Wort ans Herz zu legen. Es giebt nämlich in unserer Stadt Menschen, welche im Vertrauen auf das Sprichwort, „daß wenn die Noth am höchsten, die Hilfe am nächsten sei," ohne Bedauern die steigenden Schwierigkeiten in Elbings Lage betrachten. Weit entfernt ihre Hand bieten zu wollen, um jene Schwierigkeiten zu lindern, möchten sie dieselben vielmehr verschlimmern, in der Hoffnung vielleicht eine Hilfe zu erzwingen, die sie nicht erbitten können. Wolle Gott, daß solche Bethörten nie einen Einfluß auf Ihre Berathungen gewinnen mögen! Ich brauche Ihnen nicht auseinanderzusetzen, in welch' tiefe Verderbniß eine solche Verfahrungsweise führen müßte, und schließe mit dem herzlichen Wunsche, daß man in meinem Vorschlage nur die Absicht hervorleuchten sehe, die er wirklich hat, nämlich die, daß es besser werde mit unsrer traurigen Lage! —

Ein Steuerpflichtiger.

X. Ueber ein aufgefundenes Heidengrab (Hünengrab).

Eingesandt vom ev. Pfr. Berg zu Klein Katz bei Danzig.

Vor Kurzem wurde in meiner Nähe beim Ausgraben von Steinen zum Chausseebau ein Denkmal vorchristlicher Todtenbestattung aufgefunden. Ungefähr 3½ F. unter der Erde war ein 4—5 F. im Viereck habender Platz, an den Seiten mit platten Steinen und oben mit einem eigends dazu gehauenen, großen flachen Stein versehen. Hier fand der Besitzer des Grundes 9 irdene Krüge (Urnen) friedlich neben einander stehend, und wie mag seine Hand gezittert haben vor Erwartung der Dinge, der endlich gefundenen Schätze, die aus den, in der ersten Hast zertrümmerten Töpfen ihm entgegenrollen sollten. Doch ach! es waren nur Knochen u. Kohlen. Oben auf lagen wohl einige Ketten und Ringe, doch unedlen Metalles und von der Zeit verzehrt. Da verschonte man denn die übrigen Urnen mit der Zerstörung, auch kam der Fund jetzt zur Kenntniß der Nachbarschaft, und bald auch zu der meinigen. Zu meiner Freude waren noch 5 Urnen, nämlich 2 große und 3 kleinere unversehrt. Sie bestanden aus einer sehr festen harten Tonmasse, von schwarzer Farbe; auswendig war auf jeder der untere Theil eines Gesichts und an der linken Seite die Sonne, auf den größeren, Zeichen heidnischen Waffen ähnlich, abgebildet, darinnen aber verbrannte Knochen und Kohlen, zum Theil schon mit Erde vermischt. Vielleicht war es ein Familienbegräbniß. Die anwesenden Zuschauer zürnten sehr ob der grausamen Sitte der Heiden, ihre Todten zu verbrennen, mir aber schien es, als wenn sich der Geist eines der hier Bestatteten vor uns erhöbe und dräuend zu den Tadelnden spräche:

„Ihr Thörichten, entweihet nicht durch euer voreiliges Urtheil diese Stätte! Wisset, diese Urnen enthalten die irdischen Ueberreste manches Guten und Red-

lichen. Waget nicht, zu höhnen der Weise eurer Väter, ihre Todten zu bestatten, denn fürwahr, verständiger war sie und den Todten ehrender, als die eure. Ihr übergebt den Leib dem dunkeln Grabe, daß er ein Raub werde des gierigen Erdgewürms, das langsam das Irdische am Menschen verzehrt, bis ihm ein anderer Körper zum neuen, lustigen Fraße dargeboten wird. Der Moder der Verwesung verpestet eure Lebensluft und einhauchen müsset ihr den Tod von den Todten. Und dabei habt ihr — die Koryphäen eurer Heilkundigen sagen's euch selbst — nicht immer ohne Grund zu fürchten, lebendig begraben zu werden. Es regt sich noch wohl des Geistes geheime, unerforschliche Kraft in dem theuren Todten, während des Leibes Leben erloschen zu sein scheint. Die Seele mag wohl noch nicht verlassen haben die lange, werthe Werkstatt der irdischen Thätigkeit — und ihr bringet den Sarg, leget den Leichnam hinein, verschließet ihn sorgfältig, senkt ihn in die Tiefe und schüttet hinauf die schwere, vom gewichtigen Fuß des Todtengräbers noch fester zu stampfende Erde, und vielleicht — während ihr noch daheim weinet in eurer Verlassenheit, fängt noch einmal an zu schlagen für euch das theure Vater- oder Mutterherz, das Herz des geliebten Gatten, des treuen Weibes, des hoffnungsvoll aufblühenden Kindes. Es kann wohl noch einmal erwachen der todt Geglaubte dort unten mit dem furchtbarsten aller Gedanken: ich bin lebendig begraben *). Schon die Möglichkeit dieses Gedankens würde uns vernichtet haben, darum übergaben wir weislich und gern den Leib dem erhabenen Element des verzehrenden Feuers.

---

*) So eben lese ich in den Zeitungen: „Kiel, d. 1. Juli. In Schleswig hatte man das fürchterliche Gerücht, ein Arbeiter in Husum, der spät am Abend auf dem Kirchhofe zu thun gehabt, habe Gewimmer aus einem frischen Grabe gehört. Er habe sogleich Anzeige davon gemacht, die Nachgrabung sei aber bis zum andern Morgen ausgesetzt worden, wo man den Begrabenen auf dem Gesichte liegend aber todt gefunden habe." Der Einsender.

Betrachtet meine Asche. Zwar überkommt euch ein Grauen, wenn ihr unter meinen Knochen die Kohlen erblickt, deren Feuer mich verzehrte. Doch es liegt das Schreckliche für euch nur in der Idee, nicht aber in der Wirklichkeit. Sehet dort die zertrümmerte Urne. Sie enthält die Asche meines Vaters. Grau geworden in den Waffen endete er fern vom heimathlichen Heerde im Kampf gegen die Feinde unserer freien Gauen auf dem Felde der Ehre. Es weinte die Mutter, es klagte der Kinder und Freunde Schaar. Und hin zog einer aus der Mitte und holte die Urne des Vaters. Treue Freundschaft hatte den Braven, nachdem er gefallen, verbrannt und sorgsam gesammelt die überbliebenen Gebeine. Die Ankunft derselben war ein heiliger Tag. Unter Thränen frommer Liebe, aber auch mit dankbarer Freude, daß die Sehnsucht erfüllt war, bereiteten wir dieses Grab, das uns nun alle vereint. Alle verzehrte uns, als wir abgeschieden, das heilige Feuer, und war dann vielleicht noch ganz nicht verschwunden der Geist aus der irdischen Hülle, schnell trug ihn die auflodernde Flamme zum Vater der Geister. — In diesen Urnen begrüßt euch ein verflossenes Jahrtausend. Neiget euch vor dem grauen Alterthum und ehret die Weise eurer Altvordern. Ehre sei auch Eurer Zeit. Sie ist milder und herrlicher, als es die meinige war, denn euch hat Christus erleuchtet, der eingeborne Sohn des höchsten Gottes, vor dem alle Geister sich neigen. Ja Ehre sei eurer Zeit; — aber eure Todtenbestattungen gefallen mir nicht." —

So endete sich im Gebilde meiner Phantasie der Protest des heidnischen Geistes. Ich aber belud mich und meine Kinder mit den Urnen, gebietend, sie schonend heim zu tragen, und friedlich einredend: Ehre auch der Weise der Alten. Ich bewahre euch auf, ihr Ueberreste aus grauer Zeit, oft sollt ihr mir in heimischer Einsamkeit zurufen das heilsame „memento mori," damit nie ich den Zweck des Lebens verliere, und wenn ich einst sterbe, mag man euch hinzuthun meinen Gebeinen. Es erblühet dann unserm gemeinsamen Staube einträchtiglich ein Blümlein, und gefällt es einst dem großen Schöpfer, uns aus dem Nichts wieder zu erzeugen, so schauen wir vereint des Auferstehungsmorgens Herrlichkeit und treten Hand in Hand vor den Allvater, der da ist der Heiden und der Christen Gott, — der aller Menschen Vater ist. Berg.

Nachschrift. Sollte Jemandem, besonders einem Freund des Alterthumes, mit einer oder zweien von diesen Urnen gedient sein, so bin ich gerne bereit, sie abzutreten.

ten Werke einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derselben zu sorgen, sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehrenwerthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten über ihre Schriften.

7. Anhang.

In Schlesien ist die rühmliche und empfehlungswerthe Sitte allgemein geworden, dem Verstorbenen in den Provinzial-Blättern ein ehrendes Andenken zu erhalten. Es ist eine heilige Schuld, wofür sie auch wohl in Preußen anerkannt werden wird. Die Theilnahme der Freunde und Bekannten in Anspruch zu nehmen, ist ein Trost für den Zurückgebliebenen, und die Biographie eines, wenn auch schlichten, aber redlichen Mitbürgers erregt allgemeines Interesse, denn wie wunderbar, belehrend und erheiternd sind oft die Geschicke des Einzelnen. Solchen Anzeigen wird der Anhang gewidmet sein. Alle übrigen, blos persönlichen Nachrichten und Anzeigen aller Art, werden gleichfalls in diesen Anhang aufgenommen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden mir sehr willkommen sein; ich bitte um dieselben angelegentlichst und ergebenst.

Die vom Herrn Direktor Struve versprochene Auskunft über den Mons pietatis ist nicht eingegangen.

Richter.

Inhalt.

Seite

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 3. August.

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von

D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Sechzehnter Band.
September-Heft.

Königsberg, 1836.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder

Dem Inhalte nach zerfällt diese Zeitschrift in folgende Hauptabtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Berichte über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch über den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlthätige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtungen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und deren Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwesen, als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsätze: Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbegriff der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelner Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten rc. e) Ueber Handel und Gewerbe. Aus- und eingegangene Schiffe in den 3 Häfen. Fabriken, besonders Tuch- u. Leinwandbereitung, Garn- und Wolle-Ausfuhr. Berichte über die vorzüglichsten Märkte und über Marktpreise in allen bedeutenden Städten der 4 Regierungsdepartements. f) Einwirkung der Staatsverwaltung und neuen Gesetzgebung. g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobachtungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschichte. h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke dieser Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslieder, und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen, Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werden hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubiläen, — Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und großer köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfälle. g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegebenen Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher. Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker werden daher hiemit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruck-

I. Noch ein Wort zum Schutz der Gymnasien, eine Duplik auf des Herrn Dr. Med. Jacoby Replik,

von

Dr. F. A. Gotthold.

Die Zahl der Schriften, welche in den zuletzt verflossenen Monaten die Gymnasien einerseits angreifen und anderseits vertheidigen, ist bereits so bedeutend, daß es nicht uninteressant sein dürfte, sie in einer Aufführung ihrer Titel zu überblicken. Ich liefere diese hier, so weit sie mir bekannt geworden sind; denn manche werden mir wahrscheinlich entgangen sein.

1) Regierungs- u. Medicinalrath Dr. Lorinser: Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen. — Zuerst in der Medic. Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen, 1836, No. 1., und daraus besonders abgedruckt: Berlin, 1836, bei Enslin.

2) Dr. J. Mützel: Zur Würdigung der Angriffe des Hrn. M.-R. Lorinser auf unsere Gymnasien, in der Beilage zu No. 9. von Büchner's Literar. Zeitung f. 1836.

3) Theodor Heinsius: Hygea und die Gymnasien, Beleuchtung der Abhandlung des M.-R. Dr. Lorinser: Zum Schutz u. s. w. Berlin, 1836.

4) G. G. S. Köpke, im diesjährigen Osterprogramm des Berlinischen Gymnas. zum Grauen Kloster, S. 31 bis 37 des Jahresberichts.

5) Dr. E. F. August, im diesjährigen Programm des Realgymnasiums in Berlin, S. 45 bis 53.

6) Oberlehrer Dr. Hamann, ein Aufsatz im 15. Bande der zu Königsberg erscheinenden Preuß. Provinzial-Blätter.

7) Dr. F. A. Gotthold: Dr. Lorinser's Beschuldigung der Schulen, zur Steuer der Wahrheit und zur Beruhigung besorgter Eltern widerlegt. Königsberg, 1836.

8) Oberlehrer Dr. E. Hagen: ein Aufsatz im 15. Bande der genannten Provinzial-Blätter.

9) Direktor Preuß zu Königsberg: Bemerkungen über meine unter No. 7. aufgeführte Schrift. Ebenda.

10) Dr. F. A. Gotthold: Sendschreiben an Herrn Direktor Preuß. Ebenda im 16. Bande.

11) J. G. Hoffmann: Bemerkungen zum Schutz der Gesundheit auf Schulen. Im 16. Stück der oben genannten Medicinischen Zeitung.

12) Dr. F. A. Gotthold: Hoffmann's u. s. w. Bemerkungen u. s. w. beleuchtet. Königsberg, 1836.

13) Die Streitfrage über den Schulunterricht neu angeregt vom Dr. Lorinser und betrachtet vom Standpunkte der Seelenlehre und der Weltgeschichte von einem alten Schulmann. Berlin, 1836.

14) Dr. R. Froriep, Professor der Medicin zu Berlin: Bemerkungen über den Einfluß der Schulen auf die Gesundheit. Mit einem Steinstich. Berlin, 1836.

15) Dr. H. A. Niemeyer, Direktor der Franckeschen Stiftungen: Ideen über die jetzige Gymnasialverfassung im Königreich Preußen. Halle, 1836.

16) Dr. G. W. Groke: Lorinser und Heinsius, oder Einiges über Leben und Lehren an den Preuß. Gymnasien und über die Folgen desselben für die Gesundheit der Schüler. Berlin, 1836.

17) Die wahre Gesundheit der Gymnasiasten, für und wider Hrn. Dr. Lorinser, von einem Preuß. Gymnasiallehrer. Evangelische Kirchenzeitung, 1836, No. 44—48.

18) Dr. Med. Ebermaier: Bemerkungen über den Einfluß der jetzigen Gymnasialbildung auf den Gesundheitszustand. In der oben genannten Medicin. Zeitung, 1836. No. 21.

19) Dr. Med. Jacoby: Der Streit der Pädagogen und Aerzte. Erwiderung auf die Schrift des Hrn. Dir. Gotthold: Lorinsers Beschuldigung der Schulen rc. Königsberg, 1836.

20) Lorinser und die gelehrten Schulen. Blätter für literarische Unterhaltung, 1836. No. 173—176. Der ungenannte Verfasser dieses Aufsatzes gehört seinem eigenen Bekenntnisse nach dem Schulstande an.

21) Die Schulfrage der jetzigen Zeit. Ein Dialog. Berlin, 1836.

22) Ueber die Nothwendigkeit der Trennung von Gymnasien und Realschulen und einer Reform des Gymnasialunterrichts. Eine Abhandlung, veranlaßt durch Lorinser's Aufsatz »Zum Schutz« rc. von G.....r. Berlin, 1836.

23) Rektor Dr. Max Schmidt: Ueber die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht, mit Rücksicht auf die Abhandl. des Hrn. Dr. Lorinser »Zum Schutz« rc. Halle, 1836.

24) Conrector Dr. Jahn: Anzeige und Beurtheilung der oben unter No. 1., 2., 3., 4., 5., 14. und 15. aufgeführten Schriften von Lorinser, Mützell, Heinsius, Köpke, August, Froriep und Niemeyer. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, herausgegeben von Seebode, Jahn und Kloß. Band 16., S. 456—483.

25) Direktor Dr. Bach zu Fulda: Beurtheilung der Lorinserschen Schrift »Zum Schutz d. G.« u. s. w. Ebenda S. 448—456.

Von diesen Schriften und Aufsätzen stimmen, so weit ich sie gelesen, nur die von dem Dr. Groke und dem Direktor Bach Hrn. Lorinser bei, den Hr. B. seinen schätzbaren Freund nennt; alle übrigen, auch die Schrift des Hrn. Dr. Jacoby, widersprechen ihm mehr oder minder, besonders die beiden Aerzte, Froriep und Ebermaier, von denen der letztgenannte mit den Worten: »audiatur et altera pars« geradezu als dessen Gegner auftritt. Es stehen demnach einige Schulmänner dem Dr. Lorinser näher als einige Aerzte, und so zeigt sich zuvörderst der Titel der Schrift des Hrn. Dr. J.: »Der Streit der Pädagogen und Aerzte,« als unpassend, wobei nicht einmal in Anschlag kommen mag, daß wenigstens Hr. Hoffmann, der Verfasser von No. 11., weder Pädagog noch Arzt, sondern Staatsmann ist. Doch was thut der Titel? Gewiß ist, daß sich Hr. Dr. J. mit Ernst und Scherz, mit Sophistik und Spott den Pädagogen gegenüberstellt und den Krieg mit einem ganz unbedeutenden, fast nur gegen mich und meine Widerlegung der Lorinserschen Schrift gerichteten Vorpostengefecht beginnt. Wie nun solche Scharmützel überall nichts entscheiden, so auch das gegenwärtige nicht, selbst wenn Hr. Dr. J. mich widerlegt hätte, was er doch nicht gethan hat. Denn durch eine Widerlegung hätte er nur gezeigt, daß ich ein untüchtiger Vertheidiger wäre, nicht, daß Dr. Lorinser's Beschuldigung ihren guten Grund hätte. Was

mich aber dennoch bewogen hat, Hrn. Dr. J. in gegenwärtiger Duplik zu antworten, das werd' ich Ihm und meinen Lesern weiter unten anzeigen.

Hr. Dr. J. beschwert sich im Eingange seiner Schrift, die Pädagogen wollten den Aerzten die Competenz in der fraglichen Angelegenheit streitig machen. — So allgemein hingestellt muß diese Behauptung geleugnet werden: ich wenigstens werde das nicht thun; aber dem oder dem Arzte unter den und den Umständen muß sie allerdings abgesprochen werden, wie sie denn selbst Ein Arzt dem andern abzusprechen berechtigt ist und abspricht.

Seite 3 wird gesagt, Ueberfüllung der Klassen nöthige den Lehrer zu einem leidigen Surrogat des wahren Unterrichts zu greifen, und vor allen andern Seelenkräften des Schülers das Gedächtniß in Anspruch zu nehmen. — Ueberfüllung mißbilligen wir Pädagogen auch, und daß in gut eingerichteten Schulen vorwaltende Gedächtnißübung nicht stattfinde, weiß auch wohl selbst das große Publikum. Man vergleiche meine Widerlegung der Lorinserschen Beschuldigung S. 45 ff. und meine Beleuchtung der Hoffmannischen Schrift S. 25 f. Auf jenem Wege entstehn, fährt Hr. Dr. J. fort, jene »Gedächtniß»gelehrte, die — unendlich gelehrt und »unendlich dumm — sich zu jedem prakti»schen Handeln untüchtig erweisen.« — So wenig der Hr. Dr. sich selber in diese Zahl setzen wird, so wenig kann ich gestatten, daß er die übrigen Schüler des Friedrichskollegiums als solche ansehe. Und andere Gymnasien werden es auch nicht gestatten, so wenig als das gebildete Publikum überhaupt. Aber nennte ich ihm nun einige, vor denen er alle Achtung haben würde, so könnte ich wieder den Vorwurf erwarten: »ich spendete der eigenen Anstalt »reichliches Lob.«

S. 4. heißt es: »Medicinische Schulpo»lizei ist nur ein Name.« — Hier geschieht

der Behörde Unrecht. Die Akten des Friedrichs-kollegiums beweisen das Gegentheil, und dem Hrn. Dr. selber wird ja wohl bekannt sein, daß die Schulen mehr als Einmal eben durch diese medicinische Schul-polizei geschlossen sind. Auf jeden Fall kann ihn schon ein Blick in Neigebauers Preußische Gymnasien, Berlin 1835, von der Unstatthaftigkeit seiner Behauptung überführen. Auch die Vorwürfe, die der Hr. Dr. den Aerzten in Beziehung auf die Gesundheit der Schuljugend macht, treffen sie nicht in dem Maaße, wie er es darstellt. Der Arzt, der Geistliche und der Erzieher sollten billig Hausfreunde der Eltern sein, und man sollte ihren guten Rath folgsam annehmen. Wie viele Familien thun das? Da liegt die Hauptschuld.

S. 5 bis 7 handelt dann der Hr. Verf. von den gymnastischen Uebungen und dem Verdienste, das sich Dr. Lorinser (durch seine übertriebene und nunmehr von andern Aerzten, Froriep und Ebermaier, widerlegte Beschuldigung der Gymnasien) erworben habe. Dann führt er eine Stelle Lorinser's an, worin dieser von Philologen und Geschäftsmännern spricht, die im Sitzen ergraut sind, und, weil es ihnen an Unbefangenheit und Beobachtungsgabe fehle, oder weil sie sich selber in einem abnormen Zustande befinden, das Dasein des Uebels, nämlich einer unkräftigen Gesundheit unserer Jugend, leugnen. Und hierauf wird dann unmittelbar mein Name und meine Schrift aufgeführt, so daß Jeder, der mich nicht kennt, glauben muß, ich sei einer jener ergrauten Leugner ohne Beobachtung. Das hätte doch Hr. Dr. J. vermeiden sollen (selbst ohne Pietät, deren er sich doch, wenn wir ihm glauben, befleißigt), da er ja weiß, daß ich das Uebel nicht leugne, ja nicht einmal die Gymnasien von der Schuld freispreche, in so fern etwa deren einige schlecht verwaltet werden. Will er mich nicht der Eitelkeit, von mir selber zu sprechen, beschul-

digen, so kann ich ihm auch noch sagen, daß die meisten Medicinalräthe und Doctores medicinae mehr sitzen als ich, unter der Voraussetzung, daß sie zu ihren Patienten fahren. Denn es giebt kaum einen Wintertag, an dem ich nicht, selbst bei dem schlechtesten Wetter, ein Paar Stunden im Freien spazierte, und während der angenehmen Jahreszeit mache ich ziemlich regelmäßig wöchentlich einige Spaziergänge, jeden von drei Meilen und darüber, zuweilen noch mit einer botanischen Kapsel in größtem Formate belastet. Auch haben mich wohl schon Schüler begleitet, um mit mir zu botanisiren, und sie könnten es öfter haben, wenn sie mehr wissenschaftliches Interesse zeigten. Weiter bemerke ich, daß ich zu verschiedenen Zeiten in fünf Städten, und in keiner unter drei Jahre gewohnt, und zwei Reisen nach der Schweiz und Italien, zum Theil zu Fuße, gemacht habe, und nicht etwa um in den Bibliotheken Varianten zu sammeln, wiewohl ich dies für nöthig und nützlich halte, sondern um die Natur und die Menschen und ihre Einrichtungen kennen zu lernen. Endlich geb' ich den guten Leuten, welche sich Gymnasialdirektoren als hinter dem Ofen bereits ergraute erfahrungs- und beobachtungslose Sonderlinge denken, zu erwägen, ob Männer, die von Amtes wegen mit dem Hohen Ministerium der geistlichen, Schul- und Medicinal-Angelegenheiten, mit dem Königl. Provinzial-Schulkollegium, der wissenschaftlichen Prüfungskommission, mit den Direktoren anderer Gymnasien, ihren Mitlehrern, den Eltern der Gymnasiasten und den Gymnasiasten selbst in häufigem, zum Theil täglichem Verkehr stehn, nicht reichliche Gelegenheit haben sich Menschenkenntniß zu erwerben. Ich meinestheils denke, die Zeiten haben sich auch in diesem Punkte geändert, und es werde jetzt manche Schulmänner geben, die weit besser in der Welt Bescheid wissen, als in der Pädagogik und den Wissenschaften. Meine Leser bitte ich für Ergießungen der Art um Verzeihung; die Schuld trifft die, welche uns durch ihre inhumanen

Schmähungen zu Aeußerungen zwingen, die man sonst zurückbehalten würde.

Ebenda sagt Hr. Dr. J., in meiner Schrift seien »alle Gründe zum Schutz des Bestehenden und zur »Abwehr jeder Aenderung erschöpft.« In beiden Behauptungen übereilt sich der Hr. Dr. in einem Grade, wie sich's für Niemand ziemt, der in diesen Dingen mitsprechen will. Weder habe ich die Gründe erschöpfen können noch wollen, und es sind mir bereits Gründe Anderer vorgekommen und nachträglich eigene eingefallen, wovon selbst gegenwärtige Blätter einen Beweis geben dürften, wiewohl mir's nicht darauf ankommt, ihn zu geben. Eben so wenig will ich jede Aenderung abwehren, was auch der Hr. Dr. aus meiner Schrift wissen mußte, in welcher ich selber Vorschläge zur Aenderung gethan habe.

S. 8 wird meines Urtheils über den jetzigen Zeitgeist mit Mißbilligung gedacht. Dies Urtheil ist aber auch das Urtheil höchst unterrichteter Männer. Daß Leute, welche erst im neunzehnten Jahrhundert geboren sind, unseren wahren Zustand nicht zu sehen vermögen, begreife ich; sie kennen nur den Einen aus eigener Erfahrung, und somit fehlt die Vergleichung; wir aber, die wir vor der Französischen Revolution bereits die Schule besuchten, wir kennen das Sonst und das Jetzt. Immerhin mag man den Bejahrteren einen laudator temporis acti nennen, sein Lob bezieht sich mehr auf persönliche als auf allgemeine Verhältnisse; und was mich anlangt, so sage ich gar nicht, daß sich Alles verschlechtert habe, sondern weiß Manches, was besser geworden ist; aber im Ganzen und im Wesentlichsten steht es leider sehr schlimm. Michelet's Introduction à l'histoire universelle, mit der uns Hr. Dr. J. trösten will, besitze ich selber und habe sie bereits vor drei oder vier Jahren gelesen und gesehn, daß er das Beste Herdern verdankt, in dessen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit es wohl mancher unserer Leser vor Jahren gelesen hat. Ich

finde aber in beiden Werken keinen anderen Trost, als den ich ohne sie auch habe. Unsere Zeit, sagt uns der Hr. Dr., sei eine Uebergangsperiode. Freilich, denn das ist jede Zeit; aber wie bald die bessere Periode eintreten werde, das ist die Frage; und ich meinestheils glaube, daß unsere Urenkel sie noch nicht sehn werden. Einzelne Männer thun sich auch unter uns ruhmwürdig hervor, und ihre Werke werden dauern; nur Kunstwerke erwarte Niemand. Darum ist es ein Glück im Unglück, daß man uns Göthe, Schiller, Shakspear und die großen Griechen nicht entreißen kann, wenn man uns gleich ihren Genuß nicht unverkümmert läßt. Daß wir uns die Natur mit und ohne Dampf unterjochen, ist ganz löblich; aber man vergesse nicht, daß jede Unterjochung gegenseitig ist. Wer ist unterjochter als der schwarze Sklave des Amerikanischen Pflanzers? und doch zittert dieser Pflanzer vor seinem Sklaven. Und Schillers Wort: »die »Elemente hassen das Gebild der Men»schenhand,« gilt auch in einem anderen Sinne, als den sie bei dem Dichter haben. Wir zwingen die Natur uns ihre Schätze zu überliefern, gebrauchen sie dann zu unserm Nutzen und mißbrauchen sie noch mehr zu unserm Schaden. Welchen unaussprechlichen Dank sind wir Gott schuldig, der uns mit Getreide und Kartoffeln gesegnet hat! aber ist's nicht der aus beiden bereitete Brandwein, welcher Stadt und Land mit Trunkenbolden erfüllt und die körperliche und geistige Gesundheit so manches rüstigen Mannes zerstört? Es ist gut die Natur brauchen zu können, aber es ist noch besser sich von ihr nicht abhängiger zu machen als nöthig ist.

Aber, sagt der Hr. Dr., ist in unserer Zeit das Nützlichkeitsprincip so überwiegend und verderblich, »wer anders trüge die Schuld, als eben die Erzieher »der Jugend?« — Diese Worte allein zeigen hinreichend, daß in unserer Angelegenheit der Hr. Dr. J. gar kein Urtheil hat. Nach seiner Ansicht habe

ich zu fürchten, daß, wenn er's einmal bereuen wird sein Büchlein geschrieben zu haben, er nicht sich, sondern mich anklagen werde. Freilich haben die Erzieher Alles in dieser Sache zu verantworten, aber nicht die Erzieher, welche der Hr. Dr. meint, d. h. die Schullehrer, wiewohl auch diese ihre Sache gut und schlecht machen können. Es wird mir mancher Leser Dank wissen, wenn ich ihn mit allen Erziehern seiner Kinder bekannt mache; denn dem Hrn. Dr. würde ich auf diese Beschuldigung gar nicht antworten. Nun denn: der erste Erzieher ist Gott, der jedem Menschen, vom nichtsnützigen Tagedieb bis zum Sokrates, seine Individualität anweist, und ihn in diese oder jene Umstände versetzt. Jedes neugeborne Kind ist ein Individuum, dem kein zweites gleich ist, weder körperlich noch geistig. Der Schwächling wird durch keine Erziehung ein Held, und der Muthige wird es oft allen Hindernissen zum Trotz. Klima, Vaterland und Vaterstadt, Religion, Staatsverfassung, Stand der Eltern, nächste Umgebung, Schauspiel und andere Lustbarkeiten, die Straße mit Allem, was täglich darauf zu sehn und zu hören ist, bis auf den Pflasterstein, der, aus seiner Fuge gerückt, ein halbes Jahr liegen bleibt — das Alles erzieht unsere Jugend, oder vielmehr, es berührt sie Nichts, das sie nicht zugleich auch erzöge oder verzöge. Vor Allem aber hat Gott jedem Kinde seine eigenen Eltern zu Erziehern gesetzt, und die Schule ist nur eine sehr partielle Stellvertreterin der Eltern, und leistet gerade deshalb oft nur Geringes, weil sie meistens den Eltern entgegenwirken muß, so daß wir Schulleute mit Recht sagen: Mit unsern Schülern wollten wir schon fertig werden, würden wir nur erst mit den Eltern fertig. Der Unterricht soll erziehend sein. Welche Schulbehörde schärft dies nicht ein? welche Erziehungsschrift sagt's nicht? welcher angehende Lehrer weiß es nicht? Ich allein soll es jetzt erst lernen! Nun ich will dankbar sein und meinen Lehrer dagegen lehren, worin die

Erziehung der Schulen bestehe. Der Lehrer giebt ein gutes Beispiel, hält auf Ordnung, ist gründlich, so weit es eine Schule sein kann, und zeigt Lehrgeschicklichkeit, so daß er dem Schüler nicht bloß Kenntnisse und Fertigkeiten aneignet, sondern auch das, was der vorgeschriebene und wohlgewählte Lehrstoff auf Gefühl, Willen und Gesinnung überhaupt wohlthätig wirkendes enthält, auf die rechte Weise eintreten läßt. Das ist's Alles. Die Schullehrer aber für den Zeitgeist verantwortlich machen kann nur der, welcher fordert, daß die Schullehrer ihre Schüler selber in die Welt setzen, sie säugen, für ihre leiblichen Bedürfnisse vom größten bis zum kleinsten sorgen, und Tag und Nacht ihre Aufseher sein. Ja da könnte der Schulmann ein schönes Lied singen, recht das Gegentheil jenes Götheschen: Ich hab mein Sach auf Nichts gestellt; der Schulmann sänge: Ich hab mein Sach auf Alles gestellt. Die Schüler würden vermuthlich um so treuer dem Götheschen Texte anhangen, und der Chor beider dürfte einen funkelnagelneuen Ohrenschmaus abgeben. Man entschuldige! denn wenn ich einmal ein ergrauter Sitzer sein soll, so muß es mir um so eher vergönnt sein, zur Abwechselung einige grüne Sprünge zu machen.

S. 10 und 11 bekennt der Hr. Dr. zwar seine Verehrung für die Griechen, unsere Lehrer, meint aber, ihr Unterricht müsse uns doch dahin bringen, nun endlich auch ohne Lehrer auf eigenen Füßen stehn zu können. O Hr. Dr., Hr. Dr.! welche romantisch-jugendliche Selbsttäuschung ist das! Wer hat Homer, Sophokles, Platon und Demosthenes erreicht? wer die Denkmäler Griechischer Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei und Steinschneidekunst? Wohin hat alle Deutschthümelei geführt als zu Rückschritten und einer wahrhaft bedauernswerthen Kunstlosigkeit? Unsere Besten sind, was sie sind, durch das Studium der Griechen geworden. Und das sage nicht etwa ich bloß, sondern eben diese Besten, Einer und Alle; doch

nenne ich nur Göthe, in dessen Werken, wie in seinen Briefen und seinen Gesprächen mit Eckermann überall Nichts so dringend empfohlen wird als das Studium der Griechen, und vor Nichts so sehr gewarnt wird als vor jener Deutschthümelei. Der von Hrn. Dr. J. angeführte Schleiermacher (den man nicht mit dem verewigten Professor in Berlin verwechseln wird) ist gar keine Autorität, und seine Worte sagen überdies nur, es gebe auch löbliche Studien außer dem Studium der Griechen, welches wir Alle wissen und wohl noch Niemand geleugnet hat noch leugnen wird; auch lehrt dies die Einrichtung aller Gymnasien. Doch wer lieber Hrn. Dr. Jacoby als Göthen glauben und folgen will, der thue es immerhin.

S. 12 läßt mich der Hr. Dr. J. wunderliche Dinge sagen, woran ich aber unschuldig bin. Er selber scheint uns mit den alten Teutonen, den Zeitgenossen des Marius, vergleichen zu wollen. Die Wackerbartischen Urteutonen würden sich aber noch hübscher ausnehmen. Ich habe in meiner Widerlegung der Lorinserschen Beschuldigung gesagt: vor 26 Jahren standen die Schüler des Friedrichskollegiums, »obwohl sie weit weniger beschäftigt waren, und sehr geringe Forderungen an sie gemacht wurden,« in Ansehung der Gesundheit weit unter unsern jetzigen Schülern. Was beweist das nun? Daß beschäftigtere Schüler und die höhere Forderungen befriedigen, gesunder sein können, als weniger beschäftigte, und an die geringere Forderungen gemacht werden. Das ist klar, ja, wie ich fürchte, zu klar; denn Hr. Dr. J. läßt meine Worte anführend die eigentlich beweisenden weg, nämlich: »obwohl sie weit weniger beschäftigt waren, und sehr geringe Forderungen an sie gemacht wurden.« Meinen Beweis aber hält er für eine einzelne, nichts beweisende Erfahrung. Mit nichten, Hr. Dr.! wo die Erfahrung 26 Jahre hindurch an beinah 3000 Schülern

gemacht ist, da sollte sie doch wohl einige Beweiskraft haben.

Jetzt, lehrt uns der Hr. Dr., stehen die Deutschen an Größe, Schönheit und Stärke den meisten Nationen Europas weit nach, und können im Frieden wie im Kriege die wenigste Körperanstrengung ertragen. — Ist dem so, so leuchtet ein, daß diese Erfahrung die Gymnasien auf das schönste vertheidigt, statt einen Vorwurf auf sie zu laden, was hier so begierig beabsichtigt wird. Nur ein sehr geringer Theil der Deutschen Heere besteht aus ehemaligen Gymnasiasten, und unter diesen Gymnasiasten wird man doch wohl so manchem eine kräftige Körperconstitution und Gesundheit nicht absprechen, wie dies der Befreiungskrieg gelehrt hat. Können also die Deutschen Krieger am wenigsten körperliche Anstrengung ertragen, so sind gewiß die wenigen Gymnasiasten nicht Schuld daran, und die Gymnasien frei von dem Vorwurfe, der hier auf sie geladen wird. Noch weniger sind sie Schuld daran, daß sich bei der ganzen Deutschen Nation, wie Hr. Dr. J. nachweist, eine sich steigernde Abnahme der physischen Kraft zeigt; denn noch weniger kann die geringe Zahl der Gymnasiasten auf so viele Millionen Bewohner Deutschlands eine solche Wirkung haben. Erlag aber im Befreiungskriege mancher Gymnasiast den zu großen Anstrengungen, wie unbillig wär' es, von einem so jugendlichen Alter die Ausdauer in Strapazen zu fordern, denen nur der gediente und in Jahren vorgerücktere Soldat gewachsen sein kann. Auch erinnere man sich, daß Italiener, Franzosen, Spanier und andere südeuropäische Nationen viel früher reif und mannbar werden und früher körperliche Festigkeit erreichen und fähig werden Strapazen zu erdulden. Will man aber unsern Soldaten mit dem Englischen vergleichen, so erinnere man sich der geringen Kost, mit welcher der gemeine Mann in Deutchland vorlieb nimmt, und des reichlichen Fleisches, des guten Brodtes und des starken Bieres, welches der geringste

Engländer fordert. Doch hier komme ich auf ein Gebiet, welches nicht das meine ist, und ich verweise lieber auf Hrn. Professor Froriep, welcher Vorwürfe der Art zum Theil beseitigt hat.

§. 13. Hier versteht mich Hr. Dr. J. so, als hätte ich gemeint, der Schulmann könne schlechthin die Gesundheit eines Schülers eben so gut beurtheilen als der Arzt. Eine solche Behauptung wäre thöricht. Ich sage, Lorinsers Meinung, daß die gesunderen Schüler sich unter den Trägen befinden, werde schwerlich ein Schulmann unterschreiben; denn, füge ich hinzu: »die Gesundheit können freilich beide beur»theilen, Arzt und Schulmann, da beide sie vor Augen »haben, allein Fleiß und Trägheit, die dem Schul»manne vor Augen liegen, entziehn sich wohl dem »Auge eines Medicinalrathes.« Hier wird also dem Schulmanne nicht mehr Fähigkeit beigelegt über die Gesundheit eines Schülers zu urtheilen, als Jeder hat, der diesen jahrelang täglich 4—6 Stunden sieht. Was thut es also Noth, daß Hr. Dr. J. mich belehren will, erst nach den Schuljahren treten die Wirkungen dieser auf die Gesundheit ein? Ich will dies einmal annehmen, denn ich gestehe es keinesweges zu, wie oft wird wohl selbst ein Arzt aus den zahllosen Wirkungen und aus den vielfachen früheren Sünden gegen die Gesundheit, und dem Sitzen, welches die Schule nicht forderte, die Wirkung des Sitzens, welches die Schule forderte, herauserkennen? Das sind ganz überflüssige Subtilitäten. Späterhin entschwindet der Schüler dem Lehrer, sagt der Hr. Dr., und dann kann nur der Arzt urtheilen. — Hat denn aber der Erwachsene auch immer denselben Arzt, den der Knabe im elterlichen Hause hatte? Die ganze Sache ist ein Streit um Kaisers Bart; mir hat weder Hr. Dr. J. angezeigt, daß ein Gymnasiast des Friedrichskollegiums durch zu vieles Lernen krank geworden sei, noch ein anderer Arzt. Das ist ein rundes und nettes Faktum, keine Wortklauberei. Hätten wir auf den

Arzt warten sollen, da stände es wohl schlecht um die Jugend. Nein, wir urtheilen über die Gesundheit der Schüler, obschon es uns Hr. Dr. J. nicht erlauben will, und bestimmen ein Maaß der Arbeiten, womit die Aerzte, deren Söhne unsere Schule besuchten und besuchen, bisher zufrieden gewesen sind. Uebrigens verweise ich auch hier zum Ueberfluß auf die Froriep-sche Schrift.

S. 15 läßt mich der Hr. Dr. wieder eine Albernheit sagen, indem ich nach ihm die einzige Schutzwehr gegen Verzweiflung über den jetzigen Gesundheitszustand der Menschen in der göttlichen Vorsehung suche, nicht in der eigenen Kraft, die uns die Vorsehung verlieh. Der Hr. Dr. würde es also vermuthlich der Frau verweisen, deren Gatten eine tödtliche Krankheit befallen, wenn sie sich durch lebhafte Vorstellung der göttlichen Vorsehung vor Verzweiflung bewahrte. Gute Frau, würde der Arzt sagen, die Vorsehung hat uns Aerzten Kräfte gegeben, an die müßt ihr euch wenden, nicht an die Vorsehung. Und die Frau würde sagen: Lieber, gelahrter Hr. Dr., die ärztliche Hilfe suche ich beim Arzt, aber Schutz vor Verzweiflung bei Gott. Dazu kommt, daß mein Mann trotz Ihren Recepten sterben kann. Gleich jener Frau nun, denke auch ich, wie jeder Vernünftige, wir müssen zwar jedes Mittel ergreifen, doch der Ausgang stehe bei dem Herrn des Himmels und der Erde. Noch will ich dem Hrn. Dr. im Vertrauen sagen, daß ich in unserer fraglichen Angelegenheit zuförderst eine Aenderung zum Bessern von allgemein einzuführenden Leibesübungen erwarte, wozu wir der Aerzte nicht bedürfen. Von den Aerzten aber erwarte ich nur dann etwas, wenn sie's dahin bringen, wahre Hausfreunde der Familien zu werden, welches wiederum nicht möglich ist, wenn nicht alle dem Beispiel jener würdigen Aerzte folgen, die jedem Mitarzt seine Patienten gönnen und sich nicht bemühen sie auf alle Weise an sich zu locken; denn ein solches Bemühen

verstopft ihnen den Mund und lehrt sie das weiße Pulver verschreiben, wo sie dem Hausherrn sagen sollten: »Herr N. N., ihr Sohn ist gar nicht krank, »sondern er treibt Unzucht, wogegen sie diese und diese »Maaßregeln zu ergreifen haben.« Aber das ist allerdings gefährlich. Denn sagt der Hausherr: »mein »Herr Dr., Sie irren ganz bestimmt und beleidigen »mich und meinen Sohn,« und erwiedert der Arzt: »es ist, wie ich Ihnen sage, und ich will Ihnen den »Beweis in die Hände geben,« so kann es kommen und ist schon öfters so gekommen, daß der Herr Dr. nicht mehr gerufen wird. Des Herrn Professor Sachs treffliche Reden über Wissen und Gewissen behandeln dergleichen Gegenstände ausführlich, und darum breche ich ab, und verweise auf dieses Buch.

S. 16 entgegnet der Hr. Dr. meiner Bemerkung, daß die höchste Zahl der Arbeitsstunden durch eine Verordnung des Hohen Ministerium bestimmt sei, also: »Spräche dies aber für die Unschädlichkeit der festgesetz»ten Zahl, so müßte er (nämlich der Direktor Gotthold) »aus demselben Grunde die Aufmerksamkeit, welche ein »Hohes Ministerium Lorinsers Klagen geschenkt, für »einen Beweis ihrer Wahrheit gelten lassen.« — Freilich wenn Verordnung und Aufmerksamkeit auf Klagen einerlei wäre, hätte der Hr. Dr. Recht. Allein warum ist denn das Hohe Ministerium auf jene Klagen aufmerksam? Auf keinen Fall, um einzugestehn, es habe sich mit seiner Verordnung geirrt, sondern vermuthlich, um den factischen Beweis zu führen, daß Hr. Lorinser Unrecht habe, und daß im schlimmsten Fall die Verordnung von einzelnen Gymnasien und Lehrern übertreten sei, und um die von der Mehrzahl der Eltern verschmähten Leibesübungen endlich allgemein einzuführen, oder höchstens um einem so allgemeinen Geschrei, wenn auch durch ein Opfer, ein Ende zu machen. Ueberhaupt aber ist es die Art des Hrn. Dr. J., von jeder Aussage für oder wider immer eine so zu sagen mathematische Beweiskraft zu fordern. Meine größten

Wahr-

Wahrscheinlichkeiten gelten ihm nichts, und mir sollen die ganz beweislosen Behauptungen des Hrn. Dr. Lorinser etwas gelten?

Wenn ich ferner sage, 32 Lehrstunden in der Woche seien herkömmlich schon seit 100 Jahren und darüber, und dann sogar nachweise, daß die Schüler des Friedrichskollegiums vor 100 Jahren wenigstens 665½ Stunde mehr hatten als die heutigen, so will der Hr. Dr. den Widerspruch dieser beiden Sätze dahin gestellt sein lassen. Wie gütig! Doch ich erlasse die Güte, gerecht aber wäre es, den Widerspruch nachzuweisen oder davon zu schweigen. Jeder Unpartheiische sieht, daß ich 32 Stunden als das Minimum angebe, und mir nur widerspräche, wenn ich nachher etwa von 30 oder 26 Stunden spräche, daß aber eine größere Zahl als 32 nur um so mehr den Ungrund Lorinser's darthut, wenn dieser behauptet, daß sich die Zahl der Unterrichtsstunden in neuerer Zeit bedeutend vermehrt habe. Aber so versteht mich der Hr. Dr. nicht, sondern sagt: »jedenfalls ist das Alter einer »Einrichtung ein mißlicher Beweis für ihre Zweck»mäßigkeit.« — Freilich, freilich! wer weiß das nicht? Ich bin so weit davon entfernt die Einrichtung des Friedrichskollegiums vor 100 Jahren für zweckmäßig zu halten, daß ich vielmehr glaube, die bedeutenden Fehler derselben, namentlich das Uebermaaß frommer Erbauung, müsse sogar dem Laien einleuchten. Doch der Hr. Dr. läßt es bei diesem Mißverständniß — ich nehme den besten Fall an — nicht bewenden, sondern leistet sogleich ein noch viel glänzenderes. Ich habe nämlich gesagt, vor 100 Jahren hatten die Schüler jährlich 665½ Stunde mehr als jetzt, und 1810 habe ich die Schüler in einem schlechten Gesundheitszustand gefunden. Was thut nun der Hr. Dr.? Er wirft flugs 1736 und 1810 in Eins und sagt, Lorinser dürfe »hierin einen neuen Beweis für die Ansicht finden, »daß mehr als die übrigen Schädlichkeiten — die »Menge der Lehrstunden zum Gesundheitsverfall

»unserer Jugend beitrage.« — Ei das ist ein hübsches Stückchen! Den Gesundheitszustand der früheren Schüler des Friedrichskollegiums unter Lysius und Schiffert kenne ich so wenig als der Hr. Dr. J., sondern weiß nur, daß diese Anstalt damals zu den vorzüglichsten im Preußischen Staate gehörte. Unter Domsien und Wald gerieth sie, zum Theil, weil ihr die erforderlichen Mittel entzogen wurden, in Verfall, und in diesem fand ich sie 1810. Hiernach wird sich der joviale Sprung des Hrn. Dr. von 1810 auf 1736 beurtheilen lassen.

S. 18 wünscht der Hr. Dr. von mir, ohne ihn zu hoffen, den Nachweis, daß sich auch nur die Hälfte der Jubilare, die ich unter den Beweisen einer auch bei den Studirten zu findenden Gesundheit angeführt habe, körperkräftig und geistesfrisch erhalten. Allerdings ist ein mathematischer Beweis wohl unmöglich; und nennte ich dem Hrn. Dr. Greise, die bis in ihr 90stes Jahr ihrem Amte thätig vorstanden, wie der Bischof Borowski, so würde er mir sagen: »Das »sind Einzelne.« Uns Andern wird es genügen zu wissen, daß Jubilare ihrem Amte mit einem zerrütteten Körper nicht vorstehen können, sondern pensionirt werden. Daß Hr. Dr. J. in meiner Anführung Ruhnken's und Kant's keine Logik finden kann, ist zu bedauern. Ich schreibe: »Es dürfte nicht uninteressant »sein das Lebensalter der Männer zu erfahren, die »vor 100 Jahren als fleißige und tüchtige Schüler »ein Gymnasium besuchten. Zwei Schüler des Fried»richskollegiums aus jener Zeit kennt die ganze »Welt, David Ruhnken und Immanuel Kant, »von denen jener 76, dieser 80 Jahr alt wurde.« Dies soll ich nun, nach Hrn. Dr. J.'s Ansicht, sagen, um (vermuthlich mathematisch) zu beweisen, daß die Gymnasialstudien der Gesundheit nicht schaden. Was Einem doch alles zugetraut wird, und noch dazu von Jemand, der uns aus Pietät zu schonen gedenkt!

S. 19 hofft Hr. Dr. J., eine vollkommene Gesundheit und Geistesbildung der Studirten werde sich in Zukunft noch erreichen lassen. Ich meinestheils denke: Ja und Nein. Ja, unter Bedingung kräftiger und gesunder Knaben und tüchtiger häuslicher Erziehung; sonst Nein. Die große Zahl von Hause aus schwächlicher Kinder werden durch Krankheiten aufgehalten, und strengen sich hernach an, das Versäumte nachzuholen, eine Lage, die nicht zur Stärkung ihrer Gesundheit führen kann. Solche Knaben werden am besten privatim unterrichtet und bald in einen Berufskreis versetzt, der ihrer Gesundheit zuträglich ist. Und selbst unter den Gesunden dürfte es Individuen geben, deren Leibesconstitution das Sitzen nicht erträgt.

S. 20 kommt Hr. Dr. J. auf die Frage, wieviel Lehrgegenstände das Gymnasium lehren müsse, und findet ganz richtig, daß es kein absolutes Maaß gebe, sondern für einen Schüler schon zu viel, was für den Begabteren noch zu wenig sei; worauf er hinzufügt: »Ein scharfes und geübtes Augenmaaß hierfür ist gewiß die vorzüglichste aber auch seltenste Tugend eines guten Pädagogen.« Ueber diese tief-tiefen Blicke in die Pädagogik kein Wort! nutze sie, wer will. Aber was würde ein Arzt sagen, wenn ein Pädagog sich vernehmen ließe: Ein scharfes und geübtes Auge für den Grad der Gelbheit, um zu erkennen, ob sie auf einem Leberübel beruhe, ist gewiß die vorzüglichste, aber auch seltenste Tugend eines guten Arztes? Hrn. Dr. J.'s Theorie führt uns am Ende auf dreierlei Gymnasien, für Genies, für Mittelgut und für Dummköpfe. Mit den letzteren verschone man die Gymnasien trotz Hrn. Dr. J. und seiner uralten Anekdote aus Peplier's Französischer Grammaire, daß ein Kaufmann seinen Sohn, weil derselbe nur geringe Geistesgaben besitze, zum Studiren bestimmt habe; denn dazu sei nichts weiter als Fleiß und gutes Gedächtniß erforderlich. Beiläufig nur bemerke ich, daß es ein alter Irrthum, aber doch immer ein Irrthum ist, zu glauben,

Gedächtniß und Urtheilskraft ständen einander entgegen: ich habe in der Regel bei der Jugend beides mit einander vereinigt gefunden. Plato verlangt von einem Knaben, aus dem etwas werden soll, ausdrücklich ein gutes Gedächtniß; und es ist in der That nicht so häufig, als Viele glauben. Was die Gymnasien anlangt, so verhalten sie sich in Ansehung der Fähigkeiten ihrer Schüler so: den Eltern der Unfähigen zeigen sie an, daß ihre Söhne zu den Studien nicht taugen; ihren Unterricht richten sie für die Mehrzahl, d. h. die mittleren Fähigkeiten ein; für die ausgezeichnet Fähigen endlich thun sie, was sich ohne Vernachlässigung der Andern thun läßt, und begnügen sich dann damit, daß der gute Kopf geistiger auffaßt, schnellere Fortschritte macht, und daher auch oft früher versetzt wird.

Aber wenn die Jugend wirklich in einem so traurigen Zustand ist, wie ich selber zugebe, so sieht Hr. Dr. J. (S. 21) nicht ab, wie gerade ich es mißbilligen könne, daß Hr. Lorinser für eine verminderte Zahl der Lehrgegenstände stimme. Meine Gründe sind einfach. Der ungünstige Zustand unserer Jugend rührt nicht von einer zu großen Menge von Lehrgegenständen her, noch würde er durch Verringerung dieser letzteren verbessert werden. Und woher weiß ich das? Aus eigner Erfahrung; denn das Friedrichskollegium hat vor 10 bis 20 Jahren in eben so vielen Lehrgegenständen unterrichtet als jetzt, da das in den unteren Klassen aus Privatunterricht in öffentlichen verwandelte Zeichnen, und das in den oberen Klassen statt der Antiquitäten und Geschichte der alten Litteratur eingetretene Französisch keinen wesentlichen Unterschied macht; und doch waren damals die Schüler frischer, aufmerksamer, fleißiger und unterrichteter als jetzt. Ja ich — und nicht ich allein — bin fest überzeugt, daß wesentliche Verminderung der Lehrgegenstände, der Unterrichtsstunden und der Arbeitsstunden, was eben Hr. Lorinser fordert, den Zustand unserer Jugend

entschieden verschlechtern, und sie noch schlaffer, zerstreuter, träger und kenntnißloser machen würde, wie es bisher nach jeder erfolgten Herabsetzung der Forderungen geschehen ist.

S. 22 spricht Hr. Dr. J. gegen mich seine Scheu vor Consequenzenmacherei aus. Es ist wahr, meine Worte, die ihn dazu veranlassen, rechneten auf eine unbefangene Auffassung, und es thut mir nun Leid mich nicht bestimmter erklärt zu haben. Ich hole es also nach. Ich habe die jetzige Zahl der Lehrgegenstände vertheidigt, weil einer den andern unterstütze, und weil die Beschränkung einigen Schülern gerade das entziehn würde, was ihnen Freude macht und sie aufmuntert. Hiebei lag aber die jetzt vorhandene, bestimmte Zahl von Lehrgegenständen zum Grunde. Hr. Lorinser aber läßt sich nicht auf die vorhandene Anzahl der Lehrgegenstände ein, sondern will bloß beschränken, ohne Angabe des Wie? und des Wie weit? Das Wie weit aber war's, was ich forderte, weil man ja sonst bis auf Einen Lehrgegenstand reducirt werde. Hr. Lorinser erlaubt sich also ein ganz allgemeines Gerede, das man sich nicht erlauben sollte, statt sich Sachkenntniß zu erwerben und motivirte ins Einzelne gehende Vorschläge zu thun. Was ich dagegen sage, ist etwas ganz Konkretes. Die mir von dem Hrn. Dr. J. vorgeworfene Consequenzenmacherei liegt daher mehr im Ausdruck als im Gedanken, und auf keinen Fall in meinem Willen

Ebenda deutet Hr. Dr. J. durch Zusammenstellung verschiedener von mir ausgesprochener Urtheile an, daß ich mir widerspreche. In meiner Widerlegung der Lorinserschen Anklage schreibe ich nämlich: Es wird schwer zu beweisen sein, daß unsere jetzigen Forderungen im Ganzen höher gestellt seien als ehedem. In meinem Programme von 1822 S. 43 heißt es dagegen: Sonst gab es eine gute Zeit und gute Schüler, — wo keine Wölfe sind, reichen wenige

Hirten und Hunde für die Heerde zu —; sonst wurde wenig von den Schülern gefordert, noch weniger geleistet, und noch weit weniger Aufhebens davon gemacht. Und in meiner Beleuchtung der Hoffmannischen Bemerkungen: Seit 1770 bis zum Jahre 1810 waren im Friedrichskollegium die Forderungen an die Abiturienten so gering, daß sie großentheils ein guter Tertianer befriedigen würde. In dieser letzten Stelle ist allein von dem in der genannten Zeit in großen Verfall gerathenen Friedrichskollegium die Rede, und eine solche einzelne Anstalt giebt keinen Beweis gegen die allgemeine Beschaffenheit der übrigen. Die Stelle aus meinem angeführten Programme aber enthält ebenfalls keinen Widerspruch; denn da Königsbergische Programme für Königsberg geschrieben werden, so hatte ich Königsbergs Schulen im Auge, von denen das Gesagte allerdings gilt, obwohl Hamann — nicht mit seinem Gymnasium, aber doch für seine Person, besonders in Ansehung des Lateinischen — eine rühmliche Ausnahme machte. In meiner Widerlegung der Lorinserschen Anklage endlich spreche ich von den gesammten Deutschen Gymnasien, und mußte vorzüglich die berühmteren im Auge haben, weil die vernachlässigten hier nicht in Anschlag kommen. Nun zweifle ich freilich nicht, daß Hr. Dr. J. dies alles eben so gut sieht als ich, und daß er mich deshalb auch gar nicht des Widerspruchs beschuldigt, aber man wird doch fragen, was er mit der Zusammenstellung jener drei Stellen bezweckte, und das, denk' ich, fällt in die Augen.

Ich habe also gesagt, es werde schwer zu beweisen sein, daß unsere jetzigen Forderungen im Ganzen höher gestellt seien als ehedem. Darauf erwiedert Hr. Dr. J., das Alter einer Sache beweise ihre Zweckmäßigkeit nicht. Gewiß so wenig als irgend ein Vernünftiger diesen Beweis versuchen wird. Aber wenn Hr. Lorinser sagt: man fordert jetzt zu viel; so darf ich

doch wohl antworten: man hat ehedem eben so viel gefordert?

Setze ich ferner Hrn. Lorinser's ganz ungemessener, unerwiesener, ja ohne Sachkenntniß hingeworfener Beschuldigung entgegen, daß es wunderbar sei, wie Jemand solchen Tadel auf solche Weise über die Einrichtungen der sachkundigsten Männer ausschütten könne, so meint Hr. Dr. J., ich wolle nicht eingestehn, daß die veränderte Beschaffenheit der Schüler auch eine andere pädagogische Behandlung erforderte. Ich bin gewiß unter den Ersten, die eine Verbesserung annehmen, aber unter den Letzten, auf unbegründetes Gerede unkundiger Tadler einzugehn. Was würde Hr. Dr. J. sagen, wenn ihm ein Pädagoge vorschlüge, die Schwindsucht durch Austrocknung des Gehirns zu heilen? Jedes Uebel ist in seiner Quelle zu suchen und da zu behandeln. Männer vom Fache wissen, daß das, was an unsern Gymnasiasten zu tadeln ist, nicht aus der Gymnasialeinrichtung herrührt, sondern seine Quellen anderwärts hat, obwohl einzelne Gymnasien und Lehrer von den allgemeinen Vorschriften abweichen und Tadel verdienen mögen, weshalb man sich auch gar nicht wundern darf, wenn unter den Verfassern der oben angegebenen Schriften einige, wie Hr. Bach, allerdings über Vielheit der Lehrgegenstände und der Arbeiten klagen. Sie arbeiten an Anstalten, wo man übertreibt, und solche Anstalten müssen zur Mäßigung angehalten werden. Geschieht dies, so bleibt Hrn. Dr. Lorinser immer ein Verdienst, das ich ihm nicht schmälern will. Selbst die Zahl der Lehrstunden wird, wie es scheint, von einigen Lehranstalten übertrieben. Wir können also alle Recht haben, aber ein Recht, welches zu keiner allgemeinen Reform hinreicht, sondern nur zur Beschränkung einzelner Schulen, und vermuthlich auch zur Steigeruug der Forderungen in andern. Jedes allgemeine Herabsetzen der Forderungen würde die vorhandenen Uebel nur noch vermehren.

S. 23 fühlt, wie es scheint, Hr. Dr. J. Indignation über meinen Ausdruck: die Lumpen von Redensarten herunterreißen, indem er mich sagen läßt: »die Lumpen von Lorinsers Re»densarten herunterzureißen.« Allein trotz dem, daß er diese Worte durch Häkchen als die meinen bezeichnet, hat er doch das Wort Lorinser selber eingeschoben und dadurch dem Ausdruck das Ansehn gegeben, als ob ich Hrn. Lorinser's ganzen Aufsatz Lumpen von Redensarten genannt hätte. Dem ist aber nicht so. Hr. L. hatte behauptet, die Gymnasien führten die Jugend zur Imbecillität und zerrütteten und lähmten ihren Geist, und ich fand, daß dies mehr auf ein Tollhaus als auf ein Gymnasium passe, daß jenes widerwärtige Schreckbild eine mit Lumpen behängte Vogelscheuche sei, und fuhr dann im Bilde bleibend fort: Doch frisch daran! reißen wir die Lumpen von Redensarten herunter u. s. w. Ich frage nicht: Ist es von einem ehemaligen Schüler recht, die Worte seines Lehrers so zu verkehren? sondern ist es überall von irgend Jemand recht?

Ebenda schreibt Hr. Dr. J.: »Wenn man die »Art erwägt, wie auf den meisten Gymnasien das »Studium der alten Sprachen betrieben wird, wie der »Schüler vor lauter Vokabeln, grammatikalischen »Regeln und Ausnahmen kaum und nicht einmal kaum »zum Verständniß des Sinnes gelangen kann, und »nach 7 bis 8 Jahren es dennoch nicht so weit gebracht »hat, als ein Kind bei Erlernung lebender Sprachen »in einem Halbjahr; dann« (so lautet der Nachsatz des Hrn. Dr. J.) »dann darf man wohl Niemand »den Zweifel verargen, ob nicht vielleicht die hierauf »verwendete Zeit mit größerem Vortheil anderen Lehr»stoffen bestimmt werden könne.« Der wahre Nachsatz aber lautet: Dann darf man wohl Niemand den Zweifel verargen, ob diese ganze Erwägung nicht eine von der Wahrheit bis zur Unkenntlichkeit abweichende sei.

Ich, der ich bereits am dritten Gymnasium Lehrer bin, von den Ost- und Westpreußischen und Litthauischen jahrelang die Abiturientenarbeiten zur Revision erhalten habe, und auch von den Gymnasien jenseit der Oder zahlreiche Direktoren und Lehrer theils persönlich, theils aus ihren Schriften kenne, ich kann mit der größten Gewißheit versichern, daß des Hrn. Dr. J. Behauptung so wenig die »meisten Gymnasien« trifft, daß selbst das unbedeutendste den Hrn. Dr. eines Besseren belehren kann. Die ganze Beweisart ist aber eben so verwerflich als die Behauptung selbst; denn es geht nicht daraus hervor, daß die alten Sprachen in allen Gymnasien schlecht gelehrt werden. Werden sie aber auch nur in Einem gut gelehrt, so muß gefordert werden, sie in allen Gymnasien gut zu lehren, nicht, sie mit einem anderen Lehrgegenstande zu vertauschen. Soll ich nun auch noch das Unpassende in der Vergleichung des Französischen Geplappers eines achtjährigen Mädchens mit eines Primaners oder Abiturienten Lesung des Demosthenes, Platon, Euripides nachweisen? oder genügt es zu sagen, daß mancher übrigens wohlunterrichtete und nur der klassischen Bildung des Gymnasiums ermangelnde Mann jene Schriftsteller auch in einer Deutschen Uebersetzung nicht zu lesen vermag, ohne auf manche ihm unverständliche Stelle zu stoßen?

Ebenda und S. 24 findet Hr. Dr. J. in meinen Worten einen »bitteren Tadel der gangbaren »auch auf dem Friedrichskollegium übli»chen Lehrweise.« Wem es darauf ankäme, Feindschaft zwischen meinen Mitlehrern und mir zu stiften, der würde eine recht passende Auslegung meiner Worte gefunden haben. Es thut mir Leid, daß ein wunderlicher Zufall den Hrn. Dr. wiederholentlich gerade so geleitet hat. Daß ich bei der Lesung der alten Autoren mit den Primanern sorgfältig in die Sachen und in den Zusammenhang der Gedanken eingehe, das rührt daher, weil Demosthenes, Plato,

Euripides und Horaz dies fordern, während es bei den in den vorhergehenden Klassen gelesenen Autoren in weit geringerem Maaße erforderlich ist. Ich kann daher nicht wissen, was jetzt Andere an meiner Stelle thun würden; aber in den gedruckten Commentaren ist für die Sachen zu wenig, und für Nachweisung des Zusammenhanges und der ganzen Construction der Reden, der Dialogen, der Tragödien, der Satiren so viel als gar nichts gethan, und darum ist meine hierauf gewendete Sorgfalt den Primanern etwas Neues. Wie ich, äußert sich auch Dissen in seinem Tibull über diesen Gegenstand, aber er und ich werden uns nicht berufen fühlen über die Behandlung dieser Autoren in den Gymnasien eine öffentliche Klage zu führen; denn wir haben das beide nicht untersucht, so wenig als die Herren Lorinser und Jacoby.

Auch die studirende Jugend beurtheilt Hr. Dr. J. sehr einseitig. Denn als er hörte, daß ein 17 jähriger Abiturient in einer zierlichen Lateinischen Rede das Glück pries, ein vom verwirrenden Treiben der Welt entferntes »einsames, ganz den Wissenschaf»ten geweihtes Leben zu führen,« glaubte er »einen kampf- und lebensmüden Greis« vor sich zu haben. Soll denn Jeder sein Leben in Lazarethen oder im Gerichtshof zwischen Partheien, die um das leidige Mein und Dein streiten, zubringen? Soll es Niemand vergönnt sein als Jugendlehrer den Umgang mit den neun Musen, oder als Religionslehrer mit der christlichen Muse fortzusetzen? Wie jener Abiturient hat Mancher gesprochen, der gleichwohl im Befreiungskriege, troß jenen Lebeleuten, das Seinige gethan und jetzt mitten im Wogenschwalle des aufgeregten Lebens fortfährt das Seinige zu thun. Mich fragt Hr. Dr. J., ob sich wohl ein Schüler des Sokrates hätte in ähnlicher Weise vernehmen lassen. O nicht blos vernehmen, sondern ihrer mehre lebten sogar so; und Sokrates hat zwar in einigen Schlachten tapfer gefochten, sich aber nie um Staatsämter

beworben, wie Plato bis in die vierziger Jahre den Musen lebte, ehe er in Athen seine Schule eröffnete. So konnte denn Göthe (Bd. 53. S. 84 d. Ausg. in 12.) mit Recht von Plato sagen: »Plato verhält sich »zu der Welt, wie ein seliger Geist, dem »es beliebt, einige Zeit auf ihr zu her»bergen. Es ist ihm nicht sowohl darum »zu thun sie kennen zu lernen, weil er »sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, »was er mitbringt und ihr so noth thut, »freundlich mitzutheilen.« Wer ein den Wissenschaften geweihtes Leben führt, braucht ja deshalb kein Eremit zu sein.

Dem Griechen, lehrt Hr. Dr. J. S. 25, hieß Vorbereitung zum Leben Erziehung. — Freilich. Aber zu was für einem Leben? Wie heutiges Tages die Mehrzahl unter dem Leben nichts als Geld und Gut, Ansehn, Macht und unverkümmerten Genuß, also das ganze bunte Treiben im Schwalle der materiellen Interessen, versteht, so auch die Masse des Griechischen Volkes und die Sophisten an ihrer Spitze, wie dies Plato im Gorgias, in der Republik und fast allenthalben lehrt. Sokrates aber und Plato und der edlere Theil der Nation glaubten — was Christus später für die ganze Welt aussprach — daß man das göttliche Princip im Menschen vor allem Andern pflegen und ausbilden müsse, und daß dieses allen materiellen Interessen erst einen Werth verleihe. Dies ist ein höheres, ein geistiges, den Stoff durchdringendes, belebendes, adelndes Leben. In dieses Leben sollen und wollen die Gymnasien den Jüngling einführen, nicht in das materielle, äußere Treiben, welches selbst die Universität durchaus nicht zu ihrem einzigen, ja nicht einmal zu ihrem Hauptzwecke machen darf, so wenig, als die Bürgerschule, welche desto trefflicher sein wird, je mehr sie strebt mit ihren beschränkten Mitteln den hohen Zweck der Gymnasien, Humanität, zu erreichen. Doch das wird meistens vergebens gesagt

und gesungen; denn die Bibel hat es gesagt, und jeder Weise aller Zeiten und Völker hat's gesagt, und Göthe und Schiller sind voll davon.

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

S. 26 macht Hr. Dr. J. den Gewinn, welchen das Griechische dem Geschäftsmann für das Leben bringe, davon abhängig, ob der Lehrer durch ausführliches Eingehn in den Sinn der Autoren Geist und Gemüth seines Schülers zu bilden versteht. Diese Behandlung aber sei auf unseren Gymnasien keinesweges die gewöhnliche. — Gesetzt, sie ist nicht die gewöhnliche, was folgt daraus? Nimmermehr, daß man das Griechische aus den Gymnasien entfernen oder beschränken müsse, sondern daß man sich bemühe jenes ausführliche Eingehn in den Sinn (Falls es für das Rechte erkannt wird) allgemein zu machen. — Aber wendet Hr. Dr. J. ein, ein solches Allgemeinmachen werde »keine Vorschrift der Behörden »zu erzielen im Stande sein;« denn untüchtige Pädagogen (so gut als untüchtige Aerzte, Juristen, Theologen, Bäcker, Schuhflicker u. s. w.) gehören, wie er sagt, auch in unserm Vaterlande nicht zu den Seltenheiten. Statt Dergleichen zu widerlegen bemerke ich blos, daß diese Ansicht des Hrn. Dr. von der Unverbesserlichkeit der Menschen (denn die Pädagogen werden doch nicht die einzigen Unverbesserlichen sein sollen!) ein so »strenges Verdammungsurtheil unseres Zeitalters« enthält, als ich wahrlich nicht ausgesprochen habe, noch aussprechen werde, obschon mich Hr. Dr. J. S. 8 wegen meiner Strenge, ich weiß nicht, ob verspottet oder bemitleidet.

S. 27 kommt Hr. Dr. J. auf die Leibesübungen. Diese habe ich immer gefordert und fordere sie noch, und sage in meiner Widerlegung Lorinser's ausdrücklich: da die Eltern nicht auf Leibesübungen für ihre Söhne bedacht sind, »so

»müssen die Gymnasien dafür sorgen und »die Eltern der Schüler zu Beiträgen ver»pflichtet sein.« Ob die Eltern ihre Söhne auf den Turnplatz schicken, ob sie Beiträge geben wollen (und sie wollen bis jetzt größtentheils nicht), darum kümmert Hr. Dr. J. sich nicht, sondern fragt: Also bloße Unterrichtsanstalten, nicht Erziehungsanstalten sollen unsere Gymnasien sein? — In die Erziehung der Jugend haben sich bisher Eltern und Gymnasien getheilt, und die Gymnasien haben nur für den Unterricht (der immerhin auch erziehend sein mag) zu sorgen gehabt, für alles Andere die Eltern. Kein Mensch hat vom Gymnasium mehr erwartet oder gefordert, kein Gymnasium hat einen Turnlehrer oder einen Turnplatz gehabt, sondern mußte dies solchen Erziehungsanstalten überlassen, die alle Pflichten der Eltern übernehmen. Eben so wenig kann man sich dabei auf das Alterthum berufen; denn weder der Elementarlehrer, noch der Grammatikus, noch der Musiklehrer, noch irgend eine Schule veranstaltete bei den Griechen und Römern Leibesübungen, sondern es gab besondere Turnplätze und Turnlehrer. Sägten also die Herren Lorinser und Jacoby, es wäre zweckmäßig für jedes Gymnasium einen Turnplatz einzurichten und einen Turnlehrer anzustellen, so würde ich und die ganze pädagogische Welt es aussprechen: Herr Lorinser hat Recht, Herr Jacoby hat Recht. Nun sie aber ganz aus dem Stegereif den Gymnasien einen Vorwurf aus dem Mangel der Leibesübungen machen, wird Jedermann, er sei Pädagog oder Arzt oder was sonst, sagen: Herr Lorinser hat sich in seinem Eifer sehr übereilt, und Herr Jacoby, der Zeit genug zur Ueberlegung hatte und aus der ihm vorliegenden Widerlegung Lorinsers dessen Unrecht genugsam erkennen konnte, Herr Jacoby hat ...... ich bitte den Leser selber zu vollenden; mir widersteht es.

S. 28 fällt es Hrn. Dr. J. auf, daß das Friedrichskollegium ist genöthigt worden sein Turngeräth

zu verkaufen (daß es aus Mangel an Theilnahme der Eltern und Schüler geschehn, verschweigt er), »da »doch ein hiesiger Bürger den Platz dazu »unentgeltlich herzugeben, und ein prak- »tischer Arzt, früher Schüler des Fried- »richskollegiums, den Unterricht zu leiten »sich bereit erklärten.« Ein hiesiger Arzt! und das Anerbieten ist nicht angenommen? Ja so! hinc illae lacrymae! Es wäre gut gewesen, der Hr. Dr. J. hätte das, wovon in meiner Schrift nicht geredet wird, auf sich beruhen lassen, oder wenn ihn die Sache anging, sich an mich gewendet. Er hätte dann erfahren, daß mir kein Turnplatz angeboten ist, sondern nur Platz das Turngeräth zu verwahren, daß wir schon mit einem Turnlehrer versehn sind, daß selbst nach allem Lärm, der über die Gesundheit der Gymnasiasten geschlagen ist, sich von 270 Schülern doch nur 60 zum Turnen gemeldet haben, und daß ihre Beiträge keinesweges hingereicht hätten, die Turnübungen im Namen der Anstalt zu eröffnen, wenn gleich ein Lehrer, der kein Turnlehrer ex professo ist, in einem Privatlokale Leibesübungen veranstalten konnte.

»Was die äußere Form anlangt,« (sagt Hr. Dr. J. S. 28) — »wir rechnen dahin »einige Attische Spöttereien über Aerzte »und Medicinalräthe, die persönlichen »Ausfälle gegen Dr. Lorinser, das der »eigenen Anstalt reichlich gespendete Lob« (und warum nicht den bitteren Tadel, den ich oben über eben diese Anstalt ausgesprochen haben soll?) »und manche kollegialische, andere Schu- »len und Lehrer treffende Seitenblicke — »so befiehlt uns die Pietät hierüber mit »Stillschweigen wegzueilen.« — Was doch ein Mensch für Unglück haben kann! Ich Aermster komme z. B. bei der mir bewiesenen Pietät recht übel weg. Hätte es Hr. Dr. J. schlechter mit mir gemeint, und ohne alle Pietät bloß treulich referirt, was ich

gesagt, und auf welche Worte Lorinser's ich's gesagt habe, so wüßten seine Leser, daß es wirklich in meiner Schrift Nichts zu verschweigen giebt, und daß das treue Referiren eigentlich ein besserer Beweis von Pietät gewesen wäre, als ein so zweideutiges Zu-verstehn-geben. Auch ich kann also sagen: Wenn ich mich nur der Pietät erwehren könnte, mit der Impietät will ich schon fertig werden.

Unmittelbar nach der eben angeführten Stelle fährt Hr. Dr. J. S. 28 und 29 so fort: »Der »Schreiber dieser Zeilen war selbst einst Schüler des »Friedrichskollegiums und erinnert sich dankbar des »Unterrichts, welcher ihm von dem Direktor desselben »zu Theil wurde. Der gute Wille des Mannes und »die aufrichtige Sorge für das Beste der Jugend sind »auch in der vorliegenden Schrift nicht zu verkennen, »und wenn wir dennoch gegen die darin ausgesproche-»nen Ansichten aufzutreten uns überwinden, so wird »dies peinliche Geschäft nur durch den Gedanken er-»leichtert, daß der würdige Pädagoge — allem Nach-»beten und Nachtreten feind — auch bei seinen Schü-»lern stets die Selbstständigkeit des Urtheils zu achten »gewohnt war.« — Welche Bewandtniß es auch immer habe mit dem, was Hr. Dr. J. hier Gutes von mir sagt, so danke ich ihm dennoch dafür, hauptsächlich, weil es einen Theil der Ungunst aufhebt, welche mir seine Schrift bei unkundigen Lesern erwecken muß, wenigstens bei solchen, die meine Schrift nicht gelesen haben. Aber für meine Person würde ich dem Herrn Doktor auf seine Schrift doch keine Sylbe geantwortet haben; als Direktor eines Gymnasiums habe ich indessen Pflichten für dieses und die Jugend und das Publikum. Der Unterricht bleibt todt, wenn er nicht mit Vertrauen von der Jugend aufgenommen wird, und dies Vertrauen der Jugend hängt großentheils von dem Vertrauen der Eltern zur Schule und ihren Lehrern, besonders aber zu dem Direktor derselben ab. Es kommt nichts darauf an, was man übrigens von

einem Kaufmanne Nachtheiliges sage; ist nur seine Waare gut und billig, und hat er seine Kreditoren stets befriedigt, so kauft man nach wie vor von ihm und kreditirt ihm nach wie vor. Allein der gute Ruf der Geistlichen und Schulleute darf weder in Ansehung ihrer Kenntnisse und Geschicklichkeit noch ihrer Rechtschaffenheit und Sittlichkeit verletzt werden. Schlimm genug, daß Geistliche und Schulmänner, gleich allen übrigen Menschen, nicht nur von Schwächen nicht frei sind, sondern auch wohl ernste Rüge verdienen; immer muß man's möglichenfalls vermeiden, diese über Einzelne mit Nennung ihres Namens auszusprechen. Ob daher Hr. Dr. J., selbst in dem Falle, daß ihn eine dringende Nothwendigkeit zum Schreiben wider mich bewog, nicht mehr geschadet als genützt hätte, kann kaum zweifelhaft sein; jetzt aber, da kaum der geringste Nutzen von seiner Schrift zu erwarten steht, wird er nur schaden. Ich kann nicht finden, daß Hr. Dr. J. auch nur Eine meiner Behauptungen widerlegt hätte, und ich habe Ursach zu vermuthen daß auch Andre, sie seien Pädagogen oder Aerzte oder keins von beiden, ebenso urtheilen werden. Und gesetzt, Hr. Dr. J. hätte mich von Anfange bis zu Ende widerlegt, hätte er dadurch bewiesen, daß die Lorinserschen Behauptungen wahr wären? Wahrlich nicht! nur meine Ungeschicklichkeit hätte er bewiesen. Nicht nur Andere, sondern sogar Aerzte, wie Hr. Dr. Ebermaier und Hr. Dr. und Professor Froriep, haben Herrn Lorinser geradezu widersprochen. Hr. Prof. Froriep, weit entfernt eine Ueberreizung in dem Maaße annehmen zu können, wie sie von Dr. Lorinser behauptet wird, findet die Ursachen des unerfreulichen Gesundheitszustandes unserer Jugend vorzüglich in dem Mangel an Leibesübungen und in den Prüfungen der Schüler, Studirenden und Kandidaten. In Ansehung der ersteren Ursach stimmen wohl Aerzte und Nichtärzte überein; die andre aber scheint mir durch das, was Hr. Prof. Fr. anführt, noch

noch nicht erwiesen zu sein, ja sie ist nicht einmal wahrscheinlich. Statt 37 verschwendeter Seiten hätte Hr. Dr. J. also nur Einen einzigen tüchtigen Beweis für Hrn. Lorinser geben sollen, und er hätte die Sache um einen Schritt weiter gebracht; z. B.: als ich, der Dr. J., und meine Mitschüler C. und L. und P. und S. das Friedrichskollegium besuchten, da wurden wir so mit Arbeiten überhäuft, daß wir krank davon wurden u. s. w. Einen Gegenbeweis der Art hat Herr Direktor Preuß im Juni-Heft der Ostpreußischen Provinzial-Blätter von diesem Jahre, einen zweiten habe ich gegeben in den Worten eines Arztes, dessen Sohn auch als Primaner mit einer sehr mäßigen häuslichen Arbeit dennoch den Forderungen der Lehrer genügte und sich körperlich und geistig wohl befand; desgleichen in dem Umstande, daß so manches Arztes Sohn unsere Schule besucht hat und noch besucht, ohne daß diese Männer, denen doch im gegenwärtigen Falle gewiß ein Urtheil zusteht, über zu starke Beschäftigung der Schüler klagen. Solche Beweise finden sich auch in den oben von mir angeführten Schriften gegen Lorinser. Bestätigt nun nicht Hr. Dr. J. meine Behauptungen geradezu dadurch, daß er keinen einzigen faktischen Beweis aufzustellen vermag?

Von S. 30 bis 34 folgen noch pädagogische Vorschläge, deren wesentlichster darin besteht, daß in Quinta und Sexta kein Latein mehr gelernt werde, sondern die Naturwissenschaften an die Stelle desselben treten. Vor etwa 30 Jahren habe ich denselben Vorschlag gethan, den ich jetzt . . . belächle. Doch diesen und andere Vorschläge mag man, wenn man Lust hat, bei dem Herrn Verfasser selber nachlesen; sie sind das weiße Pulver, das bekanntlich weder hilft noch schadet.

S. 35 bis 37 enthalten ein Nachwort, worin mir Vorwürfe gemacht werden, daß ich nicht einmal zu des Herrn Geheimrath Hoffmann's Angriff auf die Gymnasien schweige. Ei, ei! Ich habe nur einige Attische Spöttereien über Aerzte ausgesprochen, we-

nigstens, wie Hr. Dr. J. behauptet, und Hr. Dr. J., von dem ich erst wieder durch seine Schrift daran erinnert bin, daß er Arzt ist, macht sich mit 37 Seiten über mich her mit und ohne Pietät, wie's fällt; ich aber, von dessen Alter und Stellung man wohl berechtigt ist, Vertheidigung der Gymnasien wider ungerechte Angriffe zu erwarten, ich soll schweigen! Wie wird mir's nun erst ergehn, da ich auch dem Hrn. Dr. antworte, statt endlich einmal den Mund zu halten? In diesem Nachwort aber fängt dem Hrn. Dr. an die Zeit lang zu werden — und dies ist ganz in der Ordnung, wenn Jemand über Dinge schreibt, die ihm fremd sind. — Daher eilt er so, daß er selber gesteht, außer Athem gesetzt zu sein, und sucht schließlich mit einem Spaße davon zu kommen, und uns bemerklich zu machen, daß er seinen ganzen sogenannten Streit der Pädagogen und Aerzte nur zum Spaß gedichtet habe. Dieser Spaß ist zwar nur einer für die Gallerie; da indeß auch ein solcher Spaß sein Lächerliches hat, so will ich ihn der Gallerie nicht vorenthalten, aber unter Einer Bedingung, die sie mir mit Mendizabalischem Vertrauen vorausbewilligen muß. Willst Du, erhabene Gallerie? — Gut, Du willst, und hier ist der Spaß. Hr. Dr. Jacoby behauptet, daß Vierzig-Schullehrer-Kraft den Willen des Zeitgeistes zu brechen nicht hinreiche. Ja das ist ein Spaß, ein rechter Doktor-Spaß, womit er den hartnäckigsten Blähungen Luft machen kann! Aber die Bedingung? — Meine Herren von der Gallerie — denn es ist gut, daß ihre Damen nicht anwesend sind — meine Bedingung ist die, daß Sie den Spaß, der kein Doktor-Spaß ist, sondern ein von Pferden entlehnter, ihren Pferden wiedererzählen und deren beifälliges Wiehern gehörigen Ortes bestellen. . . .

Anhang.

Die oben angeführte Schrift des Dr. G. W. Groke, dessen Namen ich durch sie zuerst kennen lerne, überbietet, obschon selbst er Hrn. Lorinser nicht in Allem beistimmt, diesen, wo möglich noch, in Vorwürfen, welche er den Gymnasien macht. Man höre. Alle Bildung, sagt er, bewegt sich in einem dreifachen Element. Das erste ist das materielle oder körperliche, das er in Sparta findet. Das zweite ist das sentimentale, das nach angenehmen Empfindungen hascht, Hang zum Mysticismus und Fanatismus hat und sich verweichlicht. Es wird durch die ersten Jahrhunderte des Christenthums und die Styliten repräsentirt. Das dritte Element ist das rationale oder wissenschaftliche und künstlerische. Dies charakterisirt Hr. Gr. durch Anhäufen des Wissensstoffes, krankhaftes Grübeln, Zweifelsucht und Irreligiosität, Widerwillen gegen das Natürliche, geschmacklose Paradoxensucht, ... Aufgeben alles Wahren, Verzweiflung an aller Sittlichkeit und Tugend, und endlich durch Ruhelosigkeit. »Repräsentant dieser »Bildungsart ist theilweise unser Zeitalter. Ist dies »Zuletztgesagte nun wahr; ist in der That weder un»sere Nationalbildung noch unsere Jugendbildung eine »andere, als eine solche, aus welcher sich nur verderb»liche Wirkungen erzeugen können,« (die Tausende von Studirten, die als rechtschaffene und einsichtsvolle Männer den Staat in seinen verschiedenen Zweigen verwalten, sind also wirklich nichts als verderbliche Wirkungen unserer Jugendbildung?? In der That Hr. Gr. scheint in seinem obigen »theilweis« besonders an sich selber gedacht zu haben; denn in ihm selber zeigt sich wenigstens Paradoxensucht und Verzweiflung an aller Sittlichkeit und Tugend. Sollte Hr. Gr. wohl durch irgend eine Phantasmagorie in den exquisitesten Bestien der Neufranzösischen Romane und Dramen unsere Geistlichen, Räthe, Professoren,

Lehrer, Aerzte und Studirten überhaupt erblicken?) ist dies also wahr und vernachlässigen wir in den Gymnasien Körper und Gefühl — »so ist Niemand, der »die Behauptung: unser gesammtes Lehrwesen bedürfe einer totalen Umgestaltung, mit Recht eine »harte und unbillige nennen könnte.«

Hr. Gr. scheint gefühlt zu haben, man werde diese ganze Tirade eben für eine Tirade ohne Fundament ansehn, und darum hilft er mit der Erfahrung nach. »Unnennbar,« sagt er, »ist die Zahl der Knaben und »Jünglinge, welche dieser Verfassung der Gymnasien »ihren Untergang für dieses und das künftige Leben »verdanken. Das Herz des Menschenfreundes wird »bei der Betrachtung der unsäglichen Menge dieser »Verlornen von dem tiefsten und gerechtesten Schmerze »ergriffen.« Das Folgende werde ich mir in Klammern zu glossiren erlauben, um das Räthsel zu lösen. Also: »Unbefangen, kein Unglück, keine Gefahr ahnend, tritt so mancher (Sohn eines Landgeistlichen, Amtmannes oder Försters) aus dem beschränkten, einförmigen Kreise des väterlichen Hauses. Seine Wange ist blühend, sein Auge offen, seine Stimmung heiter, sein Gemüth voll unerschütterten Vertrauens; (denn er ist gesund, hat wenig zu lernen gehabt, ist den größten Theil des Tages auf Feldern und Wiesen herumgestreift, und hat höchst selten einmal ein fremdes Gesicht gesehn und noch weniger eine unangenehme Erfahrung an bösen Menschen gemacht.) Ermahnungen des Vaters, Bitten und Hoffnungen der Mutter begleiten ihn. (Aber diese Ermahnungen können nicht viel helfen, da der Knabe keine Vorstellung von dem Schauplatz hat, den er nun betreten soll, und mit dem der Vater ihn etwas früher bekannt machen mußte.) Mit angstvoller, tiefbetrübter Seele verläßt er die Seinigen, (wie das beim Scheiden gewöhnlich ist), aufgeregt von den heißesten, frömmsten Vorsätzen und Entschließungen, (denen nur ein klares Object fehlt, so daß sie auf Alles und auf Nichts gerichtet sind.) Doch schon nach

wenigen Tagen seines Aufenthaltes in der fremden Stadt weicht diese Stimmung einer froheren, (denn der junge Mensch gewöhnt sich an die Trennung, da Vater und Mutter sie für nöthig halten, und ohne die das ersehnte Leben in der bunten Stadt voll Vergnügungen nicht möglich war. Es wäre auch schlimm, wenn er sich nicht erheiterte.) Heitere Gesellschaften, Erscheinungen und Erfahrungen neuer Art schwächen die bittern Gefühle der Sehnsucht nach dem Heimathlichen. (Das ist in der Ordnung: Vater und Mutter sind gesund und schreiben ihm ganz freundlich.) Von nun an ist auch er einer der Andern. (Das ist recht gut, wenn die Andern gute Kinder sind, wie es deren in jeder Stadt und in jedem Gymnasium giebt.) Wer ihn anredet, ist sein Bekannter; (das schadet nicht, Jeder hat gute und schlechte Bekannte, und mit den schlechten läßt er's nicht bis zur Freundschaft kommen); wer ihm schmeichelt, ist sein Freund; (hier zeigt sich zuerst, wie wenig sein Vater ihn auf die Stadt vorbereitet hat, und wie wenig seine Pflegeeltern sich um den Umgang des Knaben kümmern. In der That man hat ihn zu einem Handwerker gebracht, der für nichts als für seine leiblichen Bedürfnisse sorgt, ein Umstand, der das größte Bedenken für des Knaben Gedeihen erregen muß, zumal da dieser sehr leichtsinnig ist.) Wer ihn zum Genuß auffordert, ist sein Rathgeber; (an keine strenge und anhaltende Arbeit, vielmehr an Müssiggang gewöhnt, dabei nur von mäßigen Geistesgaben, und in Kenntnissen zurück, gefällt ihm das Sitzen am Studirtisch nicht, und er geht lieber müssig. Natürlich findet er unter der städtischen Jugend Gleichgesinnte sowohl in der Schule als unter den Nachbarskindern. Diese wissen schon aus längerer Erfahrung als er, wie man sich in der Klasse zu benehmen hat, wenn man faul gewesen ist, und auf wie mancherlei Weise man die Zeit außer der Schule angenehm zubringen kann; indessen kann auch er manches ländliche Vergnügen vorschlagen, welches den städtischen

Knaben bisher unbekannt war. Kurz er wird ein ganz beliebter Kumpan.) Dieser arglose Sinn bereitet sein Verderben. (Je argloser ein vom Lande kommender Knabe ist, desto mehr bedarf er der Aufsicht der Pflegeeltern, und diesem, wie so vielen Knaben, die man in eine sogenannte Pension giebt, fehlt sie ganz. Besonders schadet ihm sein großer Hang zu Zerstreuungen, wenn er die Unterhaltungen einiger Knaben aus den vornehmsten Häusern mit anhört. Ihre zahllosen und zum Theil kostspieligen Vergnügen haben für ihn einen großen Reiz, und so sucht er sich an sie anzuschließen, um Theil daran zu nehmen. Von den besseren Knaben fragt ihn zwar der und jener: Hast Du Deine Arbeiten schon gemacht? Morgen müssen wir Das und Das auswendig wissen und die und die Arbeit abliefern. Das erschreckt ihn Anfangs und er nimmt sich zusammen; aber bald geht er den ordentlichen Knaben aus dem Wege und sucht sich die lockeren. Da geht's denn, wie's gehn kann.) Junge Verführer, geschmeidig und zu Allem gefällig, stellen sich ihm dar und werden ihm bald unentbehrlich, (wie er ihnen; denn Gleich und Gleich gesellt sich gern. Schon auf dem Lande steckte das alles in ihm, aber es war keine Gelegenheit da, es zu entwickeln; wenn nun diese sich findet, ist's, wie wenn Stein und Stahl einander begegnen: der Funke bleibt nicht aus.) Sie bekämpfen, zuerst mit geringem, bald mit siegendem Erfolge die besseren seiner Empfindungen. (So sträubt er sich z. B. zuerst gegen das Tabackrauchen und Brandweintrinken. Jenes lernt er aber, als ein Nachbarssohn, der viel jünger als er ist, eines Sonntags auf einem Spaziergange raucht und ihn verspottet, daß er nicht raucht. Brandwein lernt er trinken, als er an einem kalten Tage ins Wasser fällt und sich in den nassen Kleidern zu erkälten fürchtet.) Seine Vorsätze werden nun kraftloser, seine Reue milder. Sie aber heben ihn bald mit geblendetem, bald mit verhülltem Blicke von einer Stufe des Lasters zur andern. (Das Gymnasium, welches

sowohl die lückenhaften Kenntnisse des Knaben als seinen Leichtsinn, seine Vergnügungssucht und seine Scheu vor Anstrengung von Anfang an bemerkt und Alles thut um diesen Schüler erst in einen guten Gang zu bringen und ihn dann allmählich zu heben, richtet aus Mangel an Unterstützung von Seiten seiner Eltern nichts aus. Seine vierteljährigen Zeugnisse verwandeln sich, wie bei Schülern, mit denen das Gymnasium nicht zufrieden ist, bald in monatliche, und dann sogar in wöchentliche. Ausdrücklich wird wiederholentlich darin bemerkt, daß es dem Knaben an gehöriger häuslicher Aufsicht fehle, die ihm bei seinem Leichtsinne doch besonders nöthig sei. Alles, was geschieht, ist, daß man ihn zuletzt in eine andere, leider noch schlechtere Pension bringt. So kommt dieser Schüler bei Lehrern und Mitschülern in Mißkredit, und nur die wenigen ihm ähnlichen gehn mit ihm um. Knaben, die tief unter ihm saßen, werden früher versetzt als er, und so Mancher, dem er's nicht zugetraut hatte, erhält treffliche Zeugnisse, während die seinen zu den schlechtesten gehören. Das weckt ihn denn von Zeit zu Zeit aus seiner Gleichgültigkeit.) Je farb- und reizloser sein Wesen sich gestaltet, desto greller und schreckender der Abstich desselben von dem immer wachsenden Element der Helle. Je schläfriger das Gewissen, desto lauter die Stimmen der Wahrheit, die es erwecken. (In der That, sein Vater, dem endlich ein Unglück ahnet, kommt in die Stadt und spricht zu ihm auf eine Weise, wie noch nie: er malt ihm die Hölle, er ermahnt, er beschwört, er tröstet, giebt Aussicht, empfiehlt das Gebet, kurz thut Alles, was ein geängsteter Vater vermag. Nur zu Einem kann er sich nicht entschließen: den jungen Menschen aus seinem bisherigen Umgange zu entfernen und ihn irgendwo unterzubringen, oder ihn wenigstens einem anderen Gymnasium in einer entfernteren Stadt anzuvertrauen. Diesen Rath giebt der Direktor, ein in Dingen der Art höchst erfahrener Mann. Welche Vorwürfe werden

Knaben bisher unbekannt war. Kurz er wird ein ganz beliebter Kumpan.) Dieser arglose Sinn bereitet sein Verderben. (Je argloser ein vom Lande kommender Knabe ist, desto mehr bedarf er der Aufsicht der Pflegeeltern, und diesem, wie so vielen Knaben, die man in eine sogenannte Pension giebt, fehlt sie ganz. Besonders schadet ihm sein großer Hang zu Zerstreuungen, wenn er die Unterhaltungen einiger Knaben aus den vornehmsten Häusern mit anhört. Ihre zahllosen und zum Theil kostspieligen Vergnügen haben für ihn einen großen Reiz, und so sucht er sich an sie anzuschließen, um Theil daran zu nehmen. Von den besseren Knaben fragt ihn zwar der und jener: Hast Du Deine Arbeiten schon gemacht? Morgen müssen wir Das und Das auswendig wissen und die und die Arbeit abliefern. Das erschreckt ihn Anfangs und er nimmt sich zusammen; aber bald geht er den ordentlichen Knaben aus dem Wege und sucht sich die lockeren. Da geht's denn, wie's gehn kann.) Junge Verführer, geschmeidig und zu Allem gefällig, stellen sich ihm dar und werden ihm bald unentbehrlich, (wie er ihnen; denn Gleich und Gleich gesellt sich gern. Schon auf dem Lande steckte das alles in ihm, aber es war keine Gelegenheit da, es zu entwickeln; wenn nun diese sich findet, ist's, wie wenn Stein und Stahl einander begegnen: der Funke bleibt nicht aus.) Sie bekämpfen, zuerst mit geringem, bald mit siegendem Erfolge die besseren seiner Empfindungen. (So sträubt er sich z. B. zuerst gegen das Tabackrauchen und Brandweintrinken. Jenes lernt er aber, als ein Nachbarssohn, der viel jünger als er ist, eines Sonntags auf einem Spaziergange raucht und ihn verspottet, daß er nicht raucht. Brandwein lernt er trinken, als er an einem kalten Tage ins Wasser fällt und sich in den nassen Kleidern zu erkälten fürchtet.) Seine Vorsätze werden nun kraftloser, seine Reue milder. Sie aber heben ihn bald mit geblendetem, bald mit verhülltem Blicke von einer Stufe des Lasters zur andern. (Das Gymnasium, welches

sowohl die lückenhaften Kenntnisse des Knaben als seinen Leichtsinn, seine Vergnügungssucht und seine Scheu vor Anstrengung von Anfang an bemerkt und Alles thut um diesen Schüler erst in einen guten Gang zu bringen und ihn dann allmählich zu heben, richtet aus Mangel an Unterstützung von Seiten seiner Eltern nichts aus. Seine vierteljährigen Zeugnisse verwandeln sich, wie bei Schülern, mit denen das Gymnasium nicht zufrieden ist, bald in monatliche, und dann sogar in wöchentliche. Ausdrücklich wird wiederholentlich darin bemerkt, daß es dem Knaben an gehöriger häuslicher Aufsicht fehle, die ihm bei seinem Leichtsinne doch besonders nöthig sei. Alles, was geschieht, ist, daß man ihn zuletzt in eine andere, leider noch schlechtere Pension bringt. So kommt dieser Schüler bei Lehrern und Mitschülern in Mißkredit, und nur die wenigen ihm ähnlichen gehn mit ihm um. Knaben, die tief unter ihm saßen, werden früher versetzt als er, und so Mancher, dem er's nicht zugetraut hatte, erhält treffliche Zeugnisse, während die seinen zu den schlechtesten gehören. Das weckt ihn denn von Zeit zu Zeit aus seiner Gleichgültigkeit.) Je farb- und reizloser sein Wesen sich gestaltet, desto greller und schreckender der Abstich desselben von dem immer wachsenden Element der Helle. Je schläfriger das Gewissen, desto lauter die Stimmen der Wahrheit, die es erwecken. (In der That, sein Vater, dem endlich ein Unglück ahnet, kommt in die Stadt und spricht zu ihm auf eine Weise, wie noch nie: er malt ihm die Hölle, er ermahnt, er beschwört, er tröstet, giebt Aussicht, empfiehlt das Gebet, kurz thut Alles, was ein geängsteter Vater vermag. Nur zu Einem kann er sich nicht entschließen: den jungen Menschen aus seinem bisherigen Umgange zu entfernen und ihn irgendwo unterzubringen, oder ihn wenigstens einem anderen Gymnasium in einer entfernteren Stadt anzuvertrauen. Diesen Rath giebt der Direktor, ein in Dingen der Art höchst erfahrener Mann. Welche Vorwürfe werden

Sie sich machen, sagt er, wenn Sie unserem Rathe nicht folgen, und Ihr Sohn Ihnen zuletzt als ein das Gymnasium entehrender Schüler muß zurückgegeben werden? Bedenken Sie das wohl! — Umsonst, der Vater hört nicht. Begeht Ihr Sohn irgend ein Verbrechen, so schließt der Direktor, wie doch bei seinem Charakter sehr möglich ist, so kann sein Gewissen auf eine furchtbare Weise erwachen.) Und ist es erwacht, wie schrecklich dann sein Zustand! Abgründe umher und keine Kraft mehr sie zu überspringen; eine Seele voll Reue und keine Erhebung, ein Körper voll Siechheit und keine Heilung. (Der Vater verspricht zwar Anfangs seinen Sohn fortzunehmen, und dieser selber bittet darum; bald aber besinnt er sich anders und der Sohn bleibt. Nun nimmt sich dieser zwar zusammen, aber die böse Gewohnheit, Schaam und Widerwille gegen die Schule machen seine Anstrengung vergebens, welches ihn noch tiefer beugt. Selbst der freundliche Zuspruch des Klassen-Ordinarius unter vier Augen ist nicht vermögend ihn zu kräftigen. Tags darauf begegnen ihm zwei Handlungslehrlinge, mit denen er manchmal Billard gespielt hat. Sie fordern ihn auf, mit ihnen auf das Billard zu gehn. Er weigert sich, zuletzt willigt er ein, doch bloß um zuzusehn. Aber bald interessirt er sich wieder lebhaft für dies Lieblingsvergnügen. So spielt er selber, verliert, hofft das Verlorne wieder zu gewinnen, und verliert noch mehr. In der Noth verkauft er ein Paar geliehene Bücher, schlägt das Schulgeld unter, entwendet seiner Wirthin einen Ring und ein Paar Ohrringe von Gold, und steht nach wenigen Tagen als entdeckter Dieb vor seinem Direktor. Das Uebrige läßt sich errathen.) So fällt er hinab ein Schatten des Vergangenen.«

Hierauf erzählt Hr. Groke die Geschichte eines Jünglings, den er selber gekannt hat, und sagt: »Sein »Beginnen war musterhaft in den ersten Jahren des »Schulbesuches, und sein Wandel untadelig. Mit

»Recht galt er als ein Vorbild aller Uebrigen. Auch
»der fühlloseste, der leichtsinnigste der Knaben, der
»Jünglinge rühmte sein Verhalten, seine Talente,
»seinen Werth. — Sein Eifer erkaltete. Eine schlechte
»Hausgesellschaft hatte verderblich auf ihn eingewirkt.
»Noch wäre er vielleicht zu retten gewesen, aber sich
»selbst und seinem Verführer hingegeben, aller besseren
»Leitung beraubt, sank er tiefer und tiefer. — Ein
»halbes Jahr nach seinem Abgange von der Schule
»begrub man ihn in Halle.«

Dann schildert Hr. Gr. den tiefen Schmerz des Vaters, welcher kein Wort weiter sagt als: »Ach, »hätte ich ihn nicht dahin gebracht!« und nie sah Hr. Gr. diesen Mann wieder. Was Wunder, daß er sich nun so über die Gymnasien vernehmen läßt:

»Wenn jeder unserer gelehrten Schulen nur Ein
»Fall dieser Art zum Vorwurf gemacht werden könnte,
»so müßte die Gerechtigkeit fordern, daß sie sämmtlich
»unter der Last dieser Vorwürfe untergingen. Aber
»wie unendlich größer ist die Zahl derselben? Auch
»nicht eine Einzige ist, welche nicht eine größere oder
»kleinere Summe solcher Vernachlässigungssünden ab-
»zubüßen hätte.«

Aber die Schulen selbst können doch daran nicht Schuld sein, sondern nur die Lehrer und der Direktor; und da könnte man ja die jüngeren Lehrer fünf, die älteren zehn, und den Direktor lebenslänglich auf die Festung schicken, und zwar im Namen der Gerechtigkeit. Sollte aber etwa die Gerechtigkeit zuvor nach Beweisen fragen, ja da dürfte es doch mißlich stehn. Denn die oben von mir glossirte allgemeine Darstellung, wie junge Leute zu Grunde gehn, enthält gar keinen Vorwurf für die Schule, sondern nur für die Väter, für die Pflegeeltern und für die Knaben. In dem konkreten Falle aber, den Hr. Gr. erzählt, liegt ja die Rechtfertigung der Schule ganz klar vor Augen. Da der Jüngling und sein Schulbesuch die zwei oder drei ersten Jahre untadelig, ja musterhaft war, so zeigt sich

die Schule vorwurfsfrei. In einer schlechten Schule hätte sich schon nach wenigen Monaten der Einfluß ihrer Schlechtheit gezeigt. Wenn ferner »eine schlechte »Hausgesellschaft verderblich auf ihn eingewirkt hatte,« so giebt ja der Hr. Verfasser selber eine außer dem Gymnasium liegende Ursach der Verschlechterung jenes Schülers an. Die schlechte Hausgesellschaft zu verhindern war die Sache der Pflegeeltern; denn daß alle Beaufsichtigung der häuslichen Angelegenheiten der Schüler von Seiten des Gymnasiums nur von geringem Erfolge sein kann, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß oft die strengste Aufsicht des gewissenhaftesten Vaters über seinen Sohn vergebens ist, obschon der Sohn in seinem Hause wohnt und schläft und an seinem Tische ißt. Endlich sagt Hr. Gr. Der Jüngling wäre vielleicht zu retten gewesen, wenn man ihn nicht sich selber und seinen Verführern überlassen hätte. Wohl, wen trifft dann abermals die Schuld? nicht die Pflegeeltern? nicht den Vater?

So hat denn Hr. Gr. auch nicht Einen, weder einen großen noch einen kleinen, sondern schlechthin gar keinen Beweis gegeben, und behauptet dennoch, »eine »unnennbare Zahl von Knaben und Jüng»lingen verdanke den Gymnasien ihren »Untergang für dieses und für das künf»tige Leben.« Beiläufig bemerke ich, daß die Gymnasien nun wenigstens die ärgsten Vorwürfe gehört haben, die möglich sind, Untergang für dieses und jenes Leben, es müßte denn irgend ein Lorinser-Grokescher Ultra uns nach dem künftigen Leben noch ein drittes, etwa ein künftigeres Leben ersinnen. Ob nun die Gymnasien so unerwiesene Beschuldigungen von centnerschwerem Gewicht für schändliche Verläumdungen anzusehn berechtigt sind, das möge Jeder nach eigener Ueberzeugung entscheiden.

Hr. Gr. aber, wie auch wohl sonst noch manches Menschenkind, scheint zu glauben, wenn nur die Gymnasien gut eingerichtet sind, müsse die Erziehung,

wenigstens die sittliche Erziehung jedes Schülers gerathen. Wäre dem so, so hätte der freie Wille des Zöglings und somit alle Tugend ein Ende. Gebt den Söhnen der trefflichsten mit allen Mitteln reichlich versehener Eltern, ja der Fürsten, die trefflichste Erziehung, — sie können dennoch Taugenichtse werden. Warum haben denn die Griechen schon vor mehr als zweitausend Jahren gefragt, ob die Tugend lehrbar sei? — Darum weil sie sahen, daß oft die trefflichste Erziehung und der beste Unterricht erfolglos blieben. Welche Lehre ist erziehender, erhabener, göttlicher als die des Stifters der christlichen Religion? und doch, sind alle Christen fromme und rechtschaffene Menschen? Wenn also Hr. Gr. die Gymnasien gänzlich umgestalten wird, wolle er sich doch auch der kleinen Nebenmühe unterziehn, uns statt der christlichen Religion eine Grokesche mitzubesorgen. Ja, Hr. Gr. hat Recht, wenn er unserm Zeitalter »Hang zum Auffallenden, Verzerrten, Erschütternden und das Aufgeben alles Wahren« vorwirft; denn er selber liefert in sich und seiner Schrift einen unwiderleglichen Beweis.

Das obige Verzeichniß von Schriften hat sich während des Druckes dieser Blätter noch um drei vermehrt:

26) Dr. W. H. Thienemann: Gutachten über die Schrift des M.R. Lorinser: »Zum Schutz« 2c. Züllichau, 1836.

27) J. W. Kraut: Ueber einige vermeintliche und wirkliche Mängel der jetzigen Schuleinrichtungen. Eine gutachtliche Aeußerung über Dr. Lorinsers Schrift 2c. Brandenburg, 1836.

28) A. Benary, A. Krech, A. Seebeck: Zur Vertheidigung der Gymnasien gegen die Beschuldigungen und Anträge des Hrn. R. u. M.R.'s Lorinser. Berlin, 1836.

II. Erinnerung an Friedrich Reinhold Dietz.

Eine Vorlesung, gehalten am 3. August 1836 in öffentlicher Versammlung der Königl. Deutschen Gesellschaft, von Caesar von Lengerke.

Dieser Tag, der uns festlich versammelt, ruft uns wohl besonders auf, bei ausgezeichneten Bestrebungen in unserem Vaterlande erinnernd zu verweilen, zumal wenn es den Ruhm der Wissenschaften und heiteren Künste gilt. Wendet sich doch lebhafter an einem solchen Tage das Gefühl der Dankbarkeit zu dem weisen Könige, unter dessen Friedensscepter solche Saaten gedeihen, langsam reifende Forschungen sich allmälig abschließen und überall ungehemmte Regsamkeiten des Geistes nach allen Seiten hin kräftig sich bethätigen können. Königliche Huld giebt aber nicht bloß Raum zu freier Bethätigung schon erprobter Leistungen, sondern fördert auch mit sorgender Hand die junge Strebkraft. Wenn diese sich alsdann in schöpferischer Fülle entwickelt und zum Segen der Menschheit wirkt, so kehrt der dankbare Blick immer zu dem Monarchen zurück, der in den heiligsten Beziehungen und würdigsten Richtungen des Geistes in und mit seinem Volke zu leben trachtet.

Ein solches Gefühl der Dankbarkeit gegen die Königliche Gnade ergreift wohl alle, wenn sie der Laufbahn eines ausgezeichneten Verstorbenen gedenken, der auch eine Zierde dieses Kreises war, und dessen Bild ich Ihnen heute, Hochverehrte, vorzuführen gedenke; nicht, wie ich es selbst etwa aus Erinnerung längeren Umgangs in mir gestaltet habe und wie es viele unter Ihnen wohl sich zu vergegenwärtigen vermöchten; sondern in solchen Umrissen und Farben, wie sie entnommen sind aus den Mittheilungen seines Nachlasses, der mir von den dazu Berechtigten zur Veröffentlichung

anvertraut ist; so also, daß Ihnen das Bild des Verstorbenen in neuer Weise, und doch, da es von ihm selbst angeschaut und gezeichnet worden, aufs treueste entgegentreten wird. Friedrich Reinhold Dietz, von dem ich rede, vermochte aber nur dadurch, daß die Königliche Gnade vermittelnd eintrat, jene hohe Aufgabe zu lösen, die er sich selbst gestellt hatte. Die innere Kraft seines Geistes, gewachsen durch den freien Sinn des Alterthumes, wäre verkümmert und hätte sich verzehrt in den niedern und beschränkten Kreisen, denen seine Jugend angehörte; als aber größere Lebensverhältnisse sich ihm eröffneten und weitere Räume ihm aufgethan wurden, konnte er ungehemmt den heißen Trieb nach Forschen und Wissen stillen und lebenslang und wo er immer der Königlichen Huld, die ihm solches Glück bereitete, gedenken mochte, an den Küsten Gibraltars und des fernen Englands, da segnete er sie mit heißer Dankbarkeit.

Würdig ist es der Begabtesten, eine große Lebensaufgabe sich zu stellen und dieselbe unablässig zu verfolgen, wenn auch die Hoffnung nicht gegeben ist, daß sie von ihnen selbst zu Ende geführt werden könne. Ja, man könnte sagen, von jener Ehrsucht, selbst als Schöpfer und Vollender zugleich gepriesen zu werden, seien sie freizusprechen; denn sie fühlen es, wahrhaft könne der Menschheit nur fruchten, was über den Umfang eines Lebens weit hinausliegt; es gilt ihnen das Heil des Ganzen selbst, ihr Gesichtskreis dehnt sich weiter und weiter aus, und es bleibt der Trost, es sei unverloren die Saat, die sie gestreut, die Blüthe, die sie gezogen, denn Geister folgen ihnen nach in künftgen Zeiten, welche ihre Frucht in Scheuern sammeln. Eine Aufgabe solcher Art hatte auch Dietz sich gestellt, er wagte sich an sie, wenn er auch zweifeln mußte, auszureichen mit seiner Kraft und ihre Vollendung zu erleben; wie er denn selbst eingesteht: „Groß mein erwähltes Geschäft, größer vielleicht denn die Kraft." Daß aber diese Aufgabe zugleich eine

dreifache gewesen sei, die er mit aller Kraft zu lösen sich vorgesetzt hatte, erhellet aus einem Anruf an den Asclepios, den er um Rüstigkeit anfleht:

„Daß er der Mitwelt sei gleich nützlicher Lehrer und Retter,
Daß er der Vorwelt Gold läutre vom fälschenden Erz."

Die reichen Schätze Griechischer und Arabischer Aerzte hob er mit fast wunderbarem Glück; wo andre wohl erfolglos lange sich abgemüdet hätten, wies ihm das angeborene Talent, wie eine Zauberruthe, schnell und sicher den Fundort. Reich durch diese Güter der Wissenschaft geworden, kehrte er heim in seine Heimath. Da war ihm wohl gemuthet, wie dem Meister, der das köstliche Gold in seine Werkstatt schafft und über Nacht auf würdige und edle Formen sinnt. Die Züge altehrwürdiger Pergamente, von ihm in der Stille grauer Gewölbe durchforscht, lagen jetzt in zierlicher Handschrift, umrandet von Varianten, vor, und galten als Ertrag des jahrelangen, unermüdeten Fleißes. Die Bücher des Hippokrates, als dessen begeisterten Schüler er sich treu bekannte, und den er freigemacht

„Unzähligen Quellen entschöpfend,
Von dem entstellenden Wust, der ihn so lange gedrückt,"

warteten in neuer, fast ursprünglicher Gestalt der letzten Hand. Doch die endliche Vollendung dessen, woran er die beste Kraft seines Lebens eingesetzt hatte, war ihm nicht aufbehalten. Die Vorsehung vergönnte es ihm nicht, lebend schon den vollen Ruhm mit der durch ihn bereicherten Wissenschaft zu theilen. Nur theilweise ward ihm die Veröffentlichung der Werke seines Genies und Fleißes möglich; was übrig ist zu thun, bleibt den würdigsten Händen noch vorbehalten.

Anderen zwar bleibe es überlassen die hohe Bedeutung dieser Thätigkeit, welche der strengen Wissenschaft angehörte, im Einzelnen zu würdigen; doch sei von einem andern Nachlaß hier die Rede, der allgemeinere Theilnahme in Anspruch zu nehmen wohl geeignet ist. Wenn wir in jenen Werken die reiche wissenschaftliche

Ausbeute seiner Reisefahrt zu erwarten haben, so wird dagegen in diesem Nachlaß ein Reisetagebuch, oder die Schilderung einer sechsjährigen Reise durch Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich und England uns geboten. Die Sammlung enthält theils Uebertragungen fremder Originale, theils bunte Reisebilder in poetischer Form, mehr Erzeugnisse einer gedankenvollen, als einbilderischen Seele, oft mit Sorgfalt ausgemalt, oft aber in engem Rahmen und gedrängten Inhalts, oder doch in flüchtigen, fast schroffen Umrissen hingeworfen, um nur den ersten, frischen Eindruck festzuhalten. Alles trägt das Gepräge der Treue und des Selbsterlebten; mögen nun fremde Natur, Sitte und Gewöhnung, oder die eigenen Mühseligkeiten und freundlichen Begegnisse in anmuthigster Weise geschildert werden. Lebendiger wird überall die Anschauung durch den hervorgerufenen Gegensatz der Gegenwart zu einer großartigen Vorzeit, die in ihren Kämpfen, Großthaten und Abentheuern uns vorüberzieht; bedeutender zur Kenntniß der Persönlichkeit unseres Verfassers erscheint aber der Inhalt, wenn wir jene nie so ganz zurücktreten sehen, daß wir nicht seinen inneren Bildungsgang zu verfolgen und ihn selbst in seinen inneren Erlebnissen zu begleiten vermöchten. Ueberall ist es aber erfreulich, den Verfasser mit hohem Ernste über alles Erlebte selbst sich Rechtfertigung geben zu sehen; wie er oft mahnend in sich hineinredet, oft das schon Geleistete begnügter überblickt und Entwürfe überlegt; oft vergangner Lust und verlorner Güter also gedenkt, daß er sich selbst wieder an der lebendigen Veranschaulichung seiner Lebensaufgabe, die noch manches Opfer von ihm fordert, zu fernerem Wirken kräftig aufrichtet. Wir sehen, wie er in diesen Wanderjahren vom Jünglinge zum Manne reift. Wie dem Jugendalter selten, so sind auch ihm zuerst die weichsten Rührungen und zärtlichsten Regungen des Gefühls nicht fremd; doch bildeten sie nicht die Grundstimmung dieses Characters, ja er drängte sie absichtlich selbst

zurück, obwohl sie späterhin noch nachklingen, weil er in seinen frühesten Erfahrungen die herbsten Täuschungen beklagte und von Erreichung seines Zieles, dem Alles aufzuopfern er beschlossen hatte, durch sie abgelenkt zu werden meinte. Ruhm in der Wissenschaft, Freiheit und Unabhängigkeit der Lebensstellung erkennt er allmälig immer mehr als die Haupttriebfedern seines ganzen Strebens an. Dieser innere Kampf um Ruhm beginnt zuerst, wie dies im Jünglingsherzen so natürlich, mit der Liebe. Er beklagt, wie der Ruhm ihn hinausgerissen habe ins Leben, aus den gewohnten, theuern Umgebungen, und fragt:

Wer weckt in mir das stolze Streben
Nach Ruhm, der Ehre Lorbeerreis?

Er war's, der mir den Frieden raubte,
Mich meiner süßen Ruh entzog!
Daß ich der Ueberredung glaubte,
Weh mir! Ich bin getäuscht, sie log!

Diesen Kampf beschließt er zu enden und sich ganz der Liebe hinzugeben, die nur in der Stille des Lebens sich befriedigt fühlen könne; darum er denn schon im Frühlinge des nächsten Jahres heimzukehren gedenkt. Wer sieht hier nicht, daß nur in einem Augenblicke der Ermattung und des Verzagens der innere Kampf versöhnet scheint? Die eigentliche Entscheidung, die er lange in sich vorbereitete, war späterer Zeit noch aufbehalten. Eine früher eingegangene Verbindung beginnt allmälig immer lästiger für ihn zu werden. Da er sich gehemmt und zurückgehalten durch sie in seinem Streben glaubt, erscheint ihm als Irrthum das Gefühl, das seine unerfahrene Jugend beglückt; so fühlt er sich mit der Pflicht und dem inneren Triebe nach Freiheit, wie er ihrer bedarf, im Widerstreit, und ruft aus:

Weh, meiner Jugend erste Tritte
Von sanfter Leitung, milder Warnung bloß,
Verloren tief sich in des Irrthums Mitte,
Gehemmter immer wurden meine Schritte,
Wer reißt mich aus dem Labyrinthe los?

Die

Die Freiheit ist des Jünglings schönste Krone,
Sie strahlt auf seiner Stirn in Demantglanz;
Was ihn auch anficht, seinem Schmuck zum Hohne —
Die Freiheit adelt ihn mit ihrem Lohne,
Den Mann erst birgt sie mit der Myrthe Kranz.

Später noch, auf der Seereise von Cadiz nach Algesiras zeichnet er Folgendes auf:

Dreimal schrieb ich ins Buch der kreisenden Jahre „Vergangen,"
Seit ich die Baltische See, Preußens Gestade verließ.
Stunde der Abfahrt, dein denk' heut' ich am Strande Tarifas,
Wo nur der Fels Gibraltars winket im Dunkel der Nacht.
Eine silberne Thrän' im geschlossenen Auge zerdrück' ich;
Thräne der Wehmuth fleuß! Trockne du Thräne der Lust!
Damals hing mir am Hals' ein liebendes Mädchen. Warum denn
Wollte sie mehr? Ich gab alles ihr, Liebe, das Herz.
Aber die Freiheit schenkt' ich nicht weg; sie verlangte die Freiheit;
Und ein fröstelnder Wind wehte die Liebe hinweg.

Auch als dieses Band der Pflicht gelöset ist, sucht er in kühleren und besonnenern Augenblicken solche Lockungen, wenn gleich oft vergeblich, abzuweisen, weil er sie als Feindinnen seiner Freiheit und seines Strebens fliehen zu müssen glaubt. Noch in Mailand bringt ihn warmes Blut auf solchen Punkt der Entscheidung, denn er spricht:

Zwiefache Liebe will das Herz mir spalten,
Die Doppelpfeile meiner Wunden klaffen
Im Herzen mir, und wehrlos, ohne Waffen
Soll kämpfen ich und kühn das Feld behalten.

Des Ruhmes Fittig will ich stolz entfalten,
Und Liebe seh ich seinen Schwung erschlaffen;
Den Lorbeer will ich thätig mir erraffen
Der Ehr', und Liebe macht den Drang erkalten.

So bin ich, fern von meiner Heimath Laren
Ruhmdürstig wandernd in das Netz gefallen
Der Lieb', ein Opfer im Entwindungskampfe.

Beschäftigen auch zärtliche Verbindungen, theils mit leichterem Sinne, theils tiefer aufgefaßt, öfter noch sein Herz und seine Phantasie, so sehen wir sie doch immer bald gelöst, wenn er der höheren Pflicht gedenkt. Hören wir nur die anmuthige Schilderung aus Segovia (1830):

Auf unebenem Pflaster zur heiseren Trommel und Stimme
  Feiert ein blühendes Paar Pfingsten mit fröhlichem Tanz.
— — — — — — — — — — — —
Und ich folge vergnügt vor die hochgethürmeten Mauern
  Ueber Eresmas Steg; schattig empfängt mich das Laub.
Einsam? — Nein! Im Geleit drei rosige Mädchen Zamoras.
  Wohl vergäß ich mich hier, liebte sie, liebt' ich nicht dich.
Wen? — Hygiea die Göttin der Heilkunst, der ich zum treuen
  Dienst mich geweiht und sie heischt Huldigung, Treue von mir.

Treue gelobt' ich; doch oft begehrt ich die Quelle zu trinken,
  Die die Liebe verlöscht. Aber sie reicht sie mir nicht.
Und so steh ich im ewigen Kampf; Hygieen verlobet,
  Wünschte das Herz manchmal irdische, freiere Wahl.
Selbst solch Wünschen beseligt, den Wunsch Hygiea verzaubert
  In ein Gedicht und es lebt, was ich empfunden, geliebt.
Merk' ich die göttliche Hand? In unschuldigen Balsam verwandelt
  Still sie das reizende Gift, wehrt dem verborgenen Pfeil.

Bald sehen wir, wie er ein volleres Genüge in sich findet und die Bemühungen um Lösung seiner Aufgabe lohnender zu werden beginnen, denn er spricht:

In einem breiten Strome dehnt das Leben
Sich hinter mir vor meinem Blick; es bricht
Ein mannigfach verflocht'nes, reges Streben
Sich aus vergang'nem Dunkel an das Licht
Der Gegenwart; ich sehe sich entweben
Verworr'ne Fäden; Wirklichkeit entspricht
Dem Wunsch, den ich in meiner Jugend Tagen
Still sehnend lang in meiner Brust getragen.

Verwaiset früh, habt ihr mich auferzogen
Des Alterthumes große Geister; voll
Hab' ich an euern Quellen mich gesogen,
Aus denen aller Zeiten Schönstes quoll;
Im Umgang, den ich mit euch viel gepflogen,
Hab' ich gelernt, was ich im Leben soll
Verfolgen und vermeiden, eurer Leitung
Verdank' ich meines Lebens Vorbereitung.

Eine der trefflichsten Dichtungen, welche die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, am sprechendsten zeichnet, am Weihnachtsfeste 1829 zu Mailand geschrieben, finde hier sogleich ihre geeignete Stelle:

Freundin, es ist Festtag; festägliche Muße gebeut mir
Still in den heil'gen Bezirk feiernder Musen zu fliehn.
Ob sie mir zürnen, ob hold, es verstummt der entscheidende Richtspruch;
Denn vor der rauschenden Welt halt ich Mysterien geheim.
Musengeheimnisse birgt die verständige Freundin im Herzen,
Wenn ich ihr liebend vertraut, was ich verberge dem Volk.
Zürnen sie, bin ich getrost; leicht stirbt mit dem Gecken die Schande,
Und ein zärtliches Herz spottet des Närrischen nicht.
Sind sie mir hold, so kränzt mir die Stirn ein doppelter Lorbeer,
Und ein zärtliches Herz freuet der doppelte Kranz.

Was Jahrtausende lang mit Bewunderung rühmte die Heilkunst,
Der ich mit würdigem Ernst freudig das Leben geweiht,
Anfang ist es und Ende der Kunst; Großmeister der Nachwelt,
Segnet er, wer ihn versteht, wer dem Verstandenen folgt,
Segnet Hippokrates Wort, von barbarischen Zeiten verunglimpft,
Wiedergeboren und rein, kommende Völker, die Welt.
Groß ist's, was er gedacht; groß, was er gelehret in Hellas;
Groß mein erwähltes Geschäft, größer vielleicht denn die Kraft.

Alle gesammt verehren in ihm den erhabenen Lehrer,
Die der hellenischen Kunst Jünger Asklepios rief.
Unabsehbar dehnt sich der asklepiadische Chorzug,
Viel' erweck' ich zuerst, viele verklär ich zuerst.
Wie lautschwärmende Bienen im Keilzug folgen dem Weisel,
Oder der Kraniche Heer folget dem Führer des Schwarms:
Folgen sie dir Hippokrates nach, Licht spendend dem Zwielicht,
Was du dir selber gewählt, mehr noch verdunkelt die Zeit.
Euch weih' Arbeit und Kraft, den hellenischen Asklepiaden,
Gern ich, Jünger der Kunst, welche die Liebe gebar.
Liebe gebar uns die Kunst zur Wohlthat leidender Menschheit
Und Hygieas Altar schmücken die Gaben des Heils.

Hör', Asklepios mich, o schlangengestaltete Gottheit,
Hör', Hygiea, mich flehn und, Panakea, vernimm's!
Spendet des Heils Füllhorn mit freundlichen Händen dem Beter,
Schüttet es doppelgefüllt über den Flehenden aus;
Daß er die Wiedergeburt mit gesegneten Händen vollende
Griechischen Priestergeschlechts, welches ihr selber gelehrt:
Daß er der Mitwelt sei gleich nützlicher Lehrer und Retter,
Daß er der Vorwelt Gold läutre vom fälschenden Erz.
Also fleh ich zu euch; Huldgöttinnen, mächtiger Heilgott,
Hört mit Erhörungshuld, höret das fromme Gebet.

Länder zu sehn, Volkssitten, Gebräuch und Himmel erkundend,
Zog der koische Greis durch das hellenische Volk;
Lernend und lehrend zugleich im Austausch fruchtender Kenntniß,
Schrieb er der Nachwelt auf goldene Worte des Heils.
Damals blühte der Baum der griechischen, heiteren Freiheit,
Kein Barbarengeschlecht hatte die Tempel zerstört:
Und kein hackender Karst, noch des Auslands schmähliche Raubgier
Hatte zerstückt und entführt Bilder von Marmor und Erz.

Glänzend in Helios Gold wo der Halbmond lustig emporragt,
Schuf ein anderes Volk Wissen und Künsteverein.
Auferstehendes Volk, Rest neuerer griechischen Ahnherrn,
Hellas, erhebe dich frei, trotze dem türkischen Dräun.
Trotze der Scheelsucht kühn des erbitterten Inselstaates;
Seinem Neide zum Trotz winkt dir die Palme des Siegs.
Wenn Altäre du baust der wiedererstandenen Freiheit,
Leg' ich auf deinen Altar, was dir gehöret, zurück.
Was ich errungen, den Schatz langwährender, forschender Wandrung,
Ihn, den koischen Arzt, nehmt ihn als Opfergeschenk.
Freier schenk' ich ihn euch, unzählichen Quellen entschöpfend,
Von dem entstellenden Wust, der ihn so lange gedrückt.
Was ich erstrebe mit Lust, der Unsterblichkeit ehrenden Namen,
Freundin, es ist nicht Stolz; Forderung ist es und Pflicht.
Früh der Natur Schooßkind, der Geheimnisse kundig der Pflanzen,
Dacht' ich im Dienst der Natur forschender Schüler zu sein.
Aber sie zog mich zum Dienste der köstlichsten Perle der Schöpfung,
Heiler der Kranken und Trost heil' ich den Vater der Kunst.
Freundschaftlich reicht mir die Hand Hippokrates greisiger Schatten,
Reicht mir den Becher des Heils, den er so wen'gen gereicht.
Voller Begeisterung setz' ich den goldenen Kelch an die Lippen,
Leere den köstlichen Trank, leer' ihn zum Wohle der Welt.

Mächtiglich streb' ich zum Ziel in unaufhaltbarem Fortschritt;
Doch die Gabe des Lieds pfleg' ich mit sorgender Gunst.
Um die düstere Stirn flicht liebliche Blumen die Dichtkunst
Und erheitert den Ernst, machet die Mühen mir leicht.

Denkmal ist mir so manches Gedicht von vergangenem Glücke,
Das ich genossen im Traum, oder ich wüßt' es nicht mehr.
Fessel und Zwang zerbrach ich; der weltunkundige Jüngling
Fehlte; der Fehl war leicht; Fehlen ist immer Gewinn.
Denkmal ist mir so manches Gedicht von Hesperiens Auen,
Das ich begeisterungsvoll hier in die Saiten gehaucht.
Kehr' ich zurück dereinst zum baltischen Strande, zur Heimath, —
Ach! der geflügelte Tag eilet zu schnell uns dahin.
Was mich umringt, ausforschend mir naht, voll lästiger Neugier,
Findet mich fremd; es kennt Wenige wieder mein Blick.
Alles verändert; das Herz und die Freundschaft blieben dieselben
Und die Freundin erkennt selber nach Jahren den Freund.

Horch! es läutet die Glocke die Christnachtmesse von Mailand
Und ich beuge das Knie dankend und bittend dem Herrn.

Leicht mögen wir es aus den bisherigen Mittheilungen erkennen, wie sich Dietz immer mehr in sich festigte und begründete. Bestimmter und gerundeter tritt alles aus ihm hervor. Mochte er auch nicht selten sich gereizt und erbittert fühlen, so leihet er dieser Stimmung doch seltener Worte, wie man schon daraus abnehmen darf, daß er einmal mit unverkennbarer Mäßigung äußert:

Einmal im Jahr' ist's gut den Zahn zu zeigen
Sich selber und den Andern, wenn im Schritt
Man bleiben will.

Einige scharfgesalzene Sonnette gegen Plathen und Heyne bezeichnen solche Jahrestage und geben davon Zeugniß, daß er nicht ganz die Geißel habe ruhen lassen. Dem letzteren, den er in Venedigs Staatsgefängniß

sah, wünscht er sogar „der plombi Dach zur Wohnung für kurze Frist, zur Witz'gung für die Zoten.“ Um nichts besser ergeht es dem neuen Aristophanes.

Die eigentlichen Reisebilder unseres Tagebuches, bald in dem classischen Gewande der Distichen und der alcäischen Strophe, bald in dem romantischen des Sonnettes, der Octave rime und der Romanze, mit dem wohltönenden Schmuck der Assonanzen, beginnen mit dem ersten Jahreswechsel zu Venedig 1828. Von hier aus geht die Fahrt nach Rom. Die ungeheure Weltstadt mit ihren Erinnerungen und ihrer großartigen Gegenwart überwältigt den Fremdling.

Dort schwoll die Seele, täglich von Bildern voll
Des Zeitenschiffbruchs, unter den Trümmern auf;
Sie drang, die wehmuthsvollen Augen
Oft zu vergießen der Thränen Balsam.

Dort schwieg vor Wehmuth jeglicher Saite Ton,
Das Kolosseum, selber das Pantheon
Und tausend andre Prachtruinen
Konnten die Seele zum Lied nicht stimmen.

Nur tief im Herzen ward ich gerührt, bewegt;
Stumm wohl, nicht geistlos, hab' ich zusammt geschaut
Das Wunderlabyrinth von Romas
Ewiglich herrschenden sieben Hügeln.

Aber in Neapel erfaßt ihn eine üppige und überreiche Natur zu höherem Schwunge der Begeisterung und glühend vom Safte des Kaprierweinstocks ruft er aus:

Siehe Neapel und stirb! O welch wahrhaftiger Denkspruch,
Lebend im Munde des Volks, jeglichem Fremden ein Gruß!

— — — — — — — — — — — —

Kommet und seht! So ruf ich euch zu zum entlegenen Norden,
Wenn ihr den Freund noch liebt. Theilet sein glückliches Loos.

Hieran schließen sich weitere Schilderungen Neapels, im Vollgefühl einer genußreichen Gegenwart aufgezeichnet, aber auch zeugend von den schmerzlichsten Gefühlen des Abschiedes und von Dank für die gastlichste

Aufnahme. Auf dem Dampfschiffe il Real Ferdinando sagt er am 9. März 1829 Pästum's Ruinen Lebewohl und sein Zug geht über Palermo, Segesta, Selinunt und Agrigent bis nach Messina, von hieraus dann nach Mailand, Turin und Genua. Zur Weiterreise erwartet er hier mit seinen Reisegenossen den Hofrath Feder aus Darmstadt, einen geistreichen Sprachkenner, der die edelsten Dichter des Alterthums unsere Sprache lehrte, und wirft ihm in einem launigen Sonett seine Saumseligkeit rügend vor. Doch finden wir später beide in Madrid vereinigt und von den heißen Qualen des Hundsgestirnes gleich gequält. Von Genua aus gelangt unser Reisende nach Nizza und mit den Worten:

Ich trauer' und juble; neuen Tönen lauschen
Muß ich, um neue Gunst die Götter bitten,

begrüßt er nach einer italischen Muße von sechszehn Monaten das schöne Frankreich. Wie man leben müsse in Italien, um nicht wie Nicolai sich enttäuscht zu sehen und zum Ueberdruß mit vaterstädtischen Erinnerungen sich und Andere zu quälen, beschreibt er selbst in folgendem Sonnett aus Mailand:

Willst du des Lebens Wirbel recht erfassen,
Der mehr als wo Hesperiens Städt' ergreifet,
So wag' ins Volk dich, wo's verkauft und keifet
Auf Märkten, Plätzen, vollgedrängten Gassen.

Garküch' und Weinhaus zeigen dir es prassen
Mit lauter Lust; wo's wohlbehaglich schweifet
Und Jung und Alt geschaart vorüber streifet,
Auf Korso's mußt du viel dich finden lassen.

Und willst ins Inn're du der Häuser dringen,
Die viele Mühe laß dich nicht verdrießen;
Verstehst du Scherz und Ernst, wird's dir gelingen.

Du wirst dem schwarzen Punkte näher schießen,
Wenn leicht und heiter du gelernt erringen
Der Mädchen Gunst. Mich reut nicht solch Entschließen.

Ueber le Luc und Toulon, in dessen Hafen grade das Geschwader zur Expedition nach Algier versammelt ist, geht es im Weiterfluge durch die Provence und

Languedoc nach Spanien. In lebhafter Färbung werden uns hier Catalonien und die Reise nach Valenzia veranschaulicht und grade hier entstand am Palmsonntage 1830 die nachfolgende innige, vom wärmsten Gefühl belebte Dichtung:

Aus Valenzias Kathedrale
Tönt Gesang mir fromm entgegen;
Strömend kommt auf allen Wegen
Hin das Volk zum geist'gen Mahle.

Als den Einzug unser Heiland
Hielt, Jerusalem ihm streute
Palmen, deß Gedächtniß heute
Kündet Palmenlaub, wie weiland.

Weihrauch dampft aus Silberschaalen;
Greift zum grünen Palmenstabe!
Fromm Gebet ist meine Gabe,
Herr, die Huld dir zu bezahlen.

Vor dein Antlitz knie' ich nieder,
Herr, dem tausend Zungen lallen
Dank und Bitten; laß gefallen
Dir auch meines Dankes Lieder.

Ist mir fremd der Kirche Sitte,
Fremd des Meßgebrauchs Verehrung,
Brüder, seh ich, flehn Erhörung,
Ihnen misch ich meine Bitte.

Was Gebräuche, Konfessionen?
Gott ist Gott, ist selbst die Liebe.
Kirchenzwietracht, ach! zerstiebe!
Gott ist Gott in allen Zonen.

Wer ihn fürchtet, wer ihn ehret
Unter allem Volk und Landen,
Selig ist er; frei der Banden
Bin ich, die der Wahn uns lehret.

Unter Brüdern hingestrecket
An des Altars heil'gen Stufen,
Will ich Gnad' um Gnade rufen,
Neu von Gottes Lieb' erwecket.

Gott, vergieb mir meine Sünden,
Gieb mir Kraft zum guten Willen;
Laß des Wissens Durst mich stillen,
Neu mich deine Gnad empfinden.

So bet' ich am Fest der Palmen,
Unvergeßlich eingepräget
Mir ins Herz; Valenzia träget
Himmelwärts auch meine Psalmen.

Von Valenzia, wo er des Guten viel erlebt, zieht der Reisende, wehmüthiger gestimmt, dem Herzen Iberiens, Madrid, entgegen; doch in der Stille des Escoriales, wo nur des Klosters San Lorenzo Glocken dumpf zu ihm dröhnen, schweigt der Schmerz, der im Geräusch der Städte leichter erwacht. Wieder wird uns dann Madrids lärmvolles Tagleben geschildert, das Treiben auf dem Prado, auch ein Stiergefecht, von dem der Verfasser sich verletzt und unwillig abwendet. Bewundernd rühmt er die Bilder eines Velasquez, Olivarez, Murillo, Francia, Juanes und Anderer, doch kehrt er zur eigenen Kräftigung immer wieder zu Raphaels berühmtem Kreuzgang zurück. Gastlich empfängt ihn dann das Kloster San Lorenzo, von Philipp dem Zweiten, zum Denkmal seines Sieges bei St. Quintin an Felsterrassen von granitnen Blöcken hocherbaut, mit der Königsgruft von Jaspissteinen, Reliquien, Bildern, prachtvollen Evangelien und Koranmanuscripten köstlich ausgestattet. Hier verweilt er lange bei den gastfreien Mönchen, deren Vertrauen er auch durch seine ärztliche Kunst sich zu gewinnen weiß; versenkt sich in die ihm aufgethanen Schätze der Wissenschaft und ruht auf seinen Streifzügen in den nackten Klüften der Berge oder wandelt in den Gärten. Wie er die ihm dargebotene Gelegenheit zu seinen Gunsten trefflich zu verwenden weiß, erklärt er selbst in diesen Worten:

Manches hab' ich hier errungen
Meiner Wissenschaft zu Ehren,
Ihren Reichthum zu vermehren
Manche Messe mitgesungen.

Anregende Thätigkeit und ein beruhigtes, stillumgränztes Leben in der großartigsten Umgebung geführt, wirken auf das wohlthuendste; selbst heilsam zeigt sich das Quellwasser San Lorenzo's,

— — geschwängert von der Eisenspangen
Wohlthät'ger Kraft, des Schwefels, kalk'ger Steine,
Dem bleichen Trinker färbend roth die Wangen.

Reicher Stoff wird hier der sinnenden Betrachtung geboten. Wir hören von den drei gewaltigen Felsensesseln in der Nähe San Lorenzo's, wo sich am Castañal (Fruchtgarten) der Berg erhebt:

Die Sage läßt hier ruhn Philipp den Zweiten,
Wann müde von der Jagd auf fels'gem Stege
Des Wunderklosters Bau er wollte schauen.

Ein Sonnett zeichnet uns die freien und lebenswarmen, aber doch züchtigen und sinnvollen Verschlingungen des Tanzes zu den Klängen der Castañuelas; ein anderes preist die funkelnden und lebendigen Wasser der kühlen Springbrunnen; selbst einen Maulthierritt, der lästige Folgen für ihn hat, beklagt er scherzhaft und schildert zu Segovia einen Hochzeitszug, der über felsigen Absturz aus dem Thor der Stadt herabsteigt. Die Reise von Madrid nach Kordova wird unter manchen Beschwerden angetreten, denn der Dichter ruft aus:

Ziehen im Zorne mir nach die wirbelnden Wolken, der Staubrauch
Will er den kühnen Entschluß hindern, ersticken im Keim?
Glühende Luft einathm' ich; sie kühlt kein wehender Nordhauch,
Schwer vom Staube gedrückt drückt sie mit bleiernem Flug.
Alles veracht' ich; es gilt der herkulischen Säulen Begränzung,
Wo sich das Weltmeer drängt zwischen die Welten hindurch;
Gilt der maurischen Zeit Denkmal'; Andalusiens Reichen
Um den Baetis vereint, opfr' ich der Ruhe Genuß;
Opfere gerne Madrids und Kastiliens kühlere Bergluft,
Sehe getrost nochmals wieder der Mancha Gebiet.

Der versunkenen Pracht der Kalifenherrschaft zu Kordova, der Reise nach Sevilla, dieser Stadt Verfall und Italika's Ruinen sind die nächsten Schilderungen gewidmet. Dazwischen eingestreute Romanzen ver-

anschaulichen uns Ort und Vorzeit. An Xerez Thoren sieht er sich in die Maurenschlacht versetzt, mitten ins Kampfgewühl, das den Sturz von Roderichs Reich entscheidet. Selbst fragt er sich, ob er hier wache oder träume? und findet sich an Xerez Thor, das friedlich offensteht. Ein fischender Maure, vom Gomelenblute stammend, klagt um seines Stammes Verbannung; vollere Klänge feiern Granadas und der Alhambra Herrlichkeit. Zur See geht's weiter dann nach Kadiz und Algesiras, dessen üppige Weiber mit warmen Farben gezeichnet werden. Von Gibraltar, das mit seinem Felsen Europa schließt, bläht ein frischer Ostwind die Segel nach Tanger und der Dichter bewillkommnet es mit dem Ausruf:

Trage mich schnell an das Land, halbnackender Maure! Der Kahn stößt
Hart auf den sandigen Grund. Afrika, sei mir gegrüßt!

Hier findet er in einer schwedischen Familie die beste Aufnahme; doch mahnt ihn bald die Zeit, nach Gibraltar zurückzukehren, um sofort nach Malaga abzugehn. Zur Nachtzeit verläßt er Gibraltars Küste. Schimmernde Lichter längs der Felsenwand, die wie Augen der Feste ihm nachschauen, grüßen noch zuletzt den Scheidenden. Zwar hält ihn ein Sturm länger vom Reiseziel entfernt, doch wecken ihn am Allerheiligen-Tage die Glocken aus der Stadt. Hier in den reizenden Thälern Malaga's und Antequera's sucht er nach Schriftdenkmalen der Araber und Mauren, vornämlich ist es Ibn Beithar, der Priester Flora's, dem er sorglicher hier nachforscht. Bei seiner Abreise nach Granada wirft er noch einen letzten Blick von dem „Bergweg der Königin" auf Malaga zurück und bald gewahrt er wieder Granadas grüne Lauben, zur späten Herbstzeit, da schon die gekelterte Traube gährt und nur die Olive noch am schwanken Aste hängt. Allein eine beschwerliche Reise zu Pferde nach Kordova ist wohl geeignet, ihn diesen süßen Träumereien, worin Alhambras Wunder sein Gemüth versenkt haben, auf unsanfte

Weise zu entreißen. Der Reisende giebt davon selbst die lebendigste und ergötzlichste Schilderung:

Auf unwegsamen, lehm'gen Holperwegen,
In steter Todesangst vor Räuberbanden, —
Saß oder lag ich auf dem Maulthier? — schwanden
Granadas Sierren mir, der Vega Segen.

In Alcala auf dünnem Estrich pflegen
Wollt' ich die morschen Glieder. Doch es fanden
Sprungthiere leicht den Weg. Am Morgen banden
Sie mich ans Thier. Geduld! Es naht der Regen.

Im thon'gen aufgeweichten Boden gleiten
Die armen Thier' aus; von Baena stolpern
Wir über Castro, Regen fürchtend, weiter.

Die Sonne glüht; zur linken Seite breiten
Espejos Hügel sich; wie Schnecken, holpern
Wir Nachts nach Kordova, kreuzlahme Reiter.

Noch einmal kehrt der Reisende nach Madrid und zum Kloster San Lorenzos zurück, das er, wie früher im ersten Frühlingsschmuck, nun in einer Schneelandschaft wieder erblickt. Mit dem Wiedereintritt in Frankreich weiset das Tagebuch fast nur Denkmäler für Freunde und Uebertragungen aus Byrons Don Juan auf. Die erste Jahresfeier der drei Julitage im Pantheon begeistert ihn zu einem Hymnus. Das Dampfboot Lord Melville bringt ihn aber von Calais nach England und nach längerem Aufenthalte daselbst, begrüßt er am 23. April 1832 zu Cuxhaven wieder den deutschen Boden.

Indem wir diese Schilderung abschließen und noch einmal jenes reiche und durch geistigschöpferische Thätigkeit bezeichnete Wanderleben überblicken, müßte tiefe Wehmuth uns ergreifen, daß der Wanderer selbst den Stab zur letzten Ruhe niederlegen mußte, ehe sein irdisches Reiseziel, wie er es selbst sich gesteckt hatte, völlig schon erreicht war, wenn wir nicht bedächten, daß die Bahn eben dieses Geistes, auch für das Gebiet, für das er hier gewirkt, noch nicht abgeschlossen sei mit dem Ende seiner irdischen Wanderung, sondern, was

er begonnen, in dem Fortgange der Wissenschaft selbst fortreifen und weiter sich entwickeln werde. Bei dieser höheren Ansicht verstummt der Schmerz um den Einzelnen, der sich selbst zu ihr in seinem Leben und Wirken treu bekannt hat.

III. Gichtel und seine religiösen Verirrungen.

(Beschluß.)

Bei dieser Ansicht Gichtels über die Ehe, in der das Grundverkehrte und Unfromme der gesammten Richtung des Mannes noch stärker hervortritt als in seiner Ansicht vom Besitz und Eigenthum, ist es wirklich höchst merkwürdig, wie oft es ihm in seinem Leben durch ganz natürliche, immer aber höchst günstige Fügung der Umstände nahe gelegt ward, wie er gleichsam mit äußerster Gewalt von seinen Verhältnissen dazu hingedrängt wurde, in das eheliche Verhältniß selbst zu treten. Ungesucht kamen ihm die reichsten, und auch in anderer Beziehung vortheilhaftesten Parthien; und kaum hatte er dem einen Anerbieten sich versagt, als ein anderes noch lockenderes sich ihm wieder nahete. Er aber wies Alles von sich als Verlockung des Satans, und weiß sich vor sich selbst und vor Andern nicht wenig damit, „daß ihm so viele und so reiche Mariagen nachgelaufen, und der Teufel ihn so hart bloquiret," er aber doch widerstanden habe. Ein einfaches, Gott in Wahrheit ergebenes und auf Erkennung seines Willens gerichtetes Gemüth hätte in diesen ans Wunderbare gränzenden Fügungen und in ihren häufigen Wiederholungen auch bei allem etwaigen subjectiven Widerstreben, am Ende doch den unsichtbaren Finger erkannt und seinen Wink verstanden. Denn wo Pflicht, Dankbarkeit, ja auch einmal unleugbare Neigung des

Herzens treiben, da muß wirklich doch schon das Gericht der Verstockung eingetreten sein, wenn man darin nichts als Teufelstrug sieht. Statt aller übrigen Fälle theilen wir hier nur denjenigen mit, wo einestheils die Vorsehung Gichteln am deutlichsten, und namentlich durch sein eigenes Gefühl den Weg zeigte, den er zu gehen hatte, theils aber auch seines Herzens Gedanken am meisten offenbar werden. Die Sache verhielt sich nämlich so.

Durch Vermittelung einer Familie im Haag, von der Gichtel sehr viel Gutes genossen, und deren von den Eltern selbst ihm angetragene Tochter und ihr Vermögen er ziemlich schnöde zurückgewiesen hatte, ward er mit einer Familie in Amsterdam bekannt, welche aus zwei Brüdern und zwei Schwestern bestand, von denen die ältere bereits verheirathet gewesen, aber ihren Mann verloren hatte, und sich im Besitz eines sehr großen Vermögens befand. Diese ganze Familie nahm sich Gichtels aufs Liebreichste an und unterstützte ihn freigebig. Zumal hatte die Wittwe aus den erbaulichen Unterredungen, die sie mit demselben geführt, ein so großes Vertrauen zu ihm gefaßt, daß sie sogar, als sich Jemand um ihre Hand bewarb, Gichteln um Rath fragte, und durch ihn bewogen, die schon halb und halb begonnene Verbindung wieder abbrach. Ihre Verehrung gegen Gichtel wuchs im frommen Umgange immer mehr, und da sie seine dürftige Lage kannte, auch in ihm freundschaftliche Gesinnungen voraussetzte, so glaubte sie, daß er einer Verbindung mit ihr nicht abgeneigt sein werde. Sie lud ihn daher eines Tages zu einem Mittagsmahle, wobei sie Gelegenheit nahm, ihn mit ihren sämmtlichen reichen Verwandten bekannt zu machen. Nach Aufhebung des Mahles eröffnete sie nun ihrem Freunde unter vier Augen: sie wolle, wenn es ihm genehm sei, Hand, Herz und Vermögen mit ihm theilen; sie wisse wohl daß er an ihren sehr weltlich gesinnten Verwandten schwerlich Gefallen finden könne, sie sei daher bereit,

wenn es ihm so besser scheine, mit ihm zu ziehen, wohin er wolle, um von ihm und bei ihm in dem Wege zur Gottseligkeit geführt und gestärkt zu werden. Gichtel aber ist durch diesen Antrag so bestürzt, daß er, ohne auch nur ein Wort zu erwiedern, davon und nach Hause läuft, und hier aufs dringendste Gott bittet, ihn aus dieser entsetzlichen Versuchung zu retten. Entsetzlich mußte sie ihm aber vorkommen, da er, wie wir bald wahrnehmen werden, in seinem Herzen eine Stimme vernahm, die ihn trieb, so viel Güte und demüthige, fromme Liebe und Hingebung nicht von sich zu weisen. Vierzehn Tage läßt er nichts von sich hören. Da läßt ihn die treffliche Frau wieder zu sich bitten, und erklärt ihm mit schonender Zartheit, wenn er etwa seiner Armuth wegen Bedenken trage, die Verbindung mit ihr einzugehen, so wolle sie ihm im Voraus 200,000 Gulden verschreiben. Gichtel geht wieder ohne die mindeste Antwort zu geben fort, und kommt in vier Wochen nicht mehr zu seiner Wohlthäterin. Da wird er nochmals in das Haus derselben gerufen. Nicht diese selbst empfängt ihn, sondern die jüngere unverheirathete Schwester, welche ihm die Eröffnung macht: wenn er vielleicht an einer Verbindung mit ihrer Schwester einen Anstoß nehme, weil diese schon Wittwe und dazu Mutter eines Kindes sei: so sei sie selbst (die jüngere, unverheirathete) bereit, ihm ihre Hand unter den gleichen, von der ältern Schwester ausgesprochenen Bedingungen zu reichen. Nun, erzählt Gichtel, habe sie beide ein Zittern überfallen wie im Fieberfrost, und da sei er nach Hause gegangen (wieder ohne Erklärung), fester entschlossen als je, nie ein Weib zu nehmen. Allein mit diesem Entschlusse hatte er doch noch immer nicht Ruhe erlangt; vielmehr sträubte sich sein besseres Gefühl mit aller Macht gegen die unnatürliche Unterdrückung, und machte ihm sogar Einflüsterungen, wie wenn es am Ende doch wirklich der Wille Gottes sei, daß er heirathen solle, und wie wenn Gott durch die gegenwärtigen Ereignisse, weit entfernt ihn zu versuchen,

ob

ob er bestehen werde im Guten, ihm vielmehr die Decke der Verblendung von seinen Augen ziehen, und ihn dem verderblichen Wege seiner selbsterwählten Heiligkeit entreißen wolle. Daß davon eine sehr bestimmte Ahnung in seiner Seele erwachte, lehren die Visionen, in denen sich seine Herzensneigung gegen die Consequenzen der unfrommen Theorie Luft machte. So will Gichtel namentlich, als er einst am Mittage in seiner Kammer auf und nieder ging, wieder betend, daß Gott ihm doch zeigen möge, was er in dieser Sache thun solle, gesehen haben, wie eine Hand vom Himmel herabgekommen sei, welche seine Hand und die Hand der Wittwe in einander legte, wobei er hell und deutlich die Worte vernommen zu haben versichert: „Du mußt sie haben!" Aber „er merkete wohl," erzählt er weiter, „daß solches nur der von dem Geist der Wittwe aufgeregte Weltgeist sei" *). Nichts desto weniger sprach

*) Sonst hat Gichtel solche Visionen stets als die Medien unmittelbarer göttlicher Offenbarungen angesehen, und es ist unläugbar eine grobe Inconsequenz, daß er, was ihm sonst als Werk und Einsprache Gottes gilt, hier in diesem besonderen Falle einen Trug des Weltgeistes, also aus dem Argen sein läßt. Es erhellt hieraus unwidersprechlich, daß Gichtel neben oder eigentlich über der Sophia noch Etwas hatte, welches oberstes Prinzip für ihn war, — nämlich sein selbsteigenes subjectives pathologisches Gefühl. Wenigstens waren jene Grundsätze über den Fall Adam's es nicht, von denen seine Ansichten über die Teufelei der Ehe ausgingen; vielmehr hatten diese, wie schon mehrfach angedeutet, in einer von jenen an sich ganz unabhängigen ursprünglichen Modification seiner individuellen Natur ihren Grund. Solche Theosophen sind immer mit großer Erregbarkeit auch ihres sinnlichen Lebens begabt, und es geschieht dann nicht selten, daß die so oder anders gewordene Bestimmtheit eben dieses ihres sinnlichen Lebens über die Anwendung entscheidet, welche sie ihren Theosophemen geben. Wie sie dann auch falle, monströs, und ein Spiegel der inneren, religiösen wie sittlichen Verzerrung ist sie immer. So hatte Gichtel, um „den Egest des Satans im äußern finstern Fleisch" zu

er sich gegen jene Frau immer nicht entschieden aus, sondern ließ sich von ihr nach wie vor unterstützen, und immer zu Gott betend, „er möge ihm einen Willen geben, wenn er heirathen solle," wußte er die Sache nahe an zehn Jahre hinzuhalten; bis denn endlich die gutmüthige Frau den richtigen Blick in die Sache gewann, und des albernen unheiligen Spielens mit Gott und Gebet müde, ihre Hand von dem unwürdigen Thoren ganz abzog. —

Doch es ist nun noch übrig, daß wir auf denjenigen Punkt kommen, welcher das rechte Hauptstück, gleichsam die Spitze ist, in welche die Irrthümer

---

vernichten und sodann zum Gebet habiler zu werden, eine Zeit lang viel und sehr streng gefastet. Aber bald gab er das auf. Denn er fand, „daß dies nicht bessere, sondern nur die Natur irritire und grimmig mache, so daß man nicht einer Mücke Sausen ertragen könne, was dem Werke Gottes mehr hinderlich als förderlich sei." Darum griff er nun das Ding auf dem andern Ende an, und da ging es vortrefflich: — er fing an zu fressen; er nahm mehrfache Portionen der Mahlzeiten zu sich, und ward dabei nichts weniger als irgend auch nur der leisesten „Grimmigkeit der Natur" inne, sondern vielmehr eines hohen Vergnügens, indem „wenn der Hunger der Seele in der Liebe Jesu groß wäre, dann auch des äußeren Menschen Appetit nach der Speise groß sei." Wäre nun Gichtel nicht, wie er selbst es sagt, „von Natur so keuschen Gemüthes gewesen," und hätte Gott ihn nicht „schon in Embryone bewahrt, daß alle reichen Mariagen, die ihm nachliefen," und alles „Probiren und Tentiren des Spiritus mundi mit Weibern" nichts über ihn vermochte, d. h. wäre er statt der physischen geschlechtlichen Apathie etwa mit überwiegender Versuchbarkeit in diesem Punkte begabt gewesen, wie er am Essen offenbar Freude fand: so hätte er auch hier gar leicht durch das in diesem Falle Beschwerliche und „grimmig" Machende der Enthaltsamkeit dazu kommen mögen, in ungezügelter und raffinirter Befriedigung der Geschlechtslust die Herrschaft über diesen Trieb und dessen Heiligung zu erzielen. Unerhört wäre das wenigstens nicht.

Gichtels auslaufen, — auf seine Lehre vom Melchisedekischen Priesterthum, wie er es nannte. Wie alle sectirerischen Schwärmgeister alter und neuester Zeit, war auch Gichtel bei seiner tiefen religiösen Anlage von der göttlichen Macht, die in der Erscheinung Jesu Christi liegt, gewaltig ergriffen und angeregt; allein er ließ sich von dieser Macht nicht umbilden und neubilden, sondern er schmückte sein eigenes sündhaftes Ich mit aller Herrlichkeit, die Christo eigen ist; wohl fühlend, daß wer auf die Neugestaltung des innern Lebens der Menschen einwirken wolle, nothwendiger Weise die wesentlichen Bestandtheile jener Macht in sich tragen müsse. Es kann aber natürlich nicht anders sein, als daß dabei ein lästerliches Zerrbild herauskommt. So hatte Gichtel sich die absolute und ursprüngliche Reinheit des Erlösers, so seine Selbstverläugnung und Demuth, wie sie sich im äußeren Leben Christi darstellte, vindicirt, so kam er auch durch eine leichte Consequenz seines wahnwitzigen Hochmuthes dahin, sich auch in der erlösenden und versöhnenden Thätigkeit Christo gleich zu stellen. Wie nun dieser in der genannten Beziehung im Briefe an die Hebräer (Kap. 6. 7.) mit dem alten Priester-Könige Melchisedek parallelisirt und ein „Priester nach der Ordnung Melchisedek's" in bildlicher Redeweise genannt wird: so übertrug er dieses nun auf sich und glaubte einer Melchisedekischen Selbstopferung zur Erlösung Anderer von Sünde und Schuld nicht blos fähig, sondern eben dazu ganz vorzüglich bestimmt zu sein. Er rechnet diese Einsicht zu denjenigen Dingen, „von deren Urstand in der heil. Schrift doch nichts Gründliches gemeldet sei; daher sei sein Melchisedekisches Priesterthum nur Wenigen bekannt, ihm aber früh durch Gottes Gnade offenbaret. Dies sei das tiefste Geheimniß, da der Christ dem Ebenbilde Christi gleichförmig wird, wo denn der ernste Stand folget, da ein Christ wesentlich in den Prozeß Christi treten, sein Leben als ein Fluchopfer und Anathema im Blut und Tod Jesu

für seine Brüder darbringen muß." Und dieses wesentliche Eintreten in den Prozeß Christi dachte sich Gichtel, nach seiner eigenen Beschreibung so, daß wenn er für Jemanden betete, mit der bestimmten Intention ihn zu erlösen von der Sünde und ihren Strafen, dann (auf eine übernatürliche Weise) die Kräfte seines heiligen Lebens in den Andern übergingen, so also gleichsam Gichtels Heiligkeit und Gerechtigkeit die seinige würde, ihn von der Sündenschuld und dem Sündendienste lösete und göttliches Leben in ihm wirkte. Dieses scheint wenigstens der Sinn derjenigen Stelle zu sein, an welcher Gichtel selbst über die Art Rechenschaft giebt, wie er die Function des Melchisedekischen Priesterthumes vollziehe. „Es wird uns (sagt er von sich) ein priesterliches keusches Leben angezogen, welches dem Altar dienen und sich in Christo dem creatürlichen Zorn opfern kann zur Versöhnung. Denn wir im Gebete immer unsere Kräfte durch Imagination in anderer Seelen magisch einführen, daß sie in ihnen auch dieselben empfinden, und aus denselben Kräften in göttlicher Erkenntniß wachsen." Wir müssen über dies Priesterthum noch zweierlei bemerken. Es könnte nach Gichtels Worten scheinen, als ob er das Vermögen zu dieser Function jedem Christen (d. h. in seinem Sinne, d. h. jedem seiner Anhänger) vindiciren wolle; wir finden indeß nicht, daß er dazu jemals einen Andern ermahnt, so oft auch die frommen Tiraden, daß er „sich für die Seele Dieses oder Jenes zur Versöhnung geopfert," wiederkehren. Und auch diejenigen, welche Gichtels Briefe herausgegeben und sein Leben beschrieben haben, und jedenfalls wie zu seinen innigsten Freunden so auch nach ihrer Ansicht darum zu denen gehörten, in denen die himmlische Jungfrau am kräftigsten ausgeboren war, — sie betrachten das Melchisedekische Selbstopfern als das vornehmste und ausschließliches Geschäft ihres vergotteten Hauptes. In der Biographie Gichtels wird

nämlich an einer Stelle mit großer Devotion von ihm gesagt: „Darauf war fürnehmlich Ihr Melchisedekisches Priesterthum gerichtet, in Christo ein erbarmendes Mitleiden mit den armen nothleidenden Seelen zu tragen. Und daher kam es denn auch, daß Ihr ganzes Werk im Geiste ein unablässiges Gebet gewesen, als Priester des Allerhöchsten Gott in seinem Allerheiligsten in Ihnen immerdar Rauchopfer zum süßen Geruch anzuzünden, heilige Hände aufzuheben, und für das Volk das im Vorhofe stehet Versöhnopfer zu thun, d. i. ihr Leben Gott zu consecriren, auf daß sein Zorn in der Creatur gelöscht und die Seelen Gott gewonnen werden möchten, welches nicht ohne empfindliche Angstschmerzen zugehet." — Fürs Andere könnte es scheinen, als ob man sich die Melchisedekische Selbstopferung Gichtels doch noch irgendwie mit Christus und seiner erlösenden Thätigkeit in Zusammenhang stehend, und durch diese bedingt und vermittelt gedacht habe, da nicht bloß Gichtel selbst, sondern auch seine Schüler von einer Opferung „in Christo," einer „erbarmenden Liebe in Christo" dabei reden. Doch ist es höchst unwahrscheinlich, daß dieser oder jener sich irgend etwas Bestimmtes bei dem Gebrauch dieser Formel gedacht haben, sondern daß sie eben nur eine stehende Redensart sei. Was hätten sie sich auch dabei denken können? Etwa daß Christus, vermöge seiner „Eingeburt" in Gichteln, diese priesterliche Function vollzogen habe? Schwerlich. Denn wenn man die angeführten Stellen unbefangen ansieht, so ist es doch eben Gichtels Seele, als solche, als die seine, welche die Erlösung Anderer vollbringt. Wäre es Christus, so hätte dieser es ja unmittelbar in den zu Erlösenden bewirken können, und brauchte dazu nicht der Vermittelung Gichtels. Und wahrlich, dieser selbst würde uns für den Dienst schlechten Dank wissen, wollten wir sein tiefstes „Mysterium" so auslegen, daß dabei aller heilige Glanz ihm entzogen, und um das dornengekrönte Haupt von Golgatha

gegossen würde! Von diesem will er nicht viel wissen. Wenn er ihm etwa noch ein Verdienst beimaß, so war es gewiß nur das, daß er ihn als den rechten Begründer und Vermittler des Heiles für die Menschheit nun schalten und walten lasse. Gegen die Lehre von einem erlösenden und versöhnenden Verdienste Christi im Sinne der Kirche, ist er natürlicher Weise im höchsten Grade eingenommen *). Hätte er sie stehen gelassen, so wäre ja sein Melchisedekisches Priesterthum

*) Er polemisirt gegen diese Lehre sehr bestimmt und mit denselben Gründen wie es die moderne Theologie thut. In einem Briefe vom 6. Januar 1708 sagt er darüber: „Sollte man gründlich nach Gottes Wort, Sinn und Willen informiren, so müßte man das heutige Christenthum ganz umschmeißen, und der Jugend zeigen, daß es nur Babel und die Hure mit dem Thiere sei, und also den Grund auf Christum in uns legen, und den verkehrten Lehrpunkt Christum pro nobis gründlich mit dem Leben lehren." „Christus pro nobis ist dem alten Adam angenehmer, denn der neue Wein Christus in uns, und kostet einen schmerzlicheren Tod. Christus ist nirgends zu finden als in der Nachfolge, welche bei der äußerlich zurechneten Gerechtigkeit Christi doch nicht ein will. Man hat dem alten Menschen zu weiche Polster untergelegt, ihn gelehrt, daß Christus für uns gestorben, und wir nicht sterben dürfen." Diese Polemik, in der auch die neueste Theosophie eine ihrer edelsten Perlen sieht, ist aber so seicht als ungerecht, und wollte man ihr Gleiches mit Gleichem vergelten, so könnte man gegen sie erinnern, daß es viel bequemer sei, eine eigene vollendete Heiligkeit zu erreichen, wenn man sich einen solchen „Christus in uns" bildet, der die Schooßsünden, mögen sie Hochmuth, Wollust oder welchen Namen sonst haben, mit dem Stempel der Heiligung zu versehen, bereit genug ist. Denn bekanntlich ist die Theorie von dem Christus pro nobis an und für sich und im Sinne der Kirche durchaus mit keinerlei Zügellosigkeit vereinbar, indem ja, wer sich Christi Gerechtigkeit in Wahrheit zurechnen zu können gewillt ist, auch sein Fleisch kreuzigen muß sammt seinen Lüsten und Begierden. Sittlicher Leichtfertigkeit und einem argen Herzen können beide Lehrpunkte zur Folie dienen, wenn man sie dazu machen will.

zu Schanden und Nichts worden. Obwohl aus den bisherigen Mittheilungen über dieses, doch am Ende zur Genüge erhellt, daß Gichtel die wesentliche Basis der kirchlichen Theorie für sich und seine priesterlichen Functionen in Anspruch nimmt, wie wir das recht deutlich an einem besondern Falle bald wahrnehmen werden.

Es ist nämlich nöthig, daß wir uns jetzt noch davon unterrichten, wie sich denn die Ueberzeugung Gichtels von seinem Mittlerthum factisch bildete. Mußte nun schon die Darstellung der Theorie das Gemüth von Gichtel mehr und mehr abwenden: so zeigt die Betrachtung der Art und Weise, wie dieser Wahn allmählig zur Reife gedieh, vollends, in welche schwere sittliche Verschuldung sein geistlicher Hochmuth ihn immer tiefer versenkte. Wie er nämlich selbst es uns sagt, daß Gott ihm frühe schon das Geheimniß vom Melchisedekischen Priesterthume geoffenbaret habe, so scheint also die Vorstellung, als ob er in Beziehung auf Andere, die noch der Sünde dieneten, eine gewisse vermittelnde, sündentilgende Thätigkeit ausüben könne, schon frühe in seiner Seele Wurzel gefaßt zu haben, nur freilich so, daß sich diese Thätigkeit nur einfach in der Form einer brünstigen Fürbitte äußerte, der er denn aber wohl eine besondere, obgleich nicht magische Kraft beimessen mochte. Die Zwischenstufen nun, welche diese Vorstellung zu durchlaufen hatte, bis sie völlig zu der Gestalt und Monstrosität ausreifte, in der sie vorhin geschildert ward, können wir aus Mangel an Nachrichten nicht bezeichnen; wohl aber hat Gichtel uns selbst die Begebenheit erzählt, welche eben die völlige Zeitigung der Frucht bewirkte. Wir werden dabei wieder in den Kreis jener Familie zurückgeführt, von der oben die Rede war, und mit der Gichtel in einer so nahen und ihm so vielfach ersprießlichen Verbindung stand. Eine Verbindung, die die Vorsehung als letztes Mittel gebraucht zu haben scheint, um Gichteln von dem Abgrunde zurückzurufen, an dessen Rande er taumelte.

Gichtel vernahm den Ruf deutlich genug; weil ihm derselbe aber nicht schmeichelnd um das Ohr kosete, sondern wie Donnerklang, so sagte er, der Spiritus mundi rede zu ihm, und nun brach das schwere und grauenerregende Gericht der Verstockung herein, welche das Ende ist auf der Bahn des sich Gotte selbst gleich machenden beharrlichen Hochmuthes.

Der ältere Bruder der mehr erwähnten Wittwe hatte eine heftige Neigung zu einer jungen Hamburgerin gefaßt, und gedachte sich auch ernstlich um ihre Gunst und Hand zu bewerben. Bei der Liebe, die auch er gegen Gichtel hegte, machte er diesen zum Vertrauten seiner Empfindungen und Absichten. Natürlich suchte derselbe ihm die Sache auszureden, und es schien auch, als ob der junge Mann sich den abmahnenden Rathschlägen des frommen Freundes fügen wolle. Allein bald danach reiste er doch nach Hamburg, um seine Bewerbung ins Werk zu setzen. Sein Bemühen blieb aber fruchtlos, obwohl er nichts unversucht ließ, Eindruck auf das Herz der Geliebten zu machen, und selbst große Summen in Pracht und Aufwand verschwendete. Seines Zieles also verfehlend und verzweifelnd schrieb er nun an Gichtel, seinen und seiner Schwester Freund, den beide mit Wohlthat und Güte überhäuft hatten, und beschwor ihn, unverzüglich nach Hamburg zu ihm zu kommen und ihm den Trost seiner persönlichen Nähe und seines Rathes zu gönnen, da er ihm Dinge mitzutheilen habe, die er keinem Briefe anvertrauen könne. Wer meint nicht, daß Gichtel, durch kein Geschäft gebunden, vielmehr von Dankbarkeit, von Liebe und Frömmigkeit gedrungen, auf der Stelle dem Winke werde Folge geleistet haben? Doch nichts weniger als dies. „Er habe den Brief," so erzählt er vielmehr, „vor Gott ins Allerheiligste gebracht, dessen Zustimmung im Willen erst zu erlangen; Gott aber habe das Gemüth verschlossen." Umsonst also hofft der Verzweifelnde in Hamburg auf des Freundes Rath und Trost; nicht einmal eine Zeile

als Zeichen der theilnehmenden Liebe sendet dieser ihm. Da schlägt die Verzweifelung, jetzt riesengroß gewachsen, ihre schwarzen Schwingen um des Armen Haupt, und von getäuschter Hoffnung und falscher Schaam verblendet, macht er seinem Leben mit einem Dolch ein Ende. Diese unselige That war zum guten Theil auch Gichtels That; auch fiel sie wirklich schwer auf ihn zurück; doch aber der „Gott," der ihm „das Gemüth verschlossen" hatte, der wußte seinen Erkohrenen aus diesen Schrecken des mitverschuldeten Selbstmordes zu neuer Herrlichkeit zu führen. Doch lassen wir den Menschen selbst sprechen und sich verdammen. „Wie mich dieser Fall geschmerzet," schreibt er unter dem 12. October 1709, ein Jahr vor seinem Tode, „kann ich nicht ausdrücken. Denn wenn ich ins Gebät einkehren wollen, ist mir die Seele (des unglücklichen Freundes) erschienen, welches mir nicht wenig Hinderniß beigebracht. Als ich nun in solcher Bestürzung stand, sprach das innere Oraculum im Licht: Du mußt der Seele helfen. Ich fragte das Wort: Womit? welches mir dann das Wort Luc. 16,9. (Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten) **geöffnet**. Mit höchster Verwunderung war ich umgeben, daß ich diese Worte so vielmal mit Unbedachtsamkeit gelesen, und bat Gott herzlich, daß er es in mein Herz in der Kraft einschreiben wolle. Welches Gott gnädig erhört. Also hab' ich mein Leben in die Hand gefaßt und sieben ganzer Jahre mit Gott gerungen, bin auch ein ganzes Jahr Nachts außer meinem Leibe gewesen, der Seele ernstlich Muth einsprechend, daß er sich in meinen brüderlichen Willen einfassen und mit eben der Furie, damit er sich aus dem irdischen Leibe gerückt, aus dem Gefängniß reißen müsse. Welches endlich durch Gottes mitwirkende Kraft gelungen, daß er aus dem Feuer mit einem so schönen Glanz, der alle Sterne übertrifft, gekommen, und in das

Paradies eingegangen." So hatte also Gichtel die große Erfahrung gemacht, daß er es sei, der da eigentlich, und auf viel wirksamere Weise denn Jesus Christus, aushelfen könne vom Tode denen, welchen er wollte. Nun wuchs ihm der Muth, und so gewaltig war sein „Liebeswille," daß er das Werk der Erlösung gleich da anfing, wo der bisherige Erlöser gar nicht einmal erst hatte mögen Hand anlegen. Gichtel glaubte jetzt, mit Fug und Recht Gott bitten zu dürfen, er möge ihm „die Teufel schenken," damit er sich für sie zum Opfer bringen und sie erlösen könne. Und nun sei er auch wirklich sowohl in das Gefängniß zwischen Zeit und Ewigkeit (den Hades), worin Christus den Geistern geprediget, als auch in die Hölle der Teufel (wo Christus natürlich nicht gewesen) von Gott geführet worden, ob im Leibe, wußte er nicht. Er fand aber dort nichts als Dämmerung, hier nichts als Finsterniß und Angstquaal. Allein es ging hier nicht recht mit dem Melchisedekischen Priesterthum: die bösen Geister wollten sich nicht erlösen lassen; sie wollten sich nicht demüthigen, sondern verfluchten die Liebe und „schnelleten ihm sein Anathema ins Gesicht und flohen" *). Desto mehr glückte es Gichteln aber bei seinen Freunden auf Erden, sich für sie als Opfer darzubringen, und sie zu erlösen. Er erzählt oft davon, und hat sich viel damit plagen müssen. Einst hatte er Zahnweh. Das konnte i h n natürlich nicht treffen,

*) Wir können nicht umhin hiebei auf die Armseligkeit hinzuweisen, die sich neben aller Verschrobenheit in den religiösen Phantasieen Gichtels zu Tage legt. Denn so ist Alles, was er hier von der Hölle und dem Benehmen der Teufel gegen ihn erzählt, nichts weiter als eine baare Copie von dem, was einer Franziskaner Nonne aus dem dreizehnten Jahrhunderte, Angela de Foligni († 1309) von Spoleto begegnet ist; nach der Beschreibung ihres Lebens, welche ihr Beichtvater verfaßt hat, und die in den B o l l a n d schen Actis Sanctorum lateinisch enthalten ist. Eine französische Uebersetzung davon erschien 1696 zu Amsterdam. Sie hat Gichtel gelesen.

ohne daß Gott ihm etwas Besonderes hätte offenbaren gewollt. Als er daher „tiefer und immer tiefer in seinem Geiste nachgeforscht," da steigen endlich „im Feuercentor" (ein Jakob Böhm'scher Ausdruck) die Geister zweier seiner Freunde auf, „die in großer Demuth dalagen," und von denen er merkte, daß sie wollten durch ihn „in die himmlische Jungfrau eingeboren werden." Nach langem Ringen im Gebet sei dies auch endlich von der Jungfrau gewährt, er habe jene Beide „in seinen brüderlichen Liebeswillen adoptiren dürfen," und nun sei auch der Zahnschmerz verschwunden gewesen. So quälte ihn sein Melchisedekischer Priesterberuf mit allerlei Schmerzen, und Satan, der es ihm nicht vergessen konnte, daß er ihn gar habe erlösen wollen, der aber über den heiligen Mann doch nichts Rechtes vermochte, ließ es auch an allerhand Schabernack nicht fehlen. Einen solchen giebt Gichtel selbst zum Besten in einem Briefe vom 28sten Sept. 1708. „Der Satan," schreibt er, „sei nun aus seinem Innern ausgestoßen" und habe mit allem seinem Erheben nichts mehr thun können, „als eine Spukerei mit einer großen Ratte, welche in seiner Kammer verschlossen gewesen, anrichten, welche solche Actiones gemacht, daß man recht verlegen worden, weil mans eher von einem Geist als von einer Ratte sollte vermuthen können." Sie habe ihn in seiner Nachtruhe gestört, so daß er endlich habe aufstehen und Licht anzünden müssen. Doch die Ratte habe sich in seinen Unterhosen verborgen, bis sie endlich am Morgen von ihm sei aufgejagt, gefangen und getödtet worden. „So sei es also nicht allein dieser Ratte Spukerei, sondern des Zornfürsten Grimm gewesen, der eine ängstliche Bitterkeit in seinem Gemüthe aufgeregt, daß er habe keiner Ruhe genießen können."

Das ist das Bild der geistigen Eigenthümlichkeit und der Lehren eines Mannes, der sich von Mutterleibe an zu dem großen Werke berufen glaubte, nicht etwa das erstorbene religiöse Leben in dem confessio-

nellen Verbande wieder anzufachen, welchem er selbst angehörte, sondern die gesammte christliche Kirche von Grund aus neu zu gestalten. Die Zeit, in welche sein Leben fiel, war, weil die Frömmigkeit und das Glaubensleben in der protestantischen Kirche (die doch dazu bestimmt ist, das Salz zu sein für die Totalität des kirchlichen Lebens) versteinert war, reich an allerlei schwärmerischen Bewegungen. Ein Rathe, eine Antoinette Bourigeon, ein Labadie, ein Fox, Quirinus Kuhlmann — alle diese sind Zeitgenossen Gichtels, und sie alle fanden, bei dem von ihren ordentlichen Lehrern ungestillten und schreienden religiösen Bedürfnisse der Gemeinen, Eingang und Anhänger. Kein Wunder, daß auch Gichtel sich bald von einem Kreise von Verehrern und Bekennern umgeben sah. Anfangs habe er zwar, sagt er, seine wundersam erlangte Erleuchtung für sich behalten wollen, allein die himmlische Jungfrau habe ihm solches nicht zugelassen, sondern ihm eröffnet, er müsse sich nun auch der schwachen Brüder und Schwestern annehmen. Im Umgange, mehr aber noch in einem sehr ausgedehnten Briefwechsel sprach er seine Ansichten aus. Seit dem Jahre 1678 aber sammelte sich eine kleine Partei um ihn. Etwa dreißig Personen waren es, die von Gichtels Ruf angezogen, sich in und um Amsterdam ansiedelten, und in Gebet und Verachtung des Reichthums die Güter mit einander genossen, welche sie auch äußerlich durch ihr Gebet errungen zu haben meinten; so daß Gichtel selbst gegen sie eiferte, die Armuth Christi als den besonderen Vorzug weniger Erwählter bezeichnend. Allein nach zehn Jahren zerfiel dieser Verein. Alard de Raadt, abgesetzter Professor aus Harderwyck in Geldern, hatte durch Breckling von Gichtel gehört, war nach Amsterdam gegangen, hatte sich mit G. aufs innigste verbrüdert und wirkte nun für diesen, so viel Anhänger als möglich zu werben. Nachdem schon über die von

Gichtel besorgte Ausgabe der Werke Jakob Böhme's einige Spannung zwischen beiden Freunden entstanden war, war ein neuer Freund, den sich Gichtel in der Person des jungen Kaufmannes Ueberfeld, eines eifrigen Verehrers Böhme's, erworben hatte, der Grund des Abfalles des de Raadt, indem dieser sich gegen Ueberfeldt von Gichtel zurückgesetzt glaubte. Durch ihn bewogen wendeten sich auch die übrigen Anhänger von Gichtel im Jahre 1684 ganz ab, und gaben ihren ehemaligen Meister jetzt überall dem Hohne und der Verachtung Preis. Nun brach denn auch das Feuer äußerer Noth und Trübsal über Gichtel und Ueberfeld herein. Sie ließen sich aber nicht von ihrem Hochmuth und ihrer eingebildeten Unfehlbarkeit durch dasselbe reinigen; weshalb sie von ihm verzehrt wurden. Nachdem Breckling gegen sie die Schrift geschrieben hatte: „Die Reichmännischen Armen," verloren sie die Unterstützungen, die ihnen von reichen Wohlthätern bisher freigebig gespendet worden waren, fast ganz und gar. Die Jungen auf den Gassen rannten ihnen nach und verspotteten sie durch Spottlieder und Spottnamen. Da nun Noth und Hunger hereinbrachen, erwachte auch bei Gichtel wiederum das eingeschläferte Gewissen. Die scharfen Dornen der Paulinischen Worte, daß wer nicht arbeiten wolle, auch nicht essen solle, verwundeten seine Seele und drangen tief in sie ein. Da rief er seinen alten Verbündeten, die himmlische Sophia zu Hilfe, und die lehrte ihn, daß es ja der Teufel sei, der ihm „mit dem Exempel Pauli und seinem Spruche so zusetze." Da fand sich nochmals, wunderbar genug, ein Wohlthäter, der Gichteln ein Kapital von 12,000 Gulden vermachen wollte; allein nun hatte der Hochmuth mit der Noth schon das Höllenkind, den Fanatismus, geboren, und von seiner Wuth beseelt, wies Gichtel jene Wohlthat zurück. Da fülleten Gedanken des Selbstmordes seine Seele; er sah unaufhörlich

ein langes scharfes Messer, und wollte die Einflüsterung hören, er möge sich doch nicht lange quälen, sondern nur lieber die Kehle sich abschneiden. Aber Gottes Langmuth hielt ihn. Dann kam ein jahrelanges Siechbett, von dem sich Gichtel schwerer, als Ueberfeld erholte. Endlich im Jahre 1706 trat eine Erleichterung ihrer äußeren Noth ein. Sie hatten aber nichts weiter aus diesem Gange durch die Schrecken des Hungers, der Gewissenspein und des Siechthumes gelernt, als daß sie nicht berufen seien, nach außen hin und ins Große zu wirken; und der freiere Athem, den sie gewonnen, war ihnen in ihrem Hochmuth ein Zeichen und eine Folge davon, daß sie nun den Satan ganz überwunden hätten, den sie denn auch als einen Blitz glaubten vom Himmel fallen gesehen zu haben.

So lebte Gichtel ein im Ganzen doch noch mühseliges Leben (er mußte sich allen auch den geringsten häuslichen Verrichtungen unterziehen) bis zum Jahre 1710, wo ihn ein immer wiederkehrender Katarrh aufrieb. Er starb am 21. Januar Nachmittags gegen 3 Uhr sanft und ohne schweren Todeskampf. Er scheint seinen Tod nicht so nahe geglaubt zu haben; denn Tags zuvor hatte er über seinen Krankheitszustand nur Folgendes an Ueberfeld geschrieben: „Ich habe mit dem Elementwasser zu kämpfen, und scheinet, was ich esse und trinke, zu lauter Wasser zu werden, und wirfts die Natur durch die Nase und den Rest durch heftigen Husten immer heraus, welches mich abmattet und dem Schlaf viel zerbricht.“ So starb dieser Mann, der, wenn er mit dem ihm verliehenen Pfunde hätte redlich wuchern wollen, reiche Früchte seinem Herrn bei der Rechenschaft hätte aufzeigen mögen, nun aber auch nicht einmal jenes Pfund selbst unversehrt aufweisen kann, denn es ist zu Wust und Moder zerfressen von dem Schlamme des sich selbst vergötternden und Seelen verderbenden Hochmuthes, in welchen er es versenkt hat.

Seinen Anhängern, deren Zahl nach seinem Tode wuchs, und die sich von Amsterdam aus über Norddeutschland bis nach unserm Ostpreußen hin stellenweis ausdehnten, ist er theuer und werth als „der Holländische Engel," wie sie ihn nennen. Aeußerlich bedeutend konnte diese Secte nie werden; denn es wehet in ihr kein Odem eines frischen kräftigen Lebens, sondern ein schwüler, dumpfer, Muth und Seelenfreudigkeit lähmender und den Sinn umnebelnder Dunst. Ihre Mitglieder bezeichneten sich als die „Engelsbrüder," weil sie sich zur „Reinheit des Englischen Lebens" erhoben zu haben meinen. Ob sich die Lehre ihres Meisters bei ihnen in allen Stücken rein und treu erhalten hat, ist schwer zu sagen, da sie seit der Herausgabe der Briefe Gichtels und seiner Lebensbeschreibung im Jahre 1721 nie wieder öffentlich ein Zeichen ihres Lebens gegeben haben. Hochmuth und Schaam zugleich mögen sie so ins ganz dem Lichte entzogene Dunkel zurückdrängen. Es kann uns hier in Betreff der Gichtelschen Secte nach dem Abtreten ihres Stifters vornämlich nur darauf ankommen, wie sie die Person Gichtels ansehn. In dieser Beziehung ist von Wichtigkeit die Vorrede, oder der sogenannte „Auftrag," der dem ersten Bande von Gichtels Briefen vorgesetzt ist. Sie dreht sich vornämlich um Hervorhebung der religiösen Bedeutung Gichtels und seiner Lehre; und danach müssen wir sagen, daß die Person desselben für seine Anhänger eben so wichtiger Glaubenspunkt geworden ist, wie für uns Christen *) die Person des Gottmenschen Jesus Christus. Gichtel wird nämlich am bezeich-

*) Man möge uns verzeihen, wenn wir hier, wo es auf Bestimmtheit und Schärfe der Begriffe ankommt, diesen Namen den Gichtelianern vorzuenthalten scheinen. Wer neben Christum, oder eigentlich über ihn, irgend eine menschliche Persönlichkeit stellt, von der er das Heil erwartet, sei es direct, oder auch nur wie durch einen gleichsam von Gott gegrabenen Kanal, dem kann jener

neten Ort mehrfach geradehin als eine personificirte Offenbarung göttliches Lebens und göttlicher Weisheit bezeichnet: es wird von ihm gesagt, daß „sein Inwendiges und Auswendiges Gott in seinen Tagen war und in allem seinem Thun sich die Jungfrau (d. i. die wesentliche Weisheit) erblicket; da das göttliche Licht sich in seinen Geist schon in Mutterleibe eingeboren." Dieses in Gichtel zur Erscheinung gekommene höhere Prinzip wird geradehin als „das Wort" bezeichnet, welches „seit seiner Anzündung und durch alle die Jahre der 46=jährigen Geburt von Angesicht zu Angesicht an die Creatur geoffenbaret als Gott, wie es an uns noch thut, von einer Klarheit zur andern." Es wird zwar nicht geläugnet, daß „sich die Jungfrau in dem Worte mit Christen, Juden, Türken und Heiden geboren," aber mit großem Nachdruck hinzugefügt, zuletzt sei solches nur geschehen „mit unserer werthen Christenheitt (d. i. nach dem Zusammenhange: mit den Anhängern Gichtels) alleine, welches ein Zeichen, daß sich der h. Geist mit dem Werk der neuen Gebuhrt in der Christenheit (d. i. wieder: den Gichtelianern) vollenden, und uns anderen Völkern zum Lichte stellen will." — Die Schriften Gichtels gelten daher seinen Gläubigen für kanonisch, und haben für sie eine höhere Geltung als die Schriften des neuen Testamentes, in so fern diese nur nach jenen verstanden werden dürfen, und in ihnen viel Göttliches enthalten ist, das in der heil. Schrift der mit Juden, Türken und Heiden auf gleiche Linie gestellten gemeinen Christenheit umsonst gesuchet wird. Der beregte Vorredner fühlt sich denn zum

---

herrliche Name in der Schärfe des Begriffs nicht beigelegt werden. Womit wir nicht läugnen wollen, daß ein Solcher in sich dennoch christliche Elemente tragen könne, und durch sie mit dem christlichen Körper noch irgend wie zusammenhängen, also im weitesten Sinne dann auch noch auf dem Namen eines Christen Anspruch haben.

zum Schlusse noch gedrungen der „Vernunft im äußeren Naturlicht" zu sagen, daß ihr „der Geist im Worte" (Gichtels) mit einem „tiefen Schloß" verschlossen sei. Daher dieser Geist im Worte der „argen Vernunft" eine Thorheit sein werde. „Doch diese arge Vernunft" (so schließt der Gichtelselige Mann) „hüte sich vor Satan, auf daß er sie nicht in Gottes Gericht stürze, wann sie Gutes in Böses verwandelt, welches Zauberei ist, deren Theil in dem Pful ist, der mit Schwefel und Feuer brennet."

Derlei und noch schrecklichere Drohungen, die mitunter von solchen Heiligen im Lichte auch wohl ins Werk zu setzen versucht werden, sind gewöhnliche Sprüche in ihrem Munde, die Niemand irre machen werden, der auf dem „festen und gewissen Grunde" steht. Er hat in sich ein richtiges Maaß, welches ihn die Geister unterscheiden lehret, und er erkennt in Wort und Blick bald die, welche, um mit dem Apostel Paulus zu reden, „in ihrem Dichten sind eitel geworden und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich einem vergänglichen Menschen; die Gottes Wahrheit haben verwandelt in die Lüge, und haben geehret und gedienet dem Geschöpf mehr denn dem Schöpfer, der da gelobet ist in Ewigkeit. Amen."

von Wegnern.

IV. Der Schaden und Nutzen der Raubvögel. Zugleich ein Beitrag zur Naturgeschichte dieser Vögel.

Vom Prediger Löffler in Gerdauen.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nunmehr zu einer der allernützlichsten Gattung von Raubvögeln, die in der That die größte Schonung des Menschen verdienen, und die die Natur recht geschaffen zu haben scheint, dem Menschen durch Vertilgung einer Unzahl von Mäusen nützlich zu sein. Und doch wird kein Vogel grausamer verfolgt und oft gleichgültiger und schonungsloser getödtet, als eine Eule, die durch ein falsches Vorurtheil, seit alter Zeit in die Acht erklärt, von Jedermann, der ihrer habhaft wird, getödtet wird. Kennete man allgemein den überaus großen Nutzen des Eulengeschlechts, gewiß, man würde sie durch den Jäger nicht verfolgen, noch auch oft zum Vergnügen in Wäldern und Gärten schießen, sie auch niemals stören, wenn man diese wohlthätigen Vögel im Winter in den Scheunen findet, sondern ihnen vielmehr an den Scheunenthoren, oder sonst an der Scheunen Eingänge lassen, damit sie sich nur recht häufig darin einfinden möchten, wo die Mäuse, die ihre liebste und im Winter einzige Nahrung sind, so großen Schaden thun und dem Landmann oft einen bedeutenden Theil der vorigen Ernte verzehren und zerfressen. Unter allen Eulenarten ist nur ein einziger Vogel, der als sehr schädlich zu verfolgen ist, alle übrigen sind fast gleich sehr nützlich, und sind es oft nur in so fern weniger, als sie seltener sind als andere. — Das Nähere bei Betrachtung der einzelnen Arten.

Die Eulen zerfallen in zwei Familien, nämlich in die Familie der Tageulen und in die der Nachteulen. Wir wenden uns zuerst zu den Tageulen, von denen bei uns vier Arten gefunden werden.

Man ist mit diesen Vögeln bei uns noch im Dunkeln, obschon man glaubt, im Reinen zu sein; wie es häufig mit Vögeln der Fall ist, von denen man weiß, daß sie vorkommen, aber die Art und Weise ihres Aufenthaltes nicht nachweisen kann. Es ist auch keineswegs so leicht, dazu zu gelangen. Manche Vögel müssen durchaus in ihren entfernten, versteckten Aufenthaltsorten aufgesucht werden; warten zu wollen, bis sich hier etwas zufällig aufklärt, führt vielleicht nie zum gewünschten Ziel.

Wenn auch alle Vögel bekannt und in einer Sammlung aufgestellt wären, so giebt das doch keine Aufklärung über ihre Lebensart und die Art ihres Vorkommens. Hierin etwas aufs Gerathewohl, oder nach mangelhafter Untersuchung, oder auf unsichere Autorität anzunehmen, kann wieder zu keinem sichern Resultat führen. Auch kann ich sehr gut alle Vögel kennen, wenn ich sie zu sehen bekomme; so lange ich aber nicht weiß, wo ein Vogel vorkommt, ob er Zugvogel oder Standvogel, Brütevogel ist oder nicht, welches seine Nahrung, wie häufig er ist, wo u. wie er nistet 2c., so lange ich diese und ähnliche Verhältnisse, zu seiner ganzen Lebensart gehörig, nicht genau kenne, so lange weiß ich eigentlich wenig von einem Vogel und seiner Naturgeschichte. — Zwar kann man erwiedern: wenn ich einen Vogel auffinde und also sehe, daß er sich bei uns aufhält, so kann ich mich über ihn aus guter Schrift ganz unterrichten, und er muß auch bei uns so vorkommen, als in andern Gegenden. — Dies ist im Allgemeinen zwar richtig, und man baut nicht selten zu viel darauf; da sich aber jeder Vogel nach den localen Verhältnissen eines Landes, einer Gegend, nach Nahrung und Temperatur der Luft richtet, so finden sich hier Abweichungen, die, wenn die Vögel eines Landes, einer Gegend beschrieben werden sollen, gerade mit eine Hauptsache der Untersuchung sein müssen, und diese eigenthümlichen Verhältnisse und Abweichungen kann ich nur aus der Natur selbst schöpfen. Wenn

man sich aber auch davon überzeugt hätte und wüßte, daß einen Vogel nicht die Witterung rc. abhalten könnte, weniger, oder anders hier vorzukommen, als anderswo, und zu mehrer Bestättigung auch alle Vögel einer bestimmten Familie bei uns eben so vorkämen, als in dem Lande, aus welchem ich die Beschreibung auf einen Vogel bei uns anwenden wollte, von dem ich glauben kann, daß er unter allen Umständen bei uns vorkommen müsse: so werde ich, wenn ich nicht noch sicherer gehe, auch hier oft getäuscht, wie folgende Beispiele zeigen.

Das ganze Krähengeschlecht ist bei uns so zahlreich und häufig, verhält sich im Ganzen eben so, wie in Deutschland. Daher hat man, anscheinend mit allem Rechte, auch bei uns die Rabenkrähe als einheimischen Brütevogel aufgeführt, und was an der Beobachtung über dieselbe abging, aus Beschreibungen ergänzt. Aber die Rabenkrähe kommt bei uns nie vor. Oder: alle Würgerarten (Lanius) kommen bei uns so häufig und als Brütevögel vor, als in Deutschland. Daher hat man ohne Bedenken, anscheinend mit allem Rechte, den rothköpfigen Würger (L. ruficeps) ebenfalls als einen einheimischen Brütevogel aufgeführt; was an der Beobachtung abging, ergänzt, und der rothköpfige Würger kommt bei uns nicht vor. — Von der Nachtigall (Sylvia Luscinia) habe ich früher schon gesprochen. Man kann sich keinen Grund denken, warum sie nicht vorkommt; aber sie wird nicht gefunden. (Sie ist die wahre Nachtigall, deren wunderherrlicher Gesang jeden gefühlvollen Menschen innig bewegt.) — Der Gartenröthling (Sylvia Phoenicurus) ist bei uns, wie in Deutschland häufig; daher hat man, anscheinend mit Recht, den Hausröthling (S. Tithys) ebenfalls als einen gewöhnlichen Brütevogel bei uns angenommen, seine Beschreibung hergesetzt und — der Vogel kommt bei uns gar nicht vor. — Die weiße und gelbe Bachstelze (Motacilla alba und flava) kommen bei uns so außerordentlich häufig, als in Deutsch-

land vor; daher hat man ohne Bedenken die graue Bachstelze (M. sulphurea) ebenfalls als gewöhnlichen Brütevogel angenommen; was von ihrer Kenntniß in der Natur abging, aus andern Werken ergänzt, und dieser Vogel, sollte er ja irgendwo in Preußen vorkommen, kommt wenigstens an sehr wenigen Orten vor. Ich habe ihn an den geeignetsten Orten verschiedener Gegenden nie gesehen, noch gehört, und er wäre mir nicht entgangen. So baut bei uns die Märzente nur auf die Erde an Seen und in Brüchern; in Deutschland habe ich ihr Nest oft auf starken, geköpften und oben eingefaulten Weidenbäumen, die näher oder entfernter vom Wasser auf Wiesen standen, gefunden; ja einmal fand einer meiner Jugendbekannten ein Nest von diesem Vogel mit 8 Eiern tief im Walde, auf einem hohen Berg, und zwar auf einer hohen Fichte, gut eine Viertelmeile vom Wasser entfernt. Dieser Vogel hat aber in Preußen weit mehr sichere Brüteorte am Wasser, als in Deutschland, und darf jene ihr unnatürlichen Orte zur Sicherung ihrer Brut nicht aufsuchen.

Es geht daraus hervor, wie sehr vorsichtig man hier verfahren muß, und wie das eigenthümliche Vorkommen der Vögel eines Landes oder einer Gegend nur aus der gründlichen, sichern Kenntniß der Natur gefunden werden kann. Dahin sind wir mit unsern Vögeln noch lange nicht, daß wir das eigenthümliche, locale Vorkommen derselben nach seinem ganzen Umfange, zum wahren Nutzen für uns und Andere, ergründet und festgestellt hätten. Das Alles zu erforschen und zu untersuchen ist noch das Werk eines gründlichen, sichern Beobachters, der Zeit und Muße hat, sich einzig diesem Geschäft auf Jahre zu widmen, und dem die Mittel nicht fehlen, die nöthigen Reisen in die verschiedenen Gegenden von Preußen zur geeignetsten Zeit zu unternehmen. Dann erst wird fester Grund in diesen Theil der vaterländischen Naturgeschichte kommen, der jetzt noch sehr mangelt. —

Was nun die Tageulen betrifft, so werden sie bei uns durchweg als Brüte- und Standvögel angenommen. Dies ist aber falsch. Standvögel, wie unsere Nachteulen, sind sie gar nicht; denn einmal würden sie im Winter ihre Nahrung durchaus nicht finden wie die Nachteulen, die sich als nächtliche Vögel in Scheunen und Gebäuden dann recht gut erhalten, die aber ohne diese Zuflucht ebenfalls umkommen müßten; dann aber werden sie gewöhnlich, wie die durchziehenden nordischen Vögel, nur im Herbste, nie im Winter bei uns gefunden. Die Tageulen sind also bei uns nothwendig Zugvögel, die im Herbste ziehen und im Frühling erst zurückkehren. So sind sie auch nicht alle Brütevögel, und sind viel zu wenig, ja fast gar noch nicht bei uns beobachtet, als daß man sie so obenhin brütend bei uns annehmen könnte, auch wird die Beobachtung dadurch erschwert, daß alle Tageulen recht selten sind. Ihrer Größe nach folgt zuerst die Schneeeule, Strix Nyctea, dann die Habichtseule, St. uralensis, darauf die Sperbereule, St. nisoria, und endlich die Sperlingseule, St. acadica.

1. Die Schneeeule scheint mir bei uns am häufigsten im Samlande, in der Nähe der Küste, und zwar auf den weit ausgedehnten, stark mit Wachholdersträuchern bewachsenen Weideplätzen daselbst (Palwen) vorzukommen, wo sie einzeln im Herbste fast jedes Jahr angetroffen wird; auch weiß ich ein Beispiel, daß nach Aussage durchaus glaubwürdiger Zeugen daselbst, einmal drei solcher Vögel im Herbste beisammen gesehen wurden. Bei der Untersuchung einer Schneeeule fand ich Reste von Mäusen in ihrem Magen. Sie ist unstreitig nur ein hochnordischer Zugvogel, der im Herbste auf seinem Zuge durch unsere Gegenden kommt, aber niemals bei uns brütet.

2. Die Habichtseule habe ich bis jetzt zweimal und jedesmal im Herbste erhalten, wovon ich die eine dem Königl. zool. Museum zugeschickt habe. Einmal sahe ich sie in einer kleinen Privatsammlung, und

auch diese war im Herbste geschossen. Es fragt sich daher noch sehr, ob sie nicht auch nur auf ihrem Zuge bei uns erscheint. Sie ist selten.

3. Die Sperbereule kommt sehr selten vor. Ein einziges mal bekam ich sie in einer sehr waldigen Gegend in den ersten Tagen des Septembers. Sie saß auf einem Feldzaun am Rande des Waldes, von dem sie sehr häufig auf die Erde flog, und wie es mir schien, jedes Insect verzehrte, das sie gewahr wurde. Darauf setzte sie sich auf die Spitze einer hohen Tanne. Als sie von da in meine Hände kam, fand ich in ihrem Kropfe viele kleinere und größere Käfer und Ackerspinnen, die sie in meiner Gegenwart verzehrt hatte. Sie kam ins zool. Museum. Ob sie bei uns brütet, kann noch nicht behauptet werden.

4. Die Sperlingseule ist ebenfalls selten. Von dieser weiß ich indeß durch Erfahrung, die ich hier in Gerdauen gemacht, daß sie sicher bei uns brütet. Bei ihrer sehr geringen Größe ist sie wohl nicht im Stande, eine Maus zu bezwingen, und mag sich nur von Insecten nähren. Ihre Stimme soll ein pfeifender Ton sein; sonst habe ich von Tageulen keinen Laut gehört.

Es folgt hierauf die Familie der Nachteulen; darunter zuerst

der Uhu, Strix Bubo.

Er ist unstreitig der schädlichste aller Raubvögel für die Wildbahnen bei uns; nicht allein, weil er einer der größten und stärksten ist, der in seinen großen, gekrümmten, sehr scharfen Krallen eine unglaubliche Kraft hat und weil er Sommer und Winter seinen Standort nicht verändert, sondern auch weil er in Preußen ziemlich häufig, und dabei ein nächtlicher Raubvogel ist, der bei großer Kühnheit gegen seine Beute, eine große Vorsicht gegen den Menschen zeigt. Er ist in den größern und zusammenhängenden Waldungen, die überall bei uns gefunden werden, sicher, und kann sich

ungestört vermehren, wobei die in unsern nördlichern Gegenden viel häufigern Waldhühnerarten ihm eine treffliche Nahrung geben, weshalb er im Winter fast nie den Wald verlassen darf. Er baut sein Nest, welches sehr selten gefunden wird, unter dichte Tannengebüsche stiller Waldungen; seine Eier sind weiß und sehr rundlich. In einer unzugänglichen Felsenkluft eines hohen Berges am Thüringer Walde kannte ich ein Nest, welches der Uhu jedes Jahr wieder bezog, obgleich ein Jäger, der sich mit Lebensgefahr an Seilen von oben herabließ, sie ihm alle Jahre wegnahm und an Liebhaber verkaufte. Bei Tage sitzt der Uhu auf hohen, dichten Tannen und spottet daselbst des Jägers, der ihn fast nie bemerkt, und wenn dies geschieht, so sind fast allemal die grauen Krähen seine Verräther gewesen, die durch ihr häufiges Geschrei den Jäger auf ihn aufmerksam machten.

Wenn der Hühnerhabicht im Winter bei Tage durch seine Schnelligkeit die Waldhühnerarten in seine Gewalt bekommt und sehr vermindert, so ist wieder dem Uhu die Nacht, wo sich alle Hühner auf Bäume setzen, dazu sehr günstig; denn wenn die Hühner ersterem bei Tage doch mitunter durch schleunige Flucht und Verkriechen entgehen, so sind sie des Nachts, wo sie nicht sehen können und in Verwirrung gerathen, ohne Rettung verloren, ja gewiß oft schon in seinen Krallen, ehe sie ihn hören. Denn so bekannt es ist, daß man eine gewöhnliche Eule nie, auch ganz nahe nicht fliegen hört, so hörte ich auch damals, als der große Uhn sehr schnell auf den Baum kam, unter welchem ich stand, und eben so wieder abflog, nicht das mindeste Geräusch seiner Flügel.

Der Uhu stößt aber auch auf Hasen, und vermindert gewiß die jungen, kleinern u. größern, den Sommer über sehr, wie er im Winter die alten angreift. Ein Oberwarth, der am Walde wohnt, hatte vor einigen Jahren im Winter ein Tellereisen aufgestellt, um einen Hasen, der ihm seinen Kohl im Garten verzehrte, zu

fangen. Als er des andern Morgens nachsahe, hatte sich der Hase gefangen, aber die vordere Hälfte desselben war aufgefressen. Zugleich bemerkte derselbe im Schnee die Spuren eines großen Vogels, und stellte das Eisen in der folgenden Nacht wieder auf, indem er den Rest des Hasens darauf band, und am Morgen hatte sich ein Uhu gefangen.

So außerordentlich schädlich nun dieser Vogel wegen seiner Größe und Stärke und seiner nächtlichen Lebensart vor allen andern Raubvögeln ist, so macht er doch sicher nie auf größere Thiere als auf den Hasen Jagd, und hütet sich wohl, Reh- oder gar Hirschkälber zu nehmen. Würde nicht jedes Mutterreh den geringen Vogel in die Erde treten, wenn er es irgend wagen sollte, seinem Jungen sich feindlich zu nähern? Der Hirsche gar nicht zu gedenken. Oder dürfen wir die Beispiele der Liebe der Thiere zu den Jungen nur etwa oben im Eismeer suchen? — Nein, dieser unaussprechlich starke Trieb ist überall in der Natur auf die höhern und niedern Thiergattungen verbreitet, so daß selbst die Spinne, die ihr Klümpchen Eier mit sich trägt, dasselbe nicht verlassen will, sondern es zuweilen sogar aus der Hand wieder nimmt, wenn es ihr weggenommen wurde. Es sei mir vergönnt, deshalb nur Einiges anzuführen.

Im Juni d. J. vertiefte ich ein abgeerntetes Mistbeet im Garten, damit einige, etwas hohe Blumengewächse, deren Gedeihen ich befördern wollte, unter den Fenstern stehen könnten, und stieß dabei auf ein Wespennest. Dasselbe war noch von geringem Umfange, doch befanden sich in den wenigen Zellen Eier, kleinere und größere weiße Maden, schon bedeckelte Brut und 4 schon ausgeflogene junge Wespen, die aber noch sehr klein waren. Die Mutter mühte sich außerordentlich mit Aufsuchung des Nestes, welches ich entfernt hatte, und fuhr mir mehrmals bei meiner Arbeit ins Gesicht, aber ohne zu stechen, was, wenn

die Colonie schon zahlreicher ist, die Jungen bei einer Störung sogleich und in Menge thun. Auch die Jungen flogen immer nach dem Orte des Nestes hin. Am andern Tage fand ich eine der jungen Wespen aus Mangel an Wärme, die ihr noch nöthig gewesen war, nach der kühlen Nacht, in der Nähe des Nestes, aber außerhalb des Mistbeetes, gestorben (wie vermuthlich auch die andern), und die Mutter dabei. Als ich ihr auf einige Schritte nahe gekommen war, flog sie mir mehrmals heftig ins Gesicht, ohne jedoch zu stechen, und setzte sich darauf allemal wieder auf das Junge. Endlich schlug ich mit der Mütze nach ihr und vertrieb sie so, indem ich sie traf, so daß sie nicht wieder kam. Nach einer Stunde kam ich 200 Schritte davon, außerhalb des Gartens, zufällig an einer Hecke vorbei, als mich auf einmal eine, sicher diese, Wespenmutter heftig anfiel und mir immer ins Gesicht flog und recht erzürnt anstieß, aber stets ohne zu stechen; offenbar aus Vorsicht, damit bei ihrem Tode, die noch in ihrem Leibe befindliche Eierbrut nicht auch zu Grunde gehen möchte. Ich schlug nach ihr mit der Mütze und sie fiel ins Wasser, aus dem sie endlich wieder entkam. Als ich am folgenden Tag in den Garten kam, war sie wieder im Mistbeete, da wo das Nest gestanden hatte, war aber scheuer geworden und flog weg, als ich nahe kam, und ich sahe sie darauf nicht wieder.

Voriges Jahr wurde im Mai durch Arbeiter in meinem Garten zwei Fuß tief in der Erde ein Maulwurfsnest gefunden, worin 5 noch sehr kleine, nackte Junge lagen. Während mehre Menschen dabei standen und es betrachteten, ließ der alte weibliche Maulwurf nicht ab, so sehr sonst dies Thier den Menschen flieht, stets von allen Seiten um das Nest her, aber etwas unter der Erde, sich demselben zu nähern, um die Jungen durchaus zu gewinnen, ohne sich an die Menschen und die Hindernisse zu kehren, die diese ihm in den Weg legten.

Es fehlt nicht an mannigfaltigen Beispielen der Art, doch entgehen uns fast immer die interessantesten, wo nämlich die Thiere aus Raubsucht mit einander selbst um die Jungen in Streit und Kampf gerathen, weil die Thiere den sie beobachtenden Menschen gewöhnlich schon weit früher sehen, als dieser sie erblickt, und dann fliehen. Als ein merkwürdiges Beispiel der Art sehe man unten den Artikel über die graue Krähe, vom Hasen.

Und nun füge ich nichts weiter über den Uhu in Bezug auf die Hirsch- und Rehkälber hinzu.

Merkwürdig ist es noch, daß der Uhu seine Stimme im Frühling zuweilen einige Zeit des Abends u. Morgens hören läßt, und dann stundenlang ununterbrochen nach kurzen Pausen sein Uhu (ein hoher und ein sehr tiefer Ton) hören läßt, welches ich oft eine halbe Meile weit gehört habe. Man hört dieses Rufen gerade zur Zeit des Waldschnepfenzugs, und ich beobachtete es einmal in der Gegend zwischen Zinten und Brandenburg 3 Wochen lang unausgesetzt von einem Uhu, der einen abgelegenen stillen Wald bewohnte, genauer. Nachdem ich mich vorher eingeübt hatte, dieses Rufen so gut als möglich nachzuahmen, wollte ich versuchen, ob sich auch der Uhu in der Nähe damit locken ließ, und begab mich eines Abends in seine Nähe, stellte mich daselbst hinter eine starke Eiche und fing an zu rufen. Kaum war dies zweimal geschehen, als der Uhu schon äußerst schnell auf die Eiche flog, unter der ich stand; aber aufsetzen und wegfliegen war, da er mich sogleich erblickte, fast eins. Später, als ich dies nochmals versuchte, kam er nicht, ließ sich auch im Rufen nicht durch mich unterbrechen. Wenn gleich in Preußen der Uhu ziemlich häufig ist, so hört man dieses Rufen doch nur selten. Die Veranlassung dazu, da es nur im Frühling so anhaltend gehört wird, ist gewiß die Paarung, und es mag zuweilen vorkommen, daß der Vogel ohne Gatten ist. Denn da, wie wir sehen werden, unsere einheimischen Eulenarten stets,

Sommer und Winter, gepaart bleiben, und also gewiß auch der Uhu, so ist es für ihn schwieriger, im Frühling einen verlornen Gatten sogleich wieder zu finden, als für andere Vögel, die sich erst im Frühling paaren, wenn ich gleich nicht zweifle, daß von vielen Zugvögeln, von denen die beiden Geschlechter zu verschiedenen Zeiten zurückkommen, dennoch das alte und frühere Paar, wenn es glücklich zurückkommt, sich auch jetzt und fortwährend wieder paart, ja beide sich oft bei demselben frühern Neste einfinden und es bebauen, obgleich das Männchen schon einige Zeit früher ankam, als das Weibchen.

Auf den Uhu sollte man ohne Zweifel das allerhöchste Schußgeld setzen. — Alte Vögel, die man indessen ziemlich selten bekommt, werden im Herbste ganz außerordentlich fett; aber nie habe ich bei diesem Vogel, so häufig ich ihn auch erhalten habe, das Geringste in Kropf oder Magen gefunden. Alles was er in der Nacht verzehrt hatte, war schon, wenn er auch des Morgens geschossen worden war, verdaut, und die Ueberbleibsel waren schon wieder durch den Schnabel ausgeworfen.

2. Die mittlere Ohreule, Str. Otus.

Nachdem wir den Uhu als einen höchst gefährlichen, ja den gefährlichsten Feind des Wildes unter allen unsern Raubvögeln kennen gelernt haben, stoßen wir nun unter den folgenden nächtlichen Eulen auf keinen schädlichen mehr, sondern auf die allernützlichsten Vögel, die durch die Vertilgung einer unzählbaren Menge von Mäusen dem Menschen außerordentlich nützlich sind. Alle folgenden Arten sind kleiner als der Uhu und manche davon bei uns sehr häufig.

Auch die mittlere Ohreule ist ein sehr nützlicher Vogel, dessen ganze Nahrung fast nur allein in Mäusen besteht, die sie in Feldern und im Walde fängt. Sie lebt und brütet nur im Walde, und wenn das Weibchen nicht mehr auf den Eiern brütet, so sitzt es mit

dem Männchen bei Tage ganz in der Nähe des Nestes auf Bäumen. Sie legt ihre Eier, die weiß und sehr rundlich sind, in die Nester anderer Vögel, in die der Krähen, Eichhörnchen ꝛc. Im mittlern Deutschland und Franken ist sie sehr häufig, dagegen wird sie bei uns nur selten gefunden. Den Grund ihrer Seltenheit kann man einzig nur einmal in ihrem Aufenthaltsorte im Vergleich mit dem anderer Eulen bei uns, dann in dem Fortkommen anderer deutscher Standvögel bei uns im Winter überhaupt, finden. Daß der Uhu bei uns vorzugsweise häufig ist, davon liegt der Grund offenbar darin, daß er seinen Standort Sommer und Winter nicht verlassen darf, daselbst stets seine Nahrung findet, und höchst selten, wie ich früher gezeigt, daselbst einmal in Mangel geräth. Anders ist es mit unserm Vogel. Sobald der Schnee die Erde bedeckt und ihm den Zugang zu den Mäusen verschließt, muß er den Wald räumen, was ihm, da die Ohreulen ihren natürlichen Aufenthalt fester halten, schwerer wird, als den Käuzen, die sich alle viel leichter und lieber in die Nähe des Menschen begeben. Im mildern Deutschlande hilft sich diese Ohreule leichter im Winter, aber bei uns muß es ihr sehr schwer werden, den langen Winter zu überstehen. In Scheunen habe ich sie nie gefunden. Die Käuze wären mit ihr in gleicher Lage und müßten alle umkommen, wenn sie nicht sehr leicht in die Gebäude gingen, und daselbst sich im Winter erhielten.

So geht es ja auch mehren andern Vögeln, die in Deutschland Standvögel sind und eine mäßige Winterkälte, wenn sie nicht zu lange anhält, gut ertragen, aber oft bei uns im Winter umkommen, wenn sie uns nicht verlassen, und darum bei uns weit seltener vorkommen als dort, wo sie sich ohne Gefahr auch im Winter halten können. So sahe ich im vergangenen Herbste eine Brut junger Eisvögel von fünf Stück vor Hunger umkommen. Vom Sommer bis zum Herbste waren diese Vögel, die am hiesigen Flüßchen ausge-

brütet worden waren, sehr vergnügt und hatten an kleinen Fischen Ueberfluß; auch die veränderliche Herbstwitterung, während es schon fror und schneiete, schadete ihnen nicht, und ich sahe sie täglich. Später aber froren die tieferen Stellen zu, und die vielen Stichlinge, die sich bisher an sehr flachen Stellen des Wassers in großer Menge zeigten, verloren sich, so daß diese Vögel sehr traurig und lange vergebens auf ein Fischchen lauern mußten. Bald darauf fand ich einen davon am Wasser sitzen, der aus Mattigkeit nur noch ein wenig fliegen konnte, im Schnee hinfiel und bald darauf, ganz abgemagert, starb, worauf ich keinen einzigen dieser schönen Vögel weiter sahe; sie waren alle gestorben. Ob sich die Alten gerettet haben, weiß ich nicht, ich habe in diesem Sommer keinen mehr gesehen. — Eine Stimme habe ich von dieser Eule nicht bemerkt.

3. Die Sumpfohreule, Str. brachyotos.

Diese Eule zeichnet sich vor allen Eulen dadurch aus, daß sie nur auf der Erde lebt, und sich nur auf dieselbe, nie auf einen Baum setzt. Auch dieser Vogel ist nicht schlechtweg ein Stand- und Brütevogel bei uns, sondern verhält sich ganz anders, als man glaubt und annimmt. Einmal ist er nämlich bestimmt ein Zugvogel und dann sehr wahrscheinlich kein Brütevogel bei uns.

Man findet diese Eule bei uns nur im Herbste. Zu dieser Zeit kommt sie einzeln, aber sehr oft vor auf Wiesen im Grase, wo dieses noch steht; da dies aber meistens schon gehauen oder abgefressen ist, so findet sie sich dann gewöhnlich auf niedrigen Stellen, wo viel saures Gras (Carex) und viele und große Büsche hoher Simsen (Juncus), als J. conglomeratus, J. effusus und J. glaucus stehen, welche alle vom Vieh erst am letzten abgefressen werden, und wo sie sich verbirgt. Eben so oft findet man sie indeß unter den Wachholderbüschen der trockenen Palwen

im Samlande. So häufig im Herbste dieser Vogel in dieser Art fast überall bei uns vorkommt, so habe ich ihn doch im Frühling und Sommer nie gesehen. Zuweilen, jedoch selten, findet man diese Eule bei uns auch in Menge beisammen, wie folgende interessante Beobachtung zeigt.

Vor mehren Jahren kam ich in Kirschnehnen im Samlande, im September auf eine große Palwe, wo auf einmal mehre Sumpfohreulen unter den Wachholderbüschen hervorflogen und sich ganz in der Nähe wieder unter andere Büsche verkrochen. Bei einem Schusse aber flogen zu meinem Erstaunen, näher und entfernter, gewiß hundert solcher Vögel auf. Die entferntesten flogen nur einige Büsche weiter und verkrochen sich gleich wieder; die mir aber am nächsten waren flogen, gewiß 50 an der Zahl, in die Höhe und kreisten wie Adler hoch in der Luft. Nach und nach ließen sich die Hälfte davon wieder herab und verkrochen sich zu den übrigen; aber 20—25 Stück erhoben sich in großen Kreisen, dazu bei hellem, starkem Sonnenschein, zu einer außerordentlichen Höhe, in der ich nur Adler und Störche gesehen habe, und blieben daselbst gewiß eine Viertelstunde, wo sie sich dann ebenfalls allmählig in Kreisen wieder senkten und sich unter dem Wachholder bei den übrigen Eulen verkrochen. Ich wollte nun gerne sehen, wie viel solcher Vögel ohngefähr hier beisammen wären, weshalb ich seitwärts ein großes Stück vorwärts ging, um von der entgegengesetzten Seite auf sie zu stoßen, mußte aber staunen über die ungeheure Menge derselben, die überall um mich und neben mir aufflogen und sich sogleich wieder unter die nächsten Wachholderbüsche verkrochen, so daß ich sie durchaus zusammen nicht herausbrachte und übersehen konnte, sondern stets nur die zu sehen bekam, die ganz nahe bei mir aufflogen. Tausend Stück waren wenigstens beisammen, wohl aber mehr noch.

Dies ganz besondere Vorkommen und die Eigenheiten dieses Vogels zeigen unwidersprechlich, einmal

daß er ein Zugvogel ist, und dann glaube ich auch daraus mit Sicherheit schließen zu können, daß er auch kein Brütevogel bei uns ist, sondern bloß im Herbste bei uns auf seinem Zuge durchkommt, zumal, da man ihn im Herbste nur kurze Zeit bemerkt. Daß diese Eule durch Vertilgung sehr vieler Mäuse höchst nützlich ist, braucht kaum bemerkt zu werden. Eine Stimme scheint die Sumpfohreule nicht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

V. Ueber das Vorkommen des Bernsteins in Sibirien.

Dieses vorzugsweise vaterländische Naturerzeugniß darf wohl gewiß auf die Theilnahme der Leser dieser vaterländischen Zeitschrift Anspruch machen, so daß wir geglaubt haben, eine in der Beilage zur Petersburger Zeitung No. 125. befindliche Nachricht über das Vorkommen des Bernsteins in Gegenden, wo man ihn bis dahin nicht gefunden hatte, hier mittheilen zu müssen. Beispiele von auch in andern Ländern vorkommendem und gelegentlich aufgefundenem Bernstein sind indessen gerade nicht selten; so hat man ihn in der Nähe von London in Kieslagern, bei Paris in einem niedern Thonlager des Seinethals, und zwar in eben so verschiedenen Abänderungen, wie sie an Samlands Küsten vorkommen, gefunden; ferner an mehren Orten in Frankreich in grauem schiefrigem Thone, begleitet von Braunkohle, an andern Orten in Steinkohlen, oder Schichten schwefelkieshaltiger Erde, ferner in Spanien, Sicilien, Italien, Deutschland, in den Niederlanden, in Schweden, in Nordamerika. Jedoch hat man in allen diesen Ländern den Bernstein nur in bei weitem geringerer Menge angetroffen, so daß kein

kein Land mit unserm Ostpreußen in dieser Hinsicht in die Schranken treten kann. Die das Vorkommen des Bernsteins begleitenden Umstände sind in allen Ländern ziemlich dieselben, und vorkommende Verschiedenheiten unwesentlich. Bemerkenswerth scheint es, daß es unter dem in Sibirien sich findenden Bernstein Stücke giebt, die noch zähe, also noch nicht ganz verhärtet sind. Die Zweifel über den Baum, von welchem der Bernstein abstammt, werden, wie es scheint, auch wohl nicht von Sibirien aus gehoben werden. Doch wir lassen nun die Nachricht selbst folgen:

Im Jahre 1834 hatte der Oberbergmeister Mamyschew dem Präsidenten des gelehrten Comité beim Bergdepartement ein Schreiben folgenden Inhalts gesandt: „Als ich die in No. 5. des Bergwerksjournals eingerückte Anzeige von dem im Gouvernement Wilna am Flusse Schirwit beim Oeffnen eines Grabens der Festungswerke von Brestlitowsk mit faulem Holze zusammen gefundenen Bernstein las, erinnerte mich dies an den Bernstein, welcher ehemals in Sibirien unweit des Uralgebirges entdeckt worden. Hundert Werst von Jekaterinburg, an der großen Sibirischen Straße, 18 Werst von dem Kamenskischen Hüttenwerke, an dem linken Ufer des Isetflusses, liegt das Kirchdorf Koltschedanskoje. Im Jahre 1802, als ich die Direktion des Kamenskischen Hüttenwerks hatte, erinnerten sich einige der Einwohner dieses Dorfes, daß dasselbe in früheren Zeiten näher an dem Hüttenwerk, und zwar, wo gegenwärtig das Posthaus steht, gestanden. Als Veranlassung zu dieser Verlegung wird das Austreten des Isetflusses aus seinen früheren Ufern angegeben; eine Angabe, deren Richtigkeit durch eine an Ort und Stelle bewerkstelligte Besichtigung vollkommen bewährt wird. Der Fluß hat sein früheres Bette verlassen, welches nun in eine schöne Wiese umgewandelt ist. Dieser Umstand scheint zu der Entdeckung des Bernsteins in dieser Gegend die erste Veranlassung gewesen zu sein. Denn beim Aufgraben des

Erdreichs, an der Stelle wo früher das Dorf lag, stieß man auf mehr oder weniger große Stücke faulen Holzes von dunkelbrauner Farbe, welche mit Würfeln von Schwefelkies wie besäet, auch mit Stücken Bernstein reichlich bedeckt waren. Ich zweifele nicht im mindesten, daß dieser Bernstein ein wirkliches Holzharz ist, zwar umgestaltet, vielleicht durch Schwefelsäure oder irgend eine andere Säure, wovon ich als Beweis nur ein ziemlich großes Stück faules Holz anführe, welches augenscheinlich von einem Kiefer- oder Tannenstamme abgehauen oder abgebrochen war, und dessen grobe kreisförmige Lagen mich zu dieser Vermuthung führen. In der Mitte dieses Stammholzes war ein Ast, und die dadurch gebildete Fuge war mit einem Harz angefüllt, welches nach den chemischen Untersuchungen des verstorbenen Akademikers Lovitz für ächten Bernstein erkannt wurde. In der Gegend, welche ich beschrieben, ist viel Schlamm und es sind dort auch unleugbare Spuren von früher daselbst gestandenen Viehställen."

Zufolge dieser Anzeige war das Jekatrinburgische Oberbergamt angewiesen worden, genaue Nachrichten von dem Vorkommen des dasigen Bernsteins einzuziehen und hierher einzusenden, welches letztere mit Beilegung von einigen Stücken Bernstein, die gegenwärtig im Museum des Berginstituts niedergelegt sind, geschehen ist. Folgender Auszug aus dem Berichte des Kapitäns Barozzi de Elsa enthält die eingegangenen Nachrichten, das Vorkommen des Bernsteines betreffend.

Die Ortschaft Koltschedanskoje befindet sich im Kamyschlowschen Kreise des Permschen Gouvernements auf dem linken Ufer des Isets, 18 Werst östlich vom Kamenskischen Hüttenwerk, welches im Jekaterinburgischen Kreise gelegen ist. Das Gebirge dieser Gegend gehört zur Braunkohlenformation und ist zusammengesetzt aus Sand, Thon, Agglomeraten und verschiedenen Arten von Sandstein, welche sehr deutlich parallel über einander geschichtet sind; die Flötze sind nicht gleich mächtig und in ihrer Ausdehnung durch Spalten

zertheilt, was ihnen stellenweise das Ansehen einer künstlichen Mauer giebt. Der Sandstein ist meist von grauer Farbe, jedoch bemerkt man an ihm auch verschiedene Nüancen des rothen, braunen, gelblichgrünen, weißen und röthlichbraunen. Durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft wird letzterer blaßgelb und verwittert in dem Grade, daß er von einem gelinden Schlag in Stücke zerfällt. Alle diese Sandsteine sind ein Gemenge von Quarz, Lydischem Steine und dünnschichtigem kohlensaurem Kalk, welche durch einen thonigen Kitt zusammengehalten werden. Man findet unter den Sandsteinen auch so harte, daß sie vortheilhaft zu Mühlsteinen gebraucht werden, mitunter sind sie auch bröcklich wie Agglomerate. Der Fuß und die Abhänge der Gebirge sind mit reinem Haufwerk, welches aus Bruchstücken des nämlichen Sandsteins, die durch ein lehmiges Cement verbunden sind, bestehet, die Thäler und Wiesen aber mit einer Art Stapelfluhr, aus Geschieben der hiesigen Gebirgsarten gebildet, bedeckt. Bei der genauern Untersuchung der Ufer des Issets hat sichs ergeben, daß dieselben aus aufgeschwemmten thonigen und sandigen Gebirgsschichten zusammengesetzt sind, welche in folgender Ordnung mit einander abwechseln. Die oberste Schicht des Ufers bildet eine Lage von Sand und Lehm, welcher Geschiebe und scharfkantige Bruchstücke von dem in dieser Gegend anstehend vorkommenden Sandstein hält; darauf folgt eine Schicht grobkörnigen Sandes, welcher Geschiebe von den nämlichen Gebirgsarten nur in einem mehr verwitterten Zustande enthält; unter diesem liegt ein Flötz mürben Sandsteins, von einer rothbraunen, stellenweise sich in die blaßgelbe verlaufenden Farbe. Unter diesem liegt ein Flötz von klebrigem grauen Thon, welcher mit aufgelöster Braun- theils mit Erdkohle gemengt ist; in diesem Flötz findet man kleine Stücke Bernstein. Unter diesem Flötz folgt verwitterter Lignit, welcher wenig Lehm und stellenweise Schwefelkies hält. In diesem Lignit kommt der Bernstein häufiger und in

größeren Stücken vor. Noch tiefer liegt ein dünner Flöz von feinkörnigem Sandstein von graulich gelber Farbe, unter diesem ein Flöz von grauem Thon, welcher mit Lignit, Kohle von Holztextur und Kiesen gemengt und an Bernstein reicher als die obern Schichten ist. Dieses Flöz liegt auf verhärtetem weißen Thon, welcher allem Anschein nach durch Feldspathverwitterung entstanden ist und auf Kalkstein ruht, wahrscheinlich dem nämlichen, welcher vom Kamenskischen Hüttenwerke an bis zur Ortschaft Koltschedanskoje die Ufer des Iset bildend, sich nach und nach verflächt, und am letztgenannten Ort in die Erde einschließend, dem Sandstein die Stelle einräumt. Im frischen Anbruch ist der hiesige Bernstein nicht hart, und riecht wie Holz oder wie Kiefernharz. Wenn er einige Zeit an der Luft gelegen, wird er hart und verliert den ihm eigenthümlichen Geruch. Es giebt Stücke, welche einen merklichen Grad von Zähigkeit haben, anderen geht diese Eigenschaft eben so ab, wie dem Pechstein. Sein Bruch ist muschlig; im Feuer brennt dieser Bernstein, und schmilzt dabei, jedoch ohne Tropfen zu bilden; während dem Brennen verbreitet er einen aromatischen Geruch, erzeugt viel Ruß, und das Residuum des Verbrennens ist eine zerfallene Kohle. Man findet ihn von verschiedenen Farben, und zwar: Honiggelb, gelblich und röthlich braun, auch gelblich weiß; er hat einen Oelglanz. Man findet ihn in abgerundeten Stücken, in Körnern, in stumpfeckigen Massen mit rauher Oberfläche, auch in Stalaktitform. Seine specifische Schwere ist nicht immer gleich, indem es Stücke giebt, die auf dem Wasser schwimmen, während andere zu Boden sinken. Außerdem findet man Stücke von braunrothem Pech, dem Erdpech (bitumen Asphaltum) ähnlich, welches beim Brennen einen durchdringenden Geruch verbreitet und leicht schmilzt; nach dem vollkommenen Verbrennen desselben bleibt Asche zurück.

VI. Literarische Chronik.

Die Zuckerbereitung aus Runkelrüben in ihrer Beziehung zur deutschen Landwirthschaft von Dr. L. F. Bley. Nebst einem Anhang über die großsprecherischen Anpreisungen der geheimnißvollen Zier-Hanewald-Arnoldischen Runkelrübenzuckerfabrikation von Prof. Dr. F. W. Schweigger-Seidel. Mit 2 Kupfertafeln zur Erläuterung des Planes einer Runkelrübenzuckerfabrik für gewöhnliche Landwirthschaften. Halle 1836.

Wenn vor noch nicht langen Jahren der Betrieb der Landwirthschaft ziemlich einfach war, und sich auf zweckmäßige Bestellung des Ackers, auf Säen und Erndten der verschiedenen Feldfrüchte beschränkte, wozu das praktisch Erlernte hinreichte, so ist durch die in unsern Zeiten so wesentlich veränderten Handelsverhältnisse eine so bedeutende Umgestaltung in dem Betriebe der Landwirthschaft herbeigeführt worden, daß der nach altem Brauche auf Säen und Erndten sich beschränkende Landwirth kaum sich zu erhalten im Stande ist, und nur dann auf einen seine schwere Mühe einigermaßen lohnenden Vortheil hoffen darf, wenn er sich nach den Umständen fügt, und das auf seinem Acker producirt, was gerade jetzt den meisten Nutzen abwirft. Um diesen Zweck aber erreichen zu können, muß sich oft der jetzige Landwirth mit Gegenständen bekannt machen und sich Kenntnisse erwerben, von denen die Voreltern sich nichts träumen ließen, und je kenntnißreicher, je unterrichteter er ist, desto mehr wird er im Stande sein, die verschiedenen Zweige der jetzigen Landwirthschaft zu umfassen und mit Vortheil zu betreiben. Ein blos mechanisches Anlernen kann durchaus nicht mehr genügen, wird vielmehr nicht selten Schaden bereiten, welchen der mit Kenntnissen ausgerüstete Landwirth oft durch bisweilen unbedeutend scheinende aber augenblickliche Hilfe abzuwenden vermag.

Die gegen die früheren Jahre so bedeutend verminderte Ausfuhr an Getreide, dem früher fast ausschließlichen Erzeugnisse unsrer Provinz, führte und führt die Nöthigung herbei, entweder diese Erzeugnisse anderweitig zu verarbeiten, oder andere, welche mehr begehrt werden oder auch bei eigener Verarbeitung größern Vortheil abwerfen,

an deren Stelle zu produciren. Verminderter Absatz der Getreidearten führte die auf wissenschaftliche Kenntnisse basirte Verbesserung der Branntweindestillation herbei, und derselbe Grund hebt jetzt besonders den Anbau der Runkelrübe in dem Grade, als die durch wissenschaftliche Bearbeitung dieses Gegenstandes bis zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gebrachte Methode, aus den Runkelrüben einen dem Rohrzucker völlig gleichen weißen krystallisirten Zucker darzustellen, die sich darbietenden Schwierigkeiten besiegen lehrte. So lange jedoch die Ausbeute an krystallisirtem Zucker aus den Runkelrüben nur 4 bis höchstens 5 Proc. betrug, mußte die fabrikmäßige Bereitung des Runkelrübenzuckers beinahe auf diejenigen Länder beschränkt bleiben, in welchen der Colonialzucker sehr hoch besteuert ist, wie in Frankreich, oder wo die gebirgige Beschaffenheit des Landes den Transport sowohl der Landesprodukte als der Colonialprodukte erschwert und vertheuert, wie in Böhmen. Nur wenn es gelingt, durch einfache, leicht ausführbare und wenig kostspielige Methoden die fremdartigen Bestandtheile aus dem Safte der Runkelrüben, welcher damit bei weitem mehr belastet ist, als der Saft des Zuckerrohrs, abzuscheiden, und eine Ausbeute an krystallisirtem Zucker aus den Runkelrüben zu gewinnen, welche der aus dem Zuckerrohr nahe kommt, nur dann wird auch in den dem Handel leicht zugänglichen Ländern die fabrikmäßige Darstellung des Runkelrübenzuckers ohne Besorgniß unternommen werden können. Solche Methoden aufzufinden, hat man sich jetzt aufs höchste angelegen sein lassen, und diese Bemühungen scheinen denn auch durch günstige Erfolge belohnt worden zu sein.

Bei dem in unsern Tagen auf diesen Gegenstand gerichteten eifrigen Bestreben hat es natürlich an schriftlichen Belehrungen und Anweisungen nicht fehlen können, und zu den besten Schriften dieser Art gehört unbedenklich die oben angezeigte. Sie wird eröffnet durch einen kurzgefaßten geschichtlichen Ueberblick, welchem eine kurze Betrachtung über den Bau der Runkelrüben folgt. Als die zur Zuckerfabrikation am besten geeignete Rübe wird die schlesische weiße Rübe, Beta alba, von der mehre Spielarten bekannt sind, bezeichnet. Daß hiebei die Beschaffenheit des Bodens von dem wesentlichsten Einflusse sei, ist nicht übergangen und das Erforderliche in dieser Hinsicht angeführt. Wichtig ist die Betrachtung der Bestandtheile, von welchen der krystallisirbare Zucker hier den Werth der Rüben entscheidet, in denen aber, nach Verschiedenheit der Art, der Gehalt an Zucker sehr verschieden

ist, und der nach Pelouze zwischen 5,8 und 9,8, nach Herrmann zwischen 8,33 und 12,13 Proc. schwankt. Aber auch die Größe der Rüben und der Zustand der Reife ist von dem wesentlichsten Einfluß, so daß nach Herrmann reife Rüben von ¼ Pfund Gewicht 13, von 3 Pfund Gewicht aber nur 6—7 Proc. gaben. Wie sehr die zunehmende Reife den Zuckergehalt der Rüben vermehre, zeigen die Erfahrungen von Pelouze, welcher aus denselben Rüben am 2. Septbr. 6, und am 28. desselben Monats 9 Proc. Zucker erhielt. Dieser Zucker ist seinem ganzen Gehalte nach krystallisirbar, könne aber durch verschiedene Umstände in unkrystallisirbaren oder sogenannten Schleimzucker übergehen, welcher Erfolg besonders leicht durch freie Säuren herbeigeführt wird, welche daher möglichst bald durch Kalk zu neutralisiren sind, da dieser letztere keine nachtheilige Einwirkung äußert.

Um den Saft aus den Runkelrüben zu gewinnen, müssen diese aufs vollständigste zerrieben werden, damit nicht ein Theil des Saftes in den kleinen Zellen, die etwa unzerrissen blieben, zurückgehalten werde und verloren gehe. Um eine solche vollständige Zerreibung der Rüben zu bewirken, wird eine von dem Schleusenmeister Herrn Bähr in Bernburg erfundene Maschine als höchst zweckmäßig empfohlen. Die weitere Verarbeitung des durch Auspressen der zerriebenen Rüben gewonnenen Saftes wird dann mit Klarheit und Deutlichkeit beschrieben, so daß es Jedem leicht sein wird, dieser Anweisung zu folgen. Die erste Läuterung des ausgepreßten Saftes durch Schwefelsäure möchte wohl der gleichfalls empfohlenen durch Kalkbrei nachzusetzen sein, da bekanntlich die erstere so leicht auf den krystallisirbaren Zucker einwirkt und ihn in unkrystallisirbaren verwandelt.

Die von dem Verf. mitgetheilten Bemerkungen über Raffinirung des Zuckers, Darstellung der Thierkohle, über einige Maschinen u. s. w. wollen wir hier übergehen, und nur noch mit wenigen Worten des Plans zu einer Fabrik für Rohzucker aus Runkelrüben bei einer Verarbeitung von 10000 Ctr. im Jahre gedenken. Hiebei ist vor Allem zu berücksichtigen die Art des Bodens der zum Baue der Runkelrüben zu benutzenden Felder, nächstdem der Preis des Feuermaterials und das Arbeitslohn. Es wird dann eine ungefähre Berechnung der Kosten und des Ertrages aufgestellt, und bei der Verarbeitung von 10000 Ctr. Rüben werden die Ausgaben mit 7964 Thlr., die Einnahmen aber mit 12358 Thlr. in Anschlag gebracht, wobei nur angenommen ist, daß 7 Proc. Rohzucker, zu 16 Thlr. der Ctr., und

1½ Proc. Melasse, zu 5 Thlr. der Ctr., an Ausbeute erhalten worden. Der hiebei sich ergebende Gewinn von 4394 Thlr. würde natürlich noch bedeutend gesteigert, wenn statt der angenommenen 7 Proc. Rohzucker 9 bis 10 Proc. erhalten würden, wie in dem Jahre 1835 häufig erhalten worden sei, denn auch der Verfasser habe als Minimum 8,75 und als Maximum 9,25 Proc. Rohzucker gewonnen.

Diesem in jeder Hinsicht sehr lesenswerthen Schriftchen ist von dem Herrn Prof. Dr. Schweigger-Seidel der auf dem Titel angegebene Anhang beigegeben worden. Die Redaction dieser Blätter muß sich von dieser bereits zur Streitsache gewordenen Angelegenheit ferne halten, kann jedoch den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Herrn C. H. Weise gefallen haben möge, in seiner „gründlichen Beleuchtung" 2c. eine anständigere, für den Gelehrten mehr schickliche Sprache zu führen, da er es mit einem in jeder Hinsicht höchst ehrenwerthen Manne zu thun hatte, der nur aus den reinsten Beweggründen sich gedrungen fühlte, sich gegen die Geheimnißkrämerei zu erklären. Wer wird es nicht, für unsere Zeiten wenigstens, auffallend finden, wenn in den Anpreisungen von der unschätzbaren Erfindung des Dr. Zier die Rede ist, welche den Ruhm der Erfindung und ihrer höchsten Vollendung zum ungetheilten Eigenthume Deutschlands, den neuesten Erfinder aber zu einem seiner größten Wohlthäter mache? Wie wenig ernstlich aber es mit der, an und für sich unmöglichen, höchsten Vollendung der neuen Erfindung gemeint sei, geht aus dem §. V. des mit dem Käufer des Geheimnisses abzuschließenden Vertrages hervor, durch welchen derselbe verpflichtet wird, die neuen vortheilhaften Entdeckungen hinsichtlich der Bereitung des Zuckers aus Rüben, welche er bis zum Schlusse des Jahres 1838 etwa machen, oder von denen er anderweitig Kenntniß erhalten sollte, unentgeldlich mitzutheilen. Beiden contrahirenden Theilen wollen wir übrigens wünschen, damit ihnen beiderseitig aus ihrem Vertrage keine Unannehmlichkeiten erwachsen, daß die als Geheimniß verkaufte Methode sich für alle Jahre bewähren, und immer eine Ausbeute von 9 Proc. krystallisirtem Rohzucker gewähren möge.

Schlüßlich wollen wir noch des von Dubrunfaut gemachten, uns sehr zweckmäßig erscheinenden Vorschlages gedenken, die zur Zuckerfabrikation bestimmten Rüben zu schwefeln, auch dieselben in einer Atmosphäre von schweflichter Säure aufzubewahren, da, wie bekannt, die schweflichte Säure tödtend auf das in den Rüben enthaltene Ferment wirkt, und durch Verhinderung der Gährung der Umwandlung des krystallisirbaren Zuckers in unkrystallisirbaren vorgebeugt wird.

ein Werke einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derselben zu sorgen, sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehrenwerthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten über ihre Schriften.

7. Anhang.

In Schlesien ist die rühmliche und empfehlungswerthe Sitte allgemein geworden, dem Verstorbenen in den Provinzial-Blättern ein ehrendes Andenken zu erhalten. Es ist eine heilige Schuld, wofür sie auch wohl in Preußen anerkannt werden wird. Die Theilnahme der Freunde und Bekannten in Anspruch zu nehmen, ist ein Trost für den Zurückgebliebenen, und die Biographie eines, wenn auch schlichten, aber redlichen Mitbürgers erregt allgemeines Interesse, denn wie wunderbar, belehrend und erheiternd sind oft die Geschicke des Einzelnen. Solchen Anzeigen wird der Anhang gewidmet sein. Alle übrigen, blos persönlichen Nachrichten und Anzeigen aller Art, werden gleichfalls in diesen Anhang aufgenommen.

Diese Zeitschrift, deren Plan ursprünglich Herr Stadtrath Hartung entworfen, dann aber wohlwollend der Anstalt zur Rettung verwahrloster Kinder überlassen hat, wird in ihrer jetzigen Gestalt von dem Unterzeichneten herausgegeben. Der Ueberschuß der Einnahme fließt der Kasse des Vereins zu. Aufsätze, Gelder, Notizen u. s. w. außerhalb Königsberg bitte ich **unmittelbar an den Verein zur Rettung verwahrloster Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein"** zu senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der Post wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze in der Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24., abgeben zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden mir sehr willkommen sein; ich bitte um dieselben angelegentlichst und ergebenst.

Die Antwort auf das Sendschreiben an die Stadtverordneten-Versammlung zu Elbing hat nicht aufgenommen werden können, weil sie erst nach Abdruck dieses Heftes eingegangen ist. Sie wird im folgenden Hefte erscheinen.

Richter.

Druckfehler im August-Heft.

S. 183 Z. 12 von unten lies: „höhere Weihe" statt: sichere Weise.

Inhalt.

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 3. September.

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von

D. W. L. Richter,

Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Sechzehnter Band.

October-Heft.

Königsberg, 1836.

Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.

In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Dem Inhalte nach zerfällt diese Zeitschrift in folgende Hauptabtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Berichte über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch über den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlthätige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtungen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und deren Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwesen, als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsätze: Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbegriff der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelner Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten rc. e) Ueber Handel und Gewerbe. Aus- und eingegangene Schiffe in den 3 Häfen. Fabriken, besonders Tuch- u. Leinwandbereitung, Garn- und Wolle-Ausfuhr. Berichte über die vorzüglichsten Märkte und über Marktpreise in allen bedeutenden Städten der 4 Regierungsdepartements. f) Einwirkung der Staatsverwaltung und neuen Gesetzgebung. g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobachtungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschichte. h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke dieser Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslieder, und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen, Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werden hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubiläen, — Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und großer köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfälle. g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegebenen Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher. Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker werden daher hiemit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruck-

I. Ueber die Wichtigkeit des Studiums der Versteinerungen, mit Rücksicht auf die Verdienste Preußischer Forscher um dasselbe.

Vorgetragen in der Königlichen Deutschen Gesellschaft am Krönungstage 1835 von J. G. Bujack.

Zum erstenmal wird mir die hohe Ehre zu Theil, an dem glorreichen Feste der Preußischen Krönung vor einer durch äußern und innern Glanz gleich ausgezeichneten Versammlung öffentlich zu reden. Womit könnt' ich würdiger beginnen, als auf die Gefühle hinzudeuten, die an dem heutigen Tage des Patrioten Brust, besonders aber die meinige durchdringen, da die Mildthätigkeit Friedrich des ersten am ersten Krönungsfeste das hiesige Königl. Waisenhaus ins Leben rief, das auch mir als verwaisetem Knaben einst Vaterhaus wurde. Körperliche und geistige Pflege ward mir hier bis in das freier sich bewegende Universitätsleben hinein durch die Gnade unseres über alles Lob erhabenen Königs zu Theil. Ich finde keine Worte, die Gefühle einigermaßen auszudrücken, welche in meinem Innern lebendig sind, Gefühle, die nicht zur Schau getragen sein wollen, aber das darf, das muß ich aussprechen, daß es mein heiliger Vorsatz sein und bleiben wird, durch Gesinnung, Wort und That zu bekunden, wie viel ich dem ruhmgekrönten Vater des Vaterlandes schulde. Gott erhalte Friedrich Wilhelm III. und sein erlauchtes Königliches Haus zum dauernden Segen und erhabenen Vorbilde seinem treuen Volke noch recht lange, und lasse den reichen Segen seiner Regierung bis auf die spätesten Geschlechter sich verbreiten! Sie aber, hochverehrte Anwesende, wollen es erlauben, daß ich Ihr geneigtes Gehör und nachsichtiges Urtheil mir erbitte für die Betrachtung, mit welcher die Wissenschaft das glorreiche Fest noch zu feiern wünscht.

Nicht das organische Leben allein bietet Räthsel dar, sondern auch in Stein sind sie geschrieben, doppelt schwer zu lösen als Zeugen einer unbekannten Zeit, und lange vor uns lenkten sie die Aufmerksamkeit manches Denkenden auf sich, der ihre Deutung so oder anders versuchte. Schon den Alten war es bekannt, daß Reste von Meeresthieren entfernt vom Meere auf hohen Gebirgen lagern. So soll der berühmte Philosoph Xenophanes aus Kolophon von Fischabdrücken in den Steinbrüchen von Syracus und in den tiefen Marmorfelsen von Paros geredet haben. Herodot spricht von fossilen Conchylien, in Aegyptens Bergen gefunden. Auch dem großen Stagyriten Aristoteles waren solche Versteinerungen nicht unbekannt, und aus Theophrast sieht man, daß ihm fossile Fische vorgekommen waren, obwohl ihm ihr Vorkommen räthselhaft geblieben zu scheint. Strabo, Virgil, Ovid, Seneca und Plinius kannten die Existenz der Versteinerungen. Letzterer erwähnt Ammonshörner in Aethiopien, ohne daß er ihre thierische Natur erkannt hätte. Schon im Alterthum entstand auch die im Mittelalter vorzüglich herrschend gewordene Ansicht, daß die Versteinerungen keine Ueberreste organischer Körper, sondern Producte der überall bildenden Kraft der Natur seien, welche die Formen des organischen Lebens nachahme, ohne ihnen dasselbe verleihen zu können. Man sah sie demnach als Naturspiele an und als Producte der vis plastica oder formativa der Natur. In dem festen Glauben an diese hielten Sachs v. Löwenheim und Kircher die fossilen Knochen für mit Salpetersäure gemischten Mergelschlamm, und das Colleg. medicum in Gotha erklärte das 1696 zu Burgtonna ausgegrabene Elephantengerippe für zufällig aus Bolus entstanden. Dieselbe Ansicht liegt zum Grunde, wenn Raumer die Folge von der halbmetallischen Glanzkohle, welche keine Vegetationsspur zeigt, bis zum festen vegetabilen Holze der jüngsten Gebirge als eine Entwickelungsreihe ungeborner Pflanzenembryone ansieht, und

wenn der Graf v. Buquoi (Isis 1834 S. 773) die Versteinerungen als unterirdische Gebilde eigenthümlicher Art, als selbstständige Producte der Erdvitalität betrachtet. Der Bibliothekar Menzel widerlegte das hohe Collegium mit schlagenden Gründen, und er sowohl als Scheuchzer und Carl wiesen nicht nur siegreich in diesen Knochengebilden wirkliche Knochen nach, sondern erklärten sie auch für Zeugen und Zeichen der Sündfluth. Der wackre Scheuchzer schrieb in Folge dessen einen eignen Tractat über den Homo diluvii testis, der aber leider treulos wurde, da er sich in einen versteinerten Wels verwandelte, bis ihn Cuviers plastische Untersuchungen zu einem gigantischen Salamander umformten und auf sein wahres Sein zurückführten. Sogar schon in den ersten Jahrhunderten nach Christus hatte man in den fossilen Knochen wahre Knochen erkannt, aber sie auf Riesenmenschen bezogen. Mehre Kirchenväter, namentlich der heilige Augustinus und Andere, wie Hernandez, Acosta, Torrubia und Plater gaben sie für wirkliche Knochen von Riesenmenschen oder von Heiligen, wie vom heiligen Christoph, aus. Während der Regierung Ludwigs XIII. wollte man kolossale in der Dauphiné gefundene Knochen zu Gebeinen des Teutobochus, Königs der Cimbrer, machen. Selbst in unserer Provinz sind solche angebliche Riesengerippe hin und wieder in der Erde gefunden worden, z. B. bei der Grundlegung des Dönhoffstädtschen Schlosses, bei Johannsdorf in Elbings Nähe bei der Erbauung einer Mühle; auch bemerkt Bock, daß man in früheren Zeiten an vielen unserer Preußischen Kirchthürme dergleichen Riesenknochen angeheftet gesehen habe. Wie weit man in diesem Wahnglauben gegangen, läßt sich auch daraus ersehen, daß eine an der jetzt zerstörten St. Albanskirche in Mainz noch 1624 über der Kirchthüre aufgehängte Wallfischrippe vom Volke für die Rippe einer unbekannten heiligen Riesenjungfrau gehalten wurde. Wahrscheinlich ging aus diesem lächerlichen Wahne auch der

sonderbare Calcul hervor, durch welchen, wie Geoffroy St. Hilaire erzählt, der Französische Akademiker Henrion 1718 ermittelt haben wollte, Adam sei 123 Fuß hoch gewesen, Noah etwas über 100 Fuß, Abraham 80 Fuß, Moses 30 Fuß, Hercules 10 Fuß, Alexander 6 Fuß und Cäsar nicht ganz 5 Fuß. Zum Glück brach sich der Zahlen Macht an Cäsar, denn wozu wären wir sonst längst schon reducirt! — Tiefe Wurzeln hatte der in Rede stehende Wahn geschlagen, weil es gar nichts half, wenn Männer wie Feyjoo und Sloane auf dem Wege der vergleichenden Anatomie darzuthun bemüht waren, die Interpreten der fossilen Gebeine hätten Knochen von Säugethieren unter Händen gehabt. Solche Verkennung darf uns jedoch auf diesem Gebiete nicht befremden, denn Aehnliches begegnet uns auf den ersten Entwicklungsstufen einer jeden Wissenschaft, und es ist bekannt genug, daß das Kind nicht plötzlich auf der geraden Linie gehen lernt, wohl aber muß es uns befremden, wenn in einer Zeit, wo man längst den richtigen Weg eingeschlagen hat, und wo die sämmtlichen Zweige der Naturwissenschaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte sich gegenseitig hilfreich die Hand bieten, Hypothesen auftauchen, die die fossilen Thiere sogar aus der Sonne ableiten. Herr Wagener, Superintendent a. D. in Potsdam, läßt in einer kleinen, im vorigen Jahre erschienenen, Schrift*) die Bestandtheile der Erde einst der mütterlichen Sonne angehören und von ihr ausgeschleudert werden. Der Erdball erhielt, wie er sagt, gleich bei seiner Trennung von der Sonne seine jetzige polarische Stellung, und die urzeitliche Katastrophe, in welcher Mutter Sonne ihren Erdplaneten gebar, bewirkte jene klimatische Umwandlung eines Theils der füheren tropischen Sonnenmasse. Die mit ausgeworfenen tropischen Thiere der Sonne mußten folglich in einer so kalten Erdzone

*) Der Sonne Kinder, von S. C. Wagener. Potsdam 1835.

zur Stelle ihren Tod finden, und die plötzlich zu Eis gerinnende Wassermasse war im Stande, selbst das Fleisch jenes Vierfüßlers Jahrtausende hindurch frisch und unverdorben zu erhalten. Diese Sonnenthier-Hypothese wird bei den Naturforschern schwerlich Glück machen, da der Urheber derselben unbeachtet gelassen hat, daß Thiere wie das Mammuth, Mastodon, Megatherium rc. mit ähnlicher Organisation wie unsere dermaligen Wirbelthiere auch ähnlicher Subsistenzmittel, namentlich atmosphärischer Luft, pflanzlicher oder thierischer Nahrung, kurz Verhältnisse wie sie die Erde dermalen darbietet, bedurften. Diese Bedingungen aber nöthigen zu der unstatthaften Voraussetzung, daß die solarischen Verhältnisse den terrestrischen identisch sind; mithin erfordert diese Hypothese zu ihrer Grundlage eine neue Hypothese, und hierdurch spricht sie sich selbst das Urtheil, zumal es, wie Humboldt gezeigt hat, noch immer fraglich ist, ob zur Erklärung des mit Muskelhäuten und weichen Theilen versehenen Mammuth, den Adams 1803 im Eise der Lena entdeckte, eine plötzliche Erkaltung angenommen werden müsse.

Auf ähnliche Weise wie die fossilen Knochen sind auch die Schalthier-Versteinerungen verkannt worden. Obgleich schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Töpfer Palissy die Ansicht aufstellte, daß die Versteinerungen einen Aufenthalt des Meeres in den Gegenden, wo sie sich vorfinden, bedeuten: so hatte er doch von den Anhängern der Naturspiel-Hypothese viel zu leiden. Im 17. Jahrhundert bekämpfte Fabio Colonna in Italien die irrigen Vorstellungen, und unterschied zuerst versteinerte Meer- und Landschnecken in den Erdschichten, und Stenon verglich schon die fossilen Conchilien und Fische mit lebenden. Die irrigen Vorstellungen verschwanden langsam; selbst in der Zeit, wo die wahre Natur der Versteinerungen nicht mehr verkannt wurde, fehlte es nicht an Zweiflern, welche die Entfernung derselben vom Meere dadurch zu erklären

suchten, daß sie annahmen, Affen, oder wie Voltaire meint, Pilger hätten sie an die dem Meere fern gelegenen Orte hingebracht.

Aehnliche Schwierigkeiten als das Vorkommen kolossaler Thiere, deren Geschlechtsverwandte heut zu Tage nur zwischen den Tropen leben, führte die Beobachtung fossiler wirbelloser Thiere in bedeutenden Höhen mit sich, und verschieden waren die Versuche zu ihrer Lösung. Der fleißige Besucher der Pyrenäen, Ramond, fand nämlich auf den höchsten Bergen wie auf dem Montperdu in einer Höhe von 8400 F. noch Conchilienreste, z. B. austerartige Muscheln. Der umsichtige Ulloa entdeckte auf den Peruanischen Gebirgen in einer Höhe von 13,000 F. Steinkohlenlager, worin fossile Reste von Meeresthieren waren, und nach dem Zeugnisse des Abbé Molina sollen ähnliche Versteinerungen auf dem Gipfel des noch weit höhern Descabesado in Chili vorkommen. Dr. Gerard stieß bei seinen Wanderungen in den Himalaya-Gegenden in einer Höhe von 15,500 F. auf zahlreiche Muschelthier-Versteinerungen; auch d'Orbigny sah' auf einer Hochebene der Anden, mehr als 12,000 F. über dem Meeresspiegel, noch fossile Seethiere; der neuerdings gefundenen fossilen Knochen inmitten der goldhaltigen Bodenlager auf dem Rücken des Ural, und der Mastodonten auf den Hochebenen von Mexico und Quito in einer Höhe von 1200 bis 1500 Toisen nicht zu gedenken.

Die frühere Annahme, nach welcher diese Thierreste zu solch' bedeutenden Höhen durch das Fluten des Meeres getragen wären, ist unstatthaft, wenn auch Männer wie Halley und La Place sich für sie erklärt haben: denn mag man, um einen solch hohen Meeresstand herauszubekommen, einen Kometen zu Hilfe rufen oder nicht; immer bleibt es sehr räthselhaft, wo solch ein ungeheures Wasserquantum, das jetzige um mehr als 15,000 F. über sein Niveau erhöht gedacht, geblieben sei. Zu dieser großen Schwierigkeit

gesellt sich noch eine andere. Wenn nämlich der Ocean die ganze Erde und die höchsten Berge auf derselben überschwemmt hätte, so müßte fast überall auf den höhern und höchsten Punkten der Gebirge Anschwemmungen sich finden, die auf diese Weise entstanden wären. Das angebliche Diluvium bedeckt aber nur, wie Boué gezeigt hat, große Ebenen, die Ufer großer Flüsse und einige nicht sehr hohe Plateaus, oder wenn man es in bedeutenden Höhen findet, so überlagert es abgesonderte Becken und erstreckt sich von diesen nicht direkt nach dem Meere.

Das Phänomen der versteinerungsführenden Gebirgsschichten in bedeutenden Höhen läßt sich demnach viel ungezwungener durch partielle Hebungen erklären. Die Erdrinde ist nämlich durch ihr inneres feuriges Agens unzählich oft verändert worden, wie die sich immer wiederholenden Inselgeburten und Ländererhebungen dies zur Genüge darthun, und durch Erhebungen von innen heraus können die im Ocean erzeugten Schalthiere mit dem Meeresbette zugleich zu ihrer dermaligen Höhe erhoben worden sein. Die Erhebungs-Theorie, welche durch die sinnreichen Untersuchungen L. v. Buch und Elie Beaumonts auf eine Weise bestätigt worden, daß sie aus der Klasse der Hypothesen fast ausgeschieden in eine von allen Seiten beglaubigte, wenn gleich nicht auf alle Phänomene anwendbare Wahrheit sich verwandelt hat, leistet uns hier die besten Dienste.

Die richtige Ansicht der Versteinerungen, welche durch natürliche Vorurtheile schon so erschwert wurde, hatte leider auch im Betruge einen Feind zu bekämpfen. Schon vor einigen Jahrhunderten wurden auf Schieferthon und Kupferschiefer Bildnisse von berühmten Männern, Fürsten, Päpsten und Heiligen kenntlich eingegraben und für wundervolle Petrefacten von gleichem Alter als die Fischabdrücke ausgegeben. Ihre Aechtheit nahmen selbst gelehrte Männer für unbezweifelt an. Besonders aber gehören hierher die Würzburger

Versteinerungen. In erhabener Arbeit waren unförmliche Salamander, mißgestaltete Raupen, geflügelte Insecten, Spinnen im Gewebe, Hebräische Buchstaben ꝛc. auf Kalkstein oder verhärteten Mergel sehr grob ausgeschnitten, und diese Stücke mit ächten Versteinerungen gemengt an einem Berge bei Würzburg von lustigen Burschen vergraben worden. Der bischöfliche Leibarzt Dr. Beringer wurde veranlaßt sie zu finden, und hoch erfreut darüber machte er öffentlich seine Raritäten in einem sehr gelehrten Specimen mit 21 Kupfertafeln in Folio bekannt. Ueberrascht wurde unser leichtgläubige Doctor anfangs durch den Widerspruch, der in den gelehrten Blättern wiederholt sich gegen ihn erhob, gewann es jedoch über sich, sein Ohr der Stimme der Wahrheit zu leihen, und es gereicht ihm wahrhaft zur Ehre, kurz vor seinem Tode in der gelehrten Leipziger Zeitung seinen groben aus Leichtgläubigkeit entstandenn Irrthum bekannt zu haben.

Doch es ist Zeit zur Wichtigkeit des petrefactologischen Studiums überzugehn. Vielleicht so mancher dürfte sich wundern, wenn er den Versteinerungen und ihrem Studium einen hohen Werth beilegen hört. Was kann den unansehnlichen Bruchstücken von Thierpflanzen, zum Theil in Stein verhüllt, eine besondere Wichtigkeit verleihen? was in aller Welt Conchilien, denen der Glanz und die Schönheit ihres natürlichen Zustandes mangelt? was endlich gar halb vermoderten Knochen und unkenntlichen Abdrücken von Farren und Fischen? Ein hohes Interesse an solchen unansehnlichen Natur-Reliquien mag im ersten Augenblicke eher wunderlich als wissenschaftlich begründet erscheinen. Und doch haben Franzosen und Engländer, hinter denen die Deutschen nicht zurückgeblieben sind, seit ein paar Decennien sich mit dem größten Eifer bemüht, dieses Studium durch gehaltvolle Leistungen zu fördern; ja in England ist es sogar Modestudium geworden: denn hier haben selbst Damen mit günstigem Erfolge sich demselben hingegeben, wie die Beiträge

beweisen, welche die Damen Miß Bennet, Baker rc. dem Petrefactologen Sowerby für seine Bearbeitung der Engl. Versteinerungen lieferten. Es ist daher wohl nicht ganz überflüssig, die Wichtigkeit des petrefactologischen Studiums etwas schärfer ins Auge zu fassen.

Einmal hat alles Geheimnißvolle und Dunkle an sich schon einen besondern Reiz. Der Trieb zur Erforschung desselben ist in unsere Natur tief eingepflanzt und bestimmt schon den Knaben sein Spielzeug zu zertrümmern, um dessen innern Mechanismus kennen zu lernen. Mit einem schwer zu lüftenden Schleier hat aber die Natur nicht nur das wundervolle Wechselspiel ihrer Kräfte, sondern auch ihre urweltlichen Geschöpfe verhüllt. Es schwebt über jener uralten Zeit feierliche Stille der Nacht. Aus Trümmern und Gräbern redet in schwer verständlichen Tönen eine kaum geahnete Vorwelt zu uns herauf. Vor unsern staunenden Blicken ziehen vorüber die erstarrten Zeugen jenes urweltlichen Erdlebens, und wie beim unsichern Scheine halbbeleuchteter Mitternacht, vom heiligen Schauer des Alterthums ergriffen, verfolgen wir mit unbefriedigter Neugier den nach langem Schlafe aus dem Grabe erstandenen, mit seltsamen Formen durchwebten hochaltrigen, unabsehbaren Zug. Einer Reihe geheimnißvoller Räthsel vergleichbar, steht er vor unsern Augen. Wir bieten die Jetztwelt auf, um ihn zu entzaubern. Nur durch Vergleichung mehrer gleichartiger Reste vermag man nach und nach ein deutliches Bild von jenen urweltlichen Gebilden sich zu entwerfen. Demnächst gilt es die durch den Versteinerungsprozeß am Individuum verloren gegangenen weichen Theile sich zu ergänzen, um so dasselbe zu reconstruiren. Dann ist man im Stande durch Vergleichung mit analogen Formen der Jetztwelt ihm seine Stelle im System anzuweisen und über seinen Begriff und Namen ins Klare zu kommen. Eine solche die Kräfte des Geistes so vielseitig anregende Beschäftigung sollte unnütz, sollte werthlos sein!

Das an sich schon interessante Studium wird es noch mehr durch sein Verhältniß zur allgemeinen Naturgeschichte. Beim aufmerksamen Betrachten der besten zoologischen Systeme zeigen sich nicht selten Lücken, und manche jetzt lebende Familien, wie die Einhufer und Dickhäuter, treten in so wenigen Gattungen auf, daß man versucht wird diese für bloße Splitter großer untergegangener Familien zu erklären. Auch dann zeigen sich bedeutende Lücken, wenn man die Entwickelungsreihe der Wesen und ihre Organisation in der Jetztwelt verfolgt. Diese Lücken und Klüfte werden oft glücklich ausgefüllt durch jene Wesen einer längst untergegangenen Schöpfung, von welcher die gegenwärtige die Fortsetzung ist. So erscheint also das Reich der urweltlichen Thiere als ein Complement unseres jetzigen Thierreichs, und ist als integrirender Theil der die Ur- und Jetztwelt umfassenden Thierwelt zum richtigen Verständniß der letzteren nothwendig. So gestalten sich die Gebirge zu großen Museen für die Naturgeschichte, reich an Formen fremder wundervoller Wesen, oder zu einem großen räthselhaften Buche, dessen Blätter die Gebirgsschichten, dessen Capitel die Formationen, so wie die Petrefacten die Hieroglyphen in demselben wunderbar genug vorstellen. Durch das Studium dieser Hieroglyphik muß demnach die Vorstellung von der Größe der Schöpfung und des Schöpfers erweitert, und die Anzahl der geschaffenen Wesen um ein beträchtliches vermehrt werden. Cuvier allein hat 160 höhere fossile Thiere beschrieben, von welchen 90 Arten keine Vorbilder mehr in der Jetztwelt haben, die andern den jetzigen nur ähnlich sind. Im Ganzen zählt man jetzt mehr als fünftehalb Hundert fossile Wirbelthiere, und über 4200 wirbellose, von denen die Mehrzahl Mollusken. Auch ist dieses Studium zum bessern Verständniß des Organismus überhaupt förderlich, weil dessen Ausbildung lückenloser verfolgt und dessen Bedeutung richtiger erfaßt werden kann. Bei solchen Ergebnissen wird die Natur

immer mehr als ein geordnetes System thätiger Kräfte im Fortschreiten begriffen erscheinen, in den verschiedenen Epochen ihres allwaltenden Lebens mit tausendfältigen, bald mehr extensiv, bald mehr intensiv entwickelten Organismen verschiedener Bildungsstufe ausgestattet, auf deren höchster wir in der jetzigen Epoche den Menschen — der Gottheit Ebenbild erblicken. Wenn das Studium der Versteinerungen aller sonstigen Reize ermangelte, so würde dies allein ihm einen hohen Werth verleihen und dazu einladen können.

Aber auch von einer andern Seite hat dasselbe in der neuern Zeit eine hochwichtige Bedeutung erhalten, — von Seiten der Geognosie. Unsere Erde ist bekanntlich nicht in ihrer dermaligen Beschaffenheit aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen, sondern sie hat Reihen von Entwickelungsstufen durchgemacht, und wird wahrscheinlich deren noch mehre durchmachen. Von Stadium zu Stadium hat sie sich durch Metamorphosen aus dem Embryonen-Zustande zur dermaligen Stufe erhoben, und ihr urweltliches Sein darf man füglich als ein embryonisches ansehn, das extensiv entwickelt, aber intensiv zurücktretend, die späteren schärfer sich sondernden Bildungen verhüllend, überreich sich zeigt an Individuen und an Massenproduction, weniger reich dagegen an Gattungen und Arten. Aus diesem Grunde ist die Voraussetzung sehr natürlich, daß die Gebirge zu verschiedenen Zeiten entstanden sind, und namentlich haben sich die versteinerungsführenden in allmähliger Folge unter Wasser erzeugt. Hatten sich im Meer eine Anzahl Schichten gebildet, so wurden sie beim Zurückziehen desselben trocken gelegt, traten nun mit der Luft und dem Licht, diesen so energischen Lebenspotenzen, in Berührung, und dienten einer neuen Schöpfung, die sich auf ihnen entwickelte, als Boden. Bei des Meeres Wiederkehr nach unbestimmten Zeiträumen wurden jene in Wasser begraben und von neu gebildeten Gebirgsschichten gedeckt, wobei die lebenden Wesen in der weichen

Mineralmasse versenkt blieben. Solche Wechsel von Schöpfungen und Zerstörungen wiederholten sich hier und dort. Daß die Schichten-Bildung aber und der Untergang der von ihnen eingeschlossenen Organismen in einem gewissen Causal-Verbande steht, ist mehr als wahrscheinlich. Man wird daher diesen Untergang wie die Schöpfung neuer Reihen Organismen besser als Folge tiefer Naturprozesse betrachten müssen, und das Lebensziel ganzer Gattungen in den Gränzen der großen Epochen suchen, in welchen auch die Wärme der Erdoberfläche und andere ihr verwandte einflußreiche Potenzen bedeutende Veränderungen erlitten, die den Untergang solcher Naturbildungen durch Zerstörung ihres Lebensprincips, nicht bloß durch die mechanischen Ursachen des Stoßes und Drucks erschütterter Gebirgsmassen und Meere herbeiführten. Schwerlich können Tod und Leben ganzer organischer Systeme jemals von untergeordneten bloß oberflächlichen Bewegungen, von einer einzelnen mechanischen, wenn auch noch so bedeutenden Kraft der Erde ausgehen. Es läßt sich demnach von einer tiefen Einsicht in die Schichtenbildung unfehlbar mehr Licht für die Entwickelungsgeschichte der organischen Welt erwarten, und Raumer hat wohl nicht Unrecht, wenn er meint, die durchdringendste und umfassendste Kenntniß der Gebirgswelt werde zur Wiedererzeugung der mythischen Vergangenheit dienen können. Wenn also Versteinerungen und Schichtenbildung in so innigem Verbande stehn, so ists begreiflich, daß nicht selten die Versteinerungen allein im Stande sind, uns über das relative Alter der Gebirgsschichten und ihren geognostischen Werth Auskunft zu geben. Es hat sich durch Beobachtung herausgestellt, daß zu keiner Zeit alle Thiere zugleich auf der Erde vorhanden waren. Neue wurden gebildet, während die vorhandenen aus der Reihe der Lebendigen völlig verschwanden. Mit jeder Epoche der Gebirgsbildung treten neue Gattungen und Arten von Thieren auf. Manche überlebten solche

Katastrophen und retteten ihr Dasein in eine neue Periode hinüber, jedoch auch einige erscheinen in den verschiedensten Gebirgsbildungen immer wieder aufs Neue, gleich als ob auch damals schon der Beweis geführt werden sollte, daß es lebenszähe Organismen giebt, die durch nichts angefochten, sich immer wieder eindrängen, es komme was da wolle. Hieraus geht zur Genüge hervor, daß die Geognosie mit der Petrefactologie aufs innigste verbunden ist, und an ihr einer wesentlichen Beihilfe entbehren müßte, ja vielleicht ohne dieselbe dem Versteinerungs-Prozesse anheim gegeben wäre.

Freilich ist die Kenntniß der fossilen Thiere noch ziemlich dürftig, weil viele Gegenden in Beziehung auf sie noch gar nicht untersucht sind, der Zufall im Gegentheil hier nur sein sonderbares Spiel treibt; aber die Erfahrung lehrt doch, daß beide Continente in der Mehrzahl der bekannten Länder, ja sogar Neuholland nicht ohne Versteinerungen sind, und daß einzelne Gegenden eigenthümliche Geschöpfe bewahren, aber das gerade sollte zu ihrem Studium eben so sehr anreizen, als der Gedanke, daß jene Reste als unzusammenhängende Fragmente eines gigantischen Traumes der Urwelt sich betrachten lassen. Wer weilt nicht gerne bei den Traumgebilden der Kindheit, wer geht nicht dem Sterne, der aus der Nacht derselben auftaucht, sinnend nach, und glaubt durch stetigen Blick ihn besser zu erschauen. Liegt denn nicht in jener ersten Lebensperiode der Schlüssel für unsere ganze Zukunft, und ist diese ohne jene wohl zu begreifen. So kann auch die Jetztwelt mit ihren scharf ausgeprägten Gesetzen, mit ihrer intensiven Entwickelung und Stetigkeit nicht begriffen werden ohne die Urwelt, wo die Erde ganz menschenleer, unter andern Bedingungen und auf andere Weise als jetzt ihre Kräfte gewissermaßen erst versucht zu haben scheint. Vor dem Auftreten des Menschen glich die urweltliche Erde unserer bewußtlosen Kindheit, in der nur das an den Augenblick

gefesselte, Vergangenheit und Zukunft bloß ahnende Bewußtsein der Thierheit vorhanden war. Sind die wunderbaren urweltlichen Formen, jene Orthokeren, Ammoniten, Belemniten, Bellerophonten, das große Heer der Conchilien, jene grausigen Pterodactylen, die langhalsigen Plesiosauren, der über 50 F. lange krokodilartige Megalosaurus und das gigantische Iguanodon, dessen gleich einem Rhinokeros gehörnte pflanzenfressende Art an 8—10 F. hoch und an 60—100 F. lang gewesen sein muß, jene Lords der Schöpfung vor dem Auftreten des Menschen, wie Mantel bezeichnend die kolossalen Amphibien der Urwelt nennt, sind sie nicht den Ungeheuern vergleichbar, die sich der Kindesseele im Traume darstellen, und sind in ihnen nicht die märchenhaften Gebilde der Mythenwelt durch einen wundervollen Zauber gewissermaßen zur Wirklichkeit geworden. So wie sich nun aus dem Traumleben des Kindes das Leben des Jünglings, und aus diesem das Leben des Mannes hervorbildet, wobei sich freilich manches anders gestaltet, als es der Traum der Kindheit gewahrte, und die Welt sich gleichsam unter den Händen umwandelt, so die Jetztwelt aus der Urwelt. Je mehr wir uns indeß von jener dunkeln Urzeit entfernen und den spätern Zeiten uns nähern, um so ähnlicher werden die versteinerten Formen, welche das geheimste Archiv der Urwelt birgt, den jetzt lebenden, desto zahlreicher die Gattungen und Arten beim Zurücktreten der übergroßen Menge der Individuen, die früherhin z. B. beim Kinnekulle so dicht vorkommen, als ob das ganze Lager des Gebirges einmal lebend gewesen wäre. Hin und wieder indeß erinnert die Natur durch reiche Fülle schöpferischer Productionen und durch höheren Schwung an die Wunder der Urwelt. Wenn die urzeitlichen Formen im Bereich des Physischen vergleichbar sind der Mythologie der Völker im Gebiete des Geistigen, und wenn auf der Kindheitsstufe begabter Völker die Literatur mit einem großartigen Gebilde schöpferischer Phantasie beginnt, so ist

jene untergegangene Schöpfung in ihren obern Bildungen gewissermaßen der Odysse oder dem Nibelungenliede der allwaltenden Natur vergleichbar, und der Petrefactolog berufen, den Text zu ergänzen, herzustellen, zu entziffern und zu erläutern. Durch eine Versteinerung, deren Entzifferung gelingt, ist eine Zeile in dem großen von des Schöpfers Hand selbst geschriebenen heiligen Buche der Natur mehr gewonnen, und immer vollständiger, großartiger und erhabener wird der Sinn und die Bedeutung der früheren Schöpfung vor den staunenden Blicken des priesterlichen Dolmetschers der Natur.

Endlich läßt sich noch von einer Seite der hohe Werth des petrefactologischen Studiums darthun. Der Mensch steht in einem besondern Verhältniß zu dem Planeten, den er bewohnt. Seine Geschichte muß daher nicht bloß aus seinen eignen, theils mangelhaften, theils jungen Urkunden erforscht werden, sondern auch aus dem, was die Oberfläche der Erde ihrer natürlichen Beschaffenheit nach und die zertrümmerte Rinde derselben uns von Tage zu Tage vor Augen legt. Nur hiedurch können die dunkleren Parthien der Menschengeschichte einiges Licht erhalten, die Geologie und Petrefactologie sind Hilfswissenschaften der Weltgeschichte. Wie nach A. v. Humboldt jedes Bestreben des Menschen nach einem wissenschaftlichen Begreifen von Naturerscheinungen sein höchstes Ziel nur in dem klaren Erkennen unserer eignen Natur erreicht, so fordern auch umgekehrt gleich die ältesten, meist mythischen Spuren von Anfang des Menschengeschlechts Jeden auf über die ältern Geschöpfe, über die Arten, die erst nach der Entstehung des Menschen, oder schon vor derselben von der Erde verschwanden, sich zu verständigen. Die Frage nach der Schöpfung des Menschen schließt sich demnach an die Frage nach dem Untergang anderer Geschöpfe. Der streng auf dem Wege der Beobachtung fortschreitende Geologe findet, daß die frühesten Zeugnisse vom Menschen in einen spätern Theil der

Erdgeschichte fallen, doch noch in eine Vorzeit, über welche die Geologie allein Aufschluß zu geben vermag. Das Vorkommen von Menschenknochen ist nicht früher, als mit dem Vorkommen vorsündfluthiger Geschöpfe nachgewiesen. Unter ihnen sind die plattgedrückten Schädel im Diluvium Oestreichs und des Rheins besonders wichtig.

Aber es ist heute ein vaterländisches Fest, und deshalb richte sich noch die Betrachtung vom Allgemeinern auf das Specielle — auf das Vaterländische. Zwar ist das, was hier zu Lande für Petrefactenkunde geleistet worden, nicht von Belang, da die Wissenschaft damals in der Kindheit sich befand, aber es verdient doch Beachtung. Bekanntlich ist die Kenntniß fossiler Thiere eine jugendliche Wissenschaft. Cuvier hat sie recht eigentlich erst der Wiege enthoben, wenn gleich der große Peter Camper bei seinen Untersuchungen über fossile Knochen und Zähne auf vergleichende Osteologie sich stützte. Tiefe Forschungen in der vergleichenden Anatomie und Osteologie hatten Cuvier mit den Gesetzen thierischer Lebensformen ausgerüstet, und so vermochte er seine Lehre von den fossilen Knochen, in Verbindung mit der Osteologie verwandter Thiere, in einem unvergleichlichen Werke, in den Recherches sur les ossements fossiles der Welt zum großen Erstaunen vor Augen zu legen. Nicht bloß die zur völligen Klarheit erhobenen Ahnungen seiner Vorgänger werden uns hier mitgetheilt, sondern aus dem eignen Schatze ist reichlich gespendet. So wie der heilige Seher Ezechiel auf jenem Todtenfelde die Menschengebeine sich regen, zu einander gesellen, und, mit Muskeln und Haut sich umhüllend, in lebendige Gestalten sich verwandeln sieht, so werden die fossilen Knochen aus den Eingeweiden des Montmartre unter Cuviers plastischen Händen belebt, und fügen sich an einander zu neuen ungeahneten Thiergattungen und Arten. Die Unmöglichkeit ganze Skelete zu erhalten, läßt ihn in der interessanten Kunst sich versuchen, aus einzelnen Theilen das Ganze zu ent-

entziffern. Spätere Funde documentiren die Richtigkeit der Combination, und an diesen Entzifferungen erprobt sich die vergleichende Anatomie und feiert ihren Triumpf. Mit gleichsam mathematischer Gewißheit reconstruirt Cuvier aus einzelnen Knochen und Zähnen die Thiere nach Größe, Form, Hautbedeckung, Lebensweise 2c. Jedoch wie vermöchte ich des unsterblichen Cuviers große Leistungen zu würdigen! Den Charakter seiner Methode in Form eines Umrisses anzudeuten, war hier meine Aufgabe, wo von den vaterländischen petrefactologischen Leistungen die Rede sein soll, da die Kunde der fossilen Thiere erst durch ihn zum Range einer Wissenschaft sich erhoben hat.

Die Spielereien mit figurirten Steinen, die auch hier in Preußen gefunden sind, will ich nur ganz kurz berühren, da sie in die Kindheit der Wissenschaft gehören. G. Wend, ein Rector des Thornschen Gymnasiums, gab im Anfange des 18. Jahrhunderts mehre Probeschriften heraus, in deren erster er die sämmtlichen Versteinerungen der Thorner Gegend und diverse figurirte Steine beschreibt. Er scheint ein seltsamer Naturfreund gewesen zu sein, und fand allenthalben wundersames und curioses in einer freilich in mancher Beziehung wunderlichen Zeit. Auch der sonst wackre Fischer, dem es hier in Königsberg so ging, wie späterhin dem Philosophen Wolff in Halle, war von der Sucht, in den Steinen wundersame Figuren zu entdecken, nicht frei. Ein Tractat beweist dieses zur Genüge. Mit seiner ersten Grundlegung zu einer ausführlichen Historie des unterirdischen Preußens trat er 1714 hervor. Ihm folgte ein Jahr später der andere Versuch von der Historie des unterirdischen Preußens. Selbst der begabte Rappolt *), den Hamann einen Mann nennt, welcher einen besondern Scharfsinn besaß, natürliche Dinge zu beurtheilen mit der Andacht, Einfalt und Bescheidenheit eines christlichen Weltweisen, und eine

*) Hamann's Schriften Th. I. S. 169.

ungemeine Stärke den Geist der Römischen Schriftsteller und ihre Sprache nachzuahmen, konnte sich eben so wenig frei von dieser Mode erhalten, als der hochverdiente Andreas Helwing, dem wir auch auf diesem Gebiete eine für jene Zeit sehr bedeutende Leistung — die Lithographia Angerburgica verdanken. Mit wahrhaft rührendem Enthusiasmus hat er dieses Werk zu Stande bringen lassen. Klein in Danzig sammelte später auch die Versteinerungen seiner Umgegend, und hatte den Vorsatz, sie besonders zu bearbeiten und herauszugeben, und auch schon einen großen Theil derselben zeichnen lassen, als ihm dieselben auswärts abgeborgt und nicht wieder zurückgesendet wurden. Erst 30 Jahre nach dem 1740 erfolgten Verkauf seiner Sammlung an den Grafen von Culmbach-Baireuth gab der Baron v. Zoon die Beschreibung eines Theils seiner Petrefacten-Sammlung in Nürnberg heraus mit 24 sauber illuminirten, doch wenig naturgetreuen Kupfertafeln. Sein Landsmann Breyne handelte in einer eignen physischen Dissertation die in Preußen gefundenen Orthokeratiten und Belemniten ab, und stellte eine bessere Eintheilung der Echiniten auf mit naturgetreuen Abbildungen. So viel verdanken wir dem 18. Jahrhundert. Das 19. Jahrhundert hat uns nur eine Gabe gebracht, aber sie ist werthvoll: denn sie ist die Frucht eines gründlichen Studiums des Cuvierschen Hauptwerks und rührt her von einem hochverdienten Naturforscher, den wir leider nicht mehr den Unsrigen nennen können. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß ich des Herrn von Baer beide Dissertationen über fossile Thiere meine. Sie haben eine bedeutende Lücke im Gebiet der fossilen Wirbelthiere für unsere Provinz ausgefüllt, möchte auch unsern zahlreichen Conchilien ein glückliches Loos beschieden sein, möchten unsere hiesigen naturwissenschaftlichen Institute endlich durch die Liberalität unserer höchsten Behörden auch recht bald mit den für ein Studium unserer Versteinerungen erforderlichen

Hilfsmitteln, namentlich mit einer Petrefacten-Sammlung ausgestattet werden; denn ohne sie muß Nacht und Nebel unsere Versteinerungen auch ferner decken und das Vaterländische uns fremd bleiben. Hoffnungsvoll darf man aber auch der Abhilfe dieses Bedürfnisses entgegen sehn, da die Auspicien für die Wissenschaften nirgend so günstig sind, als im Preußischen Staate, und unsere Deutsche Gesellschaft stimmt daher mit voller Ueberzeugung in den vielsagenden Ruf ein, der heute mit Begeisterung vom Memelstrome bis jenseit des Rheins ertönt: Heil dem Könige, heil dem Vaterlande!!!

II. Rede zur Feier des Geburtstages unseres Königs,

am 3. August 1836 in dem Gymnasium zu Gumbinnen gehalten von dem Oberlehrer Petrenz.

Vorwort. Bei dem Gymnasium zu Gumbinnen besteht schon seit einer langen Reihe von Jahren die löbliche Sitte, zur Feier des Geburtstages unseres allverehrten Landesvaters einen öffentlichen Redeakt zu veranstalten, bei welchem einige Schület der beiden obersten Klassen lateinische und deutsche von ihnen selbst über vorgeschriebene Aufgaben angefertigte Reden, zuweilen wohl auch, wie es namentlich das letzte Mal geschah, eigene poetische Versuche, die Schüler der übrigen Klassen dagegen Deklamirstücke vortragen. Die beiden Singklassen eröffnen und beschließen nicht nur die Feier mit vierstimmigem Choralgesang, sondern beleben sie auch durch Ausführung anderer, der Bedeutung des Tages angemessener, vierstimmiger Gesangstücke. Angekündigt wird die Feier jedes Mal von einem der Oberlehrer, der sie auch durch einen Prolog

einleitet. Ein solcher ist die nachfolgende Rede, welche von dem oben genannten Verfasser bei der diesjährigen Geburtstagsfeier vor einer gemischten Versammlung gehalten worden ist, und da sie Anklang zu finden schien, hier ganz unverändert in der Hoffnung mitgetheilt wird, daß vielleicht auch mancher auswärtige Leser dieser vaterländischen Blätter sie nicht ungern lesen werde.

Hochverehrte Anwesende!

Gewiß ist Niemand unter uns, der nicht das heutige Morgenlicht mit den Empfindungen der aufrichtigsten Liebe und Verehrung für den erhabenen Greis, den vor sechs und sechzig Jahren dieser Tag ins Leben rief, in stiller Feier begrüßt, der nicht bereits aus der Tiefe seines Herzens die innigsten Gebete für die fernere Erhaltung und das dauernde Wohlsein unseres geliebten Königs zum Throne des Höchsten hätte emporsteigen lassen. Und nicht blos aus unserer Mitte, nein, aus Millionen gleichgesinnter Herzen strömen heute dieselben Empfindungen in einen lauten und harmonischen Lobgesang aus; ja der Wiederhall desselben ertönt selbst jenseits der Grenzen unseres Vaterlandes aus den fernen Gauen der gebildeten Welt zu uns herüber. Denn nicht blos in den Herzen seines Volkes ist Friedrich Wilhelm dem Dritten ein Altar treuer Liebe erbauet: auch andere Völker erkennen und bewundern in ihm ein seltenes Muster königlicher Gesinnung und Weisheit; in ihm, der, gleich stark und fest im Unglücke wie im Glücke, die schwersten Prüfungen und härtesten Schläge des Schicksals mit siegreicher Standhaftigkeit überwand; der, als er den Thron seiner Väter bestieg, die düstern Nebel, welche die religiöse Bildung und geistige Veredlung seines Volkes umwölkten, mit starker Hand verscheuchte und durch neue und immer umfassendere Schöpfungen der freisinnigsten Erleuchtung und hoch-

herzigsten Fürsorge eine so gesteigerte und allgemeine Bildung unter Hohen und Niederen begründete, daß auf keinem Punkte der weiten Erde das Licht der Wissenschaft und vernünftigen Einsicht heller leuchtet, als in den Preußischen Staaten; der durch seine erleuchtete und großartige Gesetzgebung aus allen Zweigen der Staatsverwaltung und des öffentlichen Lebens den noch anhaftenden Rost der Barbarei vergangener Jahrhunderte vertilgte und mit weiser Mäßigung sein Volk zu einem Grade der persönlichen und bürgerlichen Freiheit führte, dessen kaum diejenigen Völker sich in Wahrheit erfreuen, die mit eitler Selbstgefälligkeit ihre gepriesene Freiheit zur Schau tragen; der mitten unter den Stürmen seiner vielbewegten und Alles gefährdenden Zeit durch aufmerksames Beachten und Verstehen des rastlos fortschreitenden Weltgeistes, so wie durch willige Anerkennung und Befriedigung seiner unabweislichen Forderungen nicht nur seinem eigenen Volke die innere Ruhe und Eintracht gesichert, sondern auch als wahrer Friedensfürst den übrigen Völkern Europas durch sein mildes und versöhnendes Wort des Friedens Segen erhalten hat; der durch die Gerechtigkeit und Weisheit seiner Regierungsgrundsätze, durch die Redlichkeit und Milde seiner Gesinnung, durch väterliche Liebe zu seinem Volke alle seinem Scepter Anvertraueten zu immer schönerer Blüthe ihrer bürgerlichen Wohlfahrt emporzuheben bemüht ist und mit uneigennützigem Streben weithin über die Grenzen seiner eigenen Staaten den Segen seiner heilbringenden Rathschläge ausströmen läßt; der als Mensch, als Christ, als Vater, als Freund dem schlichten Bürger eben sowohl wie Fürsten und Königen als ein seltenes Vorbild der liebenswürdigsten und edelsten Gesinnungen voranleuchtet.

Einen Fürsten, dessen Ruhm in der verehrenden Anerkennung der Völker so sicher begründet ist, durch lobpreisende Worte erheben zu wollen, wäre ein eben so eitles wie der anspruchlosen und allen Prunk ver-

schmähenden Gesinnung des erhabenen Landesvaters widerstreitendes Beginnen. Aber wie es bei der dankbaren Erinnerung an die von ihm hervorgerufenen Schöpfungen für jeden zur Mitwirkung Berufenen sich ziemt, den ihm angewiesenen Standpunkt mit klarem Blicke ins Auge zu fassen: so ergeht vornämlich in unseren Tagen an die wissenschaftlichen Bildungsanstalten der Nation, denen die königliche Huld eine so preiswürdige Fürsorge widmet, deren Wirksamkeit den Segen oder Fluch der Nachwelt in ihrem Schooße trägt, eine ernste Mahnung, der ihnen gestellten Aufgabe jeden Augenblick sich mit Klarheit bewußt zu bleiben, damit sie inmitten der lebhaften Bewegungen einer aufgeregten und gährenden Zeit, wo alles noch so sicher Geglaubte in Frage gestellt, alles noch so fest Bestehende zum Wanken gebracht zu werden scheint, ohne durch das Geschrei der Partheien sich verwirren zu lassen, hellen Blickes und sicheren Schrittes ihre Bahn festzuhalten vermögen. Und welche Betrachtung möchte wohl in diesen der Jugendbildung gewidmeten Räumen der Feier dieses Tages näher liegen?

Wer segensreich in seiner Zeit wirken will, muß vor Allem seine Zeit begriffen haben. Hier aber widerstreiten und bekämpfen sich die verschiedenen Ansichten in so schroffem Gegensatze, daß man kein allgemeines Urtheil ohne Mißtrauen vornehmen mag. Denn während die Einen unser Zeitalter als das hoffnungsreichste und herrlichste preisen, das die Keime alles Großen und Schönen in seinem Schooße trage, finden Andere in ihm nur selbstsüchtige Scheintugend und beklagenswerthe Entartung, aus denen nur Unheil und Verderben erwachsen könne. Bei so entgegengesetzten Ansichten mag es genügen, einige der hervorspringendsten Züge ins Auge zu fassen, die der Wahrnehmung jedes aufmerksamen Beobachters sich unabweisbar aufdrängen.

Man preiset unser Zeitalter als ein hochgebildetes; man rühmt die unübersehbare Masse der verbreiteten

Kenntnisse und Einsichten, die bewunderungswürdige Blüthe aller Wissenschaften, die geistige Veredlung aller Lebensverhältnisse. In der That, wenn wir die ausgezeichnete Fürsorge, welche viele Staatsregierungen dem Gedeihen der Wissenschaften und der Volksbildung widmen, wenn wir die gesteigerten Forderungen erwägen, welche der Staat an seine Diener, die Welt an jeden Gebildeten macht, wenn wir den gegenwärtigen Stand des Wissens mit dem Zustande vergleichen, der noch vor einem halben Jahrhunderte der herrschende war: so könnte nur starrsinnige Verblendung den unermeßlichen Fortschritt verkennen oder bestreiten. Sind nicht alle schon in früheren Zeiten angebauten Wissenschaften an Umfang und Inhalt unendlich erweitert? Sind nicht aus den Wurzeln der alten Stämme neue Zweige hervorgesprossen und zu vielastigen Bäumen erwachsen? Sind nicht alle Gebiete des Wissens durch tiefere Begründung und lichtvollere Klarheit zu einem höheren Grade der Vollendung geführt? Ist man nicht der Natur auf allen ihren dunkeln und verborgenen Wegen mit der Schärfe des geistigen Blickes und mit allen den Waffen und Künsten, die der gründliche Forscher ihr selber abgelauscht hat, unermüdet nachgegangen, um das wunderbare Wirken ihrer geheimen Kräfte zu ergründen und — nachzubilden? Und dieser ganze Gewinn an neuen Kenntnissen, neuen Einsichten, neuen Forschungsmitteln und Erkenntnißquellen — ist er nicht sofort durch tausendfache Erfindungen für die Erleichterung und Erweiterung des Kunstfleißes und Handelsverkehrs, für die Verbesserung und Verschönerung aller öffentlichen und häuslichen Zustände, für den Genuß und die Verfeinerung des Lebens mit emsiger Thätigkeit ausgebeutet und in den mannichfaltigsten Formen verarbeitet worden? — Aber nicht blos die gewonnene Summe von Kenntnissen mag man preisen; auch die allgemeinere Verbreitung wird man rühmend anerkennen. Denn nicht nur durch eine stets wachsende

Anzahl von Schulen in den mannichfaltigsten Abstufungen, sondern auch durch eine unübersehbare Fluth von Zeitschriften für alle Stände und alle Zweige der menschlichen Thätigkeit werden neue Kenntnisse und Ansichten über Stadt und Land ausgesäet, und was tiefe Forschung und angestrengter Fleiß hervorragender Geister zur Förderung des Wahren und Schönen ergründet, oder die betriebsame Muße der Sammler bald zu bequemerer Belehrung, bald zu kurzweiliger Unterhaltung zusammengetragen, ertönt sofort in tausendstimmigem Echo auf allen Punkten der gebildeten Welt. So sind bis in die niedrigste Hütte Kenntnisse und Urtheile gedrungen, die man einstmals nur unter den Ständen zu finden gewohnt war, welche man vorzugsweise die gebildeten nennt, und man mag mit Wahrheit behaupten, daß der Strom einer gewissen Art von Bildung noch zu keiner Zeit so weit gedrungen sei wie in unsern Tagen. — Und dennoch muß man Bedenken tragen, unbedingt in die Lobpreisungen unseres hochgebildeten Zeitalters einzustimmen. Denn dem partheilosen Beobachter wird es nicht entgehen, daß jene unläugbaren Fortschritte der Wissenschaften nicht eben in der nächsten Gegenwart begründet sind; daß unsere gepriesene Bildung mehr in die Breite als in die Tiefe geht; daß unsere Zeit eine größere Geschäftigkeit darin zeigt, das bereits Gewonnene begierig auszubeuten und in tausend verschiedenen Gestalten der Welt zur Schau zu stellen, als durch tiefe und angestrengte Forschung das Gebiet der Wissenschaft und Kunst wahrhaft zu erweitern und sicherer zu begründen; er wird es nicht ohne ein Gefühl des Mißbehagens wahrnehmen, daß unter der unzählbaren Menge derer, die in unseren Tagen die nie rastende Presse in Thätigkeit setzen, nur wenige wahrhaft große und tiefe Geister hervortreten, und daß die überströmende Meßfluth geistiger Erzeugnisse unter vielem Schlamme oder gemeinen Kiessande nur sehr vereinzelte Goldkörner mit sich führt. Mag man es auch nicht herausstellen, daß

ein Theil der Kraftgeister unserer Zeit sich nicht entblödet, das Organ des Wahren und Schönen zu frevelhafter Verbreitung trugvoller Irrlehre und unheilvoller, Religion und Sittlichkeit untergrabender, Grundsätze und Gesinnungen zu mißbrauchen: so wird man es doch kaum verkennen, daß der Hauptstrom unseres geistigen Lebens mehr auf praktischen Nutzen als auf ideale Wissenschaftlichkeit, mehr auf das Sinnliche und Angenehme als auf das Geistige und wahrhaft Schöne, mehr auf ein Zusammentragen eines bunten und seichten Allerlei als auf tiefes Ergründen und sicheres Durchdringen der einzelnen Gebiete des Wissens gerichtet ist; man wird sich kaum der Besorgniß erwehren können, daß unserer wissenschaftlichen Bildung, wenn sie die eingeschlagene Richtung weiter verfolgt, eine bedauernswürdige Verflachung drohe, der entgegenzuwirken gerade in unseren Tagen mehr als jemals die unabweisbare Aufgabe derjenigen Anstalten ist, in welchen vorzugsweise das wissenschaftliche Leben der Nation begründet werden soll.

Preiswürdig ist unser Zeitalter, mag man weiter rühmen, weil es zu deutlicherer und entschiedenerer Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte sich emporgearbeitet hat. Die erhöhete Erleuchtung der Völker, die politischen Stürme, welche Europas Länder durchtobt und ihre dumpfige Luft gereinigt haben, die fortreißende Gewalt des Beispiels einiger voranschreitenden Völker und Regierungen haben auf der einen Seite Ansprüche und Forderungen begründet, auf der andern Zugeständnisse erwirkt, durch welche die ganze Gesetzgebung nach liberaleren Grundsätzen umgestaltet worden ist. Die Schranken sind gefallen, welche vordem die verschiedenen Stände der Nationen in schroffer Trennung sonderten; Gleichheit vor dem Gesetz wird immer allgemeiner als unabweislich anerkannt; den Pflichten der Einzelnen gegen Einzelne stehen gleichmäßige Rechte gegenüber, jeder Forderung entspricht eine Gegenforderung; alle Willkühr ist verbannt, nur

artet so leicht in fieberhafte Krankheit aus, und wenn der Trieb nach Bewegung einmal seinen Anlauf genommen, so ist es schwer auf seiner Bahn ihn aufzuhalten. Mit ungestümer Hast stürmt er über die Gebäude der Staaten, über die Sitten und das Leben der Völker, über den friedlichen Heerd der Familien dahin und wirft, was bei seiner wilden Jagd ihm entgegentritt, ohne Unterschied darnieder: das Nützliche mit dem Verderblichen, das Gute mit dem Schlechten, das Edle mit dem Niedrigen, das Heilige mit dem Gemeinen. Eine allgemeine Unruhe bemächtigt sich der Gemüther; Veränderung wird die Loosung der bewegenden Massen; Nichts soll bleiben wie es ist; nirgends mehr ist feste Haltung und sicheres Bestehen. Man geduldet sich nicht, bis die Nothwendigkeit und das Bedürfniß einer Umgestaltung sich durch die Erfahrung aufgedrungen: man will nur Neues schaffen, und kann man es nicht schaffen, so will man wenigstens das Alte niederreißen. Noch gefährlicher wird dieser Umwälzungstrieb, wenn Eigennutz oder Fanatismus sich seiner bemächtigt, wenn der eitle Wahn, als Weltverbesserer dereinst gepriesen zu werden, unruhige Geister verlockt, oder die Unmöglichkeit, in der bestehenden Ordnung der Dinge eine befriedigende Stellung zu finden, zu deren Zertrümmerung fortreißt: wenn zu der bereits vorhandenen Bewegung noch arglistige Bethörung und planmäßige Aufregung sich gesellt. Und sind solche Besorgnisse etwa nur die düstern Gebilde einer hypochondrischen Laune oder fieberhafte Visionen einer kranken Phantasie? Treten sie uns nicht in lebendigen Gestalten aus den Erscheinungen der Wirklichkeit entgegen? Gehört nicht der Kampf zwischen unstäter Bewegung und dem ernsten Bestreben, ihr Schranken zu setzen, zu den bedeutendsten Erscheinungen unserer Tage? — Weiter aber fragen wir mit Recht: welche Triebfedern sind es denn, die unsere Zeit in so lebhafte Aufregung bringen? Ist es etwa eine Welt großer und erhabener Ideen, in der

sie sich bewegt? Sind es die erhebenden Ideen einer wohlverstandenen Freiheit, eines veredelten und doch vereinfachten Staatslebens, einer gesteigerten Volksbildung? Sind es die ewigen Ideen religiöser und sittlicher Veredlung und eines großartigen Geisteslebens? — Nein, es sind vornämlich die materiellen Interessen eines gewinnreichen Vortheils, eines wuchernden Erwerbes, eines augenblicklichen Genusses, die alle Hände so geschäftig machen; es sind größentheils die unedlern Antriebe der frivolen Eitelkeit, des ungemessenen Ehrgeizes, der überreizten Sinnlichkeit, die so viele Geister in wilde Zuckungen versetzen. Wohl mag man also besorgten Blickes dem unruhigen Treiben unserer Zeit zuschauen: denn welche Geburten ihr langes und schweres Kreisen ans Licht bringen werde — welcher Sterbliche möchte es wagen dies vorauszubestimmen?

Aus diesen Andeutungen leuchtet ein, welche Gesichtspunkte die Jugendbildung außer der durch ihre ursprüngliche Bestimmung ihr gestellten Aufgabe in unsern Tagen vorzugsweise ins Auge fassen, gegen welche Gebrechen sie ihre Zöglinge waffnen solle. Es ist jene bei allem Dünkel doch hohle Vielwisserei und eitle Aufspeicherung eines bunten und seichten Allerlei von Erfahrungskenntnissen; es ist der genußbegierige Drang, in der Wissenschaft und im Leben das Gewinnreiche dem wahrhaft Bildenden und ewig Wahren, das augenblicklich Ergötzende dem Edeln und Schönen vorzuziehen; es ist der Hang zu gesetzloser Willkühr und leichtfertiger Ueberschreitung der durch das Rechte und Schickliche gezogenen Schranken; es ist endlich jene unruhige und stürmische Verbesserungssucht, die mit vorschneller Zudringlichkeit geschäftig ist alles Bestehende mit wilder Hast niederzureißen. Und gegen alle diese Gebrechen stehen der Schule keine neuen Schutzmittel zu Gebote; sie findet vielmehr in den Forderungen der Zeit neue Hindernisse und Hemmungen ihres Strebens. Mit desto rastloserem Eifer und

festerem Gange muß sie daher diejenigen Richtungen in ihren Zöglingen zu entwickeln und sicher zu begründen streben, die jetzt nicht minder als zu allen Zeiten im Umfange ihrer Aufgabe liegen: den Sinn gründlicher und ächter Wissenschaftlichkeit und eine gediegene, auf religiöse Erhebung des Gemüths und sittliche Veredlung gegründete Gesinnung; denn durch Beides wird sie jenen eine sichere Schutzwaffe gegen alle Anfechtungen und Verlockungen der Zeit darbieten. Aber die Erreichung dieses zwiefachen Zieles ist eben sowohl durch die Auswahl dessen bedingt, was sie lehrt, als durch die Art, wie sie es lehrt, und durch die Zucht, die sie handhabt.

Was die Schule lehren solle, darüber ist zu keiner Zeit lebhafter als in unsern Tagen gestritten worden. An welchem Zweige des Wissens Jeder aus besonderer Neigung mit entschiedener Vorliebe arbeitet, den möchte er gern in den Mittelpunkt der Gymnasialbildung gestellt sehn. Aber noch lauter und allgemeiner ertönt die Stimme der materiellen Interessen. Alles, was unmittelbaren Gewinn verheißt, was auf dem kürzesten Wege zum Brode und Genusse zu führen scheint, will man zum Gegenstande der Jugendbildung machen, damit das junge Geschlecht, aller höheren Richtung des Geistes entfremdet, schon von der Fibel an in dem materiellen Treiben des alltäglichen Lebens recht einheimisch werde. Man klagt nicht mit Unrecht über die anschwellende und verwirrende Masse des Lehrstoffes, durch die nur Halbwisser und geistige Schwächlinge herangebildet werden, und arbeitet doch durch das Verlangen, den jugendlichen Geist zu einer Krambude aller Lebensbedürfnisse zu machen, recht sichtlich der flachen Vielwisserei in die Hände. Und was möchte man dagegen so gern aus den Schulen verdrängen? — Jene reichen Schätze des Alterthums, aus deren nie versiegender Quelle eine unendliche Kraft ächter und wahrer Geistesbildung, eine unübersehbare Fülle großer und veredelnder Ideen und Gesinnungen hervorströmt,

durch deren kräftige Nahrung Europas Völker aus den Finsternissen der Barbarei zu heller Erleuchtung geführt und zur Entfaltung ihres eigenen Geistesreichthums erstarkt sind, deren Blüthen noch jetzt jeden höher strebenden Genius zur freudigen Entwickelung eines kräftigen Geisteslebens begeistern und stärken. — Freilich wird sich die Schule nicht in einseitige Abgeschlossenheit verlieren; sie wird sich nicht von ihrer Zeit und von dem Leben in derselben, für das sie ja eben ihre Zöglinge heranbilden soll, lossagen und trennen wollen, sondern sie wird jene vielmehr auf den Standpunkt zu führen bemüht sein, von dem sie mit klarem und freiem Blicke in das Leben der Gegenwart hineinzuschauen und seine Erscheinungen und Forderungen zu begreifen und zu befriedigen vermögen; aber, um sie zu diesem Ziele zu führen, wird sie nicht fragen, was ihnen am schnellsten zum Amte, zum Brode, zum Genusse verhelfen könne, sondern worin die größte und allgemeinste Bildungskraft für alle Richtungen ihres geistigen Lebens enthalten sei. Indem sie von diesem Gesichtspunkte aus das weite und vielgestaltige Gebiet des Wissens überschauet und ihre Auswahl bestimmt, wird sie, um nicht durch ein zu buntes Gemisch die jugendlichen Seelen zu überladen, zu verwirren, zu verflachen, sich auf wenige Hauptzweige der wissenschaftlichen Bildung beschränken, und Alles, was nur auf eine bestimmte und einzelne Richtung der Lebensthätigkeit abzweckt, außerhalb des Kreises ihrer Wirksamkeit liegen lassen. Niemals aber wird sie sich freiwillig entschließen, jenen unendlich reichen Bildungsstoff aufzugeben, den ihr das Alterthum darbietet, sondern vielmehr die ihr Anvertrauten so tief als möglich in den hohen Geist desselben einzuführen und von demselben durchdringen zu lassen bemüht sein. Und was ist es, das uns mit so hinreißender Gewalt an jene Gestalten einer längst entschwundenen Vorzeit fesselt? — Ein frisches und kräftiges Leben des Denkens und Empfindens, bei der höchsten Reife eine

unvergängliche Jugendblüthe, bei unendlicher Tiefe eine so lichtvolle Klarheit, bei der bewunderungswürdigsten Erhabenheit eine so natürliche Einfachheit, bei der reichsten Mannichfaltigkeit eigenthümlicher Gestalten und Erscheinungen doch überall die unterscheidenden Züge des in abgeschlossener Vollendung waltenden Genius: ein immer lebendiges Gefühl für Angemessenheit und wahre Schönheit, ein harmonisches Durchdringen und Verschmelzen von Wesen und Gestaltung, von Inhalt und Form, eine untrennbare Einheit des Denkens und Empfindens, des Erkennens und Handelns, des Wissens und Lebens, eine sich selbstverläugnende Hingebung des eigenen Seins an die Forderungen der Gesammtheit. Solche Nahrung bietet uns der Geist des Alterthums; und wir wollten seine Pforten der Jugend verschließen? — In tausend künstlichen und beengenden Formen bewegt sich unser tägliches Leben und unser berufsmäßiges Wirken; das Getriebe des Staatslebens erheischt ein sicheres Ineinandergreifen und eine gleichförmige Bewegung der einzelnen Bestandtheile des künstlichen Räderwerks. Hören wir nicht täglich Klagen und Seufzer über die ertödtende Dürre jener Formen, unter deren Drucke der Geist erliege? Was bewahrt hier den redlichen Arbeiter vor starrer Verknöcherung und öder Verdumpfung? Was schützt ihn davor, daß er nicht selber zur Maschine werde und mit mechanischer Werkthätigkeit in dem ihm vorgezeichneten Geleise auf und ab schreite? — Nichts so kräftig, Nichts so sicher, als eben jene dem Alterthume entströmende Erhebung der Seele, die seinem Geiste ein frisches und kräftiges Leben bewahrt und in ihm die veredelnde Gewalt großer und begeisternder Ideen nicht ersterben läßt; die ihn lehrt über der Form nicht das Wesen, über dem Buchstaben nicht den Geist, über der Zahl nicht des Lebens Bedeutung zu vergessen. Mögen immerhin Hunderte von Wortformen durch die Last der Gesetzformeln erdrückt; mögen immerhin Hunderte von Regeln und Notizen durch den Aktenstaub verzehrt; mögen

mögen immerhin Hunderte von einzelnen Thatsachen und Erscheinungen durch die Fluth des Geschäftslebens hinweggeschwemmt sein: wessen Gemüth einmal der hohe Geist des Alterthums mit seinem Lebenshauche durchdrungen und mit den großen Ideen seiner Zauberwelt erfüllt hat, der wird seiner erfrischenden, belebenden, veredelnden Kraft sich immer und unter allen Verhältnissen bewußt bleiben.

Um aber unsere Jugend dieser veredelnden Kraft desselben theilhaftig zu machen, genügt es freilich nicht, ihre Geistesthätigkeit an einigen Wortformen zu üben und in der Vorhalle schon, ohne sie in das Heiligthum selbst einzuführen, durch endlose Kasteiungen ihre Kräfte aufzureiben; es genügt nicht, sie immer nur an der Schale nagen zu lassen, ohne daß sie des nahrungsreichen Kernes würzhafte Süßigkeit schmeckt. Zwar gestatten es weder die Schranken der Zeit noch der jugendlichen Kraft, die ganze Fülle der reichen Schätze vor ihrem Blicke zu entfalten; aber die Schule wird ihre Aufgabe lösen, wenn sie ihre Zöglinge dahin führt, daß sie mit Liebe und Begeisterung für die großen Erscheinungen des Alterthums erfüllt und durch die lebendigen Stimmen der edeln Geister jener Vorwelt angeregt, erhoben, veredelt, von großen Ideen und Empfindungen durchdrungen werden. — Eben so wenig kann es in den übrigen Zweigen des allgemeinen Bildungsstoffes ihre Aufgabe sein, den jugendlichen Geist mit einer wüsten Masse von Kenntnissen anzufüllen und ihn mit ungeduldiger Hast von Zweig zu Zweig, von Pflanze zu Pflanze, von Blüthe zu Blüthe fortzutreiben, ohne daß er irgendwo einheimisch werden und irgend einen Gegenstand liebgewinnen könne; denn die Frucht ihres Strebens würde nur seichte Oberflächlichkeit und Verdumpfung, träge Arbeitsscheu und Widerwille gegen alles wissenschaftliche Leben sein. Sie wird zwar ihren Zöglingen keine Anstrengung ersparen; denn diese ist die Mutter der Weisheit und Tugend, und gerade in unserer Zeit drängt sich ihr das Bedürfniß auf, recht

frühzeitig die Jugend an ernste und angestrengte Thätigkeit zu gewöhnen; aber sie wird den Umfang ihrer Forderungen nach dem Maaße der jugendlichen Kräfte beschränken und nur innerhalb der gezogenen Marken, mit weiser Auswahl aus dem reichen Inhalte, alle Kraft des Geistes aufbieten lassen, um den dargebotenen Stoff durch gründliches Durchdringen in vollständiges und deutliches Wissen zu verwandeln. Auf diesem Wege erzeugt sich ein wahrhaft wissenschaftlicher Sinn und Freude an wissenschaftlicher Thätigkeit und Anstrengung; auf diesem Wege entwickelt sich aber auch jener Ernst der Gesinnung, der dem flatterhaften und leichtfertigen Treiben der Zeit ohne Gefahr entgegentreten kann.

Wenn zu der wirksamen Kraft solcher Lehre noch eine weise Zucht sich gesellt, die auf Religiosität und humane Sitte gegründet, zwischen rauher Härte und weichherziger oder fahrläßiger Schlaffheit die rechte Mitte hält; die bei aller Anerkennung und Entwickelung der persönlichen Willenskraft doch des Gesetzes Heiligkeit mit unnachgiebiger Strenge aufrecht hält, und in den Gemüthern der Jugend tiefe Wurzeln schlagen läßt, bei aller Nachsicht für jugendliche Schwächen doch jeder Rohheit und Unsitte, jeder Entartung und Verletzung der Pflicht mit Ernst entgegentritt, bei aller Freude an jugendlicher Heiterkeit und harmloser Lust doch frühzeitig durch Wort und That jene Gediegenheit der Gesinnung zu begründen strebt, die allein dem Leben seine sittliche Haltung zu geben vermag: dann erfüllt die Schule ihre Obliegenheiten und kann mit zuversichtlichem Selbstvertrauen jeden Vorwurf zurückweisen. Die Erreichung ihrer Zwecke liegt aber gleichwohl nicht in ihrer Macht. Denn so lange noch die häusliche Erziehung in Schlaffheit und Sorglosigkeit, in Verzärtelung und Entartung, in kurzsichtiger Entwickelung und Nährung des Dünkels und der Genußsucht, in frivoler Nichtachtung der Schule und ihrer Leistungen befangen ist, so lange wird diese auch bei den gewissenhaftesten Anstrengungen in den Gebrechen der häuslichen Zucht

ihre Gegenwirkung finden. O! möchte doch bald der schöne Tag erscheinen, wo beide sich zu einem innigen Bunde vereinigen, um Hand in Hand, mit gleicher Gesinnung und nach gleichen Grundsätzen, demselben Ziele entgegenzustreben! Dann werden wir eine Jugend erziehen, die nicht nur den Verirrungen der Zeit Trotz zu bieten, sondern auch selber zur Begründung eines edleren und gesicherteren Zustandes mitzuwirken stark genug sein wird.

Kein Staat hat für das Gedeihen einer kräftigen Jugendbildung eifriger gewirkt als der Preußische; kein Fürst hat den Musen so viele Tempel gegründet und mit so reichen Gaben ausgestattet, keiner der Aufklärung seines Volks eine so väterliche Fürsorge gewidmet wie Friedrich Wilhelm der Dritte. O! möchte seinem hochherzigen Streben die Genugthuung nicht versagt sein, ein Geschlecht aufwachsen zu sehen, das eben so sehr durch wissenschaftliche Gründlichkeit wie durch gediegenen Adel der Gesinnung den hochherzigen Absichten des erhabenen Landesvaters entspreche und ihn zu der freudigen Hoffnung berechtige, daß er nicht blos hienieden, so lange die Vorsehung seine irdischen Tage fristet, sondern auch droben noch aus den Räumen des Lichts mit himmlischem Wohlgefallen auf die gedeihende Blüthe und reifenden Früchte seiner Saaten werde herabschauen können! Möchte er aber noch in weiter Ferne liegen — jener auch in der Vorahnung trübe Tag, der den Vielgeliebten dereinst aus der Mitte seines Volks hinwegnehmen soll! Möge des Allmächtigen Huld die Gebete erhören, die für des allverehrten Königs Leben und Wohlsein aus Aller Herzen heute zum himmlischen Throne emporsteigen, und den geliebten Landesvater noch lange mit ungeschwächter Kraft unter uns walten lassen zum Segen seines Volkes und zum Frieden der Menschheit!

III. Die Apologie des Herrn Direktor Gotthold,

beleuchtet von Dr. Jacoby.

Nicht leicht gelingt es die Ansicht eines Greises zu ändern, und gelänge es diesmal, so hülfe es Nichts; sein geflügeltes Wort ist einmal der Lippe entflogen .....

Gotthold gegen Hoffmann.

Die Schriften der Schulmänner, welche in reicher Fülle durch Lorinsers Aufsatz hervorgerufen wurden, dürften für einen künftigen Literarhistoriker von mannigfachem Interesse sein. Nicht nur über den Standpunkt der heutigen Pädagogik werden sie ihm Aufschluß geben, sondern zugleich in ihrer Form einen Prüfstein darbieten, ob und in wie weit der Umgang mit den Wissenschaften die sittliche Bildung des Menschen fördere und seine natürliche Rohheit bewältige. Ohne dem Urtheil jenes Literarhistorikers vorgreifen zu wollen, beschränke ich mich hier auf die Betrachtung einer Schrift, welche nunmehr das zweite Dutzend ihrer Schwestern vollzählig macht. Verfasser derselben ist Herr Direktor Gotthold, und ihr Inhalt eine derbe, nach der Meinung des Autors sehr schlagende Widerlegung meiner Broschüre: »Streit der Pädagogen und Aerzte.« Sehn wir zu, ob dieser Glaube einer unbefangenen Prüfung Stand halte. —

1. Den Titel: »Streit der Pädagogen und Aerzte« nennt Hr. Dir. G. unpassend, weil »einige »Schulmänner dem Dr. Lorinser näher stehn, als »einige Aerzte (?), wobei nicht einmal in Anschlag »kommen mag, daß wenigstens Hr. Hoffmann weder »Pädagog noch Arzt, sondern Staatsmann ist.« — — Der Herr Direktor unterscheidet hier nicht zwischen einem Streite der Personen und einem Streite der Meinungen. Im vorliegenden Falle ist man über den Endzweck, — das Wohl des heranwachsenden

Geschlechts, — von beiden Seiten einverstanden; nur in Betreff der zu erwählenden Mittel trennen sich die Partheien. Die bürgerliche Stellung dieser Partheien — ob Aerzte oder Schulmänner — kommt nicht in Betracht, sondern allein die Verschiedenheit des Standpunkts, von welchem aus geurtheilt wird, ob derselbe nämlich ein mehr ärztlicher oder mehr pädagogischer sei. Es ist eine Grenzfehde, durch welche das Gebiet der Heilkunde und Pädagogik schärfer bestimmt werden soll, und hiebei ist Lorinser eben so wenig Heerführer der einen Parthei, als Gotthold Heerführer der andern. — Wir wollen dem Verständnisse unseres Gegners durch ein Beispiel den Unterschied näher bringen. Ob eine strafbare Handlung mit freiem oder unfreiem Willen begangen worden, ist oftmals eine Frage von Wichtigkeit. In wie weit nun die Entscheidung derselben vor das forum des Arztes oder des Rechtskundigen gehöre, darüber besteht schon lange ein Zwiespalt der Meinungen. Auf beiden Seiten kämpfen Juristen und Aerzte, wobei nicht einmal in Anschlag kommen mag, daß mancher Philosoph, also weder Arzt noch Jurist, an der wissenschaftlichen Fehde Theil nimmt. Deßhalb aber dürfte auch wohl der scrupulöseste Logiker nicht anstehn, diesen Streit — einen Streit der Juristen und Aerzte zu nennen. — Des Hrn. Dir. Vorwurf, — wenn es ihm damit Ernst, — ist nichts, als eine überlogische Spitzfindigkeit.

2. Meine Schrift, sagt Hr. Direktor, sei nur »ein ganz unbedeutendes Vorpostengefecht.« — Zugestanden! nannte ich meine Arbeit doch selber nur eine Erwiederung auf die Schrift des Hrn. Gotthold und letzte war ich weit entfernt für eine bedeutende Erscheinung zu halten. — Ein solches Scharmützel, heißt's weiter, entscheide nichts; denn »durch eine »Widerlegung hätte man nur gezeigt, daß ich (der »Dir. Gotthold) ein untüchtiger Vertheidiger wäre, »nicht daß Lorinsers Beschuldigung ihren guten Grund

»hätte.« Das Niederkämpfen Eines Gegners entscheidet die Schlacht allerdings nicht, trägt aber doch zum Siege bei. Als Lorinser mit der Klage hervortrat, daß in Betracht der gesteigerten Wissensforderungen und der Schwächlichkeit der jetzigen Jugend zu wenig Rücksicht auf körperliche Ausbildung genommen werde, freute es mich zu erfahren, daß die oft vergeblich besprochene Angelegenheit diesmal höheren Ortes Anklang gefunden. Hr. Dir. Gotthold aber — Lorinsers Aufsatz für einen »böswilligen« Angriff auf die Gymnasien haltend — sprach sich mit wortverschwenderischer Leidenschaftlichkeit gegen jede Reform der bestehenden Schuleinrichtung aus, und — wenn er auch die Zweckmäßigkeit gymnastischer Uebungen zugeben mußte, geschah dies doch in so zweideutiger Weise (vergl. m. Schrift p. 27), daß der guten Sache mehr Schaden, als Nutzen daraus zu erwachsen drohte. Damit nun nicht etwa unkundige Leser durch seine Scheingründe getäuscht werden, erachtete ich eine Beantwortung für dienlich; und gelang es mir den üblen Eindruck, den seine Schrift hier und da gemacht, durch die »37 verschwendeten Seiten« zu zerstören, so ist meine Aufgabe vollständig gelöst. Ob Hr. Dir. G. ein untüchtiger oder tüchtiger Vertheidiger der Gymnasien sei, kann mich — wie überall die Persönlichkeit des Autors — wenig kümmern; daß aber seine auf den literarischen Markt gebrachte Vertheidigung keine tüchtige ist, glaube ich dargethan zu haben, — ein negatives Resultat, das durch des Hrn. Verf. nachfolgende Ausstellungen keineswegs umgestoßen wird.

3. Hr. Dir. Gotthold will zwar im Allgemeinen den Aerzten die Competenz in der fraglichen Angelegenheit nicht streitig machen; aber »dem oder dem »Arzte unter den und den Umständen muß sie aller»dings abgesprochen werden.« — Hat Hr. Dir. etwa mich unter »dem oder dem Arzte« gemeint, so weiß ich nicht, was ihn dazu bewogen, wohl aber, daß ich durch seine in übler Laune ausgesprochene Meinung

weder geringer noch minder urtheilsfähig werde. Es ist dies jedenfalls eine etwas zu bequeme Art der Widerlegung, durch ein bloßes Machtwort dem Gegner von vorne herein alles Urtheil abzusprechen. —

4. »Daß in gut eingerichteten Schulen vorwal»tende Gedächtnißübung nicht stattfinde, weiß »auch wohl selbst das große Publikum.« — Freilich, in gut eingerichteten; daß aber die Schulen in dieser Hinsicht gut eingerichtet seien, wird ja eben von Lorinser und vielen Schulmännern bestritten. Hr. Dir. G. aber sagt: das große Publikum weiß es *). Nun wohl! das große Publikum wird — trotz der captatio benevolentiae — auch diesen Beweis des Hrn. Dir. G. zu würdigen wissen. Meine Worte lauten: »Da es den meisten Eltern nur um das Examen zu thun ist, sieht sich der Lehrer oftmals genöthigt, das Gedächtniß des Schülers vorzugsweise in Anspruch zu nehmen, und daher entstehen jene wissensmatte Gedächtnißgelehrte, die — unendlich gelehrt und unendlich dumm — sich zu jedem praktischen Handeln untüchtig erweisen.« Diese Aeußerung, meint Hr. Direktor, könne er mir eben so wenig, als andere Gymnasien, noch das gebildete Publikum überhaupt verstatten. Hr. Dir. muß wohl den größten Theil der von ihm selbst angeführten Schriften nicht gelesen haben, sonst wäre ihm nicht entgangen, daß solches von mehren Gymnasialdirektoren — nicht etwa nur verstattet, sondern sogar bestätigt wird. —

5. »Durch meine Behauptung, daß medici»nische Schulpolizei nur ein Name sei, geschehe »der Behörde Unrecht; es werde mir ja wohl bekannt »sein, daß die Schulen mehr als Einmal eben durch

---

*) Professor Leo, der doch auch zum großen Publikum gehört, klagt über Primaner, die als eitle Gedächtnißgelehrte die Universität beziehn; er nennt sie in seiner etwas derben Sprache: „mit Kenntnissen für das Examen vollgestopfte Würste.“ (Diesterweg und die deutschen Universitäten. Leipz. 1836.) —

»diese medicinische Schulpolizei geschlossen worden.«
— Hr. Direktor unterscheidet hier wieder nicht zwischen medicinischer Schulpolizei — als Verwaltungsbehörde — und medicinischer Schulpolizei — als Wissenschaft. Es ist aus dem Zusammenhange leicht ersichtlich, daß ich nur von letzterer gesprochen habe. Die Lorinsersche Streitfrage selbst dient ja zum Beweise, wie wenig bestimmt noch die Grundsätze sind, die bei Erhaltung und Beförderung der Gesundheit in den Schulen uns leiten sollen; und selbst Hr. Dir. G. wird dies zugeben, wenn er erfährt, daß noch in dem neuesten sanitätspolizeilichen Werke »rücksichtlich der Gegen»stände des Lernens auf Gymnasien nur das Ge»dächtnißübende für nützlich« erklärt werden. (Nicolai's Grundriß der Sanitätspolizei. Berlin 1835.)

6. Weil ich eine Stelle, worin Lorinser von — im Sitzen ergrauten Philologen und vom Mangel an Unbefangenheit und Beobachtungsgabe spricht, — und unmittelbar hiernach Gotthold's Name und Schrift aufführe; daraus zieht Hr. Dir. den Schluß, daß ich ihn zu jenen im Sitzen ergrauten Philologen ohne Beobachtung (hat er das Wort Unbefangenheit vielleicht übersehn?) zu zählen mich erdreiste. Diese — wir wissen nicht, ob glückliche oder unglückliche — Conjectur giebt ihm Veranlassung, eine ganze Seite lang von seinen Spaziergängen und Reisen, seinen botanischen Excursionen und täglichem Verkehr mit dem Hohen Ministerium ꝛc. zu sprechen. Die Leser bittet er für derartige Ergießungen um Verzeihung; — mich allein treffe die Schuld, der ich ihn zu denselben gezwungen. In der That! es ist dies der einzige wahre Vorwurf, welcher mir vom Hrn. Dir. gemacht wird; diese Schuld erkenne ich an, aber nicht als eine Schuld gegen Hrn. Dir. G., sondern — gegen den Leser der Provinzial-Blätter. —

7. Ich hatte gesagt, Hr. Dir. G. habe in seiner Schrift »alle Gründe zum Schutz des Bestehenden und zur Abwehr jeder Aenderung erschöpft.« — Diese

Worte hält Hr. Dir. für eine Uebereilung, — und ich ebenfalls. Ich hätte bedenken sollen, daß der Brunnen, aus welchem man solche Gründe zieht, unerschöpflich ist. —

8. Sein Urtheil über den jetzigen Zeitgeist, meint der Apologet, theile er mit höchst unterrichteten Männern. »Daß Leute, welche erst im neunzehnten »Jahrhundert geboren sind, unsern wahren »Zustand nicht zu sehn vermögen, begreife ich; sie »kennen nur den Einen aus eigener Erfahrung, und »somit fehlt die Vergleichung; wir (der Hr. Dir. »Gotthold) aber, die wir vor der Französischen Re»volution bereits die Schule besuchten, wir kennen »das Sonst und das Jetzt.« — — Gar übel stände es um die Geschichtsschreibung, wenn der Mensch nur über die Zeit ein Urtheil hätte, welche er selbst durchlebte, und in gleichem Grade vortrefflich um die Gegenwart, wenn Jeder das richtige Verständniß derselben besäße. Was nun das hypochondrische Urtheil des Hrn. Verf. betrifft, so theilen wir dies allerdings nicht: weder bekennen wir uns zu seinem moralischen Terrorismus, noch halten wir den Zeitgeist für ein »tausendköpfiges Ungeheuer,« dem Hr. Dir. Gotthold je zuweilen »einige Köpfe abhauen« muß. Wenn er aber schreibt, ich habe unsere Zeit eine Uebergangsperiode genannt und mich belehrt, jede Zeit sei das; so thut er mir durch Unterschieben dieser Behauptung Unrecht: mißbillige ich gleich seine Ansicht, so habe ich ihr doch nirgends die meinige entgegengestellt, sondern die Entscheidung der Frage Sachkundigern überlassen. »Mag,« sagte ich, »das Recht auf Seiten derer sein, die das heutige Geschlecht in unaufhaltbarem Verfalle einer neuen Barbarei entgegenschreiten sehn, oder mögen die richtiger urtheilen, welche von dem jetzigen Entwicklungskampfe der Menschheit sich eine freudigere Zukunft versprechen; jedenfalls ist der feste Glaube an einen steten Fortschritt besser geeignet zum Handeln und Wirken, als die lähmende

Furcht vor einer immer mehr um sich greifenden Entartung.« Was man aber hiergegen einzuwenden hat, begreife ich nicht; selbst jene guten Leute, die durch ihre vorrevolutionäre Geburt ein Urtheilsprivilegium zu besitzen glauben, können diesen Satz getrost unterschreiben. —

9. Wäre, — heißt's in meiner Schrift, — das Nützlichkeitsprincip so überwiegend und verderblich (wie nämlich Hr. Dir. G. es darstellt), »wer anders »trüge die Schuld, als eben die Erzieher der Jugend?« ..... — Hieraus wird nun wieder auf meine gänzliche Urtheilsunfähigkeit geschlossen. Wenn man gegen die Citate anderer Schriftsteller so mißtrauisch ist, sollte man doch selber um so gewissenhafter verfahren; oder hält Hr. Direktor etwa die folgenden Worte: »deren Aufgabe es ist, die Kluft zwischen Wissen und Leben, zwischen sogenannter Schulweisheit und praktischer Tüchtigkeit auszufüllen« für überflüssig? Nur von Erziehern, welche die Lösung dieser Aufgabe nicht verstehn (und Beispiele liegen sehr nahe), habe ich gesprochen. Daß lediglich die Lehrer der Jugend an dem Verfalle derselben Schuld seien, habe ich weder gesagt, noch gedacht, vielmehr die Schädlichkeiten, die hierzu mit beitragen, so ausführlich erwähnt (p. 14, 19, 29), daß nur ein absichtliches Mißverstehn möglich ist. Hr. Dir. Gotthold hätte daher füglich die Mühe sparen können, mir ein seitenlanges Register der Jugenderzieher vom »lieben Gott herab bis zum Pflasterstein« aufzuzählen. — »Mit unsern Schülern,« fährt Hr. Dir. fort, »wollten wir schon fertig werden, würden »wir nur erst mit den Eltern fertig.« Praktischer und der guten Sache förderlicher wär' es jedenfalls zu sagen: Mit den Eltern können wir nun einmal nicht fertig werden; was thun wir also, um — trotz ihrer üblen Einwirkung — mit den Schülern fertig zu werden? — Die Schullehrer »für den Zeitgeist verantwortlich zu machen,« ist mir im entferntesten nicht eingefallen,

eben so wenig von ihnen zu fordern, »daß sie selber »ihre Schüler in die Welt setzen und säugen sollen;« wohl aber schien es mir rathsam, daß man — statt gegen das vermeintliche Zeitungethüm anzukämpfen und ihm Köpfe abzuschlagen — erwäge, wie die Schule — der ungünstigen äußern Verhältnisse ungeachtet — die einmal in die Welt gesetzten Kinder zu tüchtigern Menschen heranbilde. — Von den »grünen Sprüngen« des Hrn. Verf. kein Wort! wir gönnen sie ihm von ganzem Herzen und wünschen, daß er nicht stolpere. —

10. Ich gab in meiner Schrift dem Hrn. Dir. zu, daß die Griechen die Lehrer der heutigen Völker sind; da aber der Schüler kein anderes Ziel vor Augen habe, als künftig des Lehrers nicht mehr zu bedürfen, so müßte auch jedes Volk nach einer nationalen, von der griechischen Cultur unabhängigen Selbstständigkeit trachten. Diese Hoffnung nennt Hr. Dir. Gotthold mit mitleidigem Achselzucken eine »romantisch-jugendliche Selbsttäuschung« und beruft sich hierbei auf »Göthe, in dessen Werken, wie in seinen Briefen und »Gesprächen mit Eckermann überall Nichts so »dringend empfohlen wird als das Studium der Grie-»chen, und vor Nichts so sehr gewarnt wird als vor »jeder Deutschthümelei.« (!!) »Doch,« schließt er, »wer lieber Hrn. Dr. Jacoby als Göthen glauben »und folgen will, der thue es immerhin.« — — Hr. Direktor Gotthold scheint wohl nur bei Lesung der alten Autoren von seiner »Methode, die durch das ausführliche Eingehn in die Sachen und den Gedankengang von der gewöhnlichen abweicht,« Gebrauch zu machen; wie könnte es ihm sonst entgehn, daß Göthe, so hoch er auch die Werke des Alterthums achtet, doch keineswegs in ihnen, wie Hr. Dir. G. (p. 12), das alleinseligmachende Heil der Welt zu finden vermeint. In den eben citirten Gesprächen mit Eckermann heißt es p. 240: »Man spricht »immer vom Studium der Alten, allein, was will

»das anders sagen, als richte dich auf die wirk-»liche Welt und suche sie auszusprechen; »denn das thaten die Alten auch, da sie lebten« *). Und an einer andern Stelle (I. p. 108) sagt Göthe von sich selbst: »Ich freue mich, daß ich jetzt nicht »achtzehn Jahre alt bin....... Deutschland selbst »steht in allen Fächern so hoch, daß wir kaum alles »übersehn können, und nun sollen wir noch Griechen »und Lateiner sein« ꝛc. — Doch wer lieber Hrn. Direktor Gotthold als Göthen glauben und folgen will, der thue es immerhin. —

Schleiermacher, welchen ich nur Hrn. Dir. G. gegenüber als Autorität aufführte (p. 11), ist allerdings nicht »der verewigte Professor in Berlin,« sondern der Verfasser der gekrönten Preisschrift: de l'influence de l'écriture sur le langage und mehrer anderen wissenschaftlichen Werke. —

11. Wenn ich von dem deutschen Volksstamm sagte, daß er in früherer Zeit durch Größe, Schönheit und Stärke vor allen andern ausgezeichnet war, so habe ich keineswegs an »die Zeiten des Marius« oder an »die Wackerbartischen Urteutonen« gedacht. Hr. Direktor würde dergleichen Sarcasmen erspart haben, wenn er die von mir citirten Belege nachzuschlagen sich bequemt hätte. Ueber das mangelhafte Eingehn in den Sinn meiner Worte, darf ich aber wohl um so weniger klagen, da es ja selbst dem Meister, auf dessen Grab er Blumen streuete, nicht besser er-

---

*) In ganz ähnlicher Weise spricht sich Hamann in seinen Kreuzzügen des Philologen aus: „Wir wissen vielleicht selbst nicht recht, was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundern. Gerade, als wenn unser Lernen ein bloßes Erinnern wäre, weist man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geist durch das Gedächtniß zu bilden. Warum bleibt man aber bei den durchlöcherten Brunnen der Griechen stehen, und verläßt die lebendigsten Quellen des Alterthums (die wirkliche Welt)?" —

gangen ist *). — Da die deutschen Krieger, fährt er fort, nach meiner Behauptung **) am wenigsten körperliche Anstrengung ertragen, nur ein sehr geringer Theil der deutschen Heere aber aus ehemaligen Gymnasiasten bestehe; da ferner bei der ganzen Nation sich eine Abnahme der physischen Kraft zeige, die geringe Zahl der Gymnasiasten aber auf so viele Millionen Bewohner Deutschlands nicht eine solche Wirkung haben könne; so leuchte ein, — daß keineswegs die Gymnasien an dem Gesundheitsverfalle Schuld seien. Dieser Schluß ist ein Fehlschluß; will jedoch Hr. Direktor nur ein einziges Wörtchen hinzufügen und sagen: so leuchte ein, daß keineswegs die Gymnasien die alleinige Schuld des Gesundheitoerfalls tragen; so pflichten wir ihm vollkommen bei. Hat denn aber Lorinser oder irgend ein anderer Vernünftiger solches behauptet? Ist es nicht Lorinser selbst, der eine Menge anderweitiger Ursachen aufzählt? Alle diese Einflüsse aber kann der Staat nicht beseitigen; Genuß- und Vergnügungssucht, Revolutionsfieber, Luxus, unvernünftige häusliche Erziehung — die Klage über alle diese und tausend ähnliche Gegenstände ist gerecht, aber — zwecklos. Ganz anders dagegen verhält es sich

---

*) In wie fern die Beschuldigung gegründet, daß ich des Hrn. Dir. Worte anführend die eigentlich beweisenden (?!) weglasse, kann sich Jeder selbst überzeugen, der die 12te Seite m. Schrift (am Anfang) mit der 18ten S. der Gotth. Schrift (gegen d. Ende) vergleichen will. —

**) Nicht ich „lehre es" (wie Hr. Dir. meint), sondern die Erfahrung. Außer den in meiner Schrift angegebenen Belegen s. Lemazurier's medicin. Geschichte des Russischen Feldzugs von 1812. — Froriep, der gegen mich zeugen soll, beweist nur, daß das Mortalitätsverhältniß des Jugendalters jetzt günstiger ist, als früher. Hr. Dir. hätte dies Ergebniß der Biostatik in meiner Schrift (p. 17) ebenfalls lesen können, zugleich aber auch den Nachweis, daß durch diese Erfahrung — Lorinser keineswegs widerlegt wird. —

mit der **Schule**, deren Einrichtung nur von der Intelligenz der Schulbehörden abhängig ist. Trägt daher die Schule (denn nicht bloß von den Gymnasien spricht Lorinser) durch Ueberspannung der Geisteskultur auch nur einen Theil der Schuld, wirkt sie — die **körperliche** Ausbildung vernachläßigend — jenen üblen Einflüssen nicht genugsam entgegen; so ist eine Abhülfe möglich und mindestens Eine Ursache des Schwächezustandes dadurch hinwegzuräumen. —

12. »Mir hat,« sagt der Apologet, »weder Hr. »Dr. Jacoby angezeigt, daß ein Gymnasiast des »Friedrichskollegiums (!) durch zu vieles Lernen krank »geworden sei, noch ein anderer Arzt.« — Und thäte ich es, was würde Hr. Dir. wohl antworten? Wahrscheinlich die Worte, die jener Aufforderung vorhergehn: »Kann wohl ein Arzt aus den zahllosen Wir»kungen und aus den vielfachen früheren Sünden »gegen die Gesundheit, und dem Sitzen, welches die »Schule nicht forderte, die Wirkung des Sitzens, wel»ches die Schule forderte, herauserkennen?« — Und diese Antwort hätte ich nur dann zu gewärtigen, wenn Hr. Dir. gerade bei guter Laune wäre. Sonst dürfte man — nach der Leidenschaftlichkeit zu urtheilen, mit welcher Lorinser abgefertigt wird — schwerlich so wohlfeilen Kaufes davonkommen. —

13. Ferner wird mir vom Hrn. Dir. der Vorwurf gemacht, daß **ich** ihn eine »Albernheit« sagen lasse. Sehen wir zu! — Meine Worte lauten (p. 15): Gleich wie der Arzt bei einer unheilbaren Krankheit wenigstens die lebensgefährlichen Symptome zu bekämpfen strebt, so darf man sicher auch hier nicht in »der göttichen Vorsehung« — wie der Hr. Verf. meint — »die einzige Schutzwehr gegen Verzweiflung suchen,« sondern in der eigenen Kraft, die uns die Vorsehung verlieh. — Hr. Dir. G. interpretirt nun seine hier angeführte Rede so: »wir müssen zwar jedes Mittel ergreifen, doch der Ausgang stehe bei dem Herrn

des Himmels und der Erde; er denke hierin gleich jener Frau, deren Gatten eine tödtliche Krankheit befallen und die zu ihrem Arzt sage: Lieber, gelahrter Hr. Dr., die ärztliche Hilfe suche ich beim Arzte, aber Schutz vor Verzweiflung bei Gott.« — Dies wäre allerdings sehr fromm und verständig! Schade nur, daß aus dem Zusammenhange offenbar ein anderer Sinn seiner Worte hervorgeht. Nachdem Hr. Dir. nämlich von dem allgemeinen Verfalle der Gesundheit gesprochen und gefragt hat, »wer denn die Ursachen desselben hinwegräumen könne,« schließt er: »Männer, wie der Geheime Archivar Tittmann, verzweifeln wirklich, und vielleicht ist in unsern Tagen die göttliche Vorsehung die einzige (!) Schutzwehr gegen Verzweiflung.« Hr. Dir. G. müßte also in Stelle jener Frau vielmehr sagen: Lieber, gelahrter Hr. Dr., die Krankheit meines Mannes ist, wie die Frau Base meint, tödtlich und also unheilbar; wer kann denn die Ursachen derselben hinwegräumen? die göttliche Vorsehung ist die einzige Schutzwehr gegen Verzweiflung.

Und hierauf eben sind meine vorher angeführten Worte die Erwiederung. —

Was Hr. Dir. noch von »dem weißen Pulver« spricht und von »Aerzten, die auf alle Weise Patienten an sich zu locken suchen,« — geht mich nichts an. Die trefflichen Reden des Hrn. Prof. Sachs, auf die er verweist, habe ich mit Vergnügen gelesen und mich besonders über die Wahrheit der Darstellung und über die Folgerichtigkeit der Gedanken gefreuet, — Vorzüge, welche wohl manchem andern Schriftsteller zur Nachahmung dienen könnten. —

14. Hr. Direktor Gotthold vermuthet, daß »ein »Hohes Ministerium dem Lorinserschen Aufsatze nur »deßhalb Aufmerksamkeit geschenkt habe, um den »factischen Beweis zu führen, daß Hr. Lorinser Un»recht habe, ... oder höchstens, um einem so »allgemeinen Geschrei, wenn auch durch ein Opfer,

»ein Ende zu machen.« — Wäre des Hrn. Dir. [illegible] muthung eben so wahr, als sie scharfsinnig ist, [illegible] sehr müßte jetzt ein Hohes Ministerium das Opfer bedauern, da das allgemeine Geschrei noch größer [illegible] worden und der factische Beweis so arg mißglückt [illegible] Viele der von Hrn. Dir. angeführten (ob auch ge[illegible] senen?) Schriften, worunter einige von achtungs[illegible] werthen Schuldirektoren, stimmen mehr oder weniger Lorinsers Behauptungen bei; ja Hr. Dr. Schmidt, Condirector der Franckeschen Stiftungen (über die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht, Halle 1836), sagt sogar ausdrücklich, seine Wahrnehmungen berechtigten ihn zu der Annahme, »daß unsere »gegenwärtige Gymnasialverfassung auf den Körper »der Jugend nachtheilig einwirke.« Aus derselben Schrift ersehen wir auch, daß die dem Unterricht in Preußen vorstehende Behörde schon vor einigen Jahren bei den Gymnasien anfragte, ob ein Sinken der Gesundheit der Gymnasialschüler wahrgenommen werde; und daß die Direktoren der Gymnasien in der Provinz Westphalen auf einer Conferenz sich dahin aussprachen, daß allerdings die Gesundheit der Gymnasiasten zu leiden scheine. Allein was will dies Alles gegen die Vermuthung des Hrn. Dir. Gotthold beweisen! er ist einmal davon überzeugt, daß — wer nicht mit seinen (des Hrn. Dir. Gotthold) Augen sieht, überall nicht zu sehn im Stande sei. —

Hr. Direktor beklagt sich ferner darüber, daß seine »größten Wahrscheinlichkeiten« mir nichts gelten und es »überhaupt meine Art sei, von jeder Aussage für »oder wider immer eine so zu sagen mathema»tische Beweiskraft zu fordern.« — Warum aber führt Hr. Direktor selber den Leser in Versuchung? Die apodiktische Art, in welcher er seine Argumente vortrug, war ganz geeignet mich zu dem Glauben zu verleiten, daß er selber ihnen mathematische Sicherheit zutraue. Mathematische Beweise sind es also nicht, die er giebt; vielleicht kommt nun Hr. Direktor auch

noch

noch zu der weitern Erkenntniß, daß es gar keine Beweise sind *).

15. In dem, was Hr. Dir. von der Zahl der Lehrstunden gegen Lorinser vorbringt, fand ich einen Widerspruch. Hr. Dir. wünscht jetzt einen näheren Nachweis desselben, und ich will ihm solchen nicht vorenthalten. Es kömmt am Ende nur Alles darauf an, daß man einander richtig versteht. Lorinser spricht nämlich von Gymnasien, in denen wöchentlich nicht weniger als 32—42 Stunden ertheilt werden. Dies hält Hr. Dir. (pag. 26) für einen »groben Irrthum;« denn in den Preußischen Gymnasien seien 32 Lehrstunden in der Woche nicht nur gesetzlich, sondern auch herkömmlich seit Hundert Jahren und darüber. Keineswegs also als das Minimum (wie Hr. Dir. jetzt zu seiner Vertheidigung sagt), sondern als das Maximum werden 32 Stunden von ihm angegeben. Und bald darauf (pag. 31) wird aus den hundertjährigen Lectionsverzeichnissen des Friedrichkollegiums dargethan, daß die damaligen Schüler der Anstalt 36—44 St. in der Woche hatten, also offenbar mehr als jenes seit hundert Jahren herkömmliche Maximum von 32 St. Und woher dieser Widerspruch? Aus Kampflust. Lorinser behauptet nämlich zweierlei: 1) daß die Zahl der Lehrstunden gegenwärtig sehr groß sei, und 2) daß dieselbe früher geringer gewesen als jetzt. Um nun die erste Behauptung zu widerlegen, sagt Hr. Dir.: Die Gymnasien haben nur 32 St. in der Woche und seit hundert Jahren nicht mehr als 32; zur Widerlegung der zweiten aber: die Gymnasien

*) Den Katalog der in der Lorinserschen Streitfrage erschienenen Schriften zu ergänzen, führe ich hier noch

26) einen aus Berlin eingesandten Aufsatz des Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten v. 12. Aug. 1836 an. In demselben findet man über die beiden Broschüren des Hrn. Dir. Gottholt ein sehr hartes, aber leider! nur zu gerechtes Urtheil. —

hatten sonst mehr als 32 St., z. B. das Friedrichskollegium vor hundert Jahren 36—44 Stunden.

Und nun entscheide Hr. Dir. Gotthold selbst, ob er den Widerspruch durch seine Vertheidigung gehoben, oder übel ärger gemacht hat.

Doch vielleicht ist's dem Hrn. Dir. interessant, über eben diese Stelle seiner Schrift auch das Urtheil eines andern Mannes zu vernehmen. Dr. Schmidt (a. a. O.) sagt in Bezug auf dieselbe: »Es scheint mir hart, die Versicherung eines achtbaren Mannes (nämlich Lorinsers) so mit Worten und nicht durch Fakta zu widerlegen. Ich habe vom Jahr 1834 aus den Provinzen Brandenburg, Preußen, Sachsen und den Rheinprovinzen 42 Programme durchgesehen und gefunden, daß in keinem Gymnasium der Unterricht so eingerichtet war, daß derselbe incl. des Zeichnen- und Gesang-Unterrichts nur 32 St. in Prima betragen hätte; so daß dies auch nach meiner eignen anderweitigen Erfahrung wohl zu den Seltenheiten gehören wird; dagegen beides eingerechnet der Unterricht nach diesen Programmen in Prima häufig auf 38 und 40 St. steigt; ja mir ist aus einem Programme des Elisabeth-Gymnasiums in Breslau erinnerlich, daß dort in Prima 40 Stunden ohne Gesang- und Zeichnen-Unterricht ertheilt wurden.«

So viel über den »groben Irrthum des Dr. Lorinser.« —

16. Es würde schwer sein zu erweisen, meinte ich, daß sich auch nur die Hälfte der Jubilare, die Hr. Dir. unter den Beweisen einer auch bei den Studirten zu findenden Gesundheit angeführt hat, körperkräftig und geistesfrisch erhalten. »Uns Andern,« erwiedert der Apologet, »wird es genügen zu wissen, »daß Jubilare ihrem Amte mit einem zerrütteten »Körper nicht vorstehen können.« Hierauf möge dem Hrn. Direktor Gotthold — der Hr. Direktor Gotthold antworten: »Zu den Uebeln unserer Zeit gehört auch

»die Duldung unbrauchbarer Leute im Amte, wenn »ihre Unbrauchbarkeit offen zu Tage liegt, »und die über die Gebühr ausgedehnte Amts»verwaltung emeritirter Beamteter.« (Gotthold gegen Hoffmann pag. 49.) — Die beiden Schüler des Friedrichskollegiums, Kant und Ruhnken, deren Alter wohl nicht so absichtslos angeführt wurde, wie der Apologet vorgiebt, sprechen weder zum Vortheil der körperlichen noch der geistigen Ausbildung auf der Schule. Daß ich solches durch ihre eigene Aussage bewies, darin kann ich auch jetzt kein Unrecht erkennen.

17. Ich sagte (pag. 20): »Ein scharfes und geübtes Augenmaaß hierfür (nämlich für die der Individualität jedes Schülers entsprechende Art und Menge des Lernstoffs) ist gewiß die vorzüglichste, aber auch seltenste Tugend eines guten Pädagogen.« Hr. Dir. G. parodiert diese Worte also: »Was würde ein Arzt sagen, wenn ein Pädagog sich vernehmen ließe: Ein scharfes und geübtes Auge für den Grad der Gelbheit, um zu erkennen, ob sie auf einem Leberübel beruhe, ist gewiß die vorzüglichste, aber auch seltenste Tugend eines guten Arztes?« —

Daß Hr. Dir. alle seine sinnreichen Beispiele gerade aus der Heilkunde entlehnt, können wir zwar nicht billigen, doch verzeihen; daß er aber gegen das Hauptgesetz der Denklehre: Vereinige Uebereinstimmendes! einen so argen Verstoß macht, werden ihm die Logiker nicht hingehn lassen. Allein da sehn wir wieder, wie all' unsere Weisheit nur aus dem klassischen Alterthum stammet. Wären Caesaris de analogia libri nicht verloren gegangen, so hätte Hr. Dir. Gotthold sicherlich nicht einen so mißrathenen Vergleich gemacht. Der gütige Leser entschuldige, daß wir unserm Gegner die gelbsüchtige Sophistik zu veranschaulichen suchen; wir wollen uns dabei so kurz als möglich fassen. — Wäre die Gelbsucht die einzige Krankheit, mit welcher es der Arzt zu thun hätte, umfaßte die richtige Erkenntniß und Kur derselben das ganze

Geschäft des Arztes, eben so wie die richtige Beurtheilung und Erziehung der Kinder das ganze Geschäft des Pädagogen umfassen; dann — aber auch nur dann — wäre der Vergleich ein passender, und ich würde getrost antworten: Ja dies ist die vorzüglichste und seltenste Tugend des Arztes. Da nun aber die gemachte Voraussetzung falsch ist, hätte vielmehr Hr. Dir. Gotthold, wenn er anders aufrichtig und logisch bei seinem Vergleiche zu Werke gehn wollte, also sagen müssen: Hr. Dr. Jacoby behauptet, ein scharfes Augenmaaß für die der Individualität jedes Schülers entsprechende Art und Menge des Lernstoffs sei die vorzüglichste Tugend eines Pädagogen; auf analoge Weise könnte man behaupten, ein scharfes Augenmaaß für die der Individualität jedes Kranken entsprechende Art und Dosis der Heilmittel sei die vorzüglichste Tugend des Arztes. Aber freilich wäre dann Hr. Dir. Gotthold um seinen Witz gekommen und hätte seine »tief-tiefen Blicke« in die Heilkunde nicht an den Mann bringen können. —

18. »Der ungünstige Zustand unserer Jugend,« meint Hr. Dir. G., »rührt nicht von einer zu großen »Menge von Lehrgegenständen her, noch würde er »durch Verringerung dieser letzteren verbessert werden. »Und woher weiß ich das?« — Das erstere weiß Hr. Dir. aus Erfahrung; denn das Friedrichskollegium hat vor 10 bis 20 Jahren in eben so vielen Lehrgegenständen unterrichtet als jetzt, und doch waren die Schüler damals frischer und fleißiger; das zweite aber weiß er — man lese selber nach — aus Ueberzeugung. Freilich gegen seine Ueberzeugung können wir nicht streiten; was aber den früheren Zustand des Gymnasialunterrichts betrifft, so stimmen mit Ausnahme der Hrn. Direktoren Gotthold, August und Kritz fast Alle, die sich in der Lorinserschen Streitfrage haben vernehmen lassen, darin überein, daß — wenn auch gegenwärtig weder die Zahl der Lehrstunden noch der Lehrobjekte viel größer ist als vor 20 oder 30 Jahren,

doch die Anforderungen in jeder Wissenschaft um Vieles gesteigert worden, und die Schüler jetzt während und außer der Lehrstunde weit mehr in Anspruch genommen werden als ehedem. Wer hierüber einen ausführlichen Nachweis für jede einzelne Wissenschaft verlangt, den verweise ich auf die oben citirte Schrift des Direktor Schmidt (S. 11, 15 und 42) und auf G....r's Abhandlung über die Nothwendigkeit einer Reform des Gymnasialunterrichts (S. 10 u. d. f.). —

19. Die in meiner Schrift (pag. 21) getadelte Consequenzenmacherei des Hrn. Dir. G. liegt nach seiner Meinung »mehr im Ausdruck als im Gedanken, und in keinem Fall in seinem Willen.« Den Willen können wir nicht prüfen, wohl aber den Gedanken, und der wird durch des Hrn. Dir. nachfolgende Vertheidigung auch nicht im geringsten verbessert. Setzen wir z. B. den Fall, Jemand beklage sich über die zu große Frequenz in den untern Schulklassen, so wäre doch Hr. Dir. dadurch, daß »das Wie? und Wieweit? der Beschränkung nicht angegeben,« noch keineswegs zu dem Spotte berechtigt: Wir Lehrer sollen am Ende wohl gar vor leeren Bänken dociren?! —

20. Hr. Dir. Gotthold leugnete in seiner Schrift gegen Lorinser, daß unsere jetzigen Forderungen im Ganzen höher gestellt seien, als ehedem; mit wie vielem Rechte, haben wir eben gesehen. Um aber Hrn. Dir. mit seinen eignen Worten zu schlagen, führte ich in einer Anmerkung folgende Stelle aus seiner Schrift gegen Hoffmann an: »Seit »1710 bis 1810 waren im Friedrichskollegium die »Forderungen an die Abiturienten so gering, daß sie »großentheils ein guter Tertianer befriedigen würde, »und doch waren sie stets von dem Königl. Consisto»rium bestätigt.« Hr. Dir. G. will nun hierin keinen Widerspruch sehen, denn — »in dieser letzten Stelle »ist allein von dem damals in großen Verfall gerathenen

»Friedrichskollegium die Rede, und eine solche »einzelne Anstalt giebt keinen Beweis ge»gen die allgemeine Beschaffenheit der »übrigen.« Hr. Dir. beliebe nur seine Schrift gegen Hoffmann aufzuschlagen und die unmittelbar vorhergehende Stelle zu lesen: »Männer, welche als »Abiturienten die Universität vor 40 bis 50 Jahren »bezogen und nicht Schritt vor Schritt den Verbesse»rungen des Schulwesens gefolgt sind, sondern etwa »nur wissen, es werde Dies und Jenes und in Diesem »und Jenem jetzt mehr gefordert als zu ihrer Zeit, »können allerdings kaum anders urtheilen. Denn »daß die damalige Methode fast allenthalben »sehr im Argen lag, läßt sich mit der größten Sicher»heit nachweisen;« und hierauf eben folgen die bereits erwähnten Worte: »Seit 1710 bis 1810 waren »z. B. im Friedrichskollegium die Forderungen so »gering« ꝛc. Um also gegen Hoffmann zu beweisen, daß die damalige Methode fast allenthalben sehr im Argen lag, führt Hr. Dir. das Beispiel des Friedrichskollegiums an, und gegen mich behauptet er wiederum zu seiner Vertheidigung, er habe an eben derselben Stelle allein von dem damals in großen Verfall gerathenen Friedrichskollegium geredet, und eine solche einzelne Anstalt gebe keinen Beweis gegen die allgemeine Beschaffenheit der übrigen. — Ueberhaupt ist die polemische Taktik des Hrn. Dir. Gotthold einfach und doch ganz eigenthümlicher Art. Behauptet Lorinser oder ein Anderer Etwas von den gesammten deutschen Gymnasien, so parirt Hr. Dir. mit den Worten: Dem ist nicht also; denn siehe! im Friedrichskollegium ist es ganz anders. Und führt wiederum Jemand gegen ihn das Beispiel des Friedrichskollegium an, so heißt's: das Friedrichskollegium ist nur eine einzelne Anstalt; es ist ja von den gesammten deutschen Gymnasien die Rede. — Ein Beispiel der letzten Wendung haben wir hier, wir wollen auch noch ein Beispiel der ersten geben.

Lorinser hatte von der zunehmenden Zahl der Kurzsichtigen in den Schulen gesprochen, und sein Gegner antwortet darauf: »Eine Brille (denn auch von »den Brillen der Gymnasiasten spricht Hr. »Med. Rath) trägt von den 275 Schülern unserer »Anstalt für gewöhnlich keiner, aber acht bedienen »sich derselben in den mathematischen Stunden, weil »ihr Auge nicht bis zur Klassentafel reicht.« Da Lorinser nicht vom Friedrichskollegium, sondern von den Gymnasien überhaupt spricht, so dürfte es nicht uninteressant sein, auch die Erfahrungen anderer Schulmänner zu vernehmen. Dr. Schmidt (S. 23) bestätigt Lorinsers Beobachtung. »Gegenwärtig,« sagt er, »sind auf hiesigem Gymnasium (in Halle) von »29 Primanern 13 kurzsichtig, d. h. sie können die »mathematischen Figuren an der Wandtafel nicht »erkennen in einer Entfernung von 8 bis 10 Fuß, »(daher 10 von diesen 13 dazu Brillen tragen), von »35 Sekundanern sind 8 kurzsichtig, von 40 Tertianern »sind 11 kurzsichtig« *). — Hr. Dr. Kritz, Prof. am Gymnasium zu Erfurt, einer der erbittertsten Gegner Lorinsers, weist zwar alle andern »Anklagen« als ungegründet zurück, »kann jedoch nicht umhin zuzu»geben, daß allerdings unter den Schülern mehr Kurz»sichtige gefunden werden, als man nach den Jahren »derselben erwarten sollte, und es kaum zu leugnen »sei, daß die Beschäftigung mit den Wissenschaften »dieses Uebel herbeizuführen scheine.« —

Für Hrn. Dir. G. bemerke ich noch, daß hierdurch keineswegs die Schule als alleinige Ursache angeklagt wird (denn manche andere Einflüsse wirken nachtheilig aufs Auge); soviel ist aber ersichtlich, daß »der Herr Med. Rath« nicht ohne allen Grund »von den Brillen der Gymnasiasten gesprochen hat.« —

---

*) Die verhältnißmäßig größte Anzahl also in Prima! Ob nicht auch die 8 Kurzsichtigen, deren Hr. Dir. G. erwähnt, zum großen Theil Primaner sind? —

21. »Was würde Hr. Dr. Jacoby sagen, wenn »ihm ein Pädagoge vorschlüge, die Schwindsucht durch »Austrocknung des Gehirns zu heilen? Jedes Uebel »ist in seiner Quelle zu suchen und da zu behandeln.« — Der Vergleich mit der Schwindsucht dürfte dem Hrn. Direktor eben so mißglückt sein, wie der obige mit der Gelbsucht. Eine Krankheit in ihrer Quelle zu suchen und da zu behandeln ist allerdings verständig und rathsam, doch habe ich schon in meiner Schrift dem Hrn. Dir. geantwortet, daß wenn ein Uebel aus mehren Quellen hervorgeht, es förderlich sei wenigstens Eine derselben zu verstopfen, zumal wenn die andern zu hemmen nicht in unserer Macht steht.

22. Ob die Worte: »Frisch daran! reißen wir »die Lumpen von Redensarten herunter!« ein schicklicher Ausdruck sei, oder ob die Vertheidigung des Hrn. Dir., daß er Lorinsers Darstellung mit einer lumpenbehängten Vogelscheuche verglichen und nur im Bilde geblieben, den Ausdruck zu einem schicklichen mache, — dies zu entscheiden bleibe dem Leser überlassen. —

23. »Wenn man die Art erwägt, sagte ich, wie auf den meisten Gymnasien das Studium der alten Sprachen betrieben wird, wie der Schüler vor lauter Vokabeln, gramatikalischen Regeln und Ausnahmen kaum und nicht einmal kaum zum Verständniß des Sinnes gelangen kann, und nach 7 bis 8 Jahren es dennoch nicht so weit gebracht hat, als ein Kind bei Erlernung lebender Sprachen in einem Halbjahr; dann darf man wohl Niemand den Zweifel verargen, ob nicht vielleicht die hierauf verwendete Zeit mit größerem Vortheil anderen Lehrstoffen bestimmt werden könne.« — Hr. Dir. Gotthold behauptet frischweg, daß »diese ganze Erwägung eine von der Wahr»heit bis zur Unkenntlichkeit abweichende sei, und »selbst das unbedeutendste Gymnasium mich eines »bessern belehren könne.« — Im Altdeutschen bedeutet das Wort: Bescheidenheit so viel als richtige

Einsicht, hier aber sehen wir die beiden gegentheiligen Begriffe friedsam neben einander bestehn. Da meine Worte dem Hrn. Dir. nichts gelten, so sehe ich mich genöthigt das Urtheil Anderer anzuführen. In der oben citirten Schrift: »Ueber die Nothwendigkeit einer Reform des Gymnasialunterrichts« heißt es: »Unser jetziger Unterricht im Lateinischen ist grammatisch weit gründlicher, als er sonst war; man vergleiche nur viele unserer Schulgrammatiken mit älteren, selbst noch mit dem so lange gebrauchten Bröder: welche Dürftigkeit der Regeln in Letzteren, wie weit in wissenschaftlicher Ordnung und Begründung derselben zurück! und doch können wir nicht in Abrede stellen, daß ehedem weit mehr für die Feder und den mündlichen Verkehr tüchtige Lateiner gebildet wurden als jetzt. —— Was erreichen wir nun mit der Masse Formenlehre, die jetzt gelernt wird? Wenn sie wirklich dem Gedächtniß gut eingeprägt ist, so haben wir einen Schüler, der mehr Regeln weiß, als mancher gerühmte Latinist früherer Zeit; doch wie wenig Schüler erreichen dies Ziel und wie schwer hält es eine solche Masse von Einzelnheiten dem Gedächtniß einzuprägen, wie viel mal muß dies Alles wiederholt werden und wie fern ist nun der Schüler, der sie alle weiß, noch von der Sicherheit in der Anwendung? Wer es bezweifelt, der sehe die Extemporalia der Tertianer an, die 3—4 Jahre lateinische Formenlehre als Hauptsache gelernt haben, und er wird sehen, wie wenig Fertigkeit noch im Ganzen erreicht ist. —— Daß dies Resultat ein längst erkanntes, in seiner Ungenügendheit zugestandenes sei, beweisen sowohl die Reaktionen der Hamiltonschen u. a. Methoden, die nur ein Ausschweifen in das andere Extrem sind, als die vielfachen Versuche und Vorschläge neuer Methoden zur Vereinfachung der Formenlehre. Wir haben also auf diesem Wege im günstigsten Falle einen Schüler gebildet, der nicht leicht einen Genus-, Casus-, Declinations- oder

Conjugations-Fehler machen wird, wenn er, wohl gemerkt, Zeit hat sich immer erst auf seine Regel zu besinnen und nicht zu flüchtig ist, es zu thun; aber was hat er weiter von der Sprache erlernt? Wenig; die Geläufigkeit 6 bis 8 Wörter mündlich oder schriftlich zu einem Satze zu vereinen haben wenige von Natur begabtere; eine längere Periode in einem Schriftsteller zu übersehn und geschickt zu übersetzen, ist nicht die Hälfte im Stande; und wie viel sind nicht darunter, die aus Ungeübtheit und daraus entstandener Befangenheit beim mündlichen Uebersetzen ins Lateinische und noch mehr beim freien Antworten die ärgsten grammatischen Schnitzer machen — gegen wohl gewußte Regeln? Dies ist die Frucht einer vollständigen wissenschaftlichen Erlernung der lateinischen Grammatik.« —

Doch unser Gegner ist um eine Erwiederung niemals in Sorge; er wird auch diese Darstellung »eine mit Lumpen behängte Vogelscheuche,« »eine von der Wahrheit bis zur Unkenntlichkeit abweichende« nennen und sie dadurch genugsam widerlegt zu haben glauben. In Sachen des Schulwesens, das er nicht wie ein Liebhaber, sondern wie ein Geiziger bewacht, findet nur der Gleichgesinnte Gnade vor seinen Augen; wer das Unglück hat, anderer Meinung zu sein, ist ein Gymnasialverräther, wer gar das Griechische antastet, ein alles zerstörender Vandale. —

24. Es thut dem Apologeten Leid, daß »ein »wunderlicher Zufall (ich möchte ihn eher einen unglücklichen nennen, nämlich die Schrift des Hrn. Dir. Gotthold) mich wiederholentlich gerade so geleitet »habe, als wenn es mir darauf ankäme, durch Aus»legung seiner Worte Feindschaft zwischen ihm und »seinen Mitlehrern zu stiften.« Käme es mir darauf an, so würde ja der Hr. Dir. durch diese Worte wieder die beste Gelegenheit dazu geben. Meine Auslegung nämlich ist entweder wahr oder falsch; im ersten Falle würden wohl so verständige Männer, wie seine Hrn.

Mitlehrer, die Auslegung auch ohne mich gefunden haben; im zweiten Falle hätten sie sich doch durch mich nicht verleiten lassen. — Wir wollen nun die Rede des Hrn. Dir., in welcher ich einen Tadel der gangbaren, auch auf dem Friedrichskollegium üblichen Lehrweise fand, wiederholen und seinen entschuldigenden Commentar dem Texte interpoliren: »Meine Behandlung der alten Autoren (Hr. Dir. will hier unter alte Autoren nur die auf Prima gelesenen, Demosthenes, Plato, Euripides und Horaz verstanden haben) weicht durch das ausführliche Eingehen in die Sachen und den Gedankengang von der gewöhnlichen Behandlung (ich supplirte natürlich: der alten Autoren; Hr. Dir. Gotthold will aber hier nun die Behandlung der auf den andern Klassen gelesenen Autoren gemeint haben, bei denen, wie er sagt, das Eingehen in die Sachen und den Gedankengang in weit geringerem Maaße erforderlich ist?!) etwas ab, und fällt daher nicht selten meinen Schülern, zumal den neu versetzten, auf und befremdet sie.« Lassen wir die clausula salvatoria gelten, so sehen wir ein, wie des Hrn. Dir. Methode die Neuversetzten befremden könne; den ältern Primanern aber würde sie nur dann auffallen, wenn zu Zeiten auch andere Lehrer mit ihnen den Demosthenes, Plato, Euripides oder Horaz nach der gewöhnlichen Methode läsen. — Und nun wähle der Leser zwischen meiner Auslegung und der des Hrn. Dir. Gotthold. —

25. Die Abschaffung des Griechischen wurde schon Lorinsern, — obgleich in seinem Aufsatze nirgend davon die Rede war, — als böse Absicht untergelegt. Nun macht Hr. Dir. auch mir den Vorwurf, ich wolle das Griechische aus den Gymnasien entfernen, und doch hätte er schon aus den Vorschlägen meiner Schrift ersehn können, daß solches auch nicht im entferntesten meine Absicht ist. — Fichte behauptet: Ich bin das, als was ich mich setze; Hr. Dir. Gotthold aber behauptet: Auch Jeder Andere ist das, als was

Ich ihn setze. Das kann jedoch der Andere sich unmöglich gefallen lassen. —

26. Ich sagte (S. 26), es gebe auch untüchtige Pädagogen, aus welchen keine Vorschrift der Behörde tüchtige machen könne. — Da wohl außer Hrn. Dir. G. Niemand in diesen Worten »die Ansicht von der »Unverbesserlichkeit der Menschen und ein Verdam»mungsurtheil unseres Zeitalters« finden wird, kann ich jede weitere Widerlegung ersparen.

27. Da ich eine harmonische Ausbildung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten des Schülers für die Pflicht der Gymnasien erklärte, so nannte ich die gänzliche Versäumniß der Körpererziehung — eine Unterlassungssünde. Hr. Dir. G. findet hierin einen den Gymnasien ganz aus dem Stegereif gemachten Vorwurf und weist denselben zurück mit äußerst harten und ungestümen Worten, die ich jedoch und gewiß auch Dr. Lorinser seiner Aufregung gerne zu Gut halten. Wenn man die Mangelhaftigkeit einer Einrichtung tadelt, so macht man dadurch nur denen einen Vorwurf, die an derselben Schuld sind. Wer aber ist an dem Verfalle der Gymnastik Schuld? Die Antwort habe ich schon in der Einleitung meiner Schrift (S. 3. 5) ertheilt. Schuld daran sind diejenigen Pädagogen, denen ausschließlich die Geistesbildung ihrer Zöglinge am Herzen liegt, diejenigen Aerzte, welche nur auf das Physische ihr Augenmerk richten, und — vor Allem diejenigen, welche aus unzureichenden Gründen Pädagogen und Aerzte verhinderten ihre Pflicht zu erfüllen. Hr. Dir. Gotthold meint, am meisten falle der Vorwurf den unverständigen Eltern zur Last; hierin aber theilen wir seine Ansicht nicht ganz. Wenn der Staat in Betreff der geistigen Erziehung ein vormundschaftliches Recht ausübt, so kommt es demselben gleichmäßig zu, für die körperliche Ausbildung Sorge zu tragen, ohne welche die geistige nur eitel Stückwerk bleibt; wenn unverständige Eltern gezwungen werden ihre Kinder

unterrichten zu lassen, so gestatte man es auch nicht, daß diese Kinder körperlich vernachläßigt werden. Mit einem Worte: die Gymnastik trete wieder in die Reihe und Rechte der regelmäßigen Lehrgegenstände. — »In einem unserer Gymnasien, sagte ich in einer Anmerkung, finden bereits seit Jahren methodische Leibesübungen statt, an welchen die Mehrzahl der Schüler Theil nimmt. Das Friedrichskollegium aber sah sich, wie Hr. Dir. G. erzählt, (aus Mangel an Theilnahme) genöthigt, seine zu solchen Uebungen mit bedeutenden Kosten angeschafften Geräthe für wenige Thaler zu verkaufen; — was um so auffallender ist, da ein hiesiger Bürger den Platz dazu unentgeltlich herzugeben und ein praktischer Arzt, früher Schüler des Friedrichskollegiums, den Unterricht zu leiten sich bereit erklärten.« — Hr. Dir. G. führt in seiner Apologie diese Stelle an und fügt dann die Worte hinzu: »Ein hiesiger Arzt! und das Anerbieten ist nicht angenommen? Ja so! hinc illae lacrymae!« — Wer ohne Kenntniß der Sachlage diese Interjektionen liest, muß natürlich glauben, ich selber sei der bezeichnete Arzt oder stehe mit demselben in naher Verbindung, und habe nur deshalb gegen Herrn Dir. geschrieben, weil jenes Anerbieten von ihm zurückgewiesen wurde. Beides ist unrichtig, und Hr. Dir. Gotthold, der die Wahrheit sehr wohl kannte*), hätte sich solche verdächtigende Fingerzeige nicht erlauben sollen. — Ferner giebt der Apologet vor, »es sei ihm kein Turnplatz »angeboten, sondern nur Platz, das Turngeräth zu »verwahren.« — Im Auftrage eben des Mannes, welcher den Platz angeboten hat, (den Namen bin ich Jedem zu nennen bereit), erkläre ich, daß die Sache sich nicht, wie Hr. Dir. G., sondern ganz so, wie ich sie erzählte, verhält. — —

*) Der Arzt, der seinen Namen hier zu nennen erlaubte, ist Hr. Dr. Albrecht.

28. »Was die äußere Form anlangt (heißt's in meiner Schrift) — wir rechnen dahin einige Attische Spöttereien über Aerzte und Medizinalräthe, die persönlichen Ausfälle gegen Dr. Lorinser, das der eigenen Anstalt reichlich gespendete Lob und manche kollegialische, andere Schulen und Lehrer treffende Seitenblicke, — so befiehlt uns die Pietät hierüber mit Stillschweigen hinwegzueilen.« — Hr. Dir. G. glaubt bei dieser Pietät recht übel wegzukommen und hält »das treue Referiren für einen bessern Beweis derselben als ein so zweideutiges Zu-verstehn-geben.« —

Nun gut! Volenti non fit injuria. Der Kürze wegen *) führen wir nur einige »kollegialische, andere »Schulen und Lehrer treffende Seitenblicke« an: »Viele Schulen,« sagt Hr. Dir. G. S. 38, »leiden »noch immer an zu großer Frequenz.... Ob man »aber eine große Frequenz für Beweis der Trefflichkeit »einer Schule hält, ob man die Einnahme vermehren »will — denn 50 Schüler mehr, deren jeder »18 Thaler Schulgeld entrichtet, tragen »jährlich 900 Thaler mehr ein, so daß auf »Einen von Neun Lehrern 100 Thaler fal»len, — oder welche Ursachen sonst die Ueberfüllung »mancher Schulen herbeiführen, das lasse ich, schon »aus kollegialischer Rücksicht (!), ununter»sucht.« — »Das Friedrichskollegium,« heißt es an einer andern Stelle, »gehört nicht zu den frucht»baren Anstalten, die nach jedem Semester »ein halbes Schock Primaner auf die Uni»versität schicken.« — Und gegen Hoffmann S. 49: »Das Durchschlüpfen unreifer Primaner

---

*) Wer die Schrift des Hrn. Direktor nachzulesen Lust hat, findet Beispiele

1) von persönlichen Angriffen auf Lorinser und Spöttereien über Aerzte und Medicinalräthe S. 14, 16, 23, 43 2c.
2) vom Lobe des Friedrichskollegiums — beinahe auf jeder Seite.

»durch das Abiturientenexamen, wobei sie wohl gar »— horribile dictu! — von denen unterstützt wer»den, welche ihre strengsten Hüter sein sollten!« — Ist nun Hr. Dir. G. zufrieden gestellt, oder können wir es — mit oder ohne Pietät — dem Hrn. Dir. nimmer recht machen? —

29. Der Hr. Verf. erklärt die Gründe, die ihn auf meine Schrift zu antworten bewogen; für seine Person würde er es nicht gethan haben, als Direktor eines Gymnasiums habe er indessen Pflichten für dieses und die Jugend und das Publikum. — — »Der gute »Ruf der Geistlichen und Schulleute,« sagt er, »darf »weder in Ansehung ihrer Kenntnisse und Geschicklich»keit noch ihrer Rechtschaffenheit und Sittlichkeit ver»letzt werden.« — Ich fordere Hrn. Direktor Gotthold auf, mir auch nur eine einzige Stelle meiner Schrift zu nennen, in welcher ich ihn in Ansehung seiner Kenntnisse und Geschicklichkeit (natürlich als Lehrer, nicht als Schriftsteller) oder in Ansehung seiner Rechtschaffenheit und Sittlichkeit verletzt habe. Kann er solches aber nicht, so — möge er sich selber den Nachsatz ergänzen; mir widersteht es. — Wenn ich vielleicht in gegenwärtiger Beleuchtung den Hrn. Dir. mit weniger Schonung behandele, so hat er nur sich selbst nach dem bekannten Sprüchwort die Schuld beizumessen; wer die Apologie gelesen hat, wird meine Erwiederung gemäßigt nennen. —

Was die faktischen Beweise betrifft, die Hr. Dir. G. verlangt, daß »z. B. ich oder ein anderer Schüler des Friedrichskollegiums C. und L. und P. und S. durch Ueberhäufen mit Arbeiten krank geworden;« so habe ich schon oben (No. 12.) auf dergleichen — um mich des gelindesten Ausdrucks zu bedienen — ungehörige Provocationen geantwortet. Vom Friedrichskollegium habe ich nirgends behauptet, daß es seine Schüler durch Uebermaaß der Arbeiten krank mache, und doch bin ich bereit Hrn. Dir. Beispiele und Namen

zu nennen, sobald er mir diejenigen Aerzte namentlich macht, die — »das weiße Pulver verschreiben und sich bemühen auf alle Weise Patienten an sich zu locken;« sobald er mir »die fruchtbaren Anstalten nennt, die nach jedem Semester ein halbes Schock Primaner auf die Universität schicken;« sobald er endlich die Namen der Examinatoren angiebt, die »unreife Primaner durch das Abiturientenexamen durchschlüpfen lassen und sie — horribile dictu! — dabei unterstützen, obgleich sie ihre strengsten Hüter sein sollten.« — Nicht für Hrn. Dir. (denn es werden keine Namen genannt), sondern für die übrigen Leser führe ich hier das Geständniß eines praktischen Schulmannes an: »Ich kenne nicht wenige Schüler, welche in Folge zu vielen Arbeitens an Brust- und Unterleibsbeschwerden gelitten, und in eine trübe Stimmung verfallen; vielleicht aber ist dieses in früherer Zeit nicht viel anders gewesen. Die Form unseres Abiturientenexamens bringt den meisten Schaden. Nach einer genauen Durchmusterung der Abiturienten der drei letzten Jahre, wo ich dem hiesigen Gymnasium vorstehe, war immer der Dritte ein solcher, der sich entweder schon früher oder doch im letzten Semester durch Arbeiten bei Tag und Nacht so erschöpft hatte, daß man froh sein mußte, wenn das Examen glücklich vorüber war. So weit ich solche Abiturienten nachher habe verfolgen können, sind sie indeß auf der Universität wieder zu Kräften gekommen.« (Schmidt a. a. O. S. 24.) —

30. Als ich die Vertheidigung des Hrn. Direktor zu Gesichte bekam, hoffte ich vor allem von dem praktischen Schulmanne viel Belehrendes über die von mir gemachten Vorschläge zu vernehmen. Statt dessen fand ich nur diese Worte: »Es folgen noch pädagogische Vorschläge, deren wesentlichster darin besteht, »daß in Quinta und Sexta kein Latein mehr gelernt »werde, sondern die Naturwissenschaften an die Stelle »desselben treten. Vor etwa 30 Jahren habe »ich denselben Vorschlag gethan, den ich

jetzt

»Jetzt ..... belächle.« — Der Wein wird freilich durch die Jahre vorzüglicher; bei dem Menschen ist dies aber nicht immer der Fall, und auch Hr. Dir. Gotthold hat, glaub' ich, wenig Grund, im Alter über die Einfälle seiner Jugend zu lächeln. Ich erörterte in meiner Schrift die Nachtheile eines zu frühzeitigen Erlernens fremder Sprachen und hielt es demnach für dienlich, die lateinischen Stunden auf eine spätere Zeit, mindestens bis zum 10ten oder 11ten Lebensjahre des Knaben hinauszusetzen. Viele Männer, die weiser waren als ich, haben den Vorschlag vertheidigt, den Hr. Dir. belächelt. Fr. Aug. Wolf z. B., wenn ich nicht irre ein Lehrer des Hrn. Dir. Gotthold, sagt: »Wer nicht Gelehrter werden will, darf nicht mit den »alten Sprachen beschäftigt werden; denn eine ober- »flächliche Kenntniß taugt gar nichts. Es gehört »schon viel Zeit dazu, sich mit dem Geiste der Alten »bekannt zu machen, weßhalb die Menge sich mit neuen »Sprachen und mit Sachkenntniß beschäftigen muß... »Nicht vor dem 10ten und nicht nach dem 15ten »Jahre muß man mit den alten Sprachen »den Anfang machen.« (Ueber Erziehung, Schule, Universität. Aus Fr. Aug. Wolf's Nachlasse zusammengestellt von W. Körte. 1835.) — In der That! muß ich einmal wählen, so will ich lieber mit Fr. Aug. Wolf belächelt werden, als mit Hrn. Dir. Gotthold lächeln. —

Die anderen Vorschläge (Einführung methodischer Leibesübungen und Plan eines coordinirten Real- oder Gewerbkursus für die obern Klassen) fertigt Hr. Dir. — ohne sie anzugeben — mit den Worten ab: »sie sind das weiße Pulver, das bekanntlich weder »hilft noch schadet;« — eine Redensart, die dem Leser eben so wenig hilft, als meinen Vorschlägen schadet. —

Dies ist alles, was Hr. Dir. vorbringt, um meine Behauptungen sowohl als die seiner Schrift gemachten Einwürfe zu widerlegen, und mich ein- für allemal

aus dem Felde zu schlagen. Wenn jeden Einwurf durch ein dichtes, vielfädiges Wortgespinnst dem Auge des Lesers entrücken — widerlegen heißt, dann ist ihm dies freilich gelungen. Der Strauß verbirgt, wenn er nicht entrinnen kann, den Kopf in einen Strauch. Wie nun dadurch der Jäger von dem Nichtvorhandensein des Straußes, so bin ich auch durch die Duplik des Hrn. Dir. Gotthold von dem Ungrund meiner Einwürfe überzeugt. —

Ich stelle das Resultat meiner Schrift für diejenigen, denen das corpus delicti nicht zur Hand ist, dem feindlichen Angriffe gegenüber:

»Die Schwäche und Untüchtigkeit der heutigen Jugend wird von beiden Partheien anerkannt. Mag die Ursache des Uebels, — wie Hr. Dir. G. behauptet, — nur außerhalb der Gymnasien zu suchen sein, oder die Einrichtung der Schule — nach Lorinsers Ansicht — auch einen Theil der Schuld tragen; jedenfalls muß dem Staate, dem es vor Allem um gesunde und tüchtige Bürger zu thun ist, die Heilung des Uebels am Herzen liegen. Die außer der Schule befindlichen Ursachen aber, — größtentheils in den socialen Verhältnissen und der häuslichen Erziehung begründet, — sind mehr oder minder jeder Einwirkung der Behörden unzugänglich. Auf die Schule allein also ist ihre Aufmerksamkeit zu richten. Wäre dieselbe nun wirklich, — wie Lorinser will, — eine mitwirkende Ursache, so ließe sich durch geeignete Reform des Unterrichtswesens eine Verminderung des Schwächezustandes erzielen. Wäre sie aber, — wie Hr. Dir. Gotthold behauptet, — vollkommen schuldlos, so bliebe auch dann noch die Frage zu erwägen: ob nicht die Schule — ihrem Hauptzweck unbeschadet — bei veränderter Einrichtung die nachtheiligen Folgen der außer derselben gelegenen Ursachen aufzuheben oder wenigstens die Zunahme des Uebels zu beschränken im Stande sei.« —

(Und hiernach eben folgen die Vorschläge, die ich zu dem Ende zu machen mir erlaubte.) —

Was hat nun Hr. Dir. G., der auf die Vorschläge, — wie überall auf die Sache, — gar nicht eingeht, was, frage ich, hat Hr. Dir. G. durch die lange Rede bewiesen? Hat er etwa meine Schlüsse widerlegt? Wir wollen sehen! Zugestanden also, der Titel meiner Schrift sei unpassend; — sie selbst nur ein unbedeutendes Vorpostengefecht; — vorwaltende Gedächtnißübung finde im Friedrichskollegium nicht statt; — medicinische Schulpolizei sei mehr als ein bloßer Name; — zugestanden, daß Hr. Dir. Gotthold nicht zu den im Sitzen ergrauten Philologen gehöre, und die meisten Medicinalräthe und Doctores medicinae mehr sitzen als er; — daß in seiner Schrift gegen Lorinser noch nicht alle Gründe zum Schutz des Bestehenden erschöpft seien; — daß wer nicht, wie Hr. Dir. G., vor der Französischen Revolution geboren ist, den Unterschied des Sonst und Jetzt nicht zu beurtheilen verstehe; — daß die Jugenderzieher an dem in unserer Zeit überwiegenden Nützlichkeitsprinzip unschuldig, und Gott, Klima, Vaterland, Stand der Eltern, nächste Umgebung, Schauspiel, Straße und Pflasterstein Miterzieher der Jugend seien; — zugestanden ferner, daß Göthe alles Heil in den Griechen gefunden, und Schleiermacher nicht als Autorität gelte; — daß viele außer der Schule befindliche Ursachen die Schuld des Gesundheitsverfalls tragen; — daß der Ausgang einer Sache bei dem Herrn des Himmels und der Erde stehe; — daß es Aerzte gebe, die weiße Pulver verschreiben und auf alle Art Patienten an sich zu locken suchen; — daß — doch möge der Leser, wenn er Lust hat, selber die Apologie des Hrn. Dir. noch einmal durchgehen; — Alles und auch selbst noch seine ungeborenen Argumente zugestanden, was hat durch all dergleichen Dinge Hr. Dir. G. gegen das oben angegebene Resultat meiner Schrift bewiesen? — Nichts! Was er aber sonst dadurch bewiesen, — wir

sprechen's nicht aus; denn ein unglücklicher Zufall könnte diese Zeilen einem Schüler des Friedrichs-kollegiums in die Hand spielen. —

Nur noch ein Wort über den die ganze Apologie krönenden Schluß. Ich hatte in einem Nachworte von der zweiten gegen Hoffmann gerichteten Schrift des Hrn. Dir. Gotthold gesprochen. Nicht (wie Hr. Dir. meint) daß er geantwortet, tadelte ich, sondern die Art, wie er geantwortet, eine Art, die unserm Leser aus der Apologie zur Genüge bekannt ist. Da der Hr. Verf. auch in der zweiten Brochüre manch' eine Lanze gegen den Zeitgeist bricht, sagte ich, daß selbst »Vierzig-Schullehrer-Kraft« den Willen dieses mächtigen Dämons nicht zu besiegen im Stande sei. Dies nennt nun der Vertheidiger humanistischer Studien — en spiritum Grajae tenuem Camenae! — »einen rechten Doktor-Spaß, womit ich den hart»näckigsten Blähungen Luft machen könne,« und gleich darauf wieder »keinen Doktor-Spaß, sondern »einen von Pferden entlehnten.« Ich denke, ein besonnener Mann würde nicht also auf Kosten des Anstand's seiner Unbehaglichkeit Luft machen. Wenn Hr. Dir. bei jenem Ausdruck an Pferde dachte, so mögen seine Hrn. Collegen — wie für so vieles andere — sich auch dafür bei ihm bedanken. Ich für mein Theil wollte nichts anderes damit sagen, als daß selbst die vereinte Anstrengung der Hrn. Direktoren Gotthold, Kritz ꝛc. das rollende Rad der Zeit nicht aufzuhalten vermögen. —

Dem Witze, mit welchem Hr. Dir. quasi re bene gesta seine Polemik beendet, und in welchem er sich selber als einen Mendizabal der Gallerie darstellt, will ich, um des Autors Vaterfreude nicht zu verkümmern, keinen andern entgegensetzen. Die Würdigung dieses Kernwitzes bleibe dem Eingangs erwähnten Literarhistoriker überlassen. —

IV. Der Schaden und Nutzen der Raubvögel. Zugleich ein Beitrag zur Naturgeschichte dieser Vögel.

Vom Prediger Löffler in Gerdauen.

(Fortsetzung.)

Die folgenden vier, noch bei uns vorkommenden nächtlichen Eulen machen neben der vorhergehenden Familie der Ohreulen eine besondere Familie aus, die man unter dem Namen der Käutze begreift. Außer dem Uhu wird es ihnen unter den Eulen am ersten möglich, sich als Standvögel bei uns zu behaupten, und zwar nur darum, weil sich diese ganze Familie vor allen Eulen, und wie es scheint, in den nördlichern Gegenden mehr, als in den südlichern, dem Menschen nähert, und mit Hilfe seiner, anhaltende und strenge Winter leicht übersteht. Daher kommt es auch wohl nur, daß wir unter dieser Familie einige Arten als die allerzahlreichsten Eulenarten bei uns finden. Wir merken zuerst

den Waldkautz, Str. Aluco.

Dieser Vogel macht die häufigste, überall, hier und in Deutschland, in ebenen als bergigen Gegenden, gleich sehr verbreitete, höchst nützliche Eulenart aus, welche die Schonung des Menschen durch die Verminderung einer unaussprechlichen Menge von Mäusen, im höchsten Grade verdient. Der Waldkautz, der in den Laubwäldern, die er vorzüglich liebt, im mittlern Deutschland außerordentlich häufig ist, wird auch in gemischten Waldungen in Preußen überall gefunden, ist aber in Gärten bei uns, wo so häufig Alleen von alten, großen Linden sich finden, oft sehr häufig, und brütet daselbst eben so gut, als im Walde, in die Löcher hohler Linden. Bei Tage sitzt er gewöhnlich auf starken Aesten am Stamme des Baumes, selten in seinen Baumhöhlen, ganz ruhig; aber des Abends hört man

in Gärten so wie im Walde seine lachende, weit schallende, helle Stimme, und es ist ein besonderes Vergnügen, diese überall, nahe und entfernt schallenden und wiederhallenden Töne dieses Vogels des Abends in einem Laubwalde zu hören, wo er, wie in Deutschland besonders häufig gefunden wird. In Thüringen und Franken brütet er nur im Walde. Dem Jäger, der des Abends im Walde auf dem Anstande steht, kommt diese Eule oft sehr nahe auf Bäumen, auch hat sie die Eigenheit, wenn sie gerade am Rande des Waldes ihrem Fang nachgeht, dem ruhig stehenden Jäger mehrmals sehr nahe vorbeizufliegen. Im Winter verläßt sie den Wald und kommt in die Scheunen und Gebäude; auch läßt sie sich des Nachts durch Schornsteine in die Küchen und Häuser hernieder, blos um Mäuse zu fangen.

In allen diesen Fällen nun, wo sie dem Menschen nahe kommt, wird sie bei uns sehr vermindert und theils zum Vergnügen, theils der Klauen wegen getödtet, was außerordentlich zu bedauern ist; denn diesen höchst nützlichen Vogel sollte man auf alle Weise schonen und sich sehr freuen, wenn man ihn des Abends im Walde oder Garten, oder im Winter in Scheunen und Gebäuden antrifft. Die gegatteten Paare dieser Eule, so wie aller nachfolgenden, halten sich, wie ich dies überall und häufig bemerkt, Sommer und Winter zusammen, ohne sich zu trennen. Daß aber auch bei vielen, gewiß bei den meisten Zugvögeln, Männchen und Weibchen, die früher gegattet waren, obgleich die Geschlechter zu verschiedener Zeit zurückkehren, sich in derselben Gegend und oft bei demselben Neste wieder einfinden und auch ferner gegattet bleiben, könnte ich durch viele Beispiele belegen.

Schon früher glaube ich in einem Aufsatze bemerkt zu haben, wie ein altes Paar vom Waldkautz, welches sich im Winter durch den Schornstein in eine Küche herabgelassen hatte, gefangen wurde, wovon ich den einen, dem schon die Flügel beschnitten waren, in der Absicht

mit mir nahm, um ihn wieder frei zu lassen, wenn die Federn gewachsen wären, und ihm daher die Kiele auszog. Die Katze im Hause hatte nur eben vor Kurzem, wider meinen u. ihren Willen, wie so häufig, zum Kürschner wandern müssen, um fernerhin zu einer Pelzmütze zu dienen; daher setzte ich diese Eule in die Küche, wo sich mehre Orte fanden, sich gut zu verbergen, ohne des Nachts so eingeschränkt als im Käfig zu sein. Zugleich legte ich todte Mäuse und Vögel hin, die sie verzehren sollte, wovon sie jedoch nicht das Mindeste anrührte, ob sie gleich, ich glaube an zwei Monate in der Küche war, und wo sie offenbar die lebendigen Mäuse, die sie sich selbst fing, den todten vorzog, bis sie endlich, dem Ofenloch gegenüber sitzend, eines Morgens vor Tage, als die Ofenthüre geöffnet wurde, durch die Gluth geblendet, mit aller Hast sich in die Flamme stürzte.

2. Der Schleierkauz, Str. flammea.

Er hält sich im Sommer auf Kirchthürmen und andern hohen Gebäuden auf, wo er nicht gestört wird und nistet daselbst in Mauerlöcher, unter Gebälke 2c.; im Winter leben die alten Vögel paarweise in Scheunen. Diese Eule ist nächst der vorigen die häufigste bei uns, auch scheint sie ebene Gegenden mehr zu lieben als bergige; denn in Thüringen ist sie z. B. weit seltener, als im nördlichen Deutschlande und in Preußen. In kleinern Städten und auf dem Lande wird man diesen Vogel auf den Kirchthürmen selten vermissen, aber in der Mitte großer Städte kommt sie selten vor, wo man aber wieder gewöhnlich die Dohle und den Mauerfalken antrifft, welche Vögel da, wo der Schleierkauz vorkommt, sich entfernen. Schon mehrmals im Frühling wollte auf dem hiesigen Thurm ein Paarchen des Mauerfalken sich ansiedeln, aber wenn es sich auch gegen 8 Tage daselbst aufhielt und freudig herumflog, so zog es doch immer wieder ab, ohne zu nisten, gewiß, weil die vielen Eulen, die sich daselbst aufhalten, des

Nachts mit ihrem starken und fast unaufhörlichen Gezisch und heiseren Geschrei und auch sonst wohl sie feindlich störten und vertrieben. Die Schleiereule lebt meistens von Mäusen, die sie in Feldern und Gärten ungemein vermindert, und ist daher ein äußerst nützlicher Raubvogel. Sehr oft findet man unter Bäumen im Felde, im Walde und in Gärten die ausgeworfenen, zusammengeballten Haare der Mäuse, welche besonders diese und die vorige Eule verzehrt haben. Um diesen höchst nützlichen Vögeln den Eingang in die Scheunen, die letztere auch im Sommer besucht, zu erleichtern und sie um so mehr anzulocken, sollten an den Scheunenthoren stets runde Löcher angebracht sein, durch welche sie gerne hindurchgehen, statt daß sie oft nirgends einen Eingang finden. Welche beträchtliche Menge von Mäusen der Schleierkautz täglich verzehrt, davon hat Friedrich Naumann in seinem Werke über die deutschen Vögel meine Erfahrungen über diesen Vogel mitgetheilt. Als nämlich einmal die Feldmäuse so sehr überhand genommen hatten, daß sie im Herbste im Anhalt-Cöthenschen große Stücke der grünen Saat abfraßen, so fing ein alter Gutsbesitzer täglich, mehre Monate hindurch, eine Anzahl derselben auf seinem Felde in Fallen weg und brachte sie mir für meine lebende Schleiereule mit, die eine lange Zeit hindurch täglich bis 15 große, graue Feldmäuse verzehrte, woraus man, da Mäuse ihre bekannte Nahrung im Freien hauptsächlich ausmachen, auf ihre Verminderung derselben schließen kann. An diesem Vogel bemerkte ich zugleich, wie leicht und schnell die Eulen ihre Nahrung auch in der finstersten Nacht zu finden wissen. Genannte Eule bekam ich nämlich an einem äußerst finstern Herbstabend von Jemand, in dessen Scheune sie gefangen war, und setzte sie, es waren ihr die Flügel verschnitten, in meiner Stube auf einen Tisch, um schnell aus der Küche ein Licht zu holen und sie anderweitig unterzubringen, glaubte auch nicht, daß sie jetzt sehen könne; aber nach allerhöchstens zwei Minuten,

als ich zurückkam, fand ich sie schon unter dem Ofen sitzen und meine schöne Mönchgrasmücke, die des Nachts nebst einem Rothkehlchen ihren Sitz hinter dem Ofen auf einem Bäumchen hatte, in ihren Krallen, der sie bereits den Kopf abgebissen hatte.

Der Schleierkauz geht bei uns, wie in Deutschland, gerne in Taubenschläge, in denen er entweder des Tags über in einem dunkeln Winkel auf einer Stange sitzen bleibt, oder auch jeden Abend dahin zurückkehrt. So wenig ihm aber die Tauben zu Leide thun, eben so wenig ist er den Tauben gefährlich, die sich gar nicht vor ihm fürchten und ihn nicht beachten. Weil man aber gewöhnlich seine friedliche und gute Absicht, die ihn dahin führt, nicht kennt, so bekommen ihm diese Besuche in Taubenschlägen oft sehr übel. Vor zwei Jahren bemerkte z. B. in hiesiger Nähe ein Wirth auf dem Lande, ein eifriger Jäger, wie eine Schleiereule des Abends in seinen Taubenschlag flog; er verschloß daher sogleich den Eingang und tödtete sie, die er einen Schubit (Uhu) nannte, grausam, weil er versichert war und es sich nicht ausreden ließ, daß die Eule nur gekommen sei, seine Tauben zu verzehren.

Dieser Vogel geht, wie ich aus Erfahrung weiß, in keiner andern Absicht in die Taubenschläge, als um seine Nahrung zu suchen, die er daselbst reichlich findet. Wenn nämlich im Herbst und Winter die Tauben gefuttert werden, so versammeln sich nach und nach aus dem Hause eine große Menge Mäuse auf dem Taubenschlag, wo sie ihre volle Nahrung finden, und darum nur liebt der Schleierkauz ebenfalls diesen Ort und besucht ihn des Nachts gerne.

3. Der Steinkauz, Str. noctua.

Er ist ungleich seltner, als beide vorhergehende Arten, und ich habe ihn hier und in Deutschland nur in einzelnen Paaren angetroffen. Gewöhnlich findet er sich da, wo alte, große, unbewohnte Gebäude stehen, in denen er nistet; bei Tage jedoch sitzt er häufig in der

Nähe in Gärten, wenn er es haben kann, auf Bäumen, an den Stamm angedrückt, fliegt aber, wenn er bemerkt und aufgejagt wird, sogleich in das Gebäude, das er eigentlich bewohnt. Einmal in Deutschland sahe ich, wie ein Paar alte Vögel in einem hohlen Birnbaum, der auf dem Felde abgehauen war, gefangen wurden. Dieser Kautz ist ein Standvogel bei uns. Ein Paarchen, welches auf dem hiesigen alten Schloß sich aufhält, kommt sowohl im Sommer als im Winter zuweilen herüber an die Kirche, wo es mitunter mitten in der Nacht ein großes Geschrei macht. Der Steinkautz ist der kleinste Vogel dieser Familie und durch Vertilgung vieler Mäuse sehr nützlich.

4. Der rauchfüßige Kautz, Str. Tengmalmi.

Dieser Vogel ist bei uns, wenn er vorkommt, gewiß nur selten; ich habe ihn hier noch nicht gesehen, und er kommt auch in Deutschland nur selten vor. Dort ist er ein Standvogel, und ich sahe z. B., wie in Halle im Winter ein Paar in einem Gebäude gefangen wurde. Uebrigens ist er ebenfalls ein sehr nützlicher Vogel, der viele Mäuse verzehrt.

Hier sind wir nun mit den eigentlichen Raubvögeln, die wir zu unserm Zwecke anzuführen hatten, zu Ende; allein es bleibt uns noch eine Familie der Vögel übrig, die sich, ihrer Lebensart nach, sehr natürlich an die Raubvögel anschließt, nämlich die Familie der Krähen, und die theils schädliche, theils nützliche Arten enthält. Wir machen uns daher auch noch mit ihnen näher bekannt.

1. Der Rabe, Corvus Corax.

Der Rabe ist der größte und stärkste Vogel dieser Familie, der sich in Preußen bei weitem häufiger findet, als in Deutschland. Er ist ein Standvogel, der aber bei uns vom Herbste an in größern Gesellschaften eine Zeit lang streicht. Oft habe ich nämlich im Herbste Schaaren von 20—40 Stück Raben gesehen, die,

ziemlich hoch, nach einer, bald dieser, bald jener Himmelsgegend flogen; doch fehlt er einzelner im Winter nirgends bei dem Aase, wo ich ihn einmal bei Königsberg zu 16 Stück auf einem einzigen Aase gesehen habe. Obgleich der Rabe bei uns schon an und für sich häufig vorkommt, so scheint es doch, daß er in den erwähnten Gesellschaften aus nördlichern Gegenden im Winter zu uns herabkommt, um zu überwintern.

Wenn gleich dieser Vogel, so wie fast alle Arten dieser Familie, auch Mäuse verzehrt, so ist er doch ein ausgemacht schädlicher Vogel, der, weil er sich stets auf Feldern aufhält und daselbst überall herumgeht, viele Vogelnester als auch junge Hasen, die besonders im ersten Frühling und im spätern Herbst, wenn die Felder ganz leer sind, und noch Spätlinge vom Hasen vorkommen, seine Beute werden. Er verdient daher jedenfalls mehr verfolgt zu werden, als es bei uns geschieht, wo man sich fast gar nicht um ihn bekümmert.

2. Die graue Krähe, Nebelkrähe, C. Cornix.

Sie ist ein bekannter, häufiger, einheimischer Vogel, der uns im Winter nicht verläßt. Unter ihrem Geschlechte ist sie ohne Zweifel am schädlichsten durch ihre ungemeine Gefräßigkeit und Dreistigkeit. Eben dadurch, und daß diese Krähe, neben dem Raben, auf Feldern lebt, und wie dieser überall herumgeht, wird sie den jungen Hasen und den Vogelnestern weit gefährlicher als die Raubvögel, die sich lange nicht so aufs Spüren legen, und keine Gangfüße haben, um sich so leicht fortbewegen zu können. Auch Hausgeflügel raubt die graue Krähe gerne. Sie kommt mit der Rabenkrähe, die bei uns nicht vorkommt, sehr überein, und beide nähern sich im Winter, durch die Nothwendigkeit gezwungen, dem Menschen und suchen ihre Nahrung in Städten und Dörfern; indeß lebt die Rabenkrähe nur in bergigen Gegenden, die graue dagegen nur in ebenen; zugleich ist die graue Krähe auch ein weit nördlicherer Vogel, als die schwarze, die

man im nördlichen Deutschland nicht mehr findet. Die Rabenkrähe nistet nur in den Wald, besonders gerne auf Fichten; die Nebelkrähe in den Wald, in Gärten auf große Obst- und andere Bäume, auf Kirchenlinden, auch auf die Dächer hoher Kirchthürme, wo sie ihr Nest in steinernen Verzierungen dieser Dächer anbringen kann. Die Rabenkrähe ist nicht so gefräßig und dreist, als die graue Krähe, die, wie die Ratte, alles verzehrt, was nur irgend zu verzehren ist. Beide Krähen sind als Standvögel in ihren Gegenden im Winter und Sommer gleich häufig, aber von der grauen, die in den nördlichen Gegenden die langen, äußerst strengen Winter, denen alle Vögel ausweichen müssen, nicht aushält, kommen im Herbste Millionen an, die bei uns und in andern Gegenden bis ins nördliche Deutschland hinein, überwintern und uns im Frühling wieder verlassen. Es gehört nur geringe Kenntniß der Vögel dazu, um zu wissen, daß die vielen Krähen bei uns im Winter nicht alle Brütevögel, sondern meistens solche nördliche Zugvögel sind; denn die graue Krähe brütet im Ganzen nur einzeln bei uns. Daß diese nördlichen Gäste sich durch nichts, als höchstens durch ihre größere Gefräßigkeit, gleich allen nordischen Vögeln, von unsrer Krähe unterscheiden, und keine andere Vögel sind, als unsere graue Krähe (Corvus Cornix), ist ebenfalls sehr leicht einzusehen, und wenn in Bock's Naturgeschichte von Preußen zu finden, daß die Krähe, die jährlich aus dem höhern Norden herab kommt und auf der Kurischen Nehrung häufig gefangen und gegessen wird, vor unsern Krähen sehr fett, daher auch wohlschmeckender sei, so ist dies ein Mährchen. Daß auch die graue Krähe auf der Nehrung nicht als Calende geliefert und als solche angenommen wird, dürfen wir uns jetzt auch nicht noch von genannter Naturgeschichte versichern lassen oder gar glauben, da wir wissen, daß diese Krähe, als gieriger Aasvogel männiglich bekannt, nirgends bei uns als Wild verspeist wird, und daß also aus dem Grunde

alle die respectiven Beamten, die in jener Gegend leben und Calende zu erhalten haben, sich nicht noch an Krähenbraten gewöhnen werden, noch gewöhnen dürfen.

Es kommt mir mit den gerühmten Vorzügen der ziehenden nördlichen Nebelkrähe vor, wie mit den Leipziger Lerchen (Alauda arvensis). Diese sollen einen ganz besondern Wohlgeschmack besitzen und ihn von besondern Kräutern u. Samen, die nur bei Leipzig wachsen, bekommen, und diesem Umstande haben sie es besonders mit zu verdanken, daß sie abgerupft, und dann in Töpfen, die mit zerschmolzener Butter angefüllt sind, damit die Vögel frisch bleiben, weit und breit verschickt werden. Nicht zu gedenken, daß die Leipziger Lerchen fast alle in Halle durch die Halloren, zur Zeit des Zuges im Herbste, also zur Zeit der Leipziger Messe, gefangen und nach Leipzig verkauft werden, so denkt man nicht daran, daß die allermeisten Lerchen, auf dem Zuge aus nördlichern Gegenden in südlichere begriffen, kaum in Halle angekommen sind, um auf den Feldern zu übernachten, schon gefangen werden, wo sie kaum noch etwas verzehrt und einen andern, bessern Geschmack bekommen haben, als den sie schon mitbrachten und den alle Lerchen der Art überall haben *).

---

*) Um sich einen Begriff von der Menge Lerchen machen zu können, die jährlich durch die Halloren in Halle gefangen werden, führe ich noch Folgendes an. Sechs Wochen lang im Herbste, so lange der Fang der Lerchen noch lohnend ist, gehen täglich des Abends, wenn es dunkel wird, 100 Mann, die 50 Nachtnetze führen, da zu einem Netz allemal 2 Mann gehören, auf den Lerchenfang, (es giebt auch Tagnetze, die von den Nachtnetzen ganz verschieden sind und von den Halloren nicht angewendet werden), theilen gegen Morgen ihren Fang, wo in der ersten und letzten Zeit 30—60 Lerchen und darüber, in der mittlern Zeit aber 4—6 Schock auf den Mann kommen, von denen zu Anfang und zuletzt das Schock 2 bis 2½ Thlr., in der Zeit wo die meisten Vögel gefangen werden, 1½ Thlr. kostet. — Die Halloren, von alter,

Dennoch wird die Nebelkrähe in den Fischerdörfern der Kurischen Nehrung häufig und in großer Menge gegessen von den gebornen Bewohnern jener sehr armen Strandgegenden, die des ewigen Fischessens überdrüßig, das Fleisch der grauen Krähe sehr gerne genießen; die es aber mit dem Fleischessen überhaupt so wenig genau nehmen, daß sie u. a. auch das widerliche Fleisch der Raubvögel, namentlich auch der Seeadler, die sie bekommen können, mit dem größten Appetit verzehren.

Die graue Krähe lebt im Allgemeinen nicht unter der Rabenkrähe, und umgekehrt, und es ist sonderbar, daß, wo die eine Art gegen Norden aufhört, die andere anfängt. In Halle ist z. B. ein solcher Scheidepunkt, wo unter den vielen grauen Krähen im Winter hin und wieder noch eine einzelne Rabenkrähe angetroffen

---

Wendischer Abkunft, haben sich bis jetzt unvermischt erhalten, und sind ein kräftiger, derber Menschenschlag, der sich durch Treue, Biederkeit und Offenheit auszeichnet, noch seine eignen Sitten, einen eignen platten Dialekt, eine besondere altmodische Kleidertracht und einen besondern Haarschnitt hat, (der ganze Kopf wird kahl geschoren und nur auf jeder Seite hängt eine lange Locke über die Ohren herab), — sind die Bearbeiter des bedeutenden Salzwerkes in Halle, welches keine Gradierwerke braucht; sie können außerordentlich gut schwimmen und tauchen, und haben noch aus alter Zeit manche Vorrechte. So dürfen sie nur allein die Lerchen fangen und nur allein in der Saale angeln. Jährlich geht dann eine Deputation mit Lerchen nach Berlin und bringt Sr. Majestät dem Könige ein Geschenk von Lerchen, redet den König, wie alle Menschen, mit „Du“ an, und wird in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit gnädig aufgenommen. — Beim Regierungswechsel haben sie das Recht, für die Gratulation, die sie ihrem Könige darbringen, sich aus dessen Marstall das schönste Pferd auszulesen, das ihnen gefällt. Dieses wird dann nach Halle gebracht, wo es, bei einem feierlichen großen Aufzuge in dem Theil der Stadt, wo die Salzwerke sind, der älteste der Halloren reitet. Darauf wird es verkauft und das Geld vertheilt. — Zu meiner

wird. In Magdeburg kommt die schwarze Krähe gar nicht mehr vor. Der Herr Dr. Buhle in Halle, ein Freund von Naumann in Cöthen, glaubte zu meiner Zeit, daß beide Krähenarten zusammen Bastarde zeugen, jedoch habe ich, er war Inspector des zoolog. Museums, damals keinen solchen gesehen, auch später unter Nitzsch als Director, war noch kein solcher im Museum zu finden.

Um zu zeigen, daß die graue Krähe ein schädlicherer Vogel sei, als man gewöhnlich geneigt sein sollte zu glauben, und daß sie es verdienen, daß man sie besonders im Frühling bei und mit ihrem Neste vermindere, erwähne ich folgende merkwürde Beispiele.

Als ich vor mehren Jahren in den letzten Tagen des April bei Magdeburg einen Freund mehre Meilen weit besuchen wollte, wurde ich unterwegs ohngefähr 2000 Schritte vor mir seitwärts auf einem Brachfelde

---

Zeit bekamen die Halloren, als zum Regierungsantritt unsers verehrten Königs, ein solches Pferd, womit es sich bis nach dem Kriege verzögert hatte. Es war ein sehr schönes, schwarzes Pferd, und bei einem feierlichen Aufzuge ritt es ein sehr alter, schwacher Mann, der von beiden Seiten von Halloren gehalten werden mußte. Musik ging voraus und den Reiter umgaben viele Halloren mit Waffen aus alter Vorzeit; die übrigen Halloren folgten nach. Darauf wurde das Pferd von einem Königl. Stallmeister aus Berlin wieder angekauft und zurückgebracht. — Bei der Anwesenheit Sr. Majestät des Königs oder eines hohen Gliedes der Königl. Familie in Halle lassen sich die Halloren sehen durch hohe Sprünge ins Wasser, Schwimmen und Tauchen, wobei das sogenannte Fischerstechen sehr alt und am merkwürdigsten ist. Und so sucht dieser Ueberrest eines alten Volkes bei jeder Gelegenheit seine Treue und Anhänglichkeit an das Königl. Haus in seiner Art zu bezeigen. — Bei der Universität ist ein Hallore Schwimmmeister und alle Halloren sind den Studenten in Halle mit besonderer Zuneigung und Freundschaft zugethan, sind die Fackelträger bei ihren feierlichen Aufzügen und bei andern feierlichen Gelegenheiten als Freunde der Studenten zugegen.

einen Hasen gewahr, der eine graue Krähe, die ihm nicht weichen wollte, aufs Aeußerste verfolgte, und so oft sie sich widersetzte, mit allem Eifer wieder verjagte. Ich traute meinen Augen kaum, einen Hasen, der stets sein Heil nur in der Flucht sucht, angreifend zu sehen. — Als er so diese Krähe eine Strecke weit eifrig verfolgt hatte, flog auf einmal eine zweite Krähe vom Acker auf und setzte sich ohngefähr da nieder, wo der Hase die Krähe zuerst jagte. Da wandte sich der Hase um und jagte diese zweite eben so heftig wie die erste, während diese wieder an den Ort hinflog, wo er die zweite aufjagte. Nun vermuthete ich die Sache, wie sie war, und merkte mir den Ort auf dem Ackerstück genau, von wo der Hase die Krähen wegjagte. Als ich auf einige hundert Schritte nahe gekommen war und der Hase mich gewahr wurde, lief er so sehr er konnte, weit weg, auch die Krähen flogen so weit weg, daß ich sie nicht mehr sahe; aber auf dem bemerkten Punkt fand ich einen schon fast halb erwachsenen jungen Hasen, der sich sehr an den Boden andrückte, so daß ich ihn, den sonst kein Hund mehr eingeholt hätte, nur mit den Händen nehmen durfte. Die Krähen hatten ihm jedoch schon zwei starke Wunden beigebracht, welche bluteten, nämlich eine mitten auf dem Kopf und die andere dicht über einem Auge, und es war deutlich zu sehen, wie sie ihn zuerst tödten und sodann verzehren wollten. Ich nahm nun diesen jungen Hasen und setzte ihn eine Strecke weit davon in ein Stück mit Roggen, der schon in den Halm ging, wo er sicher war. Als ich mich darauf noch einmal nach jenem ersten Ort umsahe, bemerkte ich, wie beide Krähen schon wieder da waren, die nun von dem alten Hasen nicht mehr verfolgt, äußerst geschäftig hin und her flogen, sich sehr oft niedersetzten und wieder aufflogen, und sich nach ihrer gehofften Beute sehnlichst aber vergeblich umsahen.

Vor wenig Jahren kam hier im Winter, im Februar, bei strenger Kälte, in der Mittagsstunde,

wo

wo ich versuchte, etwas ins Freie zu gehen, weit aus dem Felde ein ganz gesunder Hase, den, wenn er lief, eine ganze Schaar Krähen mit großem Geschrei umkreiste, und wenn er, nachdem er ein Stück gelaufen war, sich setzte, so setzten sich auch sogleich alle Krähen, worunter auch zwei Raben waren, um ihn her. Darauf ging eine Krähe von hinten an ihn heran und riß ihm mit dem Schnabel einen Büschel Wolle aus, worauf er jedesmal schnell wieder weiter lief und der ganze Schwarm ihm schreiend nachfolgte, bis er endlich ganz nahe bei der Stadt sich in einem Garten mit dichtem Gesträuch zu verbergen suchte, wo dennoch die Krähen nicht von ihm abließen; aber ich weiß nicht, was zuletzt aus ihm wurde. Wahrscheinlich hatten ihn die Krähen mitten auf dem Felde, entfernt vom Walde, aufgespürt und aufgejagt, und verfolgten ihn, um ihn endlich matt zu machen und zu verzehren.

3. Die Saatkrähe, Corvus frugilegus.

Die Saatkrähe ist der nützlichste Vogel der ganzen Familie, und verdient, wo er sich brütend aufhält, die Schonung des Menschen. Er ist in Ostpreußen, wie es mir bis jetzt scheint, mehr ein Zugvogel, und ich habe ihn noch nicht brütend gefunden. Im Frühling aber und im Herbste sieht man hier oft große Schaaren von ihm auf dem Felde. In Litthauen soll diese Krähe brüten und den Provinzialnamen Kahrekel oder Kahreikel führen. Wo sie sich findet, erkennt man sie schon in großer Entfernung durch ihr häufiges und fast unaufhörliches Geschrei, welches von dem anderer Krähen verschieden, und welches besonders an Brüteorten bis zum größten Ueberdrusse zu hören ist. Jüngere Vögel sind der Rabenkrähe sehr ähnlich, ältere dagegen unterscheiden sich davon durch ihren etwas dünnern Leib, die längeren Flügel, den bläulichen, weit stärkern Schimmer der Federn, und den, bis an die Augen ganz von Federn entblößten, in der Ferne weißlich aussehenden Vorderkopf, an dem die Federn, da sie

den Schnabel häufig in die Erde steckt, um Insecten und Würmer zu suchen, alle verloren gegangen sind und nicht mehr wachsen, die aber die jüngern Vögel, wie andere Krähenarten, noch vollständig haben. Man findet diesen Vogel an Brüteorten zu vielen Tausenden, ja in ungeheurer Menge beisammen, wo er in Feldhölzern und zwar auf Laubbäumen nistet. Daselbst sitzt fast auf jedem Baume Nest an Nest, auf größeren Bäumen deren oft 20—30 Stück. Nirgends habe ich diesen Vogel in so unzähliger Menge brüten sehen, als in der Gegend von Halle und Merseburg, wo die größesten Colonieen von ihm gefunden werden, die auch um so älter zu sein scheinen, je zahlreicher sie sind; denn ich sahe z. B., wie im Anhalt-Cöthenschen, wo weit und breit keine Saatkrähen vorkamen, in einem sehr großen Garten, in dem ein Fasanenwäldchen sich befand, in welchem aber gerade keine Fasanen gehalten wurden, einige Paare von der Saatkrähe sich ansiedelten und auf große Eichen, Rothbuchen ꝛc. nisten; aber, so viel ich bemerken konnte, kamen in drei Jahren, so lange ich sie beobachtete, jeden Frühling (diese Krähe ist nämlich ein Zugvogel) nur so viele Vögel zu ihren Nestern zurück, als im Herbste abgezogen waren, besserten die alten Nester aus und bauten einige neue dazu, so daß sich eine solche Colonie nur durch sich selbst allmählig zu vergrößern scheint. In und außer der Brütezeit lebt die Saatkrähe immer in Schaaren beisammen. In Wäldern findet sie sich nicht.

Außer den drei angeführten Vögeln finden sich in dieser Familie noch zwei, die ebenfalls bei uns bekannt genug sind, nämlich die Dohle (C. Monedula) und die Elster (C. Pica), von denen die erstere bei uns und im nördlichen Deutschland häufig auf Thürmen, im mittlern Deutschland aber nur im Walde in hohle Bäume nistet. Beide sind dem Wilde nicht nachtheilig.

(Fortsetzung folgt.)

V. Bemerkung zu dem Aufsatze im August-Hefte der Pr. Prov.-Blätter: „Ueber die Zeit des Verschwindens der Biber in Preußen.“

Im Jahre 1830 wurde ein ausgestopfter Biber im Industriehause zu Elbing gegen ein beliebiges Eintrittsgeld gezeigt. Ich sahe ihn dort am 30. Juni jenes Jahres. Es war dies Thier bei dem Eisgange des vorhergegangenen Frühjahrs auf einer der Kampen in der Nogat getödtet worden. Der sehr wohl ausgestopfte Balg war, nach der Angabe des Aufsehers im Industriehause, für das zoologische Museum in Königsberg oder Berlin bestimmt. Das Nähere und Oertliche dieses Biberfangs, welcher damals in der Elbinger Gegend viel besprochen ward, ist leider meinem Gedächtnisse jetzt ganz entschwunden. Es wird aber in Elbing gewiß sehr leicht zu erkunden sein.

Noch bemerke ich, daß früher auch die waldigen Ufer des Passargeflusses von Bibern bewohnt worden sind. Meine Großmutter (die 1810 im höchsten Alter gestorbene Pfarrerwittwe Andersonn in Lauck) habe ich in meiner Kindheit oft erzählen gehört, wie diese Thiere früher in den Bergschluchten bei Lauck, durch welche sich dort die Passarge so romantisch drängt (die Bottengrund genannt, also 4 Meilen über der Ausmündung des Flusses ins Haff), gesehen und zuweilen gefangen worden. Indeß seien sie dazumal immer nur sporadisch anzutreffen gewesen, wiewohl alte Leute von den Biberbauten in den Krümmungen der Passarge in noch früherer Zeit gesprochen hätten. Die letzten Biber habe man daselbst zur Zeit der Russischen Besitznahme Preußens im siebenjährigen Kriege, in den letzten Fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, gesehen. Man war der Meinung, es seien diese Thiere durch die stäten Jagden der müßigen Russ. Offiziere, welche die Winter hindurch in Lauck einquartiert lagen, verscheucht oder ausgerottet worden.

Zimmermann,
gew. Pfarrer zu Marienau.

VI. Antwort auf das „Sendschreiben eines Steuerpflichtigen an die Stadtverordneten zu Elbing."

(Preuß. Provinzial-Blätter August-Heft 1836.)

Mein Herr!

Sie haben sich bewogen gefunden, Ihre Ansichten über die Verwaltung des Elbinger Stadthaushalts, in Form eines Sendschreibens an die Elbinger Stadtverordneten, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wären diese Ansichten Das, wofür Sie sie ausgeben, nämlich ein wohlgemeinter Rath, so hätten dieselben nur den Stadtverordneten zur Berathung und eventuellen Berücksichtigung vorgelegt werden dürfen; Sie sprechen in Ihrem Schreiben aber auch eine, zwar indirekte, aber schwere Anklage gegen die Elbinger Stadtverordneten aus, und um diese zu entkräfren fühle ich mich verpflichtet, Ihnen zu antworten, — deswegen ich, weil ich keine Besoldung oder Emolumente von der Stadt beziehe, auch mit keinem besoldeten Beamten verwandt oder näher befreundet bin, also kein persönliches Interesse habe, und weil mir in meiner eilfjährigen Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung die erforderliche Kenntniß der Sache zu Theil geworden sein muß.

Ich will nicht untersuchen, ob Sie, mein Herr, es mit Ihrem angeblichen Wohnort, Elbing, wirklich gut meinen, und ob Sie nur aus Mangel an Sachkenntniß Beschuldigungen öffentlich aussprechen, die der Hoffnung, welche die Stadt Elbing auf die Hilfe des Staats gesetzt hat, entgegentreten könnten, wenn ihre Unhaltbarkeit sich nicht zu anschaulich zu erkennen gäbe; ich will auch auf die beleidigende Apostrophe, mit der Sie anfangen, nichts erwidern: sondern nur Ihre Aufstellungen prüfen, in welchen sich neben man-

chem Wahren, vieles Halbwahre, das meiste Falsche befindet. —

Allerdings ist die Stadt Elbing in einer großen Bedrängniß und zwar hauptsächlich wegen ihrer Schuldenlast, welche in 540,000 Thlr. verzinslicher und 270,000 Thlr. unverzinslicher Schuld besteht. Daß der Staat diese Schulden übernehme und Elbings Noth dadurch radikal heile, ist, was die Stadt von Sr. Majestät dem Könige erbeten hat. Nicht aber ein Wahn ist es, wie Sie meinen, worauf die Stadt ihre Bitten um Uebernahme dieser Schuldenlast begründet. Das Gebiet, welches die Stadt in früheren Jahrhunderten besessen hat, ist nur erst im Jahre 1826 dem Staate abgetreten worden, und der Staat hat dafür der Stadt 300,000 Thlr. bezahlt. — Ist das ein Wahn? — Wenn sich nun aber erst in der neuesten Zeit Urkunden vorgefunden haben, welche beweisen, daß die Stadt, bei der dem Abtretungsvergleich zum Grunde gelegten Berechnung, um mehr als eine Million Thaler benachtheiligt worden, ist es dann nicht auch das Recht und die Billigkeit, an welche die Commune appellirt, wenn sie die Gnade des Königs erfleht? Nicht die Stadt Elbing will mit dem Schweiß des Betriebsamen sich mästen und von dem Staate Das erbetteln, was dieser seinen anderen Angehörigen entziehen müßte; aber in der Zeit der Noth beansprucht sie eine Vergütung, und ruft, hierauf gestützt, die Gnade des Monarchen an. — Des Königs Majestät hat die strengste Prüfung des Stadthaushalts befohlen, um, nach Maaßgabe des Ergebnisses derselben, der Stadt Hilfe angedeihen zu lassen. — Diese Prüfung ist jetzt, eben jetzt erfolgt (fürwahr, der Zeitpunkt, Ihr Schreiben zu veröffentlichen, ist doch wohl schlecht gewählt?) sie ist von einem Staatsbeamten geleitet worden, dessen scharfem Blick nichts entging, und diese lange dauernde, strenge Prüfung hat bei der Verwaltung des Communalwesens in Elbing nur in der Form Mehreres, im Wesen

sehr Weniges zu rügen gefunden; sie unterstützt die früheren Angaben, sie bevorwortet die Bitten der Stadt.

Und diese, mit so unermüdlichem Fleiß, mit so genauer Sachkenntniß geführte Untersuchung des Elbinger Stadthaushalts wird von Ihnen gar nicht einmal erwähnt. Unbekannt ist sie Ihnen gewiß nicht; warum schweigen Sie darüber? —

Sie haben ganz recht, wenn Sie sagen, daß die Abnahme der unter der Rubrik „unbeständige Gefälle" in der Kämmerei-Rechnung vorkommenden indirekten Abgaben und Handels- und Schiffahrtsgefälle zum großen Theil Ursache der Stockung in den städtischen Finanzen ist; dies haben die Stadtverordneten in ihrem Bericht vom Jahr 1831 über den Elbinger Stadthaushalt *) ebenfalls ausgesprochen; daß aber bei dieser Abnahme in den Einkünften, nur wenig Ersparungen bei der Ausgabe bewirkt werden konnten, darüber giebt der erwähnte Bericht die ausführlichen Beweise. Was wollen Sie nun damit sagen, wenn Sie die Stadtverordneten beschuldigen, daß dieselben jetzt den Sachen den möglichst schlechten Anschein geben, um sie zur schnellern Entscheidung zu bringen, womit begründen Sie den beigefügten Vorwurf der Unredlichkeit, des Mangels an Offenheit? Fällt dieser Vorwurf nicht auf Sie, mein Herr, zurück, wenn Sie Aufstellungen machen, die Sie durch nichts begründen, deren Unhaltbarkeit Ihnen selbst also klar sein mußte?

Diese Ihre Aufstellungen sind folgende:

1. „Zu den Bauten, die für dieses Jahr auf 14,000 Thlr. veranschlagt sind, reichen durchschnittlich 8000 Thlr. hin."

Allerdings können 8- bis 9000 Thlr. in künftigen Jahren hinreichen, wenn erst Alles in einen

*) Den ich allerdings geschrieben habe, der aber von den Stadtverordneten geprüft und genehmigt wurde, der also nicht mehr mir angehört.

tüchtigen Zustand gesetzt ist; da aber eben in früheren Jahren nicht das zur Unterhaltung der städtschen Grundstücke rc. Nöthige verwandt werden konnte: so muß im Jahr 1836 oder in folgenden Jahren eine bedeutend größere Summe (die mit jedem Jahre Verzug steigen wird) ausgegeben werden, um erst Alles in einen baulichen Stand zu setzen. — Dieser Satz sagt also eigentlich nichts.

2. „Die Summe von 4500 Thlr. *) zur Abtragung von Kapitalien muß durch den Verkauf von Grundstücken befriedigt oder zur permanenten Schuld zugeschlagen werden; die 1300 Thlr. zur Amortisation von Brauobligationen müssen niedergeschlagen werden.“

Bei dem jetzt so gesunkenen Werth der Grundstücke wollen Sie also die wenigen, der Stadt noch übrigen Güter, die sie der weisen und liebevollen Fürsorge der Vorfahren verdankt, verschleudern und unseren Nachkommen das leere Nachsehen überlassen; oder Sie wollen alle Verpflichtungen der Stadt der Zukunft aufbürden, nur um über die Gegenwart hinwegzukommen. Eine solche Handlungsweise nennt man beim Individuum schlecht; eine Commune aber stirbt nicht, und die Verpflichtung, welche diese von heute auf morgen verschiebt, trifft sie selbst nur um desto härter. — Das hat uns Elbingern die Erfahrung nur zu deutlich gelehrt.

3. Meinen Sie, „es könnten bei einer zweckmäßigern Vertheilung der Communalsteuer immer 15,000 Thlr. ausgeschrieben werden.“

Haben Sie denn die schwierigen und undankbaren Arbeiten der Besteuerungs-Commission einer so genauen Prüfung unterzogen, daß Sie das Resultat

*) Die von Ihnen namhaft gemachten Summen sind größtentheils falsch; so stehen unter diesem Titel im Etat nur 2842 Thlr. — Es würde jedoch zu weitläuftig werden, jede falsche Zahl zu berichtigen; ich werde nur wesentliche Irrthümer rügen.

dieser Arbeiten so kurzweg verwerfen? Stehen Ihnen mehr und bessere Mittel zu Gebot, das Einkommen richtig abzuschätzen, als dieser Commission? Sie würden wohlthun dieselben der Commission mitzutheilen. Beschränken sich diese Mittel aber auf Ihren Vorschlag der Selbstabschätzung, so möchte diese, wie die Erfahrung vielfach gezeigt hat, ein jämmerliches Resultat geben. — Dieser von Ihnen vorgeschlagene Weg zur Beseitigung der finanziellen Verlegenheiten, nämlich die Erhöhung der Communalsteuer, ist wahrlich nicht schwer zu finden gewesen; warum aber nehmen Sie nur 15,000 Thlr. an, warum nicht 30,000 Thlr.? Da wären Sie mit einmal im Klaren und brauchten sich in Sophistereien nicht zu erschöpfen *). — Mit diesen wenigen aber gewichtigen Worten ermäßigen Sie das Deficit beim Stadthaushalt um 18,500 Thlr. Fürwahr ein bewundernswerthes Resultat! — Nunmehr gehen Sie

4. auf die einzelnen Ausgaben über und unterwerfen natürlich zuerst Cap. I., die Gehalte, Ihrer Kritik. — Diese Ausgabe, mein Herr, ist, wie ich Ihnen zuverläßig sagen kann, von dem zur Regulirung des Elbinger Stadthaushalts ernannten Staatsbeamten, der sich lange Zeit hier am Ort aufgehalten hat, ganz besonders strenge geprüft worden. Derselbe hat auch mehre in Zukunft, nach dem Abgange der jetzt Angestellten, auszuführende Ersparungen, im Ganzen circa 1800 Thlr. betragend, vorgeschlagen, die jedoch freilich mit Ihren Ersparungsvorschlägen gar keinen Vergleich aushalten. — Sie meinen, „die Stadt solle vom Staate die anderweitige angemessene Anstellung

---

*) Wohl könnten die Einwohner der Stadt auch eine höhere als die jetzige direkte Steuer nachhaltig tragen, jedoch nur dann, wenn ihnen verhältnißmäßig die indirekten Steuern abgenommen würden. Darüber habe ich meine Meinung in No. 61. der diesjährigen Elbinger Anzeigen ausgesprochen.

der überflüssigen Beamten erbitten, und würde die Hälfte derselben, wenn der Geschäftsgang vereinfacht würde, überflüssig sein." — Soll ich noch das Ungereimte eines solchen Gesuchs erörtern? — Wie und als was sollte denn der Staat die im Dienst der Stadt größtentheils ergrauten Beamten anstellen? — Oder sollte er sie pensioniren, und mit der Summe dieser Pensionen der Stadt „ihr einziges Rettungsmittel"(!) bewilligen? Das würde zwar nicht eine gar große Summe betragen, aber auch diese würde, wie Sie Seite 195 meinen, nur den anderen Staatsmitgliedern entzogen sein, folglich mit Unrecht verlangt werden!! Um sich hinsichts der von Ihnen behaupteten Ueberflüssigkeit aufzuklären, brauchten Sie nur die Verzeichnisse der Geschäfte der einzelnen Beamten (unter welchen diejenigen Besorgungen und Arbeiten, welche, der Städteordnung und höheren Anordnungen zufolge, von den Städten, also von deren Beamten, für den Staat geleistet werden müssen, als z. B. Gewerbesteuer-Angelegenheiten, Militair-Sachen u. s. w. eine bedeutende Stelle einnehmen) einzusehen. Dies haben Sie, wie Ihre Aeußerungen beweisen, nicht gethan, sonst könnten Sie selbst nicht glauben, daß irgend ein vernünftiger Mann so eitel sein könnte, die Geschäfte des Oberbürgermeisters und die damit und besonders mit der Polizeiverwaltung verbundene Verantwortlichkeit unentgeldlich zu übernehmen *). Sie, mein Herr, meinen freilich, Gesetz- und Geschäftskenntniß wären zu diesem Posten nicht nöthig; glücklicherweise denken aber die Leute, auf deren Urtheil es hier ankommt, anders. — Sie sind aber dabei doch großmüthig; Sie wollen Ihrem, der Ehre wegen dienenden, Oberbürger-

*) Am allerwenigsten dürfte der unbesoldete Stadtrath, den Sie meinen, sich zur Ausführung Ihres Projekts hergeben, da dieser Mann die allgemeine Achtung, welche er genießt, nicht allein seinen Fähigkeiten und Kenntnissen, sondern vornämlich auch seiner Einsicht verdankt.

meister 6- bis 700 Thlr. Tafelgelder geben un[illegible] an dem jetzigen Gehalt von 1800 Thlr., 1[illegible] ersparen. — Macht nach Ihrer Rechnungsweise [illegible] und 700 zusammengenommen 1800? —

Die Stadt giebt ihrem ersten Beamten [illegible] 1800 Thlr. Gehalt, und hat dafür einen, der Ge[illegible] völlig kundigen, umsichtigen, höchst thätigen M[illegible] dessen ganze Zeit von seinen Berufsgeschäften [illegible] Anspruch genommen wird. Ist ein solcher mit d[illegible] Gehalt zu theuer besoldet? — Wenige und brauch[illegible] gediegene Beamte anstellen und sie auskömmlich b[illegible] den, Das heißt hier, meiner Meinung nach, [illegible] Sparsamkeit; Ihren Vorschlag dagegen: die wi[illegible]tigsten Aemter der Stadt als Ehrenposten mit kleinen Remunerationen auszuthun, und sich dadurch in die Nothwendigkeit versetzen, mehr Beamte anzustellen oder die Verwaltung in Unordnung gerathen zu lassen, Das nenne ich Verschwendung. — Das Prozesseführen ist der geringste Theil der Geschäfte des Syndikus und ihm überhaupt erst seit dem Jahre 1824 übertragen; bis dahin war neben dem Syndikus ein Advocatus curiae zur Führung der Prozesse besoldet. — Sollte ein Justiz-Commissarius alles Das übernehmen, was jetzt dem Syndikus obliegt, was meinen Sie wohl, was er an Remuneration verlangen würde und müßte? —

Die städtsche Kassenführung stellen Sie in Vergleich mit einer kaufmännischen; dadurch bezeugen Sie Ihre Unkunde sehr deutlich. — Allerdings kann ein Kaufmann mit einem paar Burschen einen ähnlichen Kassenumsatz, wie den der Elbinger Kämmereikasse besorgen. Aber welch ein Unterschied in der Arbeit, welche beide Kassen erfordern. Der Kaufmann wird wenige Posten zu hunderten, zu tausenden einnehmen und ausgeben; die Kämmereikasse dagegen muß viele tausende von Posten, bis zu einzelnen Groschen herab, einnehmen und ausgeben, und jeden ein-

zelnen, der Kontrolle wegen (die bei jeder öffentlichen Kasse da sein muß) durch mehre Bücher führen.

Sie ersparen auch noch 1000 Thlr. bei der Polizei-Verwaltung. — Nach menschlichen Einsichten konnte bei diesem Zweige (deswegen weil der Polizeirath und der Polizei-Inspektor ihr Gehalt für die Lebensdauer der jetzt angestellten aus Staatskassen, und nur zusammen eine Zulage von 300 Thlr. von der Stadt erhalten) nur eine Vermehrung der Ausgaben vermuthet werden; Sie dagegen ersparen hier an den 1300 Thlr., die dieser Titel jetzt kostet, 1000 Thlr.; das nenne ich in der That ein Meisterstück der finanziellen Umsicht.

Hinsichts der übrigen von Ihnen zur Abschaffung empfohlenen Beamten, darf ich wohl, um nicht weitläuftig zu werden, Ihnen die Verhandlungen des Hrn. Regierungs-Commissarius über den Titel Besoldungen zur Durchsicht empfehlen. Diese enthalten die gründlichsten Auseinandersetzungen über und die wohlgeprüften und ausführbaren Ersparungsvorschläge bei diesem Theil der Ausgabe, und werden Ihnen, wenn Sie nur wollen, sicher nicht vorenthalten werden.

Die Besoldungen der Kirchen- und Schul-Officianten im Betrage von 5200 Thlr. wollen Sie aus der Heil. Geist Hospitalskasse nehmen und die Armen des Orts um diese Summe beeinträchtigen. — Die Einkünfte dieses Hospitals betragen überhaupt nur 4866 Thlr. netto und davon erhält die Armenkasse bereits 2400 Thlr., bleiben also nur noch 2466 Thlr. Ein neuer Beweis wie genau Sie unterrichtet sind. — Als Argument gilt Ihnen, daß die Communal-Steuerpflichtigen fast alle verarmte Bürger seien. — Das, mein Herr, verdient gar keine Antwort; die Communalsteuer wird nicht von Bettlern gefordert, sondern von dem Einkommen der Bewohner; und diese Bewohner würden, selbst wenn es ihnen frei stände, niemals dem hilfsbedürftigen, arbeitsunfähigen Alter die ohnehin karge Unterstützung entziehen.

Sie machen noch einen Ersparungsvorschlag, ...
lich an den Kosten, welche die Straßenreinigun...
Bespannung des Feuerlöschgeräths verursacht, ...
zwar meinen Sie, daß mit der Hälfte fortzuko...
wäre. — Nur der jetzigen Seltenheit der Feuersb...
hat die Stadt es zu danken, daß die Straßen...
gungspächter sich bis auf so geringe Vergüt...
herunter geboten haben. Sie aber, mein Herr, ...
langen vielleicht, daß diese Leute, statt eines g...
geringen Nutzens (der in diesem Jahr, des ...
Eises im Frühjahr wegen, zum beträchtlichen Sch...
sich umgewandelt hat) der Stadt Opfer bringen soll...
— Die Spritzen wollen Sie leichter gemacht (d...
würde auch nicht unbedeutende Summen kosten) und
von Menschen gezogen wissen. — Wollen Sie diese
Menschen miethen, so dürften sie doch noch etwas
theurer als Pferde sein; oder wollen Sie die Bürger
zum Ziehen verpflichten? Dann freilich, mein Herr,
wenn es erst so weit wäre, daß der Bürger zu den
Diensten des Viehes gezwungen werden könnte, dann
kämen Sie mit Ihren Vorschlägen zur rechten Zeit.
Vorher hätten Sie aber doch noch anräthig sein können,
die Nachtwächter abzuschaffen und von den Bürgern
der Reihe nach die Nachtwachen halten zu lassen;
ferner zu bestimmen, daß die Bürger das Holz selbst
fällen und hauen, die Schornsteine reinigen und anderweitige
Arbeiten verrichten müßten. — Nicht vom
Sparen allein, mein Herr, kann der Mensch leben, er
muß vor Allem erst erwerben. Sollten aber die
Dienstleistungen der Bürger noch mehr wie jetzt und
so wie Sie wahrscheinlich meinen, in Anspruch genommen
werden, um der Commune Besoldungen zu ersparen,
dann würde diesen Bürgern am Ende keine
Zeit bleiben, für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen. —
Das, mein Herr, wäre der sicherste Weg eine Commune
von Bettlern zu schaffen.

Dies, mein Herr, ist der letzte Ihrer Ersparungsvorschläge
und nun sind Sie damit zu Ende, denn

obzwar Sie sagen, „daß in der Ausgabe der anderen Capita ebenfalls bei gehöriger Prüfung Ersparnisse möglich seien, und nur die Gränzen, welche Sie Ihrem Schreiben setzen mußten, Ihnen nicht erlaubten, jene Capita zu erörtern;" so hätten Sie dieselben doch benennen können, so viel Raum würde wohl noch vorhanden gewesen sein. Sie führen aber nichts weiter an, weil Sie nichts weiter wissen, was auch nur scheinbar zu Ihren Aufstellungen dienen könnte.

Nach einer ziemlich derben Invektion gegen Andersdenkende, die Sie Schwachköpfe und träge Geister zu nennen belieben, setzen Sie, als Resultat Ihrer „aus einer bloßen Beschauung des Etats-Entwurfs und einer gewöhnlichen Bekanntschaft mit dem Innern des Rathhauses sich zu erkennen gebenden Ersparnisse," setzen Sie den permanenten Ausfall auf 9- bis 10,000 Thlr. herab. In wie weit diese Rechnung stimmt, darauf kommt es hier, bei der Leichtigkeit, mit welcher Sie ein Deficit von 20,000 Thlr. hinwegblasen, gar nicht mehr an. Sie meinen aber, „eine strenge Prüfung der Ausgaben, mit Verbesserungen in dem Einnahmesystem, würde es gewiß möglich machen, das Deficit auf Null zu bringen." Und zu diesem Behuf schlagen Sie nun die Ernennung eines Ausschusses aus der Mitte der Stadtverordneten mit Zuziehung jedes sich dazu erbietenden andern Steuerpflichtigen vor. Dieser Ausschuß soll jeden Abend sitzen, städtsche Beamte vorladen, Zeugen verhören u. s. w., und einen Bericht über die Fortschaffung des Deficit's abstatten. — Ich habe gar nichts gegen die Niedersetzung eines solchen Ausschusses einzuwenden, und danke Ihnen nur dafür, daß Sie mich von der Theilnahme davon ausschließen. Es kostet freilich nichts, wie Sie sagen, als den Mitgliedern ihre schöne Zeit. Rathen möchte ich aber diesem Ausschuß, wenn ein solcher ernannt werden sollte, aus aufrichtigem Herzen, die Berichte und Prüfungsrezesse, welche von dem Eingangs erwähnten Staatsbeamten und von den schon im vori-

gen Jahr ernannten Commissionen angefertigt sind, zur Hand zu nehmen, um daraus das Ziel zu ersehen, wohin der Ausschuß mit seinen eigenen Arbeiten, wenn er sie mit Sachkenntniß und Gründlichkeit führt, gelangen wird.

Warum aber, mein Herr, bringen Sie öffentlich eine solche Menge Anschuldigungen und unhaltbare Dinge vor, wenn es Ihnen wirklich nur darum zu thun war, daß ein sachkundiger und redlicher Ausschuß die Lage des Elbinger Stadthaushalts nochmals einer erschöpfenden Prüfung unterziehe? Wäre es nicht diesem Zweck angemessener, für die Stadtverordneten-Versammlung weniger kränkend und für die Commune vielleicht weniger nachtheilbringend gewesen, wenn Sie unmittelbar schriftlich den Stadtverordneten Ihre Ansichten eröffnet, Ihre Vorschläge vorgelegt hätten; statt in das Gebiet der Oeffentlichkeit und vor ein Publikum, das zum größten Theil kein Interesse zur Sache hat, einen Gegenstand hinüber zu ziehen, dem nunmehr die endliche Entscheidung nahe und vielleicht früher bevorsteht, als diese Zeilen im Stande sind, den nachtheiligen Eindruck wieder aufzuheben, den Ihre schiefen Ansichten und ungerechten Beschuldigungen doch vielleicht hin und wieder hervorgebracht haben könnten.

„Die Bereitwilligkeit, womit Sie (auf?) den gemachten Vorschlag eingehen, und der Geist, in welchem Sie ihn ausführen, werden zeigen, in wie fern Sie es mit Ihren Mitbürgern redlich meinen“ ꝛc. heißt es endlich in Ihrem Schreiben.

Also, mein Herr, der, welcher auf Ihren Vorschlag nicht eingeht, meint es unredlich mit seinen Mitbürgern? In der That, ein solcher Egoismus, wie der Ihrige, ist selten, ist einzig. Nur Sie allein haben also das Rechte gefunden, nur Sie allein wissen also was zu thun sei, nur Sie allein meinen es also redlich mit Ihren Mitbürgern? Wozu denn brauchen

Sie die Stadtverordneten, deren Redlichkeit Sie verdächtigen, die Sie sogar, dem Gesetz völlig entgegen, für Ihre Chimäre verpflichten lassen wollen; wozu brauchen Sie den Ausschuß? Sie selbst, mein Herr, halten sich ja für den Unfehlbaren, dessen Redlichkeit und Weisheit allein die Stadt zu retten im Stande ist. So übergehen Sie doch die unsichere Redlichkeit und Einsicht der Stadtverordneten und des Ausschusses, und schlagen Sie doch, ohne weiter sich mit diesen zweifelhaften Mittelspersonen aufzuhalten, Dasjenige vor, oder besser, befehlen Sie gleich was geschehen soll und muß, „damit es," nach Ihrer Ansicht, „besser werde mit unserer traurigen Lage."

O, mein Herr, zu welch' einem Raisonnement können doch Unkenntniß und ungemessene Eigenliebe verleiten! —

Ich habe heute Ihr Sendschreiben den hiesigen Stadtverordneten vorgelesen, und habe denselben auch meine vorstehende Antwort darauf mitgetheilt. Die Stadtverordneten haben in ihrer heutigen Sitzung diese meine Antwort gebilligt.

Elbing, den 18. August 1836.

Agathon Wernich,
zur Zeit Vorsteher der Stadtverordneten
zu Elbing.

VII. Merkwürdige Schicksale eines Litthauers.

Johann Christoph Naujoks, jetzt Losmann zu Schaudinnen im Kirchspiele und landräthl. Kreise Ragnit, ward zu Kurschen, in demselben Kirchspiele, laut Taufregister geboren den 16. Juli 1780, im Jahr 1794 in Ragnit eingesegnet, und, bei seiner Körpergröße, schon nach zurückgelegtem siebzehnten Lebensjahre, im Herbste des Jahres 1797, als Kantonist zum Dragoner-Regimente v. Schenk zu Tilsit (dem jetzigen 1. Dragoner-Regimente) eingezogen. Bei der Revüe im Sommer 1798 bei Königsberg, fiel er Sr. Majestät dem Könige, wahrscheinlich wegen seiner Größe auf, ward von Allerhöchstdemselben persönlich um seinen Namen befragt, erschrack darüber, so daß er vor Verlegenheit anfangs schwieg, und erst bei wiederholter Frage seinen Namen nannte, den Se. Majestät sich eigenhändig notirten. Sein Kommandeur schalt ihn darauf wegen seiner Schüchternheit, und bemerkte, Se. Majestät hätten es mißfällig bemerkt, daß die Leute in solcher Schüchternheit erhalten wären. Nach drei Tagen ward er, zur Garde notirt, auf den Marsch gegeben, und trat als Grenadier ein beim 1. Bataillon Königlicher Leibgarde, welches Oberst v. Hirschfeld kommandirte, und stand zu Potsdam in Garnison. Mit diesem Bataillon marschirte er 1805 nach Sachsen bis Weissenfels, und im J. 1806 wieder bis Auerstädt. Er tiraillirte hier, kämpfte, wie er sagt, in Gegenwart Sr. Majestät; führt an, daß Allerhöchstderselben zwei Pferde erschossen wären, Prinz Heinrich verwundet worden sei, und am Abend des unglücklichen Tages mit Sr. Majestät in einen Wagen gestiegen und abgereist sei. Bei Prenzlau ward er mit dem Corps des Fürsten v. Hohenlohe gefangen, über Leipzig, Frankfurt, Mainz nach Toul transportirt. Hier ward er nebst 29 andern Gefährten von einem Französischen Offizier ausgesucht, mit

mit Schuhen versehen, von Gensdarmen nach Boulogne sur mer transportirt und dort mit Gewalt als Französischer Trainsoldat bei der Artillerie angestellt. Er glaubt, es sei das 12. Bataillon Train beim 3. Artillerie-Regiment gewesen. Wegen seiner Weigerung, nach Spanien zu marschiren, legte man ihm zum Schreck auf einige Stunden Ketten an und prügelte ihn. Ohngefähr im October des J. 1807 kam er unter dem Corps des General Junot nach Spanien, ging mit ihm ohne Gefecht bis Lissabon, stand daselbst in Garnison, ward detachirt nach Setuval, kehrte nach Lissabon zurück, nahm Theil an dem Gefecht bei Mafra, und desertirte von Lissabon, während der Unterhandlungen Junots mit den Engländern, mit 15 andern Deutschen in einem Boote auf dem Tajo. Von einem Englischen Kriegsschiffe kam ihnen ein Boot mit Matrosen entgegen und brachte sie auf das Kriegsschiff. Hier wurden sie gleich zu Englischen Kriegsdiensten genöthigt. Auf der Seite nach Setuval zu setzte man sie wieder an das Land. Nach kurzer Zeit ward er mit 900 Rekruten nach Portsmouth gebracht zum Depot des Englischen Regiments Roll, welches in Sizilien stand. Nach ohngefähr zehnmonatlichem Aufenthalte in England ward er nach Sizilien eingeschifft. Hier gehörte er zum Corps des Lord Bentik, stand in Palermo und besonders in Messina in Garnison. Von hier aus nahm er Theil an einer Expedition nach Cephalonia und St. Maura und gehörte zu einem Kommando, welches Französische Gefangene von St. Maura nach Malta begleitete. In Malta ist er nur wenige Augenblicke am Lande gewesen. Sein Bataillon kommandirte während dieser Zeit ein Oberst Baron v. Sonnenberg, ein Schweizer. Nach der Rückkehr von Malta war er wieder in Messina. Im Jahre 1811 oder 12 ward sein Regiment nach Spanien geschickt, und landete, nachdem die Flotte sich bei Minorka gesammelt hatte, bei Alicante. In Spanien wohnte er mehren Ge-

fechten der Südarmee bei, ferner der Belagerung von Tarragona, wie zuletzt der von Barzellona. Nach der Rückkehr des Königs Ferdinand nach Spanien ging das Regiment Roll wieder nach Messina in Sizilien, nahm von hier aus Theil an der Expedition nach Genua, begleitete später den König Ferdinand von Sizilien nach Neapel, und kehrte wieder nach Messina zurück. Später ging Naujoks mit seinem Regimente nach Corfu. In Spanien und bis Corfu war dessen Anführer Oberst Hamilton. Der Chef desselben, Major-General Franzis Baron de Rottenburg, soll immer in England geblieben sein. Der Kompagnie-chef des Naujoks war Kapitain Gluz, ein Schweizer. In Corfu stand Naujoks 7 Monate, erlebte eine Pest, bei der die Stadt abgesperrt war. Von Corfu ward er durch einen vom 24. Mai 1816 datirten Abschied entlassen. Im Abschiede ist der Name des obengenannten Chefs so wie des ebengenannten Kapitain Gluz aufgeführt. Die Unterschrift ist undeutlich geschrieben. Naujoks ist im Abschiede Christian Neuhaus (wahrscheinlich in Folge unrichtiger Aussprache seines national-litthauischen Namens im Englischen) genannt. Als Tag des Eintritts in den Dienst ist der 14. Januar 1809, als der des Austritts der 24. Mai 1816 im Abschiede bezeichnet. Die ganze Dienstzeit ist auf 7 Jahre 131 Tage berechnet, in welcher Zeit er 3 Jahre 271 Tage Sergeant gewesen. Die mit Naujoks Entlassenen wurden nach Venedig übergeschifft und bestanden dort eine 32tägige Quarantaine. Die Schweizer wurden von hier nach der Heimath entlassen. Die Deutschen schifften, nachdem jeder 18 Fünffrankenstücke Reisegeld erhalten, nach Triest. Der Abschied des Naujoks ist auf der Rückseite vom Preußischen Konsulate zu Triest visirt den 1. Juli 1816. Von Triest ging Naujoks durch Oestreich, betrat hinter Troppau die Grenze des Preußischen Staats und ward auf seinem Marsche durch Breslau, Posen, Graudenz bis Königsberg mit Naturalquartier und

2½ Sgr. täglich verpflegt. Im Dorfe Ragnit-Preußen verschloß die eigene Schwester vor ihm anfänglich die Thür, weil sie den lang' abwesenden und vergessenen Bruder nicht kannte. Er ist gegenwärtig (1835) verheirathet und Vater von 6 Kindern, die er natürlich nur mit Sorgen und großer Anstrengung ernähren kann. Seine Aussagen über seine Schicksale tragen durchaus das Gepräge der Wahrheit. Gegen seinen guten Ruf ist nichts bekannt. Von den Sprachen der Länder, in denen er sich aufgehalten, hat er wenig behalten. Das Italienische behauptet er damals schon ziemlich gesprochen zu haben. Einige Redensarten weiß er noch jetzt anzugeben. Sein Gesuch um Unterstützung von Seiten Preußischer Militairbehörden wurde ihm abgeschlagen, weil er nicht die Feldzüge gegen Frankreich bei Preußischen Truppen mitgemacht hat.

VIII. Eine Probe Litthauischen Briefstyls.

Die Litthauer, obgleich sie sich nicht viel auf Correspondenzen einlassen, haben, wenn sie Briefe schreiben, einige Eigenthümlichkeiten in der Abfassung derselben. Gewöhnlich sind ihre Zuschriften (Gromatos) an eine ganze Familie oder Freundschaft gerichtet. Wenn die Deutschen und andern mit den Grüßen und der Unterschrift schließen, so fängt ein Litthauischer Brief damit an, und zwar mit der Benennung der Person des Schreibers zuerst: „Ich N. N. sende Euch Freunden und Verwandten meine besten Grüße" u. s. w., was ihnen einen gewissen vornehmen Anstrich giebt. Die Unterschrift bleibt alsdann gewöhnlich weg. Der Hauptgegenstand oder Zweck des Briefes macht sich dadurch kenntlich, daß er mehrfach, so viel als das Papier es zuläßt, wiederholt wird; wie sie überhaupt

auch beim Sprechen gerne eine und dieselbe Sache, die sie interessirt, um der Fassungsgabe des Zuhörers zu Hilfe zu kommen, so oft wiederholen, als dieser Zeit hat, sie anzuhören. Eine gewisse Herzlichkeit, und Anhänglichkeit an die heimathliche Gegend, die ihnen allen eigen ist, spricht sich in ihren Briefen aus. Der Ausdruck ist kernhaft, und was sie sagen, deutlich und bestimmt. — Als Beispiel theile ich hier die wörtliche Uebersetzung eines Litthauischen Originalbriefes mit.

Dragoner Prussat.

Meine lieben Daheimwohnenden, ich schreibe Euch gute Grüße. Seid Ihr alle Zurückgebliebenen dasmal noch lebendig und gesund da, oder nicht? Ich bin, Gott sei Dank, so lange lebendig und gesund gewesen, und bin es noch.

Ich habe eine Ecke der Welt durchreiset, bin aber, Gott sei Dank, immer gesund und stark gewesen, und mir hat nichts gefehlt. Ich bin von meiner Heimath in weiten Landen gewesen, von denen vielleicht mein Vater und meine Mutter, beide schon selig verstorben, hören, nie gehört, und woran zu denken, sie nie gedacht haben. Da bin ich jetzt schon gewesen. Und bin wieder zurückgekehrt.

Und weiter bin ich gekommen durch das Preußenland, durch Sachsen, durch Oesterreich, und der Franzosen beinahe ganzes Land sind wir durchzogen.

Wir waren jenseits Paris in Frankreich, mehr als achtzig Meilen. Nur dreißig Meilen noch, dann wären wir ganz Frankreich durchgangen.

Und solches Essen und Trinken, haben mein Vater und meine Mutter, so lange sie beide auf der Erde waren, weder gesehen, noch gegessen, was ich gegessen und getrunken habe. Wein, Branntwein, vom guten, vom besten. Da war Fleisch, gebratenes u. gekochtes, von Hühnern, Gänsen und Enten, und vielerlei andere Dinge. Da war Brod, nicht das städtsche Weißbrod ist solches, wie dort das Brod war.

Und weiter noch schreibe ich euch gute Grüße. Ich wollte gern auf Urlaub kommen, und sehn was Ihr alle macht. Es sind nun schon zwei Jahre, daß ich nicht zu Hause gewesen bin. Aber mit dem Urlaub ist es so, auf einen Monat, und längstens auf sechs Wochen, da bekomme ich Urlaub. Aber so will ich es nicht, und gehe nicht auf so kurze Zeit, es ist zu weit.

Darum gebe ich Euch allen gute Grüße, den Schwägern und Schwestern, und allen meines Blutes Verwandten. Ich wollte gern, daß Ihr mir so schriebet, wie in jenem Jahr, als Ihr mir nach Königsberg schriebt. So könnt Ihr jetzt nach Riesenburg schreiben, an unsern Hberst (Oberst), sein Name ist W.... Aberst. Beim zweiten West Preußen Dragoner Regiment, bei der ersten Eskadron in Riesenburg.

Bei uns ist es jetzt so zu hören, wer schon drei Jahre gedient hat, der wird auf Urlaub zu gehn bekommen bis auf weitere Ordel (Ordre), und wer noch nicht drei Jahre gedient hat, der nur auf einen, längstens anderthalb Monate.

Daher schreibe ich Euch, auf daß Ihr schreibt. Da meine Mutter gestorben ist, und Ihr abgebrannt seid, und da es Euch so schlecht geht, so müßt Ihr schreiben lassen und bitten, daß ich auf Urlaub gelassen werde. Aber auf kurze Zeit gehe ich nicht. Wenn auf weitere Ordre, oder auf vier, fünf Monate, dann würde ich gehn. Das heißt, wenn Ihr Daheimgebliebenen wollt, und wenn nicht, so ist es mir auch wieder gleich gut.

Und weiter, wenn Ihr so wollt, und gedenkt schreiben zu lassen, dann müßt Ihr schreiben lassen nach Riesenburg an den Abersten W.... bei der ersten Eskadron.

Ich wünsche, daß Ihr mir schicken möchtet, zwei Hemden, fünf Ellen Leinwand zu Hosen, und meine weißen Hosen, die ich zurückließ als ich auf Urlaub war, auch ein Paar Fingerhandschuhe, weiße. Das heißt, wenn Ihr nicht wollt schreiben lassen, und wenn

Ihr nicht wollt, daß ich kommen soll, dann müßt Ihr mir schicken zwei Hemden, fünf Ellen Leinwand, feine zu Hosen, und jene meine Hosen, und ein Paar Handschuhe, weiße gefingerte, und Hemden, wenn auch nicht grobe, so doch feine, die wollte ich lieber als grobe.

Und das fordere ich nicht mit Gewalt. Wenn Ihr es habt, und wenn Ihr es nicht habt, dann bin ich auch schon wieder zufrieden. Sehr große Noth habe ich noch nicht. Und wenn Ihr schreiben laßt und gedenkt zu schreiben an den Aberſten, und wollt daß ich nach Hause komme, dann braucht Ihr mir nichts zu schicken, nicht das geringste. Dann könnt Ihr geradezu an den Aberſt W.... schreiben.

Ich bin jetzt auf Commando an der Grenze, zehn Meilen von Riesenburg. Den 1. Mai ritten wir hin, und den 1. August werden wir wieder abgelöst werden. Wir sind nur neun Mann hier. Das Städtchen wird genannt Gollub. Aber Ihr braucht mir nicht hierher zu schreiben. Ihr könnt nach Riesenburg schreiben an den Aberſt. Wir werden wieder nach Riesenburg zurückkehren, und wenn Ihr mir die Sachen schicken wollt, so müßt Ihr sie auch nach Riesenburg schicken. Wenn Ihr aber an den Aberſt schreibt, wegen des Urlaubs, dann braucht Ihr mir nichts zu schicken, so lange behelfe ich mich noch, auf daß Ihr schreibt. Dann werde ich vielleicht nach Hause zu gehn bekommen. Und weiter schreibt mir, was ich nicht weiß. Amen. Amen. 1816.

Beim zweiten West Preußen Dragoner Regiment, bei der ersten Eskadron Riesenburg, Johann Prussat, den 15. Juni. Riesenburg 1816.

* * *

In diesem Beispiel wird sich manches vom Eingangs Gesagten bestätigt finden. An Bestimmtheit fehlt es nicht; es sind in dem Briefe so ziemlich alle Dubia gelöst, und wenn die Heimgebliebenen den Willen des Briefschreibers mißverstehn sollten, so ist es nicht seine Schuld.

IX. Alt Nordische Räthsel aus der Herwara Saga.

1.

Von Hause zog ich,
Von Hause reist' ich,
Der Wege sah ich viele;
Wege über mir,
Wege unter mir,
Wege auf allen Seiten.
Heydrekur, König,
Errathe mein Räthsel!

Gut ist dein Räthsel,
Und leicht zu lösen;
Schon ist's errathen:
Du gingst auf der Brücke,
Die Vögel flogen
Oben und seitwärts,
Und unten schwammen die Fische.

2.

Nenn' mir die Jungfrau'n;
Sie eilen drohend
Kühn wie ihr Vater.
Bleich ihre Locken,
Weiß ihre Kleider,
Nie gehn sie einzeln.
Heydrekur, König,
Errathe mein Räthsel.

Gut ist dein Räthsel,
Leicht ist's errathen:
Des Meeres Wogen,
Sie eilen brausend,
Kämmen die schäumigen Locken,
Waschen die zarten Gewänder,
Folgen dem Segler zu vielen,
Achten nicht, wen sie begegnen.

Ein Litthauisches Räthsel.

Die Geberin steht am Ende des Feldes, beschen[illegible] jeden, der kommt.

Bedeutet eine Klette, die ihre Distelköpfe ungebe[illegible] verschenkt.

X. Literarische Notiz.

Religion, Tugend, Natur und Häuslichkeit. Ein[illegible] Blumenlese aus deutschen Dichtern für gebild[illegible] Frauen von Johann Gottlieb Tolkemit. Elbin[illegible] bei F. W. Neumann-Hartmann. 1836.

Eine recht artige Sammlung von Gedichten, [illegible] Klopstock, Mahlmann, Krummacher, Salis, Kosegart[illegible] u. s. w. Ihr Zweck ist, wie ihn der Herausgeber au[illegible] spricht, angenehme Lektüre für Frauen und Jungfrau[illegible] bei welchen Bildung des Herzens nicht zurückgeblieben [illegible] Diesen Zweck werden sie auch gewiß erfüllen, und zwa[illegible] weit sicherer und gewisser, wie so mancher fade Roman[illegible]

---

ten Werke einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derselben zu sorgen, sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehrenwerthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten über ihre Schriften.

7. Anhang.

In Schlesien ist die rühmliche und empfehlungswerthe Sitte allgemein geworden, dem Verstorbenen in den Provinzial-Blättern ein ehrendes Andenken zu erhalten. Es ist eine heilige Schuld, wofür sie auch wohl in Preußen anerkannt werden wird. Die Theilnahme der Freunde und Bekannten in Anspruch zu nehmen, ist ein Trost für den Zurückgebliebenen, und die Biographie eines, wenn auch schlichten, aber redlichen Mitbürgers erregt allgemeines Interesse, denn wie wunderbar, belehrend und erheiternd sind oft die Geschicke des Einzelnen. Solchen Anzeigen wird der Anhang gewidmet sein. Alle übrigen, blos persönlichen Nachrichten und Anzeigen aller Art, werden gleichfalls in diesen Anhang aufgenommen.

Diese Zeitschrift, deren Plan ursprünglich Herr Stadtrath Hartung entworfen, dann aber wohlwollend der Anstalt zur Rettung verwahrloster Kinder überlassen hat, wird in ihrer jetzigen Gestalt von dem Unterzeichneten herausgegeben. Der Ueberschuß der Einnahme fließt der Kasse des Vereins zu. Aufsätze, Gelder, Notizen u. s. w. außerhalb Königsberg bitte ich unmittelbar an den Verein zur Rettung verwahrloster Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein" zu senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der Post wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze in der Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24., abgeben zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden mir sehr willkommen sein; ich bitte um dieselben angelegentlichst und ergebenst.

Die Verhandlungen über das Schulwesen, und die Communal-Angelegenheiten in Elbing sind mit diesem Hefte geschlossen.

Wer die Zeitschrift nicht weiter halten will, beliebe sie bis zum 1. November c. abzumelden.

Richter.

Inhalt.

Seite

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 5. October.

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von

D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Sechzehnter Band.
November-Heft.

Königsberg, 1836.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Borntråger.

Diese Zeitschrift wird auch im Jahre 1837 in bisheriger Wei[se] fortgesetzt werden. Dem Inhalte nach zerfällt sie in folgen[de] Haupt-Abtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Berich[te] über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch üb[er] den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlth[ä]tige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtun[gen], Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und dere[n] Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwesen als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsätze, Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbegri[ff] der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelne[r] Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten 2c. e) Ueber Handel un[d] Gewerbe. f) Einwirkung der Staatsverwalt. u. neuen Gesetzgebung. g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobach[tungen]. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschichte. h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke diese[r] Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslieder und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen, Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werde[n] hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftliche[r] Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubiläen — Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und gro[ßer] köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfälle. g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegeben[en] Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher. Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker wer[den] hiemit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruckten Werke einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derselben zu sorgen, sehr gerne bereit sein wi[rd] ... werthe, ins Ausland gegangene Lan[dsleute] ... ihre Schriften.

I. Versuch über das Verhältniß des Geistlichen zur Armenpflege.

Vorgetragen in der am 30. August 1836 zu Schaaken gehaltenen Synode vom Pfarrer Dr. Kähler zu Neuhausen.

Bekanntlich wollen Einige die Armenpflege ganz allein als Kommunalangelegenheit ohne alle Einmischung der Geistlichen als solcher behandelt wissen. Andere dagegen streben, der Kirche und ihren Dienern fast das alleinige Recht auf Ausübung des Werkes der Barmherzigkeit zu vindiziren [1]). Eine dritte Par-

---

1) Hüffel in seinem sonst verdienstlichen Werke über Wesen und Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen 2c. dritte Auflage 1835 Th. 2. S. 296 sagt: „Ueber das Armenwesen ist in neuern Zeiten so viel verhandelt worden, daß man wohl nichts Neues mehr darüber wird sagen können. Man muß daher zu dem Alten zurückkehren, und das besteht darin, daß nicht die weltliche Behörde, sondern die geistliche es ist, welcher die Armenpflege von Amtswegen obliegt. Mag der Staat immerhin das Seine thun; mögen namentlich in größern Städten, weltliche Behörden den Geistlichen unterstützen, die Kirche hat die uralteste Observanz und die Pflicht, für ihre Armen zu sorgen, für sich, und der Geistliche ist der Bevollmächtigte der Kirche. Auch stand es gewiß mit der öffentlichen Wohlthätigkeit, und folglich auch mit der Unterstützung der Armen, weit besser, als noch alles im Namen und durch die Kirche geschah." Man staunt über die Kühnheit der zuletzt ausgesprochenen Behauptung, welche von großer Unkunde in der Kulturgeschichte zeigt. Aber auch zugestanden, es hätte zu irgend einer Zeit die kirchliche Armenpflege hingereicht, es hätte keine Bettelmönche, keine Klosterspenden, keine förmliche Bettlerzünfte, keine fahrende Schüler, keine sogenannte Hölle zu Paris gegeben: können

thei endlich hofft nur Ersprießliches von angemessenem Zusammenwirken der kirchlichen und Kommunalarmenpflege, weil sie überhaupt keinen Fortschritt anders als vom Bestehenden aus für möglich, insbesondere aber den Gesichtspunkt festhält, daß in einem christlichen Lande für denselben Zweck nicht eine sogenannte weltliche neben einer kirchlichen Einrichtung getrennt bestehen solle. Diese Verschiedenheit der Ansichten, so wie die Vorschläge, welche wir im vorigen Jahre von einem unsrer Amtsbrüder vernahmen, und der Umstand, daß die Armenpflege auch in andern Kreissynoden zur Sprache gebracht worden, haben mich veranlaßt, meine gelegentlichen Betrachtungen über diesen Gegenstand zu sammeln, und was mir dabei beachtenswerth schien, Ihnen zu geneigter Beurtheilung und Berichtigung vorzulegen.

---

denn Einrichtungen, welche auf früheren Entwickelungsstufen dem Bedürfnisse genügen, auch bei ganz umgestalteten Verhältnissen mit zureichendem Erfolge in Anwendung gebracht werden? Wenn der Staat auch die Armenpflege in den Kreis seiner Gesetzgebung und Verwaltung zog und insbesondere zu einem integrirenden Theile der Kommunalverwaltung (wenigstens in Preußen) erhob, so geschah dies gewiß nicht aus albernem Vorwitz oder Neid gegen die glänzende Wirksamkeit der Kirche, sondern vielmehr eben darum, weil die Fürsorge der letzten für die Armen sich vernünftigen und christlichen Ansprüchen nicht mehr entsprechend zeigte. Herr Hüffel scheint ganz zu übersehen, daß darin vielmehr die Durchdringung des ganzen öffentlichen Wesens vom christlichen Elemente sich kund giebt, und speiset uns offenbar mit sehr veralteten Ansichten ab, wenn er allein von u r ä l t e s t e r O b s e r v a n z den Standpunkt entlehnt, aus welchem das Verhältniß des Geistlichen zur Armenpflege betrachtet werden soll; und wenn er jene leidige Entgegensetzung von w e l t l i c h und g e i s t l i c h in Dingen festhält, die doch ganz allgemein menschlich sind, demungeachtet aber im Verfolg seiner Belehrungen Alles unberücksichtigt läßt, was zu Verhütung der Armuth ganz besonders von Geistlichen geschehen kann und soll.

Mein Amt sowohl, als die Bestimmung dieser Seiten für einen Kreis von Amtsbrüdern führten mich zunächst darauf, das Verhältniß des Geistlichen zur Armenpflege in Erwägung zu ziehen. Da wir aber christliche Geistliche sind, folglich unsere gesamte amtliche Stellung ihr Wesen und ihre Wirksamkeit aus dem Christenthume herleiten muß, so drängte sich alsbald die Frage nach den Grundsätzen des Christenthums über die Armenpflege vor. Aber auch für diese Frage wußte ich so lange keine Antwort zu finden, als ich nicht die Armuth selber in ihrem Wesen, ihren Veranlassungen und Folgen, und nächstdem, was Armenpflege heiße und worauf es dabei wesentlich ankomme, mir verdeutlicht hatte. Vom Letzten deshalb zuerst.

Sie wissen wohl, welche Schwierigkeit es gewissenhaften Armenvorstehern macht, zu entscheiden, ob Jemand arm sei oder nicht. Der Grund davon mag oft in der Unaufrichtigkeit, Verschmitztheit und Schlechtigkeit Derer liegen, über deren Verhältnisse sie ein Urtheil zu fällen haben; vielleicht aber auch eben so oft in ihrer eignen Unklarheit über den Begriff der Armuth. Bekannt ist der Unterschied, welchen die Römer zwischen paupertas und egestas machten. Nur die letzte, oder der Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen kann für unsern Zweck in Betracht kommen. Wäre dieser Mangel in einem besondern Falle unbedingt, so könnte kein Zweifel an der Armuth Dessen stattfinden, welchen solches Schicksal getroffen hat. Allein ein solcher Fall ist unter uns, wenigstens in Friedenszeiten, vielleicht noch niemals vorgekommen. Auch kann für den Einen Bedürfniß sein, was für den Andern nicht; und selbst rücksichtlich der Nothwendigkeit müssen mannichfache Abstufungen stattfinden, indem z. B. einem Kranken manche Unterstützung unentbehrlich ist, wenn er leben und genesen soll, die ein Gesunder nicht braucht, vielleicht nicht einmal begehrt. Außerdem sind wir gewohnt, eine zahlreiche Klasse unsrer Mit-

bürger vorzugsweise als die **arme** zu bezeichnen, obgleich der bei weitem größere Theil derselben nicht nur niemals auf Armenunterstützung Anspruch macht, sondern auch verhältnißmäßig viel mehr für Erhaltung der Armen leistet, als die Wohlhabenden und Reichen im Allgemeinen [2]). Eben so würde man einen ehemals reichen Kaufmann verarmt nennen, der, etwa durch Comtoirdienst bei einem Standesgenossen, freilich nicht das Ausreichende für seine und der Seinigen gewohnte Bedürfnisse, doch aber noch immer bei weitem mehr, als ein gemeiner Handarbeiter zu erwerben vermöchte. So lange jedoch beide für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse nicht den Beistand ihrer Mitbürger in Anspruch nehmen, ohne dafür eine genügende Gegenleistung anbieten zu können, so lange hat wenigstens die Armenpflege auf sie keine Rücksicht zu nehmen. Der zuletzt angeführte Umstand, ob nämlich Jemand im Stande ist, sich und die Seinigen durch eignen Erwerb, durch Anstrengung und Benutzung der ihm zu Gebote stehenden Kräfte und Mittel nothdürftig zu erhalten oder nicht, dürfte folglich der entscheidende sein. Deshalb glauben wir uns berechtigt, alle diejenigen, welche zu eignem Erwerbe nicht entschieden unfähig sind, von der Klasse der Armen auszuschließen, und, sofern sie dennoch von Andern Unterstützung ohne Entgelt fordern, im schimpflichen Sinne des Worts als **Bettler** zu bezeichnen. Denn bekanntlich sind eben so wenig alle Bettler arm, als alle Arme betteln.

Begnügen wir uns mit dieser Entwickelung des Begriffs der Armuth, als ausreichend für unsern Zweck, und fragen weiter nach den Veranlassungen derselben, so können wir zuvörderst selbst verschuldete von unverschuldeter Armuth unterscheiden. Obwohl

---

2) England im Jahre 1835 von Friedrich v. Raumer Th. 2. S. 259. „Die niedern Klassen tragen in England und in ganz Europa zu den öffentlichen Lasten verhältnißmäßig mehr bei, als die Reichen.“

jene indessen unser Mitgefühl weniger in Anspruch nimmt, als diese, so bleibt doch die Pflicht der Abhilfe in beiden Fällen gleich dringend; und für die Armenpflege im engern Sinne, welche die Mittel zu Verhütung der Armuth nicht in ihren Kreis zieht, kommt darauf eben so wenig an, als auf die Dankbarkeit, welche von dem Unterstützten zu hoffen ist oder nicht. Dabei werde der Erfahrung gedacht, daß in der Regel nur Arme, nicht aber Bettler für empfangene Gaben Dankbarkeit beweisen, und gerade diese, denen alle Berechtigung auf Beihilfe Anderer abgeht, sich dieselbe oft mit rohem Trotze beimessen. Jener Unterschied rücksichtlich der Verschuldung wird um so schwankender, ja er droht uns ganz zu entschwinden, wenn wir bei genauerer Untersuchung eingestehen müssen, daß wohl kein Mensch ohne große Vernachläßigung seiner Erzieher so stumpf oder so leichtsinnig oder so ausschweifend werden kann, daß er außer Stande wäre, sich der Mittel zu seiner freien Subsistenz zu bemächtigen und im Besitz derselben zu behaupten, sobald er nicht durch Umstände, die außer seiner Macht liegen, daran gehindert wird. Sonach würden wir der Sache näher treten und unsre folgenden Betrachtungen wesentlich fördern, wenn wir vielmehr den Unterschied festhielten zwischen d e n Veranlassungen und Ursachen der Armuth, welche in der irgendwie herbeigeführten Hemmung, Störung oder Verkehrung geistiger und sittlicher Entwickelung des Menschen begründet sind, und zwischen j e n e n, welche allgemein als äußere Unglücksfälle anerkannt, und bald durch elementarische Mächte, bald durch Gewaltthat oder Schlechtigkeit Anderer, bald durch Krankheit, bald durch allgemeine Erschütterungen oder Umwälzungen der Gesellschaft und namentlich des Besitzstandes herbeigeführt werden. Für jeden dieser Fälle bietet die Geschichte der letzten 50 Jahre vielfache Beispiele. Wir aber haben uns dabei Glück zu wünschen und Gott aus voller Seele zu danken, daß durch einen vieljährigen Frieden und

gesegnete Ruhe im Vaterlande, und durch wohlthätige Einrichtungen, als Feuer-, Lebens-, Hagel-Versicherungsanstalten, Wittwen- und Sparkassen [3]), die Gefahr der Verarmung durch äußere Erschütterungen des Wohlstandes unendlich vermindert worden; insbesondere aber, daß es unserer Zeit aufbehalten geblieben ist, die Sorge für geistige und sittliche Bildung und für Bewahrung vor jenen Ausartungen, in deren Gefolge die Armuth selten ausbleibt, als eine Hauptaufgabe des Gemeinwesens zu erkennen und für deren Lösung alle zu Gebote stehenden Mittel mit früher nie gesehenem Nachdruck in Bewegung zu setzen. Eine Sorge, welche wohl weniger durch Mitleid, das dem Menschenherzen sicherlich zu keiner Zeit und unter keiner Zone gemangelt hat, als durch die deutliche Erkenntniß und richtige Würdigung vor den alles wahrhaft Menschliche zerstörenden Folgen der Armuth, besonders in ihrer Ausartung als Bettelei, hervorgerufen worden ist. Erlassen Sie mir die Ausführung des traurigen Bildes von jenen Folgen, welche Sie als Seelsorger, die öfter in des Armen Hütte, denn in die geschmückte Wohnung des Reichen einzutreten gewohnt sind, aus eigner Anschauung zu genau kennen, um von mir darüber etwas Neues zu hören. Auf Anregung des Mitgefühles und des Eifers für den leidenden, zurückgestoßenen, versunkenen Theil der Menschheit darf ich es aber bei Ihnen um so weniger anlegen; denn, so würdig des Geistlichen an sich, sind doch gerade diese lebhaften Regungen nicht selten ein Hinderniß für sein freies Urtheil und dadurch für einen wesentlichen Theil seiner Wirksamkeit bei Denen, von welchen die Abhilfe der tief und lebendig empfundenen

---

3) Hiebei verdient auch die Einrichtung von Feuerlöschsozietäten anerkennende Erwähnung, welche unsers Wissens vom Gutsbesitzer Herrn Szittnick in Quednau zuerst veranlaßt und im Königsberger Landkreise errichtet worden sind. — Eine ausführlichere Mittheilung darüber im Provinzialblatte könnte nur erwünscht sein.

Noth kommen soll, aber nicht mit einseitiger Uebertreibung verlangt werden darf. Die Aufgabe für uns ist allerdings schwer; denn mit Recht fordert man, daß wir mit voller Seele bei unsrem Berufe sein, also unsre ganze Subjektivität in dessen Uebung legen sollen; gleichwohl erheischt das Wesen desselben eben so sehr ein stets klares, reifes, unbestochenes Urtheil, also die reinste objektive Auffassung der vorliegenden Verhältnisse. — Doch ich greife vor; vielmehr liegt mir ob, zu bezeichnen, was nach dem Vorausgeschickten unter Armenpflege zu verstehen sei? Zunächst natürlich die Hilfe und Unterstützung, welche Demjenigen gereicht wird, der sich in Armuth befindet. Dabei pflegen zwei entgegengesetzte Mißgriffe vorzukommen, die sich natürlich beide mit rechter Armenpflege nicht vertragen. Der eine, zu welchem ein mildes Herz verleitet, besteht darin, zu geben so weit die Mittel reichen, und Noth zu lindern so gut es geht, ohne besondere Rücksicht auf die Folgen solches Verfahrens und auf das Verhältniß der Hilfsbedürftigen zu Andern, welche durch eigne Anstrengung sich, wenn gleich kümmerlich, zu erhalten wissen. Diesem ist der andere Mißgriff entgegengesetzt, wenn die Unterstützung nicht ohne Härte auch da, wo sie noth thut, verweigert wird, damit nur nicht Unwürdige sich eindrängen, oder gar Faule gereizt werden, die pflichtmäßige Sorge für sich und die Ihrigen zu versäumen. In der Regel werden wir auf jenem Wege die bemerken, welche aus fremden Mitteln Almosen spenden, darunter am häufigsten unsere Amtsbrüder; auf dem letzten Wege dagegen die Mehrzahl Derer, welchen regelmäßige, oft drückende Beiträge für Armenunterstützung zugemuthet werden. Der wahren Armenpflege ist aber das schwer zu erreichende Ziel gestellt, beide Abwege zu vermeiden, und weder mit bloßer Almosenspende sich zu begnügen, noch die wirklich Armen darben oder gar verschmachten zu lassen; weder die Bettelhaftigkeit zu reizen und zu begünstigen, noch den Mitmenschen größere Noth tragen zu lassen,

als er ertragen kann. Am allerwenigsten kennt sie den leeren Traum gutmüthiger Schwachköpfe, welche für nöthig oder doch möglich halten, alle Menschen in Wohlstand, Behaglichkeit und reichen Lebensgenuß zu versetzen. Aber wohl dehnt sie ihre Fürsorge noch über die Abhilfe vorhandener Noth aus, und sucht geeignete Mittel auf, um derselben vorzubeugen, oder die Quellen, aus welchen sie floß, zu verstopfen. Daher gilt ihr als Regel, daß es besser sei, Arbeit zu bieten, als Almosen, am besten aber zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen, als der nie ganz versiegenden Quelle des wahren Wohlstandes. Dafür wirkt vor Allem das Volksschulwesen; nächstdem die Gewerbeschulen, die Anstalten zu Rettung verwahrloseter Kinder und zu Gewöhnung des gesunkenen Theiles im Volk an geregelte Thätigkeit und Liebe für ein geordnetes Hauswesen, als Besserungs- und Beschäftigungshäuser, Armen-Kolonien, Prämien für Dienstboten und Handwerker, Ausstattung sittsamer, armer Mädchen u. s. f. [4]).

---

4) Man wird vielleicht in obiger Aufzählung die Sonntags- und Kleinkinderbewahrschulen vermissen, welche letztere gegenwärtig den Eifer für die Anstalten zur Rettung verwahrloster Kinder abgelöst zu haben scheinen. Ohne die wohlwollende Absicht, oder den günstigen Erfolg zu verkennen, den solche Veranstaltungen in großen Städten haben können, muß ich doch rücksichtlich der Sonntagsschulen für das Land bemerken, daß sie gleich den Bell-Lankasterschulen nur da am Platze sein dürften, wo das Elementarschulwesen noch auf einer bei weitem unvollkommneren Stufe steht, wie gegenwärtig bei uns. Als vor drei Jahren auf Anregung der Landstände unserer Provinz von der Behörde eine Erinnerung wegen derselben erging, habe ich mir viele Mühe gegeben, sie in meiner Gemeinde einzurichten. Deshalb unterzog ich mich dem Geschäfte selbst; suchte einen des Sonntags vorgekommenen Unglücksfall als Beweggrund zu benutzen; dachte nach Verlauf einiger Zeit dasselbe unter dem Namen von Sonntagsunterhaltungen zu Stande zu bringen, weil der Ausdruck Schule Anstoß zu erregen schien; allein nachdem diese und ähnliche Versuche mißlungen waren, mußte

Diesen Standpunkt hat die Armenpflege in unserer Zeit gewonnen; und Sie mögen nun als die Quelle davon die Civilisation oder Humanität bezeichnen:

---

ich zu der ausgesprochenen Ueberzeugung zurückkehren. Eben so wußte ich den Lehrern nichts zu erwiedern, welche nach angestrengter Wochenarbeit wenigstens den Sonntag frei behalten wollten. Und wenn man ihre kärgliche Besoldung in Erwägung zieht (für die Sonntagsschule steht ihnen in meinem Kirchspiel jährlich ein Thaler zu; wo dies noch nicht der Fall ist, erlaubt man, ihnen 20 Sgr. dafür zu gewähren), und überlegt, wie beschränkt auch bei den Besten der Bildungsgrad bleibt: so darf man sich in der That darüber nicht wundern, daß höhere Motive, als Vaterlandsliebe, Pflichttreue oder die so oft gemißbrauchte Hinweisung auf das ewige Leben, nicht im Stande sind, die Masse des sonst ehrenwerthen Standes zu aufopfernder Thätigkeit zu begeistern. Aus andern Gründen bin ich den Kleinkinderbewahrschulen als besonderen Anstalten auf dem Lande entgegen. Leider giebt es der Bevormundung des Volkes schon zu viel, und wenn dergleichen auch bei der allerersten Jugenderziehung eingeführt würde, so fürchte ich sehr, daß das Band zwischen Eltern und Kindern, als der Keime alles Edlen im Menschen und als das Vorbild des wesentlich christlichen Verhältnisses zwischen Gott und den Menschen (siehe Kählers christliche Sittenlehre S. 371), nur noch lockerer werden dürfte. Denn Schmerz, Mühe und Sorge sind die Quellen der elterlichen, Dankbarkeit die der kindlichen Liebe. Und, Gott sei Dank! wenigstens so weit meine Erfahrung reicht, bedarf es jener Surrogate auf dem Lande noch nicht! (Siehe Anmerkung 64.) Viel wichtiger scheint mir, daß man nicht dabei stehen bleibe, das Volk im Lesen zu unterrichten, sondern daß man auch dafür Sorge trage, ihm außer Bibel und Gesangbuch noch andere zweckmäßige Gelegenheit zum Lesen zu verschaffen. Denn jene, obgleich der Quell aller gegenwärtigen Bildung, und dieses wegen seiner Beschränkung auf ein einziges Bedürfniß, können auch für das Volk nicht länger hinreichende Geistesnahrung bieten. Wenn aber der Trieb zu erweiterter Bildung geweckt und später unbefriedigt gelassen wird, so darf man sich nicht wundern, häufige Klagen darüber zu vernehmen, daß mehr Dünkel und Einbildung als erfreuliche Tüchtigkeit die Folge des schnell gehobenen Schulwesens sei.

Thatsache bleibt, daß solches Streben, als eine zwar späte aber edle Frucht des Christenthums, nur aus dem Schooße christlicher — und mit Freuden fügen wir hinzu — Germanischer Völker hervorzusprossen vermocht hat, währenddem keine andre Religionsform und kein andrer Volksgeist es weiter bringen konnte, als zu Begünstigung der zweideutigen und gefährlichen Sitte bloßen Almosenspendens. Denn zwar ist jene Meinung, welche neuerdings in Frankreich geäußert ward, sehr richtig als eine übertriebene Galanterie gegen das Christenthum bezeichnet worden, als wäre Wohlthätigkeit gegen Arme und Sorge für Linderung ihrer Noth von diesem zuerst ausgegangen, seinen Bekennern als Pflicht auferlegt und wiederholt eingeschärft worden. Vielmehr gebietet schon Moses, gegen den Armen das Herz nicht zu verhärten, die Hand nicht zu schließen; und bekannt sind seine menschenfreundlichen Verordnungen über Begünstigung der Armen bei der Ernte und Mittheilung von den Opfermahlzeiten an die Dürftigen [5]). Eben so finden wir in der Religionsverfassung andrer alten Völker des Orients zum Theil echt menschliche Anordnungen dieser Art, z. B. in dem Zendavesta. Die Sittenlehrer der Griechen und Römer stellen bekanntlich die Freigebigkeit als eine der Kardinaltugenden dar [6]). Und auch jene Barmherzigkeit der Moslemin, welche sich nicht darauf beschränkt, eine förmliche Nachfrage nach Bettlern zu erzeugen, sondern sogar Thiere in ihren Kreis zieht, so daß man bekanntlich in der Türkei sich scheut, einen herrenlosen Hund zu tödten, ja sogar Katzenspitäler errichtet hat, dürfte eben so sehr aus altarabischen Ueberlieferungen als aus den alttestamentlichen Anordnungen geflossen sein [7]). Aber wie weit über das

5) Siehe 5 Mos. 15, 7. 8. 24, 19—21. 24, 12. 13. 14, 28. 29. Jes. 1, 17. 18. 58, 7. Dan. 4, 24.

6) Cicero de off. l. 1. c. 14.: beneficentia ac liberalitate nihil naturae hominis est accommodatius.

7) Alkoran, Sure 2. 9. 51.

Alles hinaus hat sich die Armenpflege erhoben, die wir zuvor als eine der edelsten Erscheinungen unsrer Zeit und unsres Vaterlandes darstellten! Dadurch wird freilich nicht ausgeschlossen, daß theils alte Gewohnheit, Bequemlichkeit und Eigennutz, theils mißverstandener Schriftgehorsam und beschränkter Aberglaube immer wieder zu dem gemißbilligten, rücksichtlosen Almosenspenden hintreiben, ja sogar chiliastische Schwärmereien von einzuführender Gütergemeinschaft wieder auftauchen. Deshalb scheint es mir erforderlich, auf die Grundsätze des Christenthums über die Armenpflege näher einzugehen, und gleichzeitig die Ursache davon aufzuhellen, weshalb hierin so lange ein falscher Weg verfolgt, und bei wohlgemeinter Absicht so viel Unheil gestiftet werden konnte.

Unleugbar bleibt, daß Jesus den Armen sich vorzugsweise zugeneigt [8]), diese den Reichen seiner Zeit nicht nur vorgezogen, sondern sogar den Reichthum als ein Hinderniß der Aufnahme des Christenthums bezeichnet hat [9]). In natürlicher Folge hievon stellt er an die Reichen, welche sich bekehrten, die Foderung, ihre Schätze den Dürftigen aufzuthun [10]). Am entschiedensten tritt das in dem Rathe an den rechtfertigen Jüngling hervor, daß er all das Seine verkaufen und den Armen geben solle, wenn er ihm nachfolgen wolle [11]). Sollte aber diese letzte Foderung allgemein und für alle Bekenner Christi gelten, so würde dadurch die Entsagung und Verachtung der Güter und daraus entspringenden Freuden des Lebens auf eine äußerste Spitze getrieben, welche die Auflösung aller geselligen Bande, ja die Vernichtung des menschlichen Lebens als eines menschlichen zur Folge haben müßte. Wem wären nicht die entsetzlichen Wirkungen bekannt, die aus einseitiger und verkehrter Auffassung und aus fanatischer Anwendung

---

8) Luc. 7, 22. 9) Matth. 19, 24. Luc. 16, 19—31. 10) Luc. 3, 11. Matth. 5, 7. Luc. 16, 9. 11) Luc. 18, 22.

jener noch umfassenderen Aeußerung Jesu entstanden sind: „Jeder, der meinetwegen Haus, Brüder, Schwestern, Vater, Mutter, Weib, Kinder und Aecker verläßt, wird es hundertfach wiedererhalten und das ewige Leben gewinnen" [12]). Doch was der Heiland jenem einbildischen, reichen Jünglinge auferlegte, um die Aufrichtigkeit seines Wunsches nach dem Himmelreiche zu prüfen, oder was er in der zuletzt angeführten Rede von seinen Jüngern als einstigen Boten des Evangelii foderte: das war er weit entfernt, als allgemein gültig für alle seine Bekenner festzuhalten, wie schon aus seiner Behandlung des Zachäus hervorgeht, welcher doch nur die Hälfte seiner Güter den Armen gelobte, ohne daß wir von einer gleichen Foderung Jesu in Betreff der andern Hälfte etwas lesen [13]). Und als Jesus sprach: „Wähnet nicht, daß ich gekommen sei, das Gesetz aufzulösen" [14]), da bezog er sich ohne Zweifel auch auf das siebente, neunte und zehnte Gebot des Dekalogs. Ueberhaupt wird man seinen Sinn oft verfehlen, wenn man seine Worte so vereinzelt, gleichsam als Orakelsprüche auffassen und anwenden, dabei aber den Gesamtinhalt seiner Lehre unberücksichtigt lassen will. Für unsern Gegenstand insbesondere dürfen wir nicht übersehen, daß sein Hauptziel vom Beginn seiner Predigt an vorzugsweise und wesentlich auf Sinnesänderung der tiefgesunkenen Menschen seiner Zeit gerichtet war [15]). Dagegen lehnte sich in dem menschlichen Herzen nichts so feindselig auf, als die Selbstsucht, besonders der Eigennutz, das leidenschaftliche Streben nach Besitz und das starre Hangen am vergänglichen Gut [16]); Verirrungen, die um so mehr überhand nehmen und die Gemüther der Menschen beherrschen müssen, je mehr die Theilnahme für alles Höhere, Geistige, Göttliche erloschen ist. Deshalb ermahnt Jesus, das Herz nicht an vergäng-

12) Matth. 19, 29. 13) Luc. 19, 1—10. 14) Matth. 5, 17. 15) Matth. 4, 17. 16) Luc. 12, 15—21.

liche Schätze zu fesseln [17]); deshalb warnt er, die Seele nicht mit irdischen Sorgen zu überlasten [18]); deshalb giebt er zu bedenken, wie Seelenschade durch keinen Weltgewinn aufgewogen werden kann [19]). Daß aber nach seiner Meinung irdischer Segen und dessen Genuß mit Gottseligkeit wohl vereinbar sei, zeigen seine Worte: „Strebet vor Allem nach dem Reiche Gottes und der ihm gefälligen Rechtschaffenheit, so wird dieses Alles (Speise, Trank, Kleidung) euch als Zugabe werden“ [20]). Hieraus läßt sich wohl folgern, daß der Heiland weder in bloßer Armuth das vorgesteckte Ziel erkannt, noch gegen die mancherlei Gebrechen, Mängel und Verirrungen blind gewesen sei, welche so selten im Gefolge der Armuth ausbleiben. Sollte aber daran noch irgend ein Zweifel gehegt werden, so können wir uns auf sein denkwürdiges Wort berufen: „Selig sind die Armen im Geist, denn das Himmelreich ist ihr!“ [21]) welches das entschiedenste Licht darüber verbreitet, was er in der Bekämpfung des Weltsinnes unter den Reichen und Vornehmen vor Augen gehabt; denn sicher ist die von ihm genannte Armuth im Geist eben so wenig an äußerlichen Reichthum oder Mangel gebunden, als die Geistesarmuth in anderem, unerfreulichen Sinne. Erinnern wir uns nun an das Hauptgebot, welches er seinen Bekennern gab, das Gebot der Liebe [22]), so ist die Barmherzigkeit gegen Nothleidende und Mildthätigkeit gegen Arme nur eine Art der Ausübung desselben, die freilich den Juden damals um so dringender eingeschärft werden mußte, weil sie ungeachtet der mosaischen Vorschriften sich der Meinung überließen, daß Reichthum eine göttliche Belohnung der Rechtschaffenheit, Armuth dagegen eine göttliche Strafe der Sünde sei, woraus zum Theil die tiefe Verachtung des gemeinen Volks bei den Vornehmen erklärlich wird [23]). Wie nun die

17) Matth. 6, 19. 18) Luc. 21, 34. 19) Luc. 9, 25. 20) Matth. 6, 33. 21) Matth. 5, 3. 22) Joh. 13, 35. 23) Joh. 7, 49.

Nächstenliebe im alten Testamente schon geboten worden [24]), so verlangt Jesus eben auch nicht mehr von seinen Anhängern bei Behandlung dürftiger Mitmenschen, als was dort angeordnet ist [25]). Nur der Unterschied dürfte festzuhalten sein, daß Jesus niemals aus Rücksicht auf zu erlangenden äußerlichen Segen, sondern aus aufrichtigem Gehorsam gegen Gott und uneigennütziger Liebe zu den Menschen die Uebung der Barmherzigkeit empfiehlt und dieselbe deshalb auch weit über die engherzige Beschränkung auf Bluts- und Stammverwandte hinaus selbst auf den Feind ausdehnt [26]). Wie er denn überhaupt vielmehr die Gesinnung des Gebers [27]), als die Hilfe im Auge behält, welche durch Mildthätigkeit den Armen und Dürftigen bereitet werden soll. Das beweiset seine Warnung vor Prahlerei mit der Barmherzigkeit [28]), und die Anerkennung, welche die zwei Scherflein der Wittwe bei ihm finden [29]). Dasselbe geht aus Jesu Anrede an die Frommen beim jüngsten Gerichte hervor [30]), in welcher wir zugleich einen Beweis dafür finden können, daß Jesus weit davon entfernt war, die Armenpflege auf ein bloßes Almosenspenden zu beschränken, oder gar in ähnlichen Aeußerungen der Barmherzigkeit eine seligmachende Methode neben sonstiger Eitelkeit und Sündhaftigkeit der ganzen Lebensrichtung angeben zu wollen. Denn wahrlich die vor Gericht erscheinenden Frommen könnten Jesum nicht fragen: „Herr, wann haben wir Dich hungernd gesehen und gespeiset?" wenn sie ihre Liebeswerke als bloße opera operata ausgeführt hätten [31]). Nicht also, was wir geben, sondern der Beweggrund, aus welchem, und die Art wie wir geben, bestimmt vor Jesu den Werth der unsern Mitbrüdern erwiesenen Wohlthaten. Auch

24) 3 Mos. 19, 18. 25) Luc. 10, 25—37. 6, 30—35. 26) Matth. 5, 43—48. 27) Luc. 6, 38. 28) Matth. 6, 1—4. 29) Luc. 21, 1—4. vergl. 2 Kor. 9, 7. 30) Matth. 25, 35—44. 31) Melanchth. Apolog. ed. Rechenb. p. 111. 138.

selbst darin würden wir uns täuschen, wenn wir voraussetzten, Jesus habe die Verwendung zu Almosen allein oder doch vorzugsweise für einen des Christen würdigen Gebrauch seiner irdischen Besitzthümer erklärt, und keine andere Benutzung derselben über des Leibes Nothdurft und Nahrung hinaus gekannt und gebilligt: denn wie hätte er sonst den Tadel über Maria, die mit verschwenderischer Freigebigkeit ihre Salbe auf ihn ausgoß, so nachdrücklich zurückweisen können? [32]). Die Worte: „denn Arme habt Ihr allezeit bei Euch," zeigen sogar, daß auch hierin der Heiland mit dem alten Testamente übereingestimmt habe [33]). War es hienach Jesu fremd, in der Gemeinde seiner Bekenner die Reichen nur gleichsam zu Dienern und Haushaltern für die Armen herabzusetzen, so hat er sicherlich auch nicht die Absicht gehabt, eine gleiche Vertheilung aller Besitzungen unter den Gläubigen, oder eine völlige Gütergemeinschaft einzuführen, denn diese schließt nothwendig den Gegensatz von Reichen und Armen aus. Deshalb könnte uns der Bericht über den Versuch, welcher damit bei der ersten Gemeinde zu Jerusalem gemacht wurde [34]), in Verwunderung setzen, wenn diese Erscheinung sich nicht theils aus dem ersten Feuereifer der Neubekehrten, mit welchem die Einsicht, wie so oft, nicht gleichen Schritt hielt, theils daraus erklären ließe, daß die bereits erwähnte einseitige Auffassung unter den Juden jener Zeit, welche den Reichthum überhaupt als einen Beweis des göttlichen Wohlgefallens betrachtete, die ersten Christen zu der entgegengesetzten Einseitigkeit trieb, welche durch freiwillige Armuth den Beifall Gottes auf die sicherste Weise erstreben zu können meinte. Konnte doch diese Voraussetzung sich mit so viel Schein auf Aussprüche Jesu, wie der weiter oben angeführte [35]), und später auch seiner Apostel stützen! [36]). Deshalb ist es auch

32) Matth. 26, 7—13. 33) 5 Mos. 15, 11. Sprüchw. 22, 2. 34) Apostelgesch. 4, 34—37. 35) Matth. 19, 21. 36) 1 Kor. 1, 26—31.

bei jenem ersten Versuche einzuführender Gütergemeinschaft nicht geblieben; vielmehr erzählt uns die Kirchengeschichte aus den durch die Reformation aufgeregten Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts ähnliche Vorgänge; und selbst in unsern Tagen hat bekanntlich der Graf St. Simon in Frankreich mit ausdrücklicher Berufung auf das Christenthum die Gleichheitstheorie zu Gunsten der sogenannten Proletarier auf diese Weise in Ausführung bringen wollen [37]). Außerdem zieht sich durch alle christliche Jahrhunderte die Meinung von der Verdienstlichkeit selbsterwählter Armuth, oder reicher Almosenspenden, beides auf den Gipfel getrieben in dem Orden der Bettelmönche. Dieser Orden freilich wurde zur Zeit seiner höchsten Blüthe im Mittelalter reich und mächtig, weil er sich als Schmarotzerpflanze in der christlichen Kirche einzunisten wußte. Anders dagegen erging es der ersten Gemeinde zu Jerusalem; wenigstens scheinen mir die wiederholten Sammlungen, welche bei andern gleichzeitigen Gemeinden, hauptsächlich auf Betrieb des Paulus, für die dortigen Christen veranstaltet wurden, mit jener Maaßregel in genauem Zusammenhange zu stehen, und wir finden nirgend eine Andeutung, daß außer Beherbergung reisender, besonders flüchtiger Christen [38]), andre Gemeinden der Urkirche auf ähnliche Unterstützungen bei ihren Glaubensbrüdern Anspruch gemacht hätten. Fassen wir die Sache unbefangen ins Auge, so überzeugen wir uns leicht, daß der Erlös aus den verkauften Gütern, dessen Verwaltung den Aposteln anvertraut war, als ein todtes Kapital, in Zeiten, wo es keine Banken oder Staatspapiere, und in einem Lande, wo es keine unermeßliche Wüsteneien urbar

---

37) Ausgeführt findet sich die Gütergemeinschaft gegenwärtig in der That bei den Harmoniten in Indiana am Wabaschfluß, und diese verbunden mit Ehelosigkeit bei den Schocking-Quakers in Newyork und andern Staaten Nordamerikas, gestiftet durch eine Buhlerin Anna Leese.

38) Röm. 12, 13.

zu machen gab, sich bald aufzehren mußte, es mag nun eine völlige Gütergemeinschaft oder bloß gleichmäßige Benutzung des Vermögens aller Gemeindeglieder statt gefunden haben [39]), und daß sehr bald die früher Wohlhabenden oder Reichen sich gleich den ursprünglich Armen aller Mittel beraubt sahen, um ihr Bestehen zu sichern.

Sollte sich aus der bisherigen Darstellung noch nicht zur Genüge ergeben haben, daß jene verfehlte Maaßregel der Lehre Jesu im Grunde fremd gewesen sei, und daß er eben so wenig in freiwilliger Armuth als in unbesonnenem Almosenspenden ein besonderes Verdienst habe finden können: so dürfen wir uns noch darauf berufen, daß er sich seinem Zwecke gemäß überhaupt jeder Einmischung in die bürgerlichen Verhältnisse enthielt. Die Stellung des Christenthums zu denselben konnte sich erst bei dessen Ausbreitung und bei der Bildung zahlreicher Christengemeinden entfalten; weshalb wir uns von den Evangelien zu den Briefen, insbesondere des Paulus wenden müssen, um andere und mehr positive Aufschlüsse über die Grundsätze des Christenthums rücksichtlich der Armenpflege zu erhalten. Da finden wir nun, daß der Apostel, wie schon erwähnt, Sammlungen zu Gunsten der Gemeinde in Jerusalem, jedoch als das Werk freier Liebe empfiehlt [40]), oder derselben dankend Erwähnung thut [41]). Doch dachte er nicht daran, dergleichen Steuern als eine unabänderliche Ordnung zu betrachten; gegentheils sagt er ausdrücklich: „Euer Ueberfluß soll gegenwärtig ihrem Mangel begegnen, damit ihr Ueberfluß einst eurem Mangel abhelfe und dadurch eine Ausgleichung herbeigeführt werde" [42]). Wichtiger für uns ist die Bedeutung, welche Paulus den Familienbanden beilegt, woraus die einfache, aber

39) Moshemii de reb. Christ. comment. p. 118.
40) 1 Kor. 16, 1—4. 2 Kor. 8, 7. 8. 9, 7. 41) 2 Kor. 8, 1—4. 9, 2. 42) 2 Kor. 8, 12—14.

von den Anhängern der oben bezeichneten Abirrungen oft verkannte Pflicht folgt, daß Jeder die Seinigen versorge, so nachdrucksvoll ausgesprochen in den Worten: „Wenn Jemand die Seinigen, und vor Allem seine Hausgenossen nicht versorget, der verleugnet den Glauben und ist schlimmer als ein Heide“ [43]). Fast wird man zu der Voraussetzung veranlaßt, als habe Paulus bei diesen Worten den Ausspruch des Cicero vor Augen gehabt: Optime autem societas hominum conjunctioque servabitur, si, ut quisque erit conjunctissimus, ita in eum benignitatis plurimum conferetur [44]). Diesen Grundsatz bringt der Apostel namentlich in Rücksicht auf die Wittwen in Anwendung, mit dem ausdrücklichen Zusatze: „damit die Gemeinde nicht beschwert werde“ [45]); das berechtigt uns schon zu dem Schlusse, daß er überhaupt für Pflicht jedes Christen gehalten habe, von eignem Erwerbe zu leben, und nur im dringendsten Nothfalle gestatten mochte, die Mildthätigkeit der Mitchristen in Anspruch zu nehmen. Bei ihm war also kein Gedanke an Einführung einer Gütergemeinschaft oder auch eines förmlich organisirten Systems von Almosenspenden, wie in den Klöstern der katholischen Kirche, und einer Besteuerung der Reichen zu Gunsten einer minderbegüterten, trägen Menge, wie in Rom, wo damals die plebecula ihr widriges Geschrei: panem et circenses! zu erheben pflegte. Vielmehr erkennen wir in seinen Anordnungen über Armenpflege nur die treue Anwendung der Hauptregel, welche schon aus unbefangener Zusammenstellung der Aussprüche Jesu hervortrat. Denn zwar rühmt er Genügsamkeit, warnt vor Geiz, als einer Wurzel des Bösen, und empfiehlt den Reichen insbesondere, nicht übermüthig zu sein, dem unsicheren Reichthum nicht zu vertrauen, vielmehr Reichthum in edlen Thaten, vorzüglich durch

43) 1 Timoth. 5, 8. 44) Cicero de offic. l. 1. c. 16.
45) 1 Timoth. 5, 16.

Barmherzigkeit und Freigebigkeit, zu erwerben [46]). Allein seine Meinung ist doch nicht, daß in der Almosenspende der höchste oder auch nur ein unbestreitbarer Beweis echtchristlicher Liebe zu finden sei; er wußte im Gegentheil recht gut, daß auch andere, selbst verwerfliche Beweggründe dabei obwalten können, wie sein Ausspruch bezeugt: „wenn ich mein ganzes Vermögen den Armen gäbe — — und hätte der Liebe nicht, so nützte es mir nichts!" [47]).

Freilich konnte es bei dem eifrigen Dringen der Apostel auf thätige Beweise und fleißige Uebung der Nächstenliebe nach Jesu unübertrefflichem Vorbilde nicht an mancherlei Mißgriffen fehlen, welche, wie überall, der Faulheit und Unverschämtheit Raum zu wuchernder Entwickelung boten. Des Paulus Briefe liefern uns hinreichende Beweise dafür, daß solche Ausartungen zu seiner Zeit schon unter den Christen vorkamen [48]), und zeigen zugleich, mit welcher Klarheit er den Krebsschaden der durch unvorsichtige Wohlthätigkeit genährten Arbeitsscheu und Bettelei erkannte, und mit welchem Nachdruck er diesem Uebel entgegen trat. Deshalb gab er die von Christo seinen Aposteln ertheilte Befugniß, sich von den Gläubigen erhalten zu lassen [49]), in der Regel auf; deshalb ernährte er sich zu Korinth durch Anfertigung von Zelten [50]), und berief sich ausdrücklich darauf gegen die Gemeinden [51]), um durch sein eignes Beispiel zu zeigen, daß man Niemandem ohne Noth in dem Verlangen von Unterstützung zur Last fallen dürfe, vielmehr eignen, ehrbaren

46) 1 Timoth. 6, 6—10. 17. 18. 47) 1 Kor. 13, 3.

48) Auch in den apostolischen Constitutionen B. 4. K. 3. findet sich folgende Stelle: „Wehe denen, die selbst haben, und mit verstellter Dürftigkeit Almosen nehmen; oder die sich selbst helfen können, und doch lieber von Andern empfangen; Beide werden am Tage des Gerichtes Gott dem Herrn Rechenschaft geben müssen."

49) Matth. 10, 10—15. 50) Apostelgesch. 18, 3.
51) 1 Kor. 9, 4—19. Philipp. 4, 15.

Erwerb suchen müsse, um wahrhaft Nothleidenden beistehen zu können, weil Geben seliger ist, denn Nehmen [52]). Denn jeder Angriff auf das Eigenthum des Nächsten ist des Christen unwürdig [53]). Ehrwürdig dagegen ist Der, welcher Keinem etwas Andres schuldet, als Liebe [54]). Besonders warnt Paulus die Christen zu Thessalonich vor einer schimpflichen Abhängigkeit von Ungläubigen [55]); und als dem nicht von Allen Folge geleistet wurde, schreibt er im zweiten Briefe: „Ich höre, daß unter Euch Einige ein unordentliches Leben führen, nicht arbeiten, sondern unnütze Dinge treiben. Diesen gebiete, diese ermahne ich im Namen unsers Herrn Jesu Christi, daß sie mit Stille ihr Werk treiben und ihr eignes Brot essen [56]). Ich ermahne Euch, Brüder, im Namen unsers Herrn Jesu Christi, daß Ihr Euch von jedem Bruder trennt, der unordentlich und nicht nach der von mir ertheilten Anweisung lebt" [57]). Am entschiedensten endlich giebt er seine Meinung zu erkennen in den Worten: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen!" [58]).

Fassen wir nun das Ergebniß unserer Betrachtungen über die Grundsätze des Christenthums rücksichtlich der Armenpflege nach den Aussprüchen des N. T. kurz zusammen, so stellt sich Folgendes heraus:

I. Der Unterschied zwischen Armen und Reichen ist unvermeidlich; jedoch Armuth weder schimpflich noch ehrenvoll, weder ein Beweis göttlichen Unwillens, noch ein Grund besonderer Begünstigung vor Gott.

II. Das Gesetz der Liebe gilt Allen, Reichen, wie Armen, in gleicher Art; nur führt es bei den Reichen andere Aeußerungen herbei, als bei den Armen, indem es jene zur Fürsorge, diese zur Bescheidenheit antreibt.

---

52) Apostelgesch. 20, 33—35. 2 Theff. 3, 8. 53) Eph. 4, 24. 54) Röm. 13, 8. 55) 1 Theff. 4, 11. 12. 56) 2 Theff. 3, 11. 12. 57) 2 Theff. 3, 6. 58) 2 Theff. 3, 10.

III. Jeder Mißbrauch ist verwerflich, mag ihn der Reiche mit seinem Gut, der Arme mit seiner Noth treiben; darum sollen ohne Noth Almosen weder gegeben noch genommen werden.

IV. Vielmehr ist es ehrenwerth, durch eigne Kraftanstrengung sich und die Seinigen zu erhalten, und Pflicht, daß man die Angehörigen nicht der Gemeinde (dem Kreise, dem Staate) zur Last fallen lasse, so lange man sie selber versorgen kann. Deshalb sollen nicht nur wir selber nach Erhaltung und Vermehrung unsers Vermögens durch rechtliche Mittel streben, sondern auch Fürsorge üben, um freiwillige oder selbstverschuldete Armuth und besonders alle Bettelei zu verhüten.

V. Endlich, in so fern dadurch denn doch nicht aller Noth vorgebeugt, auch nicht aller drückende Mangel gehoben werden kann, „soll," nach jener schönen Aeußerung, „aus dem Boden des Christenthums den Reichen Billigkeit und Liebe, den Armen Geduld und Zufriedenheit erwachsen" [59]), eingedenk der Verheißung: „daß dieser Zeit Leiden nicht werth seien der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden" [60]).

Diese Sätze halte ich für höchst wichtig und entscheidend über das Verhältniß des Geistlichen zur Armenpflege, dessen Erörterung im engsten Sinne uns jetzt noch obliegt. Denn gerade der Standpunkt, welchen dieser der Hauptsache nach und in der Regel unter seinen Mitbürgern einnimmt, weder arm noch reich, weder gering noch vornehm, öffnet ihm den Zugang und bei sonstiger Würdigkeit auch das Herz jedes Christen vom Könige bis zum Bettler. Niemand ist

---

59) England im Jahre 1835 von Friedrich v. Raumer 2. Theil S. 260: „Also unablässlich soll dahin gewirkt werden, den Gegensatz zwischen Reichen und Armen finanziell zu vermindern und christlich zu versöhnen — nicht aber ihn gewaltsam hinwegzuschaffen."

60) Röm. 8, 18.

darum so sehr berufen, wie Er, vermittelnd einzutreten zwischen den äußersten Seiten der Gesellschaft, und seine Sendung als Friedensbote auch da zu erfüllen, wo Standes- und Vermögensunterschied nicht bloß eine Scheidung, sondern einerseits unchristliche Verachtung und Vernachläßigung, andrerseits Erbitterung und eben so trotzige als unbegründete Anforderungen erzeugte. Um dessen aber fähig zu sein, bedarf der Geistliche vor Allen nicht nur jener christlichen Herzensmilde und lebendigen Mitempfindung mit den Leiden seiner Brüder, die durch keine Gefühl verletzende Rohheit oder Ausartung zurückgedrängt werden kann; sondern hauptsächlich auch einer gründlichen Kenntniß der geselligen Verhältnisse und einer entschiedenen, klaren Einsicht in die christlichen Grundsätze der Armenpflege. Denn die treue und umsichtsvolle Anwendung derselben, davon sind wir überzeugt, kann allein zu dem doppelten Ziele führen, sowohl für die wahrhaft Armen alle ihnen schuldige Hilfe zu schaffen, als auch jeden thörichten und verderblichen Angriff auf die Sicherheit des Eigenthums, und jeden schwärmerischen, eben so verderblichen Versuch einer Gleichtheilung des Vermögens oder Gütergemeinschaft abzuhalten. Denken wir uns einen Geistlichen ohne jene herzliche und von Christo und seinen Aposteln so dringend eingeschärfte Theilnahme für die Noth der Armen, so können wir nicht umhin, einem Solchen eine der wesentlichsten Eigenschaften für seinen hohen Beruf abzusprechen, und müssen den Grund davon entweder in Herzensrohheit oder in leichtsinniger Weltlust suchen: Eins wie das Andere des Dieners Christi höchst unwürdig. Wenigstens wird ein Solcher, schon aus Bequemlichkeit, leicht auf die Meinungen mancher Reichen eingehen, welche, um sich der Pflicht der Armenpflege so viel als möglich zu entziehen, bald die Undankbarkeit, bald die Selbstverschuldung der Armen, bald die Unmöglichkeit vorschützen, aller Armuth zu steuern, oder die Behauptung erheben, daß die Noth der Armen

gar nicht so groß sei, wie man sie darstelle, daß dieselben viele Bedürfnisse gar nicht kennen und deren Befriedigung deshalb nicht vermissen, daß es Arme geben müsse, und Dergleichen, — Ansichten, die oft ohne alle Verhüllung der Herzlosigkeit ausgesprochen werden, aus welcher sie entspringen, oft staatswirthschaftliche auch wohl biblische Gründe zu ihrer Bemäntelung mißbrauchen. Zwar ist es nicht mein Beruf, darzuthun, in wie fern alle echte Staatswirthschaft in diesem Punkte mit der wohlverstandenen christlichen Lehre vollkommen übereinstimmen muß [61]; doch bin ich davon eben so fest überzeugt, als von dem Bekenntnisse: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit!“ Setzen wir aber solchen Herzensmangel bei einem Geistlichen nicht voraus, wie dergleichen, zur Ehre unsres Standes wollen wirs hoffen, sich nur selten und ausnahmsweise finden wird, nehmen aber an, daß ihm jene gründliche Kenntniß und klare Einsicht abgehe, so steht sehr zu fürchten, daß ein Solcher die gefährlichsten Mißgriffe andrer Art begehen wird. Denn daraus fließen Predigten in jenem puritanischen Tone: „Wozu ist die Religion? Sie soll Euch lehren nicht zu leben sondern zu sterben; nicht zu genießen sondern zu entbehren. Was befiehlt sie Euch? Dem Irdischen abzusterben, es zu vernichten, Euch an jene Welt anzuklammern, weil diese in den Klauen des Satans ist. Ihr sollt Eure Augen verschließen gegen das Sichtbare, Eure Ohren gegen das

61) Der Engländer Paley: „Die Vertheilung des ursprünglich gemeinschaftlichen Bodens wurde gemacht und bewilligt in der Erwartung und unter der Bedingung, daß Jedem hinlänglicher Lebensunterhalt, oder das Mittel bleibe, sich denselben zu verschaffen; und wenn daher diese Vertheilung des Eigenthums gegen die Ansprüche der Armuth und Noth streng behauptet wird, so geschieht es im Widerspruche mit den Absichten Derjenigen, die sie gemacht haben, und Dessen, der die Welt zur Ernährung und Erquickung aller Bewohner mit Fülle gesegnet hat.“

Hörbare. Eure Gedanken sammeln und sie immerdar richten auf den Zorn Gottes und das furchtbare Gericht des letzten Tages!" [62]). — Wie schlimm, wenn ein also Predigender durch sein eignes Leben seine Worte widerlegt! und wie kann er anders, sobald er ein gesunder Mensch ist, dem das Essen schmeckt, der sich des Erntesegens freut, der vom Anblicke der sichtbaren Wunder Gottes in der Schöpfung gerührt und erhoben wird! Aber auch abgesehn von solcher Uebertreibung, welche in den Lebensgütern keine gute Gaben Gottes erkennen will, verführt doch Unklarheit oder einseitige Ansicht manchen unsrer Amtsbrüder dazu, den oft ungemäßigten und darum ungerechten Ansprüchen der Armen nicht entschieden genug zu begegnen, sie vielmehr darin zu bestärken. Solche Leute pflegen, geschmeichelt durch die Vorstellung, daß sie Christo und seinen Aposteln in der Vorliebe für die Armen vor den Reichen ähnlich sind, Alles aufzubieten, was eine reichlichere Armenspende befördern kann. Sie bedenken aber nicht, daß dadurch nur vermehrte Armuth hervorgerufen, und Bettelei, Faulheit und Sittenlosigkeit aller Art begünstigt wird. Lehrt uns denn nicht das Beispiel Spanischer Klosterwirthschaft, welches Hemmniß menschlicher Bildung, und die Erfahrung über die Englischen Armentaxen [63]), welche Zerstörung christ-

---

62) England im Jahre 1835. Von Friedrich von Raumer. Th. 2. S. 375.

63) Daselbst, Th. 1. S. 152—205, besonders S. 179. Ferner S. 166. Die Armentaxe in England ohne Schottland und Irland betrug

1750	etwa	500,000	Pfund,
1800	"	3,860,000	"
1812	"	6,580,000	"
1817	"	7,890,000	"

das ist ungefähr 55,230,000 Thaler, also mehr als die Einnahme des Preußischen Staats! Das wird erklärlich, wenn man liest (Göde Reise V, 9.), was die Häuslinge in dem Arbeitshause zu Schrewsburg erhielten: „Zum Frühstück Fleischbrühe oder Milchsuppe, Mittags in der

lichen Familiensinnes daraus entspringen? Zu bekannt ist, wie viele leichtsinnige Ehen und welche Vernachlässigung der Kinderzucht aus solchen Mißgriffen hervorgegangen sind; aber als eine der scheußlichsten Folgen verdient Erwähnung: „wie der Arme droht, er wolle Weib und Kind verlassen, er wolle seine alte bettlägrige Mutter zum Hause hinauswerfen, oder vor die Thür des Aufsehers hinlegen, bis man ihm dafür bezahle, daß er für sie sorge! wie Mütter ohne Scheu erscheinen, und den Lohn für die Unkeuschheit ihrer Töchter fordern! wie Ehefrauen mit größter Gelassenheit erklären, wer die Väter ihrer verschiedenen Kinder

---

Woche fünfmal Fleisch mit Gemüse, einmal Brot und Käse, einmal Kartoffeln oder Mehlklöße, oder ein Pfund Waizenkuchen mit Milch, und des Abends abwechselnd Fleisch, Erbsen, Milchsuppen oder Kartoffeln. Das quarterly rewiew 1835 No. 107. sagt: „Während hiedurch nur zu Viele angelockt werden, und der Aufenthalt im Arbeitshause (wo übrigens nur sehr wenig gearbeitet wird) erfreulich genug zu sein scheint; liegt doch aller Nachdruck auf der thierischen Seite des Menschen, und das edle Gefühl der Unabhängigkeit, Selbstthätigkeit, der Anhänglichkeit an Haus, Hof, Familie, Mitbürger u. s. w. geht verloren. Die Meisten (sagt Herr Lee, welcher 17 Jahre lang einem Arbeitshause von mehr als 1000 Personen vorstand) thun Nichts, lieben Nichts, hoffen Nichts, fürchten Nichts; sie sitzen gedankenlos da in derselben Stellung, als wären es nicht Menschen, sondern Holzklötze. Das reiche England hat durch diese Stallfütterung seiner vorgeblichen Armen gewaltige Summen unnütz verschwendet, die Leiber erhalten und die Geister getödtet, und mehr Elend hervorgerufen, als abgestellt. Die alten Griechen ehrten sogar die Gebeine ihrer todten Väter; die Engländer lehrten ihre Landsleute, ungerührt Väter, Mütter und Verwandte lebendig im Armenhause zu begraben, und gebratene Hammelkeulen galten auch diesen für einen Ersatz alles Verlornen. Der freie Arbeiter lebte weit schlechter, als Der, welcher sich ins Armenrecht hineinkünstelte oder log; ja Die, welche Armensteuer zahlen, waren oft weit schlechter gestellt, als Diejenigen, welche sie empfingen. — Vestigia terrent!

sind!" — Denn daran wollen wir gar nicht erinnern, daß solche Grundsätze folgerecht durchgeführt, das gesammte Nationalvermögen, und damit die Quellen des wohlgeordneten bürgerlichen Lebens aufzuzehren drohen, oder doch ein solches Mißverhältniß erzeugen, daß der Mäßige, der Sparsame, der Ordentliche, der redlich Arbeitende weniger Genuß hat, als der Müßiggänger, welchem es gelang, eine Berechtigung auf Armengelder zu erschleichen.

Doch lassen Sie uns von diesen allgemeinen Betrachtungen zu unsrem besonderen Verhältnisse zurückkehren. Kann es wohl daran fehlen, daß ein Geistlicher, der solch' einseitiger Ansicht huldigt, den wohlhabenden, ordentlichen und in der Regel nicht bloß zahlreicheren, sondern auch besseren Theil seiner Gemeinde sich verfeindet, oder mindestens gegen seine Ermahnungen gleichgültig macht, wenn diesem bei aller Ehrerbietung vor dem Diener und dem Worte Gottes, welches derselbe im Munde führt, schon der gesunde Sinn sagt, daß solche Auslegung und Anwendung desselben nicht gotteswürdig sei? Ein gutes Wort findet wohl eine gute Statt; allein dann muß es auch in der That ein gutes, das heißt jedenfalls ein wahres Wort sein, und darf eben so wenig aus fanatischem Eifer, als aus Eitelkeit oder einseitiger Gemüthsanregung hervorgehen. Das gute Wort aber ist und bleibt die einzige Waffe, deren wir als christliche Geistliche im Kampfe wider Irrthum und Sünde und deren bejammernswerthe Folgen uns bedienen sollen; und dafür haben wir die Verheißung Gottes, daß er im Schwachen mächtig sein, daß er sein Wort nicht leer zurückkehren lassen wolle. Oder, wie ich mich in Ihrem Kreise vorm Jahre darüber aussprach: die Wirksamkeit des Geistlichen ist eine durchaus ideale. Ja, wenn es möglich wäre, Einseitigkeit, Unbehilflichkeit und Theilnahmelosigkeit bei den allgemeinen Lebens- und bürgerlichen Angelegenheiten, den Fluch der Stubengelehrten, zu verhüten:

so dürfte unsere Wirksamkeit desto einfluß- und segens-reicher werden, je mehr sie von aller Vermengung mit bürgerlicher Verwaltuug befreit bliebe; z. B. alles Bau- und Kassenwesen, so wie alle polizeilichen Geschäfte und Beaufsichtigungen. Sofern indessen der Geistliche durch bestehende Verordnungen des Staats oder durch sonstige Veranlassungen genöthigt ist, auch solchen, eigentlich seinem Berufe mehr oder minder fremden Beschäftigungen sich zu unterziehen, bleibt ihm wenigstens immer die Aufgabe gestellt, jenen idealen Gesichts- und Ausgangspunkt mit aller ihm eignen Kraft und Einsicht festzuhalten. Entschuldigen Sie diese kleine Abschweifung von unserm Gegenstande, für den mir nur noch zwei Punkte zu berühren übrig sind, auf welche es bei dem Verhältnisse des Geistlichen zur Armenpflege ankommt, nämlich gerade die, welche ihn zu einer nicht bloß belehrenden, Ansichten berichtigenden, Gemüther stimmenden, sondern auch selbstthätig eingreifenden Wirksamkeit veranlassen: ich meine die Volkserziehung und das Kirchspiels-armenwesen.

Jene, die Volkserziehung im beschränkteren, aber für das Armenwesen besonders wichtigen Sinne, ist bei weitem dem größesten und bedeutendsten Theile nach in den Händen der Geistlicheu: durch Beaufsichtigung und Leitung der Elementarschulen, Confirmandenunterricht und Predigt. Freilich müssen wir bei allen diesen Functionen unverrückt festhalten, daß wir nicht berufen sind, konstitutionelle Bürger oder obsolute Unterthanen, industrielle Gewerbsleute oder rationelle Landwirthe, oder was sonst, sondern Bürger des Himmelreichs, Diener Jesu, lautere, gottesfürchtige und fromme Christen zu bilden. Denn das ewige Leben ist das Ziel, die Seligkeit das Gut, welches wir geltend machen, auf welches wir hinleiten, zu welchem wir den Weg zeigen sollen. Allein es bedarf wohl kaum der Berufung darauf, welche Sorge unser einiger Meister den Armen gewidmet, und wie in seiner

Kirche von Anbeginn durch alle Jahrhunderte die Pflege der Armen, wenn auch oft auf ungeschickte, ja selbst verfehlte Weise, geübt worden ist, um unsern Beruf für diese Thätigkeit zu erhärten. Schon die Erinnerung reicht hin, daß Armuth Sünden uud Laster aller Art eben so oft zur Quelle als im Gefolge hat, um dem Geistlichen die Pflicht zu zeigen, daß er in seinem Amte mit allen Kräften und bei jeder Gelegenheit die hundertköpfige Hyder bekämpfe. Daß aber durch wohlgeordnete und gewissenhaft ausgeführte Erziehung des niedern Volkes (freilich nicht im Sinne des Herrn Superintendenten Fischer zu Sangerhausen) [64])

---

64) Der Superintendent Fischer zu Sangerhausen, ein viel schreibender Mann, hat ein eignes Büchlein herausgegeben über die übertriebenen Erwartungen, welche von unserem Volksschulwesen gehegt werden. Darin mag er vielleicht in mancher Hinsicht recht haben; aber auffallend bleibt das Mittel, welches er vorschlägt, um das Unzureichende der öffentlichen Elementarschulerziehung zu vervollständigen. Er will nämlich, daß dem armen Volke die Kinder genommen und in eignen, vom Staate zu errichtenden Häusern untergebracht werden sollen. Die Kosten, meint er, würden nicht nur durch viel vollkommnere Erziehung ideal, sondern auch durch Ersparung an Corrections- und Strafhäusern material reichlich ersetzt werden. Damit denkt er eine neue Idee ausgesprochen zu haben, und tröstet sich bei der vorhandenen Unwahrscheinlichkeit, deren Ausführung selber zu erleben, daß diese angebliche Idee doch irgendwie oder irgendwo in Wirklichkeit treten werde. Freilich läßt sich an der Möglichkeit dessen, was schon einmal geschehen ist, nicht zweifeln; denn in Sparta war ein solches Erziehungssystem bekanntlich durch Lykurg eingeführt, nur mit dem Unterschiede, daß bloß die Söhne und zwar aller Bürger, nicht allein der Armen, ihren Eltern vom siebenten Jahre an genommen wurden. Ob solche Einrichtungen aber für moderne Staaten passen, ob sie sich mit christlichen Grundsätzen vertragen und ob auf andere, noch künstlichere Weise die Rückwirkung ersetzt werden soll, welche die Erziehung eigner Kinder auf Eltern übt: — diese Fragen hat Herr Fischer keiner Berücksichtigung gewürdigt.

unzählige Quellen des Elends verstopft und häufig die besonders sittlich verderblichen Folgen der Noth und der Armuth verhütet werden können; ja daß darin das wesentlichste Heilmittel gegen die unheilschwangere Krankheit aller civilisirten Völker zu suchen ist: dafür werden Sie mir keinen Beweis abfordern. Nur wollte der Einzelne nicht die Welt reformiren; vereinte Kraft Aller vermag allein den Sieg zu gewinnen. Nur darf man nicht nach einjähriger oder auch zehnjähriger Arbeit die Wirkungen schon sichtbar hervortreten zu sehen hoffen; vielmehr können Menschenalter allein bemerkbare Schritte zum Bessern zeigen. Wo aber unermüdliche Treue, ausharrende Geduld, standhaftes Vertrauen, daß der das Wollen schafft, auch das Vollbringen geben werde, im schönen Vereine mit inniger Liebe zum Werk, und mit, durch Wissenschaft und Erfahrung gereifter Einsicht wirken: da wird manche Giftpflanze absterben, ohne wesentlichen Schaden zu stiften, und eine reiche Fülle edler Früchte sich entfalten. Deshalb habe ich dagegen nichts einzuwenden, wenn Vorschläge zu Vermehrung und Veredlung unschuldiger Volksbelustigungen, ferner zu Verhütung oder doch Verminderung des übermäßigen Genusses geistiger Getränke gemacht werden; wohlwollende und einsichtsvolle Behörden mögen über Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit derselben entscheiden. Doch damit ist unsere Pflicht so wenig, als der Umfang zu Gebote stehender Mittel erschöpft. Viel mehr und sicherer wird für den edlen Zweck von uns geleistet werden, wenn wir alle die geselligen Tugenden von der Reinlichkeit und Ordnung im Aeußerlichen an, bis zur Treue gegen den König und feurigen Vaterlandsliebe hin, emsig pflegen; wenn wir besonnene Freude am Besitz und eignen Erwerbe und vernünftiges Gefühl für Selbstständigkeit erwecken; wenn wir häusliche Zucht und geordnete Erziehung der Jugend, christliche Behandlung der Dienstboten von den Herrschaften und fromme Treue der Ersten

gegen die Letzten bei jeder passenden Gelegenheit einschärfen, und durch das Alles Mäßigkeit, Keuschheit, Arbeitsamkeit zu befördern suchen; insbesondere aber, wenn wir keine Veranlassung ungenutzt vorübergehen lassen, um die Dankbarkeit in den Herzen zu erwecken, als die lautere Quelle vieler Tugenden und Freuden. — Doch ich werde zu ausführlich und muß abbrechen, so voll mir auch die Seele noch ist alles Dessen, was hiebei zu beherzigen wäre. Nur das Eine sei noch erwähnt, daß gerade die Verbindung, in welcher den Geistlichen sein Beruf die socialen Tugenden mit der ewigen Seligkeit aufzufassen nöthigt, ihm auch den kräftigsten Nachdruck verleiht, die Wohlhabenden und Reichen zur Theilnahme und Unterstützung für Anstalten zu bewegen, welche durch Hebung des ganzen Menschen dem Elende und der Armuth steuern sollen und können. Das muß unendlich tiefer eindringen als Gemüthserregungen, welche Erweckung flüchtigen Mitleids beabsichtigen, oder Herabsetzung des Werthes irdischer Güter, der Niemand aufrichtig beistimmt.

So viel ich aber auch für das Heil des gedrücktesten Theils der Menschheit von einer Anstrengung der Geistlichen in der geschilderten Weise erwarte; gleichwohl mag ich mich nicht der sanguinischen Hoffnung hingeben, daß dadurch bald oder überhaupt jemals das traurige Uebel ganz gehoben werden könnte, sollten sich auch mit unsern Bestrebungen die allereinsichtsvollsten und zweckmäßigsten Armengesetze und Ordnungen verbinden. Darum wird auch allezeit eine Armenpflege im engern Sinne nöthig bleiben, welche das vorhandene Leiden heben, der schon eingetretenen Noth Abhilfe schaffen, oder doch wenigstens Linderung gewähren kann. Daß wir auch von dieser Seite mitzuwirken Gelegenheit haben, vorerst wenigstens durch die Verwaltung der Kirchspielsarmenkassen, einstmals vielleicht durch angemessene Theilnahme an der Kommunalarmenpflege: das müssen

wir als ein ehrwürdiges Erbe aus den ältesten Zeiten der Kirche achten und demgemäß mit Treue behandeln [65]). Zu wünschen ist, daß auch dabei durch Vorsichtigkeit in den Danksagungen der Wahn eines an sich verdienstlichen Werkes immer mehr unterdrückt, daß immer sorgfältiger die gedanken- und rücksichtslose Armenspende vermieden werde, und daß statt dessen die vorhandenen Mittel immer gewissenhafter zu einsichts- und liebevoller Armenpflege verwendet werden. Oftmals wird bei Uebung dieser Pflicht dem Geistlichen sich schöne Gelegenheit darbieten, durch die leibliche Gabe das Herz der Empfänger für Worte des ewigen Lebens zu öffnen. Oft wird er die echt christliche Freude empfinden, Thränen getrocknet, Seufzer gestillt und ein verzweifelndes Gemüth mit neuem Vertrauen zu Gott und den Brüdern gestärkt zu haben. Werke, die so sehr ihren Segen in sich selbst tragen, daß es der Hinweisung auf den Tag der Vergeltung nicht bedarf.

65) Siehe Anmerkung 1.

II. Historisch-statistische Nachrichten über das Königl. katholische Gymnasium zu Braunsberg.

Die äußere Geschichte dieses Gymnasiums hat der gegenwärtige Director desselben, Prof. Dr. Gideon Gerlach, in den Programmen von 1830 u. 1832 bis auf das J. 1772 geliefert, woraus ich das Wesentlichste mittheilen werde. Es zerfällt aber die Geschichte dieses Gymnasiums, welches in seiner jetzigen Verfassung beweiset, was Ermland dem Preuß. Staate zu danken hat, in drei Abtheilungen, von welchen die erste die Zeit umfaßt, wo die Anstalt unter den Vätern der Gesellschaft Jesu stand, die zweite mit Aufhebung der Gesellschaft, die dritte mit der Erneuerung des Gymnasiums im Jahre 1811 beginnt.

I. In Ermland finden sich schon ums Jahr 1251 unter dem Bischofe Anselm Spuren von Schulen, und in Braunsberg, wo anfänglich der Sitz des Bischofes und des Domcapitels war, bestand gewiß schon frühzeitig, wie in andern wichtigen Städten Preußens, eine Schule. (Voigt Gesch. Preußens B. III. S. 558.) Doch es fehlte an gebildeten Priestern, und so wurde von den Preußischen Ständen im Jahre 1508 in Vorschlag gebracht, eine Provinzial-Schule in Elbing oder Braunsberg zu errichten. Einige Mönche, welche an der Schule Lehrer sein wollten, betrieben die Sache eifrig, sie kam aber nicht zur Ausführung, weil die Kosten nicht aufgebracht werden konnten. Der Kardinal Stanislaus Hosius, der auf der Kirchenversammlung zu Trident eine Zeit lang den Vorsitz geführt hatte, erkannte die Nothwendigkeit, in seinem Bisthume Ermland eine Lehranstalt zu gründen. In Folge einer von ihm zu Heilsberg gehaltenen Synode, berief er die Väter der Gesellschaft Jesu nach Ermland, an deren Spitze, nach Jakob

Lainez,

Lainez, des zweiten Ordensgenerals, Anordnung, Christoph Strombelius stehn sollte. Anfangs November 1564 kamen sie in Heilsberg an. Der Kardinal Johannes Franz Commendonus, welcher als päbstlicher Legat an den König von Polen geschickt war, und sich damals in Heilsberg bei dem ihm sehr befreundeten Hosius aufhielt, nahm an der Gründung eines Collegiums, für welches Braunsberg bestimmt wurde, thätigen Antheil. Den Jesuiten wurde das seit mehren Jahren verödete Franziskaner-Kloster übergeben und zur Unterhaltung von zwanzig Mitgliedern der Gesellschaft und vier und zwanzig jungen Leuten im Seminar, wurden (nach der ersten Urkunde vom 30. Oct. 1565, s. Dieterici geschichtl. u. statistische Nachrichten über die Universitäten S. 91) 1200 Mark (à 20 Groschen), als jährliches Einkommen von dem Bischofe und dem Kapitel ausgesetzt, so daß jener zwei Drittel, dieses ein Drittel entrichten sollte. Außerdem wurden noch einige Summen, deren Einziehung aber noch unbestimmt war, angewiesen. Die Urkunde der Dotation wurde unter dem 21. August 1566 ausgefertigt, und von Commendonus, Hosius, und, im Namen des Kapitels von dessen Kanzler Sampson a Worein unterzeichnet. Diese Stiftung trägt noch heute den Namen ihres Begründers, Collegium Hosianum. — Auf Veranlassung des P. Franz Sunier, welcher in diese Gegenden von dem Ordensgeneral geschickt worden war, gab Hosius und das Kapitel in einer zweiten Urkunde, Heilsberg am 16. Dec. 1566, noch einige nähere Erläuterungen über die erste Stiftung und namentlich über die Stellung des Collegiums zum Seminar, und es wurden von der anfänglich ausgesetzten Summe diesem 400 Mark, und jenem 800 Mark zugewiesen, welchen letztern Betrag der Kardinal noch um 200 Mark vermehrte, auch das nöthige Holz bewilligte. In einem zu Frauenburg, auf Veranlassung des zum Provinzial der Jesuiten in Oestreich und Polen ernannten

P. Laurentius Magius, am 9. Nov. 1568 gehaltenen General-Kapitel wurden die frühern Bestimmungen nochmals auseinandergesetzt, und die dem Collegium zugesicherten Leistungen noch um sechs Last Getreide vermehrt. Es wurde bei dieser Gelegenheit bestimmt, daß das Collegium vier bis fünf Schulklassen haben sollte, in welchen Humaniora gelehrt würden; außerdem war auch der Unterricht für die Mitglieder des Seminars der Lehrthätigkeit der Jesuiten überwiesen. Die Gründung und Einrichtung des Collegiums wurde von Pius V. bestätigt. (Bulle: Dum solicita considerationis indagine perscrutamur. Romae pridie Nonas Februar. 1571.) Die Einkünfte des Collegiums wurden durch fromme Stiftungen und Vermächtnisse bald bedeutend vermehrt. Die Schule hatte einen größern Umfang, als den eines Gymnasiums, indem auch Philosophie und Theologie gelehrt wurden. Hosius selbst nennt sie in seinen Schriften eine Akademie, und nicht selten wurde sie auch später für eine solche gehalten, und, da sie bald nach ihrer Gründung einen guten Ruf erhielt, auch zahlreich besucht. Selbst viele angesehene Männer aus dem Herzogthume Preußen, so wie Polnische, Russische und Litthauische Magnaten übergaben ihre Söhne der Anstalt. Unter den Mitgliedern der Gesellschaft befanden sich nicht selten ausgezeichnete Männer, von denen mehre durch schriftstellerische Thätigkeit sich einen Namen erwarben. Für die literärische Thätigkeit war es förderlich, daß das Collegium seine eigne Buchdruckerei hatte. Es kaufte dieselbe 1697; ein Präfect war der Vorstand derselben. — Der Stiftung gemäß führten die Jesuiten die Leitung des Seminars, welches von Hosius und dem Domkapitel im J. 1566 seine Constitutionen erhalten hatte. Der Rector des Collegiums stand dem Seminar vor. Nach der Vereinigung des von Gregor XIII. im Jahre 1581 gegründeten päbstlichen Alumnats mit dem Seminar, wurde dieses in das Gebäude des Alumnats verlegt,

wo es sich gegenwärtig befindet. Das Alumnat war zur Bildung von Priestern für die nördlichen Gegenden bestimmt. Im Jahre 1801 wurde das Alumnat mit dem bischöflichen Seminar verbunden. Von dem Collegium wurde auch die Bursa pauperum durch einen Präfecten beaufsichtigt, woselbst gewöhnlich 40 arme Schüler unterhalten wurden, mit der Verpflichtung, sich in der Musik zu üben, um den Gottesdienst unterstützen zu können. — Die Schwedenkriege, von Gustav Adolf, Karl X. Gustav und Karl XII. geführt, hatten, wie überhaupt auf Preußen, so auch auf das Collegium, Einfluß. Zu den Kriegsleiden kam noch das Unglück, welches die große Pest über Preußen im Jahre 1709 verbreitete. Dennoch wurde es bei allem Verluste, welchen das Collegium erfahren hatte, möglich, das bei dem immer schlechter werdenden Zustande der Gebäude längst gefühlte Bedürfniß zu befriedigen, und ein neues Collegium, das jetzige Gymnasial-Gebäude, zu errichten, wozu am 9. Mai 1743 der Grundstein gelegt wurde. 1746 wurde das Gebäude unter Dach gebracht.

Ermland, welches mit Westpreußen über drei Jahrhunderte von Polen abhängig gewesen war, und den hemmenden Einfluß fremder Sitte und fremder Einrichtung vielfach erfahren hatte, wurde am 13ten Sept. 1772 ein Theil des Preußischen Staats. Die Landeshuldigung erfolgte den 27. Sept. in Marienburg, und es leisteten sie im Namen des Collegiums Petrus Laschki, Regens des Seminars, und Stephan Kucharzewski, Professor der Philosophie. Es ging aber das Wort in Erfüllung, welches Friedrich der Große ausgesprochen hatte (Kön. Patent an die sämmtlichen Stände und Einwohner der Lande Preußen und Pommern, welche die Krone Polen bisher besessen, d. d. Berlin d. 13. Sept. 1772): „Er werde das Land dergestalt regieren, daß die vernünftigen und wohldenkenden Einwohner glücklich und zufrieden sein könnten, und keine Ursache haben würden die Veränderung zu bereuen." —

31*

II. Das Gymnasium bestand aus fünf Klassen, von denen die drei untern grammatische, die beiden obern Humanitätsklassen waren. Sie führten auch die Namen: Infima (Rudimenta), Grammatica (Secunda), Syntaxis, Poesis und Rhetorica. Vorbereitungsklassen, in welchen Lesen und Schreiben gelehrt wurde, sollten nicht angelegt werden. Wenn es nicht möglich war, fünf Klassen zu bilden, so sollten doch die durch dieselben angegebenen Hauptstufen beibehalten werden, wenn auch zwei derselben verbunden waren. Jede Klasse hatte ihren Lehrer, welcher in den grammatischen Klassen gewöhnlich bis zur Syntaxis einschließlich aufstieg; auch in den Humanitätsklassen wechselten beide Lehrer bisweilen unter einander. War die Zahl der Schüler so groß, daß sie ein Lehrer nicht übersehn konnte, so durfte die Klasse mit Erlaubniß des Generals in zwei Cötus, welche aber ganz gleich eingerichtet sein mußten, getheilt werden. In der Regel blieb der Schüler in jeder Klasse Ein Jahr; doch machten in den vier untern Klassen Fähigkeiten und Kenntnisse auch eine Versetzung nach einem halben Jahre möglich. Ueber die Unterrichtsgegenstände und die Lehrart in jeder der fünf Klassen verbreiten sich die für die Professoren derselben in der allgemeinen Schulordnung gegebenen Regeln. Eine treue Uebersetzung dieser Regeln ist in dem Programm von 1832 ebenfalls mitgetheilt.

Die allgemeinen Anordnungen über den Unterricht in den Gymnasial-Klassen erlitten im Wesentlichen keine Abänderungen; es wurde vielmehr in Fällen, wo man denselben nicht genau nachkam, immer darauf hingewiesen. Zur Vervollständigung wurden bisweilen einzelne Zusätze gegeben. Es ist ersichtlich, wie vorwaltend die Richtung ist, die Schüler zur Fertigkeit im Schreiben und Sprechen des Lateinischen und zur lateinischen Beredsamkeit anzuleiten. Leichtigkeit und Gewandheit galt dabei in der Regel mehr als Classicität. Man vermißt einen gründlichen Religions-

unterricht, die Unterweisung in der Muttersprache und die Beachtung der damit zusammenhängenden allgemeinen Bildung. Auch war von Mathematik nicht die Rede; eben so wenig von zusammenhängendem Unterrichte in der Geschichte und Erdkunde, wovon die Schüler aus später abgefaßten Compendien, welche aus Fragen und Antworten bestanden, Einiges auswendig lernten.

Die Vorschriften über den Unterricht weisen wiederholt auf die Nothwendigkeit hin, den frommen Sinn in den Gemüthern der Schüler anzuregen und zu erhalten. Die Lehrstunden wurden mit Gebet angefangen und geendigt. Außer dem frommen Sinne berücksichtigte die Erziehung der Schule hauptsächlich die Weckung des Ehrgefühles. Dazu dienten die vielfachen Uebungen, welche in den Klassen zur Anregung des Wetteifers veranstaltet wurden. Die Wahl der Ehrenämter einer Klasse, für welche die Benennungen aus dem Alterthume entlehnt sein sollten, wurden nach den gelungensten Arbeiten bestimmt. Jeder Schüler hatte seinen aemulus, den er zu übertreffen suchen mußte. Die ausgezeichnetsten Schüler erhielten Prämien. Diese wurden einmal im Jahre mit öffentlicher Feierlichkeit vertheilt, wobei der Wohlthäter ehrenvolle Erwähnung geschah. Auch kleinere Belohnungen wurden von Zeit zu Zeit in den Schulen vertheilt. Um die Oeffentlichkeit in der Schule zu erweitern, wurden von Zeit zu Zeit Komödien und Tragödien aufgeführt. Dieses sollte ursprünglich nur in lateinischer Sprache, selten, und nie auf Kosten des Collegiums geschehn.

Die über die Schulzucht gegebenen Bestimmungen verlangen eine genaue Beaufsichtigung und eine gute Behandlung der Schüler, von diesen aber strengen Gehorsam und gewissenhafte Beachtung der Gesetze. Letztere sollten in den Klassen angeschlagen und alle Monate vorgelesen werden; neu Aufgenommene wurden darauf verpflichtet. Bei vorkommenden Uebertretungsfällen sollten erst sanfte Mittel, Ermahnungen,

gelinde Vorwürfe, nie Schmähworte und Beschimpfungen angewendet werden. Parteiische Begünstigung sollte eben so wenig stattfinden, als Gleichgültigkeit gegen die Schüler und Geringschätzung derselben. Der Lehrer sollte zu seinen Schülern in einem väterlichen Verhältnisse stehn. Waren Bestrafungen nöthig, so sollte darin Maaß gehalten werden. Schüler, bei denen die angewendeten Besserungsmittel erfolglos blieben, und deren Beispiel schädlich einwirkte, wurden entfernt. Ihre Namen wurden, nebst Angabe der Ursache der Entfernung, allen Collegien der Provinz mitgetheilt, und sie konnten in keines derselben aufgenommen werden.

III. Die Fortsetzung der Geschichte des Gymnasiums zu Braunsberg, welche in ihrem dritten Abschnitte die Zeit von 1772 bis 1811 und im vierten die Zeit von 1811 bis jetzt behandeln sollte, ist noch nicht erschienen, wohl aber geschichtlich-statistische Nachrichten über das Lyceum Hosianum daselbst von dem Geh. Oberregierungsrathe und ordentlichen Professor der Staatswissenschaften zu Berlin, Herrn Dr. Wilhelm Dieterici in seinen geschichtlichen und statistischen Nachrichten über die Universitäten im Preuß. Staate S. 88—93, woraus ich, da das Lyceum Hosianum und das Gymnasium bis 1810 dasselbe Schicksal hatten, einige Nachrichten zur Anknüpfung der erst seit 1825 wieder fortgesetzten Geschichte des Gymnasiums mitzutheilen mir erlaube, zugleich mit Voranschickung des Wesentlichsten über des Kardinals und Bischofs Hosius Lebensumstände, nach Gerlachs Programm vom J. 1830 S. 5 und Dieterici a. a. O. S. 90 f.

Stanislaus Hosius war am 5. Mai 1504 in Krakau geboren. Sein Vater, Ulrich Hosius, war im Dienste Königs Sigismund I., und ward von diesem nach Wilna zur Administration Königl. Güter gesandt. Dort erhielt der Sohn Stanislaus seine erste Bildung und zeichnete sich schon in den frühesten Jahren durch rasches Begreifen und schnelle Entwicke-

lung und durch große Frömmigkeit nach streng katholischem Lehrbegriff vor seinen Mitschülern aus. Hierauf studirte er in seiner Vaterstadt, dann in Padua und Bologna, wo er Doktor der Rechte wurde. Nach seiner Rückkehr wurde er als Geheimschreiber, dann als Kanzler von Sigismund I. und von Sigismund II. August in wichtigen Staatsgeschäften gebraucht. In diesem Amte besuchte er seinen achtzigjährigen Vater in Wilna; ward dann Domherr (Canonicus) in Krakau, demnächst Bischof in Kulm, seit 1551 Bischof von Ermland. Groß war der Ruhm, den er schon früh in der katholischen Christenheit errungen hatte. Man nannte ihn die Säule der Kirche, die Burg der Katholiken, Augustinus sui temporis. Er war ein heftiger Gegner Luthers, der ihn in Streitschriften seinerseits Antichristi legatum, Episcopum Helspergensem, seu Varmiensem, der in der Hölle warm bleiben werde, nannte; wogegen der sanftere Melanchthon von Hosius zu sagen pflegte: Qui si Papista non esset, primus omnium Doctorum hoc seculo esset. Er ging nach Rom und wurde von Pius IV. wegen Wiedereröffnung der Kirchenversammlung in Trident an Ferdinand I. geschickt. Der Pabst ernannte ihn zum Kardinal und präsidirenden Legaten bei dem Concilium. Hier war er auf das Aeußerste thätig, und wohl erkennend, daß der katholischen Kirche wesentlich nur durch Bildung tüchtiger Geistlichen geholfen werden könne, wirkte er selbst dahin mit, daß in der 23sten Sitzung de confirmatione Cap. XVIII. des Tridentinischen Concils beschlossen ward, in jedem Bisthum geistliche Bildungsanstalten, Seminarien, zu errichten, in denen Knaben, namentlich armer Eltern, wenn sie talentvoll seien, (jedoch ohne reichere auszuschließen), vom 12ten Jahre an aufgenommen, schon von dieser Zeit an zum geistlichen Stande herangebildet würden, und nach Vollendung der Schule auch die höhere wissenschaftliche Bildung zu Geistlichen der katholischen Kirche erhielten.

Nachdem er in sein Bisthum zurückgekehrt war und demselben viele Beweise von Thätigkeit und Sorgfalt gegeben und namentlich das Collegium Hosianum, wie oben bemerkt ist, gestiftet hatte, begab er sich wieder nach Italien, wo ihn Gregor XIII. zum Pönitenziarius ernannte. Er starb am 5. August 1579 in Capranica bei Rom. Die von ihm verfaßten Schriften wurden oft gedruckt: Stanislai Hosii opera in duos tomos divisa. Colon. 1584. fol. Stanislai Rescii vita Hosii. Romae. 1587. Iterum impr. Olivae 1690. 8. Gedani 1698. 8. (hieraus Dieterici's Nachrichten.) Rescii epistola de transitu Hosii. Parisiis. 1582. 8. Theatrum virtutum Stanislai Hosii, centum odis illustratum per Thomam Treterum. Cracoviae. 1686. 4.

Aus diesen Bildungsanstalten zu Braunsberg, die oben erwähnt sind, entwickelte sich nach und nach ein Gymnasium; — das Lyceum Hosianum, d. h. eine katholisch-theologische Facultät — ein Priesterseminar. Diese Institute wurden vorgefunden, als das Ermland 1772 Preußisch ward. Die Anstalten blieben mit ihren geringen Mitteln, ohne Erhebliches zu leisten, stehen bis 1807. Als aber um diese Zeit die Franzosen das Land überschwemmten, wurden die Gebäude der Institute größtentheils zerstört, die Grundstücke derselben verwüstet, die baaren Kapitalien und geldwerthen Papiere fortgenommen. — Das katholische Gymnasium in Braunsberg ward aber schon 1810 nach einem größern Plane wieder hergestellt, und auch demnächst das Lyceum Hosianum, die philosophische und theologische Facultät, für angehende katholische Geistliche auf den Antrag des Fürsten Bischofs von Ermland durch Cabinetsordre vom 19. Mai 1818 wieder errichtet, und aus den Fonds des aufgehobenen Klosters Neuzelle dotirt. Es wurden von des Königs Majestät 6000 Thlr. nach dem Antrage des Fürsten Bischofs, das ist mehr, als die Anstalt früher jemals hatte, bewilligt, die aber bis jetzt nie voll gebraucht

sind. — Etatsmäßig bezieht die Anstalt 3854 Thlr.; sie hat 6 eigene Professoren, 3 für die Philosophie und 3 für die Theologie; außerdem hält der Regens des Seminars Vorlesungen über praktische Theologie. Die Namen der Professoren in der theologischen Facultät sind: Demme, Neumann (im August d. J. zum Domcapitular in Frauenburg ernannt), und v. Dittersdorf; in der philosoph. Facultät; Schwann, Gerlach und Feldt. Studirende waren daselbst in sechs Semestern der Jahre 1832, 33 und 34 — 123 Theologen und 51 Philosophen, im Ganzen 174, also durchschnittlich in einem Semester 29 Studirende. Das Verhältniß der Lehrenden zu den Lernenden ist wie 6:29, d. h. wie $1:4,_{883}$; die Kosten für einen Studirenden betragen $\frac{3854}{29} = 132$ Thlr. 26 sgr. 11 pf. Die Lehrer erhalten an Besoldung 3600 Thlr., so daß durchschnittlich auf jeden 600 Thlr. fallen. Der katholische Clerus im Ermlande bedarf im Durchschnitt jährlich 10 Geistlicher, die wesentlich aus dieser höhern Lehranstalt in Braunsberg herangebildet werden.

Noch vor 20 Jahren war keine evangelische Kirche und kein evangelisches Pfarrsystem im ganzen Ermland irgend selbstständig organisirt. Erst nach den Feldzügen setzten sich auch dort mehr Evangelische an, und so sind nach und nach durch unmittelbare Bewilligung des Königs Majestät 12 evangelische Kirchen erbaut und eingerichtet. Alle diese evangelische Pfarrsysteme zählten aber Ende 1834 nicht mehr als 10,438 Evangelische; — es ist der 14te Theil der Bevölkerung (der vier Kreise Braunsberg, Heilsberg, Rössel und Allenstein mit 142,575 Einwohnern, darunter 131,344 katholische Christen), für welche die Einrichtung dieser Pfarrsysteme, lediglich durch Königliche Gnade bewirkt, eine unendliche Wohlthat ist.

Die katholischen Bewohner des Preuß. Staates (s. Dieterici a. a. O. S. 101) gehören zu 9 Diöcesen: Köln, Trier, Münster, Paderborn, Breslau, Kulm,

Braunsberg, Posen, Gnesen. Die jungen Männer, welche in den Diözesen Köln, Münster, Breslau, Braunsberg dereinst katholische Geistliche werden wollen, machen ihren theoretisch-philosophisch-theologischen Cursus auf den Universitäten und höhern Bildungsanstalten zu Bonn, Münster, Breslau, Braunsberg, und treten nachher in die bischöflichen Seminarien zu Köln, Münster, Breslau, Braunsberg. Dagegen erhalten die künftigen katholischen Geistlichen der Diöcesen Trier, Paderborn, Kulm, Posen, Gnesen ihre volle, auch theoretische Bildung auf den bischöflichen Seminarien zu Trier, Paderborn, Pelplin (für Kulm), und vorerst noch bis zur Errichtung eines Convictoriums für diese Diöcesen zu Breslau, in Posen und Gnesen; — in welche sie aus den Gymnasien aufgenommen werden.

In Pelplin, das hier allein zu berücksichtigen ist, namentlich, weil das Gymnasium zu Conitz viele seiner Zöglinge dorthin entsendet, war die Anzahl der Studirenden in den 6 Semestern der Jahre 1832, 33 und 34 — 146, nämlich 134 Inländer und 12 Ausländer; also durchschnittlich in einem Semester 24,33. Lehrer waren 5 daselbst.

Seminar in Pelplin.

Anzahl der Studirenden	Inländer.	Ausländer.	Sa.
im 2. Semester 1834	33	—	33
„ 1. „ „	18	—	18
„ 2. „ 1833	18	—	18
„ 1. „ „	14	3	17
„ 2. „ 1832	22	4	26
„ 1. „ „	29	5	34
Summa in 6 Semestern	134	12	146
Also durchschnittlich in einem Semester	22,33	2,00	24,33
Davon die Hälfte nach nachstehender Erklärung	11,17	1,00	12,17

Der junge Mann, welcher katholischer Priester werden will, verweilt in der Regel 4 Jahr im Seminar. Man wird also auch wohl die Hälfte aller jungen Männer in den Seminarien als den kathol. Theologen gleich rechnen können, die auf der Universität studiren.

Im Ermlande, oder den nachstehenden vier Kreisen, waren zu Ende 1834, nach der neuesten Zählung, Civil-Einwohner:

Kreise.	Evangelische Christen.	Katholische Christen.	Mennoniten.	Juden.	Ueberhaupt.	Geograph. Q.Meilen.
1. Braunsberg mit	3120	34486	37	207	37850	17,91
2. Heilsberg „	2909	36419	—	203	39531	20,27
3. Rössel „	2627	30026	1	233	32887	14,84
4. Allenstein „	1782	30413	5	107	32307	23,86
Ueberhaupt mit	10438	131344	43	750	142575	76,88

d. h. 1855 Einwohner auf der Quadratmeile im Durchschnitt.

Uebersicht der Frequenz der Studirenden am Königl. Lyceum Hosianum in Braunsberg von 1825 bis 1836,

mitgetheilt durch die Güte des Herrn Director Professor Dr. Gerlach.

Semester.	Sa.	
1825 Sommer	12	
″ Winter	14	
1826 Sommer	17	
″ Winter	22	
1827 Sommer	30	
″ Winter	35	
1828 Sommer	34	
″ Winter	39	
1829 Sommer	38	
″ Winter	36	
1830 Sommer	38	
″ Winter	42	
1831 Sommer	40	
″ Winter	33	
1832 Sommer	33	und zwar 29 Theol., 4 Philos.
″ Winter	29	″ ″ 19 ″ 10 ″
1833 Sommer	29	″ ″ 19 ″ 10 ″
″ Winter	27	″ ″ 19 ″ 8 ″
1834 Sommer	26	″ ″ 17 ″ 9 ″
″ Winter	30	″ ″ 20 ″ 10 ″
1835 Sommer	30	in 6 Sem. 123 ″ 51 ″ Sa. 174.
″ Winter	27	
1836 Sommer	30	
In 23 Sem.	691	
durchschnittl. in 1 Sem. .	$30{,}_{043}$	

(nach Dieterici üb. die Preuß. Universitäten.)

durchschnittl. in 1 Sem. $20{,}_{50}$ ″ $8{,}_{50}$ ″ ″ 29, fast genau übereinstimmend mit der Durchschnittssumme von 23 Semestern.

IV. Die Chronik des im Jahre 1811 reorganisirten Gymnasiums zu Braunsberg seit dem Jahre 1825 ist folgende:

Das Schuljahr wird gewöhnlich mit dem 15ten August geschlossen und am 21. Sept. mit feierlichem Gottesdienste angefangen. Die Festrede zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs hält abwechselnd einer der Lehrer, auch der Director. Am 19. Dec. wurden der Religionslehrer Anton Ditki und der Lehrer Rudolf Fatscheck in ihr Amt eingeführt, welches sie schon beim Anfange des Schuljahres angetreten hatten.

Das Lehrerpersonale bestand aus: 1) dem Director, Professor Dr. Johann Heinrich Schmülling, 2) dem Oberlehrer, Professor Dr. Gideon Gerlach, 3) dem Oberlehrer Karl Biester, 4) dem Oberlehrer Dr. Karl Kruge, 5) dem Oberlehrer Dr. Lawerny, 6) dem Lehrer Dr. Franz Bumke, 7) dem Religionslehrer Anton Ditki, 8) dem Lehrer Rudolf Fatscheck, 9) dem evangel. Religionslehrer Pfarrer Krah, 10) dem Schreiblehrer Ludwig Prengel, 11) dem Zeichenlehrer Karl Aemil Höpffner und 12) dem Gesanglehrer Joseph Lindaner. — Das Ordinariat verwalteten in I. Gerlach, in II. Biester, in III. Kruge, in IV. Lawerny, in V. Ditki, in VI. Fatscheck. — Ordinarien oder Klassenlehrer mit näherer Aufsicht über diejenigen Klassen, in welchen diese Lehrer zugleich die meisten Lectionen haben, ordnete das hohe vorgesetzte Unterrichtsministerium unter dem 11. August 1823 an.

Das Programm über das Schuljahr: August 1825 bis dahin 1826 wurde mir durch die Güte des Herrn Director Dr. Gerlach mitgetheilt. Aus demselben entnehme ich folgende Nachrichten: Am 21. Sept. 1825 wurde Joseph Lingnau aus Comienen bei Rössel als Lehrer eingeführt. Es erhielt derselbe die neue Lehrstelle, durch deren Errichtung es möglich wurde, daß der Director Schmülling und Oberlehrer Gerlach, welche zugleich Professoren in der

philosophischen Facultät des Königl. Lyceums daselbst sind, einige Lehrstunden am Gymnasium abgeben konnten; jener hat in diesem Schuljahr wöchentlich 4, dieser 5 Stunden weniger als im vorigen ertheilt. Kurz vor Anfang des Schuljahres verließ Rudolf Fatscheck die Anstalt, an welcher er ein Jahr lang Lehrer gewesen. Während des dreimonatlichen Urlaubs des Directors Schmülling versah Prof. Gerlach die Directorialgeschäfte und gab auch die Schulnachrichten 1826 heraus.

Am 21. Sept. 1826 wurde im Gymnasium als neuer Lehrer eingeführt Jacob Aloys Lilienthal aus Braunsberg, ein ehemaliger Schüler dieser Anstalt, welcher sich zum Schulfache auf den Universitäten in Königsberg und Berlin gebildet. Durch den Abgang des Directors Schmülling erlitt die Anstalt in diesem Jahre einen schmerzlichen Verlust. Er war in Warendorf am 23. Nov. 1774 geboren. Nachdem er die Schulbildung in seiner Vaterstadt erhalten, studirte er in Münster Philosophie und Theologie und bereitete sich zugleich zum Lehramte vor. Am 1. Oct. 1800 wurde er als Professor am Paulinischen Gymnasium in Münster angestellt. Bei Reorganisation des Braunsberger Gymnasiums wurde er zum Director desselben berufen; er bekleidete dieses Amt seit dem 1. Sept. 1811, bis er Ostern 1827 einem an ihn ergangenen Rufe folgte und als Regens des bischöflichen Seminars nach Münster zurückkehrte. Die Jahre seiner Wirksamkeit in Braunsberg waren sehr segensreich, und das Gymnasium hat sowohl in Ansehung seiner innern als seiner äußern Einrichtungen diesem seinem ersten Director sehr viel zu verdanken. Die vorzüglichen Eigenschaften seines Charakters trugen zu dieser erfolgreichen Wirksamkeit sehr viel bei. Gründliche Kenntnisse, ruhige Würde, Eifer für alles Edle, Liebe zur Jugend, milder Sinn und wahre Frömmigkeit zeichneten ihn vor Allen aus. Am 9. April 1827 nahm er, nach vorhergegangener Entlassung der Abi-

turienten, von der Anstalt Abschied. Die volle Zufriedenheit der vorgeordneten Behörden, die Achtung und Freundschaft seiner Amtsgenossen, die Dankbarkeit und Liebe seiner Schüler geleiteten ihn zu seiner neuen Bestimmung. Nach seinem Abgange wurde unter dem 8. April 1827 dem Professor Dr. Gerlach die Leitung des Gymnasiums übertragen und derselbe unter dem 27. Juni ej. an. zum Director ernannt.

In dem Lehrerpersonale war inzwischen auch eine Aenderung vorgekommen durch den Abgang Fatscheck's und die Anstellung Lingnau's, und, wie bereits oben angeführt ist, Lilienthal's; von denen der erstere das Ordinariat in V., der letztere in VI. verwaltete.

Am 30. Oct. 1827 fand die Einführung des jetzigen Directors statt durch den Königl. Landrath und Landschaftsdirector v. Schau, als Commissarius des Königl. Consistoriums u. Provinzial-Schulcollegiums. Der Director hielt hierauf eine (auch im Druck erschienene) Rede, in welcher er die Gymnasien als Vorschulen der Weisheit darstellte. Der erste Oberlehrer, Biester, sprach sodann die Gefühle des Lehrer-Collegiums bei dieser Veranlassung in einer lateinischen Rede aus. Der Primaner Dulk verband im Namen seiner Mitschüler mit den Glückwünschen das Versprechen des Fleißes und der guten Führung. Nach einem Schlußgesange der Schüler überreichte der Kön. Regierungsrath und Director des dasigen Land- und Stadtgerichts, v. Goldenberg, dem Director ein Glückwünschungsschreiben des Magistrats und der Stadtverordneten.

In Folge der Ernennung des neuen Directors traten im Lehrerpersonale einige Veränderungen ein. Der Oberlehrer Biester ascendirte in die erste, und der Oberlehrer Dr. Kruge in die zweite Oberlehrerstelle. Die dritte Oberlehrerstelle erhielt Dr. Bumke, welcher in dieselbe am 15. Juni 1828 durch den Director eingeführt ward. Auch sollte das Gymnasium eine vierte Oberlehrerstelle erhalten, für welche der Lehrer Lingnau

bereits designirt war. Mit Genehmigung des Königl. Provinzial-Schulcollegii trat, bis zu seiner wirklichen Anstellung als Gymnasiallehrer, Martin Saage als Hilfslehrer ein. — Die Mitaufsicht über die Bibliothek, welche früher der gegenwärtige Director geführt, wurde dem Oberlehrer Biester übertragen. Zum Examinator der katholischen Abiturienten in der Religion wurde der Religionslehrer Ditki ernannt.

Der Königl. Commenzienrath und Ritter des rothen Adlerordens Johann Oestreich schenkte seit der Reorganisation des Gymnasiums im J. 1811, als Curator localis, der Anstalt die regste und erfolgreichste Theilnahme. Seines vorgeschrittenen Alters und überhäuften Geschäfte wegen wünschte er von dieser Stelle entbunden zu werden. Mit seltener Umsicht und aufopfernder Thätigkeit hat er für das Beste des Gymnasiums gearbeitet, und die äußern Angelegenheiten verdanken ihm namentlich ihre Begründung und Ordnung. Er hat sich um das Gymnasium bleibende Verdienste und gerechte Ansprüche auf Anerkennung und Dank erworben. Zu seinem Nachfolger ernannte das hohe vorgesetzte Ministerium den Kön. Landrath, Landschaftsdirector und Ritter des rothen Adlerordens und des eisernen Kreuzes v. Schau auf Korbsdorf.

In die vierte neu gegründete Oberlehrerstelle an dem Gymnasium wurde am 14. Dec. 1828 Joseph Lingnau durch eine lateinische Anrede des Directors eingeführt. In Folge dieser Ascension rückte Lilienthal in die zweite Unterlehrerstelle ein. Am 10. Dec. 1828 starb der evangel. Pfarrer Eduard Krah, ein Mann, welcher die wohlverdiente Achtung seiner Collegen und die Liebe seiner Schüler besaß. Den Religionsunterricht der evangel. Schüler übernahm für die Monate Januar und Februar 1829 der Inspector der Seeliger'schen Erziehungs-Anstalt, Prediger Leyde; seit dem 1. März ertheilt der neue evangelische Pfarrer Bock diesen Unterricht. — Durch Königl. Kabinetsordre

vom

vom 24. Sept. 1828 wurden fünf Lehrerstellen verbessert. — Die Consistorialräthe Dr. Kähler und Dr. Dinter und der Schulrath Dr. Lucas wohnten bei ihrer Anwesenheit in Braunsberg mehren Lehrstunden im Gymnasio bei. — Der auf der Nordseite des Gymnasial-Gebäudes belegene Garten wurde von dem Commerzienrath Oestreich für die Anstalt gekauft.

Die dritte Unterlehrerstelle erhielt der bisherige Hilfslehrer Martin Saage aus Frauenburg, ein ehemaliger Schüler dieser Anstalt, welcher am 22. Nov. 1829 in sein Amt eingeführt wurde. Die Einführungsrede des Directors handelte von der Würde des öffentlichen Lehramtes. Sehr erfreulich war es für die Anstalt, daß der Königl. Schulrath Dr. Lucas, welcher gerade in Braunsberg anwesend war, der Feierlichkeit beiwohnte. Seit Februar 1830 trat Johann Wilhelm als Hilfslehrer und seit Mai ej. a. Hermann Kolberg zur Abhaltung seines Probejahres ein. Beide sind Schüler der Anstalt.

Mit dem 1. Januar 1830 trat bei dem Gymnasium die Zahlung eines Schulgeldes ein. Das Königl. Provinzial-Schulcollegium hatte diesen Gegenstand bei dem Königl. Ministerium in Anregung gebracht, und nach Anordnung des letzteren versammelte sich am 16. Juni 1829 unter dem Vorsitze des Königl. Schulraths Dr. Lucas, und unter dem Hinzutritte des General-Offizials und Domdechanten Fotschki eine aus dem Curator und Director des Gymnasiums und einem Deputirten der theologischen Facultät in Braunsberg bestehende Commission, welche ihr Gutachten protokollarisch aussprach, und die Bedingungen aufstellte, unter welchen sie die Einführung eines Schulgeldes gut heißen könne. Durch ein Minist.-Rescript vom 20. Juli 1829 wurde festgesetzt, daß die Schüler der beiden obern Klassen 10, der beiden mittlern Klassen 8, der beiden untern Klassen 6 Thaler jährlich an Schulgeld entrichten sollen. Frei von dieser Zahlung sind alle Schüler, welche durch ein gültiges Armen-Attest

ihre Dürftigkeit nachweisen. Wenn mehre Brüder zugleich das Gymnasium besuchen, so kann, auf Bitten der nicht ganz bemittelten Eltern, dem zweiten und dritten Bruder jedem die Hälfte des Schulgeldes erlassen werden; wenn mehr als drei Brüder die Anstalt besuchen, so ist der vierte ganz frei. Jede Befreiung findet nur statt, wenn der Schüler sich durch Fleiß und gute Führung der Wohlthat würdig zeigt. Durch das Schulgeld wurde die Anstellung von zwei Hilfslehrern am Gymnasio möglich.

Das Schuljahr 1830—31 mußte der Zeitumstände wegen früher als sonst geschlossen werden. Die durch den Ausbruch der Asiatischen Cholera in Elbing erregten Besorgnisse gaben Veranlassung, die Ferien, statt am 15. August 1831 schon mit dem 18. Juli anzufangen, indem unter den 311 Schülern des Gymnasiums sich 213 Auswärtige befanden, deren Abreise von den Angehörigen gewünscht wurde. Vom 24. Aug. bis zum 21. Sept. wurden für die einheimischen Schüler Lehrstunden gehalten, und von dem letztgedachten Zeitpunkte an fanden sich auch die fremden, so wie neue Schüler ein. Am 10. Oct. nahm der neue Lehrcursus seinen Anfang. Das Geburtsfest Sr. Majestät des Königs ward am 2. August durch eine Vorfeier begangen; auch das Krönungsfest der Preuß. Monarchie ward am 18. Jan. 1832 gefeiert.

Der Oberlehrer Dr. Lawerny, welcher seit dem Jahre 1814 an dem Gymnasium angestellt war, wurde mit dem 1. Juli 1831 pensionirt. In die erste Unterlehrerstelle, welche er zuletzt bekleidet hatte, rückte Dr. Lilienthal ein, in die zweite M. Saage. Die dritte Unterlehrerstelle erhielt Johann Joseph Braun, ein ehemaliger Schüler der Anstalt, welcher sich zum Schulamte auf der Universität in Königsberg vorbereitet, darauf an der lateinischen Schule in Rössel und dann an dem Gymnasium in Conitz gearbeitet hatte. Er wurde am 22. Juli 1832 in sein Amt eingeführt, wobei der Director über den guten Geist einer gelehrten

Schule sprach. Im Mai 1831 trat der Kandidat des höhern Schulamts Johann Bernard Euchholz zur Abhaltung des vorschriftsmäßigen Probejahres ein; im Juni zu gleichem Zwecke Martin Hoppe. Letzterer ging zu Ostern 1832 an das Gymnasium in Neu-Stettin ab. Der Lehrer Saage erhielt die Erlaubniß, ein Jahr lang das naturhistorische Seminar in Bonn benutzen zu dürfen.

Außer den gewöhnlichen Schulconferenzen des Lehrer-Collegiums wurden im Jahre 1832 noch besondere wissenschaftliche Conferenzen eingerichtet, welche wechselseitige Mittheilungen aus dem Gebiete der Wissenschaften überhaupt, und derer insbesondere, welche dem Gymnasial-Unterrichte angehören, bezwecken, und zugleich beabsichtigen, specielle Forschungen, Kenntnisse und Ansichten der Mitglieder, so wie die von ihnen gesammelten literarischen Bemerkungen zur Gesammtkenntniß zu bringen, und einer allseitigen Prüfung vorzulegen. Eine löbliche Einrichtung, die der Nachahmung werth ist! —

Den Schülern wurden im J. 1832 die Schulgesetze gedruckt übergeben, in welchen sie auf die Pflichten hingewiesen werden, die sie in und außer der Schule zu beobachten haben, um den Zweck ihres Schulbesuchs, wissenschaftliche und sittlich-religiöse Ausbildung, zu erreichen.

Am 2. Juli 1832 beehrte der Geheime Ober-Regierungsrath Dr. Schmedding aus Berlin das Gymnasium mit seiner Gegenwart und wohnte dem Unterrichte aller Klassen bei.

Kurz vor Ostern 1833 störte die Grippe den Unterricht auch bei diesem Gymnasium. — Der Kandidat Euchholz ging zu Ostern 1833 an das Progymnasium in Deutsch-Crone, und der Hilfslehrer Wilhelm schied mit dem 1. Juni dess. J. aus seinen Verhältnissen zum Gymnasium. Zu Ostern 1833 kehrte auch der Lehrer Dr. Saage nach 1½ jähriger Entfernung in Bonn und Berlin an das Gymnasium zurück.

Im September 1833 trat der Kandidat des höhern Schulamts Otto Kolberg zur Abhaltung des vorschriftsmäßigen Probejahres ein. Am 21. Oct. dess. J. starb im 84. Lebensjahre der Königl. Commerzienrath und Ritter des rothen Adlerordens Johann Oestreich, der sich während seiner 17jährigen Curatel um die Anstalt bleibende Verdienste erworben hat. Bei der auf dem Rathhause am 31. Oct. veranstalteten Todtenfeier hielt der Director Gerlach zu seinem Andenken eine Rede, und eine von dem Director verfaßte Denkschrift auf Oestreich ist in den Preuß. Provinzial-Blättern abgedruckt. Auch verlor die Anstalt am 9. Juli 1834 durch den Tod den Seminar-Regens und Professor Dr. Joseph Scheill, welcher eine höchst ehrenwerthe Theilnahme an der Anstalt vielfach bethätigt, und sich um dieselbe namentlich durch seine bei dem Gymnasial-Gottesdienste gehaltenen Predigten verdient gemacht hat. Während des Schuljahres 1834—35 wurde dem ersten Oberlehrer Karl Biester der Titel eines Königl. Professors beigelegt. Diese Anerkennung der wissenschaftlichen Tüchtigkeit und der Wirksamkeit eines verdienten Lehrers kann nur die freudigste Theilnahme der Anstalt erwecken. Der Schulamtskandidat Otto Kolberg erhielt nach Abhaltung seines Probejahres die zweite Hilfslehrerstelle, aus welcher er mit dem 1. Juli wieder ausschied, um eine Lehrerstelle am Progymnasium in Rössel zu übernehmen. Zu Ostern 1835 trat der Schulamtskandidat Anton Januskowski zur Abhaltung seines Probejahres ein. Nach erfolgter Pensionirung des Seminarlehrers Prengel übernahm den Schreibunterricht der Zeichenlehrer Höpffner.

Sonach bestand das Lehrercollegium zu Michael 1835 aus folgenden Männern: 1) Director, Professor Dr. Gerlach; 2) den Oberlehrern: Professor Biester, Ordinarius von I.; Dr. Kruge; Dr. Bumke, Ordinarius von Secunda A.; Lingnau, Ordinarius von Secunda B.; 3) dem Religionslehrer Ditki; 4) den

Gymnasiallehrern: Dr. Lilienthal, Ordinar. von III.; Dr. Saage; Braun, Ordinarius von IV.; 5) den Hilfslehrern: H. Kolberg, Ordinarius von V.; Januskowski, Ordinarius von VI.; Höpffner, Zeichen- und Schreiblehrer; Lindaner, Gesanglehrer; und 6) dem Pfarrer Bock, der die evangel. Gymnasiasten in der Religion unterrichtete.

Für die gymnastischen Uebungen hatten sich in diesem Jahre, sowohl hier, als in mehren andern Gymnasien, so wenige Schüler gemeldet, daß dieselben nicht fortgesetzt werden konnten. Zu bedauern ist allerdings, daß diese von der Schule dargebotene Gelegenheit zur körperlichen Bildung der Schüler nicht in dem Grade benutzt wird, wie man Anfangs hoffte.

Das Gymnasium bedauert den Verlust von zwei hochgeachteten Männern Braunsbergs, des als Wohlthäter armer Schüler verdienten Commerzienrathes S. Stampe und des als Gelehrten ausgezeichneten Professors Dr. Busse. Beide wurden in einem feierlichen Aufzuge zu Grabe geleitet, jener am 5ten, dieser am 9. Januar 1835.

Die neuesten Veränderungen an dieser Anstalt (31. August 1836) sind die Versetzung des Religionslehrers Ditki als Director an das Progymnasium zu Rössel und die Besetzung der dadurch erledigten kathol. Religionslehrerstelle durch den Pastor Annegarn aus Selm.

Daß für die Unterstützung dürftiger Schüler dieser Anstalt sehr viel geschieht, ist schon oben bemerkt, wo vom Schulgelde die Rede war; außerdem sind 170 Thlr. jährlich etatsmäßig zu ihrer Unterstützung ausgesetzt.

Die Einnahme der Anstalt beträgt nach dem Etat der Jahre 1834, 35, 36

313 Tlr. 23 sg. 4 pf. u. 8158 Tlr. 27 sg. 9 pf.
= 8472 Tlr. 21 sg. 1 pf.

1) Vom Grundeigenthum
208 Tlr. — sg. — pf. u. 604 Tlr. 5 sg. — pf.
2) Zinsen vom Kapital . . . 613 Tlr. 15 sg. — pf.
3) Von Berechtigungen: 140 Achtel Holz
105 Tlr. 23 sg. 4 pf. u. 5701 Tlr. 7 sg. 9 pf.
4) Hebungen von Schülern . 1240 Tlr. — sg. — pf.

wie oben.

Die Ausgaben sind:

1) Verwaltungskosten . . . 318 Tlr. — sg. — pf.
2) Besoldungen der Lehrer und sonstigen Angestellten
303 Tlr. 6 sg. und 6180 = — = — =
3) Zu Unterrichtsmitteln . . 200 = — = — =
4) Zur Unterhalt. des Inventar. 30 = — = — =
5) Zur Heitzung und Erleuchtung
10 Tlr. 17 sg. 4 pf. und 100 = — = — =
6) Zu Bauten u. dahingehörigen Ausgaben . . . . 275 = — = — =
7) Abgaben u. Lasten vom Grundeigenthum . . . . 140 = 7 = 3 =
8) Druckkosten . . . . . . 60 = — = — =
9) Außerordentliche Ausgaben 685 = 20 = 6 =
10) Unterstützung armer Schüler 170 = — = — =

geht auf.

Darf man annehmen, daß bei einem Königlichen Gymnasio alle Gelder, mit Ausnahme der von den Schülern zu erhebenden, Eigenthum des Staates sind, dann beträgt der von demselben geleistete Zuschuß bei

Braunsberg . . . . 7232 Tlr. 21 sg. 1 pf.
die Hebungen von den Schülern 1240 = — = — =

die Einnahme überhaupt . 8472 Tlr. 21 sg. 1 pf.

	Tlr.	sg.	pf.
An Besoldungen werden verausgabt:			
303 Tlr. 6 sg. und 6180 Tlr. =	6483 Tlr.	6 sg.	— pf.
Nach Abzug von etwa 150 Tlr. für den Gymnasial-Diener .	150 "	— "	— "
bleiben für die Lehrer .	6333 Tlr.	6 sg.	— pf.
Für die wissenschaftl. Institute .	260 "	— "	— "
Zur Unterst. dürftiger Schüler .	170 "	— "	— "
Zu allen übrigen Ausgaben . .	1559 "	15 "	1 "
Die Ausgabe .	8472 Tlr.	21 sg.	1 pf.

Hiernach leistet der Staat zu den Einnahmen dieser Anstalt 7/8, die Schüler 1/8, oder von 8 Thlr. der Einnahme liefert 7 Thlr. der Staat, 1 Thlr. die Schüler. Für die Ausgaben ergiebt sich folgendes Zahlenverhältniß: von 8 Thlr. Ausgabe werden 6 Thlr. zu Besoldungen, 1 Thlr. für die wissenschaftlichen Institute und zur Unterstützung dürftiger Schüler, und 1 Thlr. für alle übrigen Ausgaben verwandt. Es ergiebt sich aber auch gleichzeitig, daß, während die Schüler 1 Thlr. zur Einnahme beisteuern und etwa 15 sgr. wiederum zu ihrer Unterstützung verwandt werden, die Schüler dieser Anstalt zu den 8 Thlr. Einnahme nur etwa 15 sgr. oder 1/16 der Gesammteinnahme beitragen.

Da nun das Gymnasium in Braunsberg mit 8 ordentlichen und 5 außerordentlichen, also mit 13 Lehrern überhaupt im Sommersemester 1836 besetzt, und nach einem Durchschnitt von 10 Semestern von 322,4 Schülern besucht war; so kommen von der Gesammteinnahme dieser Anstalt: 1) auf jeden Lehrer durchschnittlich 651 Thlr. 22 sgr. 5 pf.; 2) auf jeden Schüler durchschnittlich 26 Thlr. 9 sgr. 4 pf. Von der zu Besoldungen festgesetzten Summe kommen aber im Durchschnitt auf jeden Lehrer in Braunsberg 487 Thlr. 5 sgr. — Wünscht man zu erfahren, was ein jeder Schüler diesem Gymnasio kostet, so ist einerseits die Einnahme desselben mit Abzug der Erhebungen von den Schülern, anderseits sind diese Erhebungen

von den Schülern selbst besonders zu betrachten. Es zahlt aber, nach Verhältniß der oben angegebenen Hebungen von den Schülern, jeder Schüler im Durchschnitt jährlich 3 Thlr. 25 sgr. 6 pf. Der Staat dagegen leistet von der übrigen Einnahme dieser Anstalt für jeden Schüler derselben im Durchschnitt eine Zahlung von 22 Thlr. 13 sgr. 10 pf. jährlich; folglich kostet jeder Schüler dieser Anstalt den Staat 18 Thlr. 18 sgr. 4 pf.

Nach dem oben angegebenen Ministerial-Rescripte vom 20. Juli 1829 ist das Schulgeld auf resp. 10, 8 und 6 Thlr. für die drei Bildungsstufen festgesetzt; es zahlt also im Durchschnitt jeder Schüler jährlich 8 Thlr. Schulgeld. Um nun die obigen 1240 Thlr. Schulgeld aufzubringen, sind 155 Schüler, deren jeder 8 Thlr. zahlt, erforderlich. Da nun aber das Gymnasium von 322 Schülern besucht wird, so folgt daraus, daß 167 Schüler den Unterricht durchaus unentgeldlich genießen, der Staat mithin für jeden derselben jährlich 26 Thlr. 9 sgr. 4 pf., in Summa also 4393 Thlr. 28 sgr. 8 pf. hergiebt; für die 155 Zahler aber auch noch für jeden 18 Thlr. 9 sgr. 4 pf., in Summa also 2838 Thlr. 6 sgr. 8 pf. jährlich zulegt. Ein deutlicher Beweis, mit welchen Aufopferungen und wie gern von Seiten des Staates für die Bildung der Jugend gesorgt wird! —

Auf jeden Lehrer kommen aber bei dieser Anstalt 25 Schüler. Da nun das durchschnittliche Gehalt jedes Lehrers bei diesem Gymnasio 487 Thlr. 5 sgr. beträgt, so erhält jeder Lehrer für jeden Schüler, den er unterrichtet, im Durchschnitt jährl. 19 Tlr. 14 sgr. 7 1/5 pf.

Unter dem 1. Oct. 1830 ward verfügt, daß nach einem beigelegten Schema halbjährig, und zwar jedesmal spätestens eine Woche vor dem Ablauf des Mai und des October, eine Uebersicht der Frequenz eines jeden Gymnasii der Provinz von den Directoren an das Königl. Provinzial-Schulcollegium eingesandt werden soll.

Amtliche Nachweisung der statistischen Verhältnisse des Gymnasiums in Braunsberg seit dem Sommerhalbjahr 1830.

Nr.	Semester.	Anzahl der Lehrer: ordentl.	Anzahl der Lehrer: außerordentl.	Frequenz im vorhergehenden Semester.	Abgang: zur Univ.	Abgang: anderweit.	Aufnahme im Anfange des lauf. Semest.	Frequenz im laufenden Halbjahr: I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	Sa.
1	Sommerhalbjahr 1830	9	2	323	—	35	7	41	62	30	38	52	72	295
2	Winterhalbjahr 1830/31	9	2	295	23	30	61	39	56	27	52	55	74	303
3	Sommerhalbjahr 1831	9	2	303	—	11	19	44	54	27	52	59	75	311
4	Winterhalbjahr 1831/32	12		311	12	36	38	51	40	38	50	70	52	301
5	Sommerhalbjahr 1832	12		301	—	27	24	56	43	39	45	61	54	298
6	Winterhalbjahr 1832/33	12		298	25	42	49	46	39	39	69	52	35	280
7	Sommerhalbjahr 1833	9	2	280	3	10	21	45	35	39	65	58	46	288
8	Winterhalbjahr 1833/34	8	6	288	21	17	70	38	51	64	61	66	40	320
9	Sommerhalbjahr 1834	8	6	320	—	6	17	43	49	63	60	70	46	331
10	Winterhalbjahr 1834/35	8	6	331	23	24	58	37	75	56	82	51	41	342
11	Sommerhalbjahr 1835	8	6	342	—	16	18	45	68	59	79	51	42	344
12	Winterhalbjahr 1835/36	8	5	344	11	43	80	38	87	81	53	44	67	370
13	Sommerhalbjahr 1836	8	5	370	10	18	8	29	87	77	47	38	72	350
	In dreizehn Semestern . . .	120	42	4106	128	315	470	552	746	639	753	727	716	4133
	In den drei ersten Semestern	27	6	921	23	76	87	121	172	84	142	166	221	909
	Bleiben in zehn Semestern .	93	36	3185	105	239	383	428	574	555	611	561	495	3224
	Im Durchschn. in einem Sem.	9,3	3,6	318,5	10,5	23,9	38,3	42,8	57,4	55,5	61,1	56,1	49,5	322,4

Nach diesen amtlichen Berichten hatte das Gymnasium zu Braunsberg seit dem Winter-Semester $18^{31}/_{32}$ in den zehn letzten Semestern folgende Frequenz, oder seine statistischen Verhältnisse waren folgende: Schülerzahl 3224, bis in Prima waren gekommen 428, also von 32 Schülern hatten 4 oder von 8 Einer Prima erreicht. — Die Anzahl im Sommer-Semester 1836 betrug in Prima 29, welches von 350 Schülern $^1/_{12}$ der ganzen Frequenz ist. — Da 29 der Bestand von Prima zu Ostern 1836 und 428 die Gesammtzahl aller Primaner in 10 Semestern war, so haben also in 10 Halbjahren $\frac{399}{4} = 99,_{75}$ Primaner die Anstalt verlassen, vorausgesetzt, daß jeder Primaner vier Semester hindurch auf der Klasse blieb, was bei dieser Anstalt aber der Fall nicht war, da in dem genannten Zeitraum 105 Primaner zur Universität entlassen sind. So viel geht indeß aus diesem Zahlenverhältniß hervor, daß alle von Prima in dem obigen Zeitraum abgegangene junge Leute die Universität bezogen haben. Der Zugang betrug 383, also 44 mehr als der Abgang. Während der Zeit, daß 105 Primaner abgingen, hatten überhaupt 344 die Anstalt verlassen, d. h. die abgehenden Primaner machten beinahe den dritten Theil aus. Ein durchaus günstiges Verhältniß! —

K. F. Merleker.

III. Ein neuer Schulprospekt für Litthauen.

Als neulich mein Nachbar, da er mich besuchte, die Schrift: Ideen zu einer Reform des gesammten Schulwesens, auf meinem Tische sah, rief er: „Wenn ich schon so etwas sehe, habe ich genug, ohne es zu lesen.“ Diesmal hat er wohl recht, denn der Verfasser dieses Buches ist ein einsichtsloser Rathgeber, der nur wichtig zu thun sucht. Er macht die Sache nur schwierig und läßt sie doch beim Alten. Aber, könnte man fragen, bedarf es denn wirklich Reformen, neuer Prospekte, nicht mehr? Sind wir schon am Ziele? O gewiß nicht, denn, in der Gegend oder in einem Lande, von dem es kürzlich hieß, es sei in ihm aller Sinn für kirchliches und politisches Leben erstorben, darum sei es nicht zu verwundern, wenn der Pietismus und zum Theil auch Separatismus sich mannigfach äußere, wäre man wohl doch nicht über alle Reformen hinaus. Man las vor Kurzem in öffentlichen Blättern folgende Aeußerung: „Die vielen Feuersbrünste in Ostpreußen stehen wahrscheinlich mit der großen Demoralisation in Verbindung, welche unter den Bewohnern des platten Landes, selbst unter den Kindern eingerissen ist. Mit Schaudern hört man die Berichte aus den Anstalten, welche sich auch in Königsberg zum Besten der verwahrlosten Kinder gebildet haben. Ja es kommen Verbrechen vor, welche in jenen Gegenden früherhin kaum dem Namen nach bekannt waren. Die Behörden suchen den sehr tief liegenden Quellen derselben nachzuforschen, indem der Schulunterricht, für den in unserm Staate so viel und Treffliches geschieht, nicht auszureichen scheint.“ Wenn es nun wahr ist, daß der Schulunterricht auch wie er jetzt nach so vielen Verbesserungen beschaffen ist, nicht ausreicht, so bedürfte es doch wohl Reformen und neuer Prospekte! Man hört so oft die Aeußerung, Bettler würden immer häufiger und unverschämter, die Diebe immer gefähr-

licher, die Straßen immer unsicherer, die Gefängnisse gefüllter, die Klagen über Verbrechen immer schreiender. Mein Nachbar meint, man müsse das Uebel in der Wurzel aufsuchen, der Verfasser aber meint, man müsse andre Heilmittel, als bisher, ergreifen. Das Uebel selbst findet er theils in der vermehrten Menschenmenge und der daraus herfließenden großen Anzahl von Familien, die unter dem Drucke und Dürftigkeit ihre Kinder verwildern lassen oder gar selbst zum Bösen anleiten, theils in der auch in die niedrigsten Stände eingedrungenen Genußsucht, vermöge welcher so viele Glieder derselben das Unausreichende ihres täglichen Verdienstes durch Mißbrauch ihrer Kinder zu allerhand Schlechtigkeiten zu ersetzen suchen. Das Heilmittel aber, dem der Verfasser die kräftigste Wirksamkeit zutraut, erblickt er in der Herstellung öffentlicher Erziehungshäuser, worinnen Kinder, die in täglicher Gemeinschaft mit verdorbenen Eltern auch verderben müssen neben dem erforderlichen Schulunterrichte, Fleiß und Thätigkeit, an Ehrbarkeit und gute Sitten gewöhnt, zu der nöthigen Geschicklichkeit für die Geschäfte ihrer niedern Sphäre herangebildet werden. Ihm steht dabei des berühmten Philosophen Fichte höchst wichtiger Vorschlag wegen Anlegung von öffentlichen Erziehungshäusern, ihm schwebt die Sitte der Perser und Spartaner vor der Seele. Würden in unsrer Zeit Eltern ihre Kinder hergeben? Der Verfasser zweifelt nicht. Sollten jedoch Eltern dieser Art sich von ihren Kindern nicht trennen wollen, entweder aus Trotz oder weil ihnen die Kinder beim Stehlen behilflich sein sollen: so finde ich darüber kein Bedenken, daß der Staat ihnen die Kinder mit Gewalt nehme; denn er befindet sich im Stande der Nothwehr gegen sie. Soll er seine innere Sicherheit, seine Ruhe und seinen Wohlstand in immer größere Gefahr bringen lassen? Er sperrt die Diebe ein, damit sie nicht stehlen sollen, darf er nicht verhindern, daß ihm immer neue und immer mehr Diebe geliefert werden? Soll das

etwa gegen die Humanität sein, wenn man einem schlechten Menschen ein Gut aufbewahrt und pflegt, welches unter seinen Händen verderben würde? — Die Frage über die Herbeischaffung der dazu nöthigen Geldmittel beseitigt der Verfasser durch Hindeutung auf das allmälige Herstellen solcher „Kinderhäuser," auf das leicht mögliche Erweitern der schon bestehenden Kleinkinderschulen oder Kinderverwahrungshäuser, und durch die Aussicht auf den reichlichen Gewinn, den die erste vielleicht schwere Auslage bringen wird. Denn würden die Kinder roher Eltern gut erzogen, so würde man nicht nöthig haben, Gefängnisse zu erweitern, zu viele Bettler und Vagabonden zu ernähren. Man nimmt Geld auf, um junge verdorbene Menschen in Erziehungsanstalten zu bessern; warum will man nicht lieber etwas aufwenden, damit die Kinder nicht verdorben werden? Es ist ja viel leichter gute Menschen vor dem Verderben zu bewahren, als sie aus demselben herauszureißen. Sollte in dieser Beziehung nicht ein neuer Prospekt an der Zeit sein? Man lebt jetzt überall in Graus und Saus durch Schuldenmachen und wandelt nach Amerika; in der Europäischen Bildung scheint ein Punkt überschritten zu sein, das ist der Genuß. Je unersättlicher dieser ist, desto nachtheiliger wird er. Doch eben so nachtheilig wirkt auch der Mangel des physischen Daseins. Ist diesem abgeholfen, so wird es gewiß in vielen Stücken besser sein! Ein neues Projekt ist ein Same, der dem Schooß der Erde anvertraut wird, ob er heute oder morgen keimt, ist mir gleich, verlorengehen kann er nicht. Ist eine Idee eine Zeitlang in der Welt herumgewandelt, wird sie endlich doch festgehalten und thut ihre Wirkung. Mag Nachstehendes das in der Ueberschrift angedeutete Projekt näher auseinandersetzen.

„Sie fordern mich auf, hochgeschätzter Freund, meine Ideen über die Verbesserung des Volksschulwesens in Litthauen zu Papier zu bringen, indem Sie sich auf eine für mich sehr schmeichelhafte Art dahin äußern, daß ich als ein gründlicher Sachkenner darüber mit Einsicht urtheilen und so auch mein Scherflein zum allgemeinen Besten beitragen könne. In Ihren Verhältnissen zu mir liegt durchaus kein Grund zu dem Verdachte, daß Sie mir bloß Schmeicheleien hätten sagen wollen, und eben so wenig liegt das Schmeicheln in Ihrem anerkannt edlen Charakter. Aber doch fürchte ich, daß Ihr gütiges Wohlwollen gegen mich, Sie dahin brachte, mir über den in Rede stehenden Gegenstand, gründlichere Einsichten zuzutrauen, als ich wirklich besitze. Zwar gestehe ich's ein, daß ich auf dem niedrigen Standpunkte, den mein Schicksal mir anwies, nicht gedankenlos vegetirte, und folglich die eigenthümlichen Hindernisse, die einem regelmäßigen Schulbesuch und einem erwünschteren Fortgange der Jugendbildung in meinem Wirkungskreise bisher im Wege standen, nicht aus der Acht ließ. Aber auf das Entwerfen allgemein anwendbarer Bildungsplane habe ich mich nie absichtlich eingelassen; müßte ich denn etwa einen Jugendtraum dahin rechnen, in welchem ich mich vor einer Reihe von Jahren hineingeschwärmt hatte, und worin ich, wie es einem brauseköpfigen Jünglinge natürlich ist, über tausend Schwierigkeiten leichtfüßig wegsprang. Meine damaligen Ideen schweben mir noch mit Lebhaftigkeit vor, und haben als Gedankenspiele noch immer einen eigenthümlichen Reiz für mich. Man liest ja bisweilen wohl etwas über Utopien, oder vom goldenen Land. Erlauben Sie es mir also, daß ich Ihnen die Quintessenz jenes Projekts hierhersetzen darf, um so mehr, da ich Ihren lieben Brief gerne gleich beantworten möchte, und Ihnen auf der Stelle nichts reiflich Durchdachtes und Geprüftes über den mir angewiesenen Stoff mittheilen kann. Auch bin ich

noch immer der Ueberzeugung, daß die Entwürfe, die ich Ihnen jetzt vorlegen werde, wenigstens metaphysisch — ich finde nicht gleich einen passenderen Ausdruck — gar wohl möglich und ausführbar wären, und daß ihre Realisirung, hätte sie nicht, von der politischen Seite betrachtet, unübersteigliche Hindernisse, im Ganzen vielleicht kostensparend, und gewiß überwiegend vortheilhaft sein müßte. Der Kürze halber stelle ich jene Ideen so hin, als hielte ich sie noch für annehmlich und ausführbar. Im Falle dieser Aufsatz aber, nebst seinen etwanigen Nachfolgern, nicht interessant genug werden sollte, möchte ich doch gerne Jedem, dem es an Zeit oder an Neugierde gebricht, diesen paradoxen Plan kennen zu lernen, die Mühe besparen, ihn mit den Augen durchlaufen zu dürfen. Von Ihnen erwarte ich's als Freundschaftopfer, daß Sie ihn doch ansehen werden. Zur allgemeineren Bequemlichkeit aber stelle ich alles, was dahin gehört, unter folgende besondere Aufschrift: Das neue Projekt.

Bedenkt man den beträchtlichen Umfang von Sprachkenntnissen und Wissenschaften, welchen studirende Jünglinge sich verschaffen müssen, bis sie zur Universitätsreife gelangen, machen sich die mehresten von ihnen bei gewöhnlichen Fähigkeiten und guten Lehrern, diese Kenntnißmasse doch wirklich etwa vom siebenten bis zum zwanzigsten Jahre in der Regel zu eigen: so scheint es kein richtiges Verhältniß zu sein, wenn man von Bauerkindern, die doch im Grunde nur so äußerst wenige Dinge in der Schule zu lernen haben, es erfordert, daß sie vom fünften Jahre ab, bis zu ihrer Einsegnung ununterbrochen am Unterrichte Theil nehmen sollen; würde dieses wirklich geschehen, so müssen die Landkinder (vorausgesetzt daß sie in den Schulen immer vernünftig beschäftigt würden) unfehlbar zu einer Geistesbildung gelangen, die ohne Anwendung der vorsichtigsten Klugheit ihrer künftigen Bestimmung, und ihrem Zufriedensein mit derselben, leicht mehr nachtheilig, als vortheilhaft werden könnte.

Aber die Schulen werden von ihnen weder so früh, noch so regelmäßig besucht, und beides kann und wird, nach meiner Ueberzeugung, auch immer geschehen, zu junge Kinder taugen überall nichts in der Schule. Abgesehen davon, daß sie, durch eine zu sehr beschleunigte Einführung aus der wirklichen, in die Buchstaben- und Bücherwelt, an Körper und Seele verkrüppelt werden: so machen sie dem Lehrer, besonders wenn er nicht durch Strenge ihren munteren Geist tödten will, bei seiner sich durchkreuzenden vielfachen Arbeit, die allermehreste Beschäftigung, und lernen dafür äußerst wenig, und nach der bisherigen Lehrart nichts Nützliches. Ein Knabe faßt bei guten Fähigkeiten, wenn er etwa zehnjährig ist, in einem Monat mehr, als er im fünften Jahre in sechs Monaten würde begriffen haben. Nimmt man noch den Umstand dazu, daß der größte Theil der Schüler eine Viertelmeile und auch noch weiter vom Schulgebäude entfernt wohnt, so verbietet sich der Schulbesuch in Ansehung der kleinen Kinder wenigstens für gewisse Jahreszeiten von selbst; daher sind, so viel ich weiß, auch alle Prediger dieser Gegend, ob sie gleich den statthabenden Verordnungen halber nicht widersprechen müssen, doch in der Praxis so nachsichtig, daß sie besonders die Kinder entlegener Dörfer nicht leicht vor ihrem siebenten Jahre mit Strenge zum Schulbesuch anhalten. Und würden diese Besuche auch dann nur mit einiger Regelmäßigkeit fortgesetzt, es könnte noch immer viel, auch mehr als man fordert, von den Kindern geleistet werden. Ja ungeachtet aller Absentienlisten, tabellarischer Nachweisungen, worin die einzelnen Tage des Schulbesuches von jedem Kinde namentlich aufgezählt werden, bleibt's für jetzt fast noch so, wie immer, beim Alten. Ich möchte mich für keine jener Tabellen verbürgen.

Es werden noch bis auf den heutigen Tag manche Kinder eingesegnet, die in ihrem ganzen Leben vielleicht nicht 100 Tage in der Schule gewesen sind. Sollte nun dieses offene Geständniß von mehren, die dabei in-

interessirt sind, laut als unbesonnen getadelt werden, so weiß ich doch, daß sie in der Stille mir recht geben müssen. Vertheilt man nun diese wenige Schultage auf einen Zeitraum von 5 oder 6 Jahren, so bleibt es am Ende noch unbegreiflich, wie man den Kindern das nothdürftige etwas, was sie bei ihrer Entlassung aus der Schule noch wissen, und von ihnen hat gefaßt werden können, hat beibringen oder lehren können. Sie sehen wohl, daß alles, was ich bisher sagte, nicht zu meinem Projekt gehört, sondern vor einer solchen Errichtung desselben vorausgeschickt wurde. Etwas setze ich auch nach meiner wahren Ueberzeugung voraus, daß ein Bauerkind, welches 2 Jahre ununterbrochen zweckmäßigen Unterricht hat, von der ersten Lautkenntniß an, alles dasjenige hinreichend erlernen könne, was es für seine künftige Bestimmung bedarf, und was ein Staat, der das wahre Wohl desselben beabsichtigt, nur immer dazu erheischen mag.

Und jetzt schnell zu meinem gegenwärtigen Hauptzwecke. Um allen Landkindern die Erlangung der nöthigen Kenntnisse und die ganze für sie gehörige Bildung zu sichern, lasse man alle bisherigen Dorfschulen eingehen. Freund! erschrecken Sie nicht, und erinnern Sie sich an die Aufschrift dieses Abschnittes. — Ich rede nur von den Landschulen. In jeder Gemeinde bleibe dagegen die erweiterte Kirchschule die Einzige, und der studirte Lehrer, oder wie er sonst genannt werde, sei der erste Lehrer derselben, dem man etwa vier untergeordnete Schulmeister beigeselle. Und diese Lehreranzahl wird dann für das Bedürfniß einer Gemeinde, die bisher 10 bis 12 Schulen halten mußte, hinreichend sein. Eine solche Gemeinde hat ungefähr jährlich 100 Katechumenen, sind folglich jetzt, wenn ich das achte Jahr als den Anfangspunkt des wirklichen Schulbesuchs annehme, über 600 Schüler, deren Anzahl, da nach meiner Voraussetzung 2 volle Jahre, die zweckmäßig benutzt geworden sind, zum Unterricht und zur Bildung des künftigen Land-

manns hinreichend sind, auf 200 herabsinken würde. Man versetze nun alle Knaben und Mädchen der ganzen Gemeinde, die das zehnte Jahr zurückgelegt haben, in diese neuen Lehrinstitute. Daß sie, den Geschlechtern nach, in zwei besondern großen Häusern wohnen müssen, versteht sich von selbst. Jedes dieser Häuser muß zugleich die Wohnungen für zwei Schullehrer-Familien und zwei große Lehrzimmer in sich enthalten; dem Hauptlehrer bleibt sein bisheriges Haus und seine Schulstube. In Litthauen und Masuren theile man die Kinder jeder Sprache in zwei Klassen. In den beiden untersten werden die Schüler von der Laut- und Buchstaben-Kenntniß an, bis zum fertigen Lesen gebracht. Eine Arbeit, die auch bei den schwächsten in dieser Zeit beendigt sein muß, indem sogar jetzt einzelne Kinder etwas gebildeter Eltern, die nur etwas regelmäßig zur Schule kommen, obgleich ihnen speziell keine 5 Minuten zu diesem Behuf gewidmet werden, das Lesen doch in einem Jahre erlernen. Auch wird, um nicht durch Einförmigkeit zu ermatten, schon hier das Schreiben und besonders das Rechnen im Kopfe täglich geübt. Daß das Lesebuch selbst lauter verständliche Dinge und die zweckmäßigsten Materialien in sich enthalten müsse, die zum Unterrichte auf der höheren Klasse erforderlich sind, darf ich Ihnen nicht sagen. In den beiden obern Klassen wird, nach Maßgabe der schon erlangten Vorkenntnisse, weiter fortgeschritten; besonders sollte hier das Lesen der Handschriften, das Schönschreiben, die Orthographie, das Rechnen mit Ziffern, das Nothwendigste aus der Physik und Naturbeschreibung, das allgemein wissenswerthe vom menschlichen Körper und vom Geiste, das Nöthige von der Geschichte des Vaterlandes, und von der Art, wie es gegenwärtig regiert wird, imgleichen eine ausführliche Darstellung von der vaterländischen Provinz, und eine noch kürzere Anzeige von den übrigen Preußischen Provinzen, vor allen Dingen aber ein zusammenhängender biblisch moralischer Religions-

Unterricht der Gegenstand aller Schulbeschäftigung sein. Der oberflächlichen Ansicht nach ein weitläuftiges Feld!!!

Und doch bin ich überzeugt, daß es unter gewisser Voraussetzung in Jahresfrist gleichfalls nicht voreilig umgegangen, sondern auch in allen seinen Theilen den Lehrlingen hinreichend und genau bekannt gemacht werden könnte. Die erwähnten Voraussetzungen sind folgendermaßen: Das Lesebuch der untern Klasse müßte zu allem, was hier in eine Art von System gebracht werden solle, die einzelen Materialien als Bruchstücke bereits in sich enthalten. Es darf ferner auf keiner Klasse auch nicht eine Minute zum Unterrichte in solchen Dingen, die nicht wirklich praktisch nützlich und der künftigen Bestimmung der Lehrlinge gemäß sind, verschwendet werden. Und kein gebrauchtes Schulbuch darf auch nur eine Zeile in sich enthalten, die nicht zu dem angegebenen Zwecke hinführte! Selbst ein Lesebuch, welches mit gar zu vielen Kupfern, moralischen Erzählungen, angefüllt wäre, — wenn nicht jede in sich vortrefflich sein sollte, würde zu zeitraubend sein, — und nach meinen Erfahrungen seine gewünschte Wirkung verfehlen, in dem ein, am passenden Orte vom Lehrer angegebener guter Wink in der Regel eindrücklicher ist, als ein immerwährendes Moralisiren, in welche Hülle es auch eingekleidet sein möge. Die letzte Voraussetzung ist endlich die, daß alle Lehrstunden in eine gegenseitige Beziehung auf einander gesetzt werden müssen. So ist es ja durchaus nicht gleichgiltig, worin der Inhalt kürzerer und längerer Mustervorschriften bestehe, und was den Kindern zur Uebung im richtigen Schreiben in die Feder gesagt wird, sondern die Materialien davon müssen durchaus immer aus dem Gebiete der wichtigsten wirklichen Lehrgegenstände entnommen sein!! Und dieses muß, in so weit es sich thun läßt, selbst bei den Rechnungs-Aufgaben stattfinden. Ueberhaupt aber dürfte das Rechnen auf dieser Klasse nicht über die einfache

Regel de tri hinausgehen, obgleich ich's jedoch für unumgänglich nothwendig halte, daß den Schülern auch davon eine deutliche Vorstellung beigebracht werden müsse, was es mit den Bruchzahlen eigentlich für eine Bewandniß habe, und auch dieser Zweck kann von einem Lehrer, der selbst nicht recht zu rechnen versteht, ohne große Schwierigkeit durch Versinnlichungen schnell erreicht werden. Die eigentlichen Lehrer dieser höhern Klasse sind in jedem Institute die beiden geschicktesten Lehrer; so wie diese denn aber noch gegenwärtig zum Theil beschaffen sind, würden, nach dem Umfange dessen, was hier geleistet werden soll, und nach der Art, in der es geschehen müßte, auch bei dem besten Willen unter Hunderten kaum 20 dazu als tüchtig befunden werden.

Diese Klasse, welche der Hauptsumme nach in Schülern zwischen dem 12ten und 13ten Jahre besteht, würde nach meiner Angabe zugleich die sämmtlichen jedesmaligen Katechumenen der ganzen Gemeinde in sich enthalten. Und schon in so fern ist der Prediger des Ortes dazu verpflichtet, selbst wöchentlich mehre Stunden in derselben in der Religionslehre Unterricht zu ertheilen; so wie es ihm nun auch, ohne ihm eine Unmöglichkeit aufzubürden, zur Pflicht gemacht werden könnte, daß er die unterste Klasse gleichfalls in jeder Woche wenigstens einmal besuchte, um auch sowohl durch eigene Unterweisungen dem Schullehrer praktische Winke zu geben, als auch sich von der Lehrgabe desselben zu überzeugen, und ihm dann im Stillen, wo es erforderlich ist, nachzuhelfen.

Beinahe in jeder Gemeinde finden sich wohlhabende Eltern, die den Wunsch hegen, daß ihre Kinder mehr lernen möchten, als es selbst in der oben von mir beschriebenen Lehranstalt möglich sein würde, und unter einer Anzahl von 200 Schülern sind unfehlbar immer verschiedene Köpfe von ausgezeichneten Fähigkeiten, die dem für jede Klasse bestimmten Zeitraume, ihrer leichten Fassungskraft halber, um mehre Monate

zuvoreilen werden. Diese Kinder nun könnten die separate Schule des studirten Oberlehrers ausmachen, obgleich selbiger auch auf den zwei unteren Klassen, so viel es ihm möglich ist, thätig mitarbeiten müßte. Da dieser ganze Entwurf ein Projekt ist, welches der Natur der Sache nach wohl ewig ein Projekt bleiben wird, so will ich in der Beschreibung dessen, was der Oberlehrer alles thun könnte und sollte, hier nicht unnöthig noch weitläuftiger werden. Ich gehe daher gleich zu den Außenwerken meines Planes über, da ich glaube, daß ich mich über die innern Einrichtungen desselben genugsam erklärt habe.

Sie fragen mit Recht: Von was soll das nicht unbeträchtliche Häuflein von Schülern in diesem Institute Utopiens leben? Die Beantwortung fällt mir nicht schwer. Müssen auch jetzt alle Eltern ihre Kinder ernähren? wenn sie dieselben, wie es der Vorschrift gemäß ist, nur regelmäßig, d. i. etwa an 200 Tagen jährlich zur Schule schicken, so müßten auch die Aermsten, die ihre Kleinen daheim in der Regel mit Kartoffeln satt machen würden, ihnen doch jedesmal ein Stückchen Fleisch oder etwas Butter mitgeben, welches man in der gegenwärtigen Zeit für die Mahlzeit einzeln gerechnet mit Einschluß des Brodtes, füglich 1 sgr. anschlagen kann. Das giebt denn eine Jahrsumme von 20 fl. — Würde nun jeder bäuerliche Einsaaße — er habe gerade Kinder im Institute, oder er habe sie nicht — denn eine zweckmäßige Bildung des Zuwachses der Nation muß nicht bloß für die Eltern der Kinder, sondern für jedes Staatsmitglied gemeinsames und viel größeres Interesse haben, als ein Festungsbau oder ein Vagabonden-Institut. — Würde also jeder bäuerliche Einsaaße unausgesetzt dazu verpflichtet, jährlich etwa für 10 fl. diverse Naturalien, nach der überall zu treffenden Orts-Repartition, in sein Schul-Institut ohne Entgeltung abzuliefern, müßten ferner wohlhabendere kölmische Gutsbesitzer, kleinere Eigenthümer, Handwerker und Losleute, nach einem Maaß-

stabe der Dinge, der Billigkeit sachverständiger Staatswirthe an die Hand geben würde, gleichfalls ihre verhältnißmäßige Beisteuer liefern, so würden die Lebensmittel zur Erhaltung der Kinder auf die früher gewohnte und ihrem Stande gemäße Art so ziemlich zusammenkommen. Nimmt man dazu, daß eine Gemeinde, die früher bis 12 Schullehrer-Familien unterhalten mußte, nach dieser Angabe nur 4 solcher Familien nähren dürfte, so würde auch dadurch das unscheinbar Lastende dieser neuen Auflage etwas gemildert werden. Ja es ist wirklich gar keine neue Auflage. Denn dieselbige Kinderzahl mußte ja auch vorher erhalten werden. Und der Lehrer werden auch weniger!! Es beruht hier alles bloß auf den Werth, mit der diese ungewohnte Last so vertheilt würde, daß sie keinem Einzelen zu drückend wäre.

So wenig haltbar meine Plane übrigens sein mögen, so ist es doch in die Augen springend, daß der Unterricht nach keiner andern Angabe so zweckmäßig und zeitsparend bewirkt werden könne; denn wenn jetzt Kinder vom 8ten bis zum 14ten Jahre, die ganz verschiedene Sprachen reden, von der Laut- und Buchstaben-Kenntniß an, bis zu ihrer beendigten Schulbildung, in einem gemischten Lehrzimmer zu gleicher Zeit unterwiesen werden, so ist's doch offenbar, daß sie, ungeachtet ihrer 8 Schuljahre, gegenwärtig nicht den dritten Theil des Unterrichts wirklich erhalten können, den sie in den von mir gesetzten 2 Jahren, wo man sie immer zweckmäßig in besonderen Klassen beschäftiget, wirklich bekommen würden.

Ein Kind, das ordnungsmäßig zur Schule käme, hätte, wenn seine Eltern eine halbe Meile vom Schulhause wohnen — (indem ich dieses niederschreibe ist manche Schul-Sozietät noch immer 2 Meilen lang) — bis es eingesegnet wird, für das dürftige Etwas, was es auch mit dem redlichsten Willen des Lehrers, bei der gegenwärtigen Verfassung, erlernen konnte — ohne die Gänge zum Prediger in Anschlag zu bringen —

bereits gegen 2000 Meilen gewandert. Eine gewaltige Zahl!! Aber die Leser können sich bald überzeugen, daß ich keinen Rechnungsfehler begangen habe. Wie viele Millionen an Meilen, und viele Millionen an Stunden, die jetzt nutzlos zur größten Beschwerde der Kinder durchgangen werden, würden im Ganzen durch meinen Plan, wenn er in sich realisirt werden könnte, bespart werden. Ferner würde allen ärmeren Eltern, die entweder vorgeblich, oder wirklich, ihre Kleinen mit keinen warmen Winterkleidern versorgen können, und sie also in kalten Tagen nicht in die Schule schicken, alle Ausflucht von dieser Seite benommen werden, der vielen Ohren und Nasen nicht zu gedenken, die dann in Wahrheit weniger abfrieren möchten. — So wie die Schulen jetzt sind, und wie es noch immer nicht anders sein kann, werden die Kinder darin überall, mehr oder weniger, und in Litthauen und Masuren leicht begreiflich am meisten, zu dem eigenen Fehler verwöhnt, daß sie Stunden lang in Gedankenleere dahin brütend sitzen lernen, unterdessen andere Dinge getrieben werden, die ihnen nichts angehen oder von dem sie keine Sylbe verstehen. Das fiele nach meiner Angabe gänzlich hinweg — sie sind folglich auch in diesem Betracht nicht ganz lächerlich und verschroben. Ja ich behaupte: könnten diese Plane zu Stande kommen, so würde die nach meinem Projekt gebildete Jugend — vorausgesetzt, daß Alles vom Prediger an bis zur untersten Schullehrer-Frau mit gehöriger Energie eingriffe, aus denselben ein Geist der ununterbrochenen Thätigkeit und Ordnungsliebe, als ein Hauptgewinn für ihr ganzes übriges Leben, mit sich dahin nehmen. — Doch ich will mich nicht einschwärmen, lieber sage ich hier noch etwas von anderen Zwecken, die durch diese Erziehungs-Anstalten zwar nicht wesentlich nothwendig, aber doch auf eine ungesuchte Art sehr gut erreicht werden könnten, und greife hier und da demjenigen vor, was man mir noch einwenden dürfte, um so das Projekt mit einem Male

ganz fertig zu haben, und dann für immer (gleich einer Seifenblase) in sein Nichts zurückkehren zu lassen, um ein für solidere Vorschläge offenes Feld zu machen. Sollte gleich dadurch mein erstes Schreiben, seiner Länge halber, mehr das Ansehen einer Abhandlung als eines freundschaftlichen Briefes bekommen, so sind wir dafür auch mit einem Male aufs Reine, und Sie können es denn gleich ganz überschauen; ob mein Gebäude die Haltbarkeit hat, die auch bei einem Projekt stattfinden muß, wenn nicht wilde, sondern durch Vernunft gebildete Phantasie es aufrichten wollte. Sollten Sie ihm am Ende diese Haltbarkeit zugestehen, so würde ich mich für die Mühe, diesen langen Brief geschrieben zu haben, überreich belohnt finden. — Und nun wieder zur Sache.

Es würde höchst schädlich und wenig weise sein, wenn man Kinder, die bisher gleichsam in der offenen Natur lebten, und die bald wieder in dieselbe zurückkehren sollen — indem ihre künftige Hauptbestimmung der Ackerbau bleibt, mit einem Male aus derselben herausreißen und in ein Kloster einsperren wollte. Aber das ist nicht meine Meinung. Sprach ich von ununterbrochenem Unterrichte, so dachte ich mir nichts mehr dabei, als daß meine Pensionäre im Ganzen etwa 7 Stunden täglich auf die vorher beschriebene Art zunächst für die Ausbildung ihres Kopfes und Herzens beschäftigt sein müßten. Rechne ich noch 7 Stunden für den Schlaf und 4 Stunden für die Mahlzeiten und für andere nichtssagende Geschäfte hinzu, die in dem Leben jedes Menschen statthaben, ohne sie weiter nachweisen zu lassen, so bleibt täglich ein Ueberschuß von 6 Stunden. Zu einem längeren Schlafe als ich hier nachgab, darf das Bauernkind seiner künftigen Bestimmungen halber durchaus nicht verwöhnt werden, und eigentliche nutzlose Spielstunden taugen aus demselben Grunde gar nicht für es, da sein ganzes künftiges Leben beständige nützliche Thätigkeit sein soll. Da aber der Mensch bei ununterbrochenen

Geschäften einerlei Art, mögen sie körperlich oder geistig sein, unfehlbar in Kurzem ermattet, und endlich erliegt: so beruht das einzige Mittel dagegen in kluger Abwechselung mit den Beschäftigungen. Und so ergiebt sich die Antwort von selbst, wozu die Schüler ihre 6 Freistunden anwenden sollen; nämlich zu allerhand nützlichen Handarbeiten, und natürlich am besten zu solchen, wodurch sie wieder auf ihre künftige Bestimmung geführt werden. Und nun hören Sie weiter.

Beinahe zu jeder Landkirche gehört eine Hube, die von vorhandenen Predigerwittwen genutzt oder in derer Ermangelung zum Vortheil der Kirche verpachtet wird. Beinahe nicht eine Wittwe bewirthschaftet selbst diese Hube, und jede von ihnen würde es gerne zufrieden sein, wenn der Werth des Ertrages derselben ihr angemessen vergütet würde. Wie wäre es nun, wenn diese Hube an die neuen Institute verpachtet würde? Wo solche Ländereien bis jetzt nicht vorhanden wären, könnte die Regierung, wenn es ihr einmal Ernst damit wäre, dieselbe unfehlbar auch ausmitteln. Möchte diese Hube Schulland nun unter Aufsicht der sämmtlichen Unterlehrer durchweg ganz gartenmäßig bearbeitet werden, wozu es weder an Zeit noch an Händen gebrechen könnte, so müßte nicht nur der zu zahlende Zins mit Leichtigkeit daraus zu gewinnen sein, sondern es würde auch ein sehr beträchtlicher Gewinnst zum Besten des Instituts aus dieser neuen Zugangsquelle herfließen. Man denke, wie viel ein Garten von so beträchtlicher Größe, der kein baares Bestellerlohn kostet, nicht abwerfen muß!! Eine hinreichende Anzahl von Kühen müßte schon um des Unterhalts der Kinder willen gehalten, und weil der eigene Heugewinn dazu nicht ausreicht, von der ganzen Gemeinde versorgt werden, und eben so verhält es sich mit den nothwendigen Pferden. Die Mädchen besorgen unter Anleitung der vier Schullehrer-Frauen die Milchwirthschaft besonders. Und so findet sich denn auch die Düngung für den weitläuftigen Schulgarten. Vielleicht könnten

sogar einige ökonomische Vortheile, gegen die der Bauer, wie gegen alles Neue, jetzt noch voll Vorurtheil ist, auf diesen Schulländereien dienen, den Kindern zu ihrem bleibenden Nutzen gezeigt, und so für die Folge allgemein gemacht werden; z. B. so manches, was die Obstbaumzucht betrifft rc. Ich breche auch hievon schon ab, obgleich sich darüber noch manches hinzusetzen ließe.

In den Tagen, für die der Acker keine Beschäftigung giebt, würde theils das Strickdrehen, Korbmachen, Netzstricken, Harkenschnitzen, das Kleinmachen des für das Institut nöthigen Holzes u. s. w. den Knaben hinreichenden nützlichen Zeitvertreib schaffen. Wenigstens einer von den Lehrern muß dabei unausgesetzt bei ihnen sein. Die Mädchen dagegen könnten besonders mit Spinnen unter der Aufsicht einer von den Schullehrer-Frauen gleichfalls genugsam beschäftigt werden.

Nun bleibt mir noch die Anwendung der Freistunden in den Sonn- und Festtagen übrig. Nach Gelegenheit wird es den Kindern erlaubt, in denselben bei ihren Eltern Besuche zu machen. Uebrigens habe ich dabei noch einen eigenen Einfall! Preußen ist ein militärischer Staat, und es wäre nicht schädlich, wenn die Regimenter an ihren Landskindern solche Rekruten bekämen, die schon etwas an Soldaten-Ordnung gewöhnt und gewissermaßen vorgeübt wären. In Ansehung künftiger Offiziere, ist meine Idee durch die sogenannten Kadetten-Schulen schon längst realisirt. Könnte bei diesen Bauer-Schulen nicht etwas ähnliches stattfinden? Hätte in jedem Institut einer der Unterlehrer vorher nur kurze Zeit bei den Soldaten gedient, so könnte er den Knaben in den Freistunden — gleichfalls als Spiel — im Marsch und wohl im ganzen Exercitium, freilich nur mit hölzernen Gewehren, Unterricht geben. Auch die Kinder, welche künftig einmal Soldaten werden, hätten gewiß keinen Schaden davon, und würden durch eine größere Gewandtheit für

ihr ganzes künftiges Leben dadurch gewinnen. Vielleicht läßt es sich thun, daß sie gar in den Nächten abwechselnd Wachen hielten u. s. w. Ich breche auch hievon schon ab, weil ich genug gesagt habe, um meine Idee einzuwirken.

Ob die Eltern, wenn meine Einfälle ausführbar wären und sollten realisirt werden, gleich genau einwilligen würden? Ich glaube gewiß nicht. Alle Erfahrungen sprechen dagegen. Ob die Eltern einwilligen könnten? Ich glaube gewiß. Wenigstens würden sie die Kinder, ihrer Oekonomie unbeschadet, auf die kurze Zeit füglich entbehren können. Da sie dieselben jetzt weit mehre Jahre hindurch für ihren wirthschaftlichen Vortheil, zum Hüten 2c. doch immer nur halb gebrauchen konnten, und sich nach dem Sinn der stattfindenden Verordnungen, ihrer dazu gar nicht bedienen sollten. Ob diese Einrichtung dem Staate selbst vortheilhaft wäre? Ja, nach meiner lebendigsten Ueberzeugung!! Nur so allein kommt der Unterricht und Bildung in der Natur völlig in seine Hände, und der treue Lehrer darf ferner nicht fürchten, daß das Gute, was er mühsam genug Tag über bauete, an demselben Abende in den Häusern abergläubischer, unverständiger und böser Eltern, in Spinnstuben wieder umgestürzt wird; denn 2 Jahre einer regelmäßigen Anweisung und Uebung fixiren schon stärker den Umstand, daß der Schüler nach meiner Angabe schon ein Jahr eher eingesegnet werde und in seine künftige Laufbahn eintreten kann, als solches bei der gegenwärtigen Verfassung stattfindet; würde das Einzige sein, was dem großen Haufen gefallen möchte.

Daß nach Beschaffenheit der Lokalumstände hie und da, besonders in solchen Gegenden, wo die Gemeinden klein sind und nur eine Sprache herrscht, nur 2 Unterlehrer sein dürften und manche andere Abänderungen bei der Organisation nach den Ortsverhältnissen stattfinden könnten und müßten, ändert den Plan nicht im Ganzen. Wird gleich das Personale

der Lehrer dadurch wenigstens um die Hälfte vermindert, so ist das doch nicht der Fall mit ihrer Besoldung. In Betreff der Schulgebäude würde, wenn die ersten Kosten einmal bestritten wären, wohl eine bleibende kleine Ersparniß sein. Der Unterhalt der entlassenen Lehrer dagegen möchte immer noch schwierig bleiben, denn, statt daß der nunmehrige Dorfschulmeister alle seine Emolumente zu Geld schlagen, sich etwa auf 80 Thlr. steht, wovon er mit seiner Familie unmöglich leben kann; jetzt müßte er, da er sich nun zusamt seiner Gattin ganz dem Lehr- und Erziehungsgeschäfte widmet, und ihm also die Gelegenheit zu jedem Nebenverdienste abgeschnitten wird, und wenn er nur seiner Bestimmung leben soll, auch abgeschnitten werden muß, nach dem jetzigen Zeitbedürfnisse — soll er anders mit Muth arbeiten, mindestens im Ganzen auf 250 Thlr. gesetzt werden. Und eben so dürfte der studirte Oberlehrer, ohne eine Besoldung von 500 Thlr. im Ganzen sich in seiner Lage sorgenfrei und zufrieden fühlen, und folglich auch im Ganzen den Nutzen stiften, den er so situirt, füglich bewirken konnte.

Und jetzt zum Resultate meines Ihnen vielleicht lästigen Projektes. — Erlauben Sie mir, daß ich mit meinem Vergleiche anfange, der aus dem Gebiete der Schullehrer-Beschäftigung hergenommen ist; könnte man eine Gramatik schreiben, ehe die darin gelehrte Sprache schon da wäre, so würden die Regeln derselben weit weniger schwierig sein und nicht so von Ausnahmen strotzen, und eben so verhält es sich nach meiner Mejnung mit einigen und ähnlichen Vorschlägen von neuen Landes-Einrichtungen. Manche derselben können in sich zusammenhängend und gut sein, aber sie sind eben deshalb im Ganzen durchaus nicht brauchbar, weil sie zu spät kommen. Könnte man alle Entwürfe wie ein Staat in jedem seinem Theile regiert werden soll, vorher fertig machen, und dann mit einem ganzen gehorsamen Volke in ein neues, vorher bereitetes Land einwandern, so glaube ich noch immer,

daß meine Einfälle, als Privat-Ueberzeugung, meiner Angabe, wie es mit der Hebung des niedern Volkes zu halten sei, nicht ganz von der Hand zu weisen seien, sondern daß sie nach gehöriger Abänderung kluger Männer, wohl gar der Hauptansicht nach, recipirt zu werden verdienten! Jetzt aber bin ich wahrlich von dieser Ueberzeugung sehr weit entfernt, und halte die hier zusammengestellten Ideen nur für das, wofür ich sie ausgab, das heißt, für ein Projekt. — Die Thatsachen aber, auf die ich mich hie und da bezog, halte ich, wie der Verfolg Sie davon überzeugen kann, für wirkliche Wahrheit. — Glauben Sie mir, daß es sich der Mühe belohnt, von einem Correspondenten, der solcher paradoxen Einfälle fähig ist, etwas Solideres und Ausführbares für die Verbesserung des Landschulwesens zu erwarten, so benachrichtigen Sie mich darüber, bei Ihren vielen Geschäften nur mit wenigen Zeilen, und ich fahre fort, Ihnen meine Ideen der Reihe nach niederzuschreiben, wenn ich auch nicht jeden einzelen Auffsatz, sobald er beendigt ist, Ihnen gleich auf der Stelle zuschicke" *). —e.

*) Aus einem Manuscripte, betitelt: „Der Schulmeister in Litthauen."

IV. Ein Beitrag zur Preußischen Flora.

Von J. G. Bujack.

Sie machen mir Vorwürfe, theurer Freund, daß ich Ihnen über die scientia amabilis lange nichts geschrieben, und fürchten, der Sommer werde so dahin gehn, ohne daß unsere Provinzial-Blätter auch aus Ihrem Lieblingsfache Einiges mittheilen. Fürchten Sie nicht, der Eifer für Botanik, welcher bei uns erwacht ist, wird auch in diesem Jahre seine Frucht bringen. Zwar hat die Lorinsersche Fehde viele Federn in Bewegung gesetzt und das Interesse des Publikums in hohem Grade auf sich gezogen, aber es scheint schon ziemlich zu schwinden, da die Streitsache leider persönlich geworden ist, und die Leidenschaft das Wort genommen hat. So mancher der rüstigen Kämpfer scheint es darauf abgesehen zu haben, die alte glückselige Zeit, in der die Schule Knaben und Jünglinge nur mit Latein fütterte und daneben ihnen höchstens zum Nachtisch ein wenig Griechisch und ein Bischen Geschichte, Geographie und Mathematik, so von oben abgeschöpft, vorsetzte, wieder herbeiführen zu wollen, und entblödet sich nicht zu diesem Behuf sogar Unwahrheiten in die Welt hineinzuschreiben. Mangel an Wahrheitsliebe spricht sich selbst das Urtheil und verdient keine Widerlegung. Schwerlich wird sich die Zeit, die auf ihrer Bahn vorwärts schreitet, an diese egoistische Beschränktheit kehren, und diejenigen, welche wähnen den Geist der Zeit, ohne ihn begriffen zu haben, in ihre beschränkte Sphäre bannen zu können, scheinen den Thoren zu gleichen, die nach den Worten eines geistreichen Mannes, den Ocean mit einem Korkstopsel zustopfen wollen. Gewöhnlich kommen die Sachen anders, als die Partheigänger es berechnet haben, und so wird's hoffentlich auch in dieser Sache gehn. Uebrigens bin ich meiner Seits überzeugt, es würde sich eben so gut der Beweis führen lassen, daß nicht nur

gleich viel, sondern vielleicht noch weit mehr Menschen an großer Faulheit und deren Folgen sterben, als an zu großer Anstrengung. Wollten wir unsere Jugend, bei dem starken Hange zum Sinnengenuß und zum Leben außer dem Hause, für die Schule wenig oder gar nicht in Anspruch nehmen, so würden die nachtheiligsten Folgen davon unausbleiblich sein, und wir würden sie nicht bloß wissenschaftlich, sondern auch sittlich in hohem Grade gefährdet sehn. Freilich versteht es sich von selbst, daß übertriebene Anstrengung, wie jede Uebertreibung, nachhaltigen Schaden unausbleiblich herbeiführen muß. Doch ich komme unwillkührlich in das Thema des Tages hinein, und bitte dieserhalb um Verzeihung. Meine Absicht ist eine ganz andere. Ich wollte Ihnen nämlich, mein Theuerster, nur eine kurze Mittheilung über ein paar Excursionen dieses eben nicht günstigen Sommers machen und einige der gefundenen Pflanzen mit kurzen Bemerkungen begleiten.

In der Pfingstzeit verlebte ich einige angenehme Tage in Kreuzburg beim Herrn Superintendenten Schulze mit dem mir befreundeten Seminarlehrer Herrn Koch. Die sehr rauhe ungünstige Witterung hinderte uns leider die Maitage im Freien zuzubringen. Wollten wir die schönen Mailieder nicht in der Wildschur singen, so blieb uns nichts anders übrig, als das warme behagliche Zimmer der stürmischen Nordluft vorzuziehn, und uns für die Entbehrung des Naturgenusses im Wonnemond schadlos zu halten durch interessante Gespräche, wozu die Wissenschaft reichen Stoff darbot. Die wenigen freundlichen, etwas mildere Lüfte bringenden, Stunden wurden gleichwohl von uns zu kleinen Excursionen benutzt. Das Kaute-Thal, welches ich schon im Sommer des vorigen Jahres gesehn und in seinem Pflanzenreichthum bewundert hatte, wollte ich auch gern im Frühlingsschmucke kennen lernen, und hatte mich schon lange vorher auf diesen Naturgenuß recht sehr gefreut. Ich

täuschte mich nicht. Der Bach Kauxte, welcher bei Kreuzburg mit dem Pasmar, einem Nebenflusse des Frisching, zusammenfließt, war einst unstreitig ein größeres Gewässer, wie die steilen Höhen, welche denselben von beiden Seiten einschließen, seine einstmaligen Ufer, sattsam bekunden, und soll in früherer Zeit reich an Forellen gewesen sein. Das durch allmählige Verminderung des Gewässers nach und nach entstandene Thal bietet eine Fülle und Mannigfaltigkeit von Pflanzen dar, wie nicht leicht eines in Samland oder Natangen. Der wohlthuende Eindruck, den es macht, wird noch gehoben durch die Ruinen einer hochaltrigen Burg. Im Jahr 1240 erhob sie sich auf der Berghöhe, deren Südseite die erwähnten Gewässer schirmen, an deren nördlicher Spitze aber eine tiefe und breite Bergschlucht, getheilt nach S.O. und S.W., sich hinwendet.

Die schöne auch durch lieblichen Duft entzückende Viola mirabilis L. wächst auf beiden Seiten des Kauxte in großer Menge. Bereits verblüht lieferte sie uns Fruchtexemplare für unsere Herbarien. Das zur Zeit der Anemone nemorosa L. blühende Isopyrum thalictroides L., gleichfalls mit Früchten versehn, war weniger häufig unter dem Schutze der Sträucher. Ueberrascht und sehr erfreut ward ich durch Allium ursinum *) L. an sumpfigen Stellen auf

*) Gehört zu Asphodelen, die weit auf der Erde verbreitet sind, aber zahlreicher in den gemäßigten Landstrichen, als zwischen den Tropen, wo sie eine baumartige Beschaffenheit haben. Allium gehört der nördlichen Flora an, und A. ursinum L. ist eine mitteleuropäische Pflanze, die in Deutschland in schattigen Buchenwäldern und Hecken fast überall wächst. In der Schweiz gedeiht sie nicht bloß in der Ebene, sondern ersteigt auch die Berge bis zur Buchengränze, wo sie allenthalben häufig ist, ja findet sich hier hin und wieder sogar bis zur Gränze der Tanne, namentlich auf dem Pilatus. In Ungarn fehlt sie nicht, wohl aber in Gallicien; auch in Dänemark und England ist sie in Hecken nnd auf feuchten Wiesen häufig. In der Berliner Flor wird sie vermißt. —

auf der Westseite des genannten Gewässers, das ich vor mehren Jahren vergebens bei Wernershof im Samlande gesucht hatte. Hier sah' ich es zum ersten Male an seinem Standorte in der schönsten Blüthe. Recht zahlreich war über das Thal Orchis mascula L. verbreitet; auch fehlte es nicht an Orchis Morio L. und Daphne Mezereum L. Die beiden Cratägus-Arten und Prunus spinosa L. traten uns häufig entgegen, und letztere muß, da sie hier ungemein zahlreich ist, zur Blüthezeit einen schneeweißen stattlichen Teppich über das liebliche Thal hinweben. Von Sträuchern war auch Lonicera Xylosteum L. ziemlich häufig, und es zeigte sich hin und wieder Rhamnus Frangula L. und Evonymus europaeus L. Melica nutans L. hatte sich bereits mit ihren farbigen Blüthen geschmückt, und Scorzonera humilis L. trat nicht selten aus dem grünen Rasen hervor. Von Ranunculus-Arten blühten R. bulbosus L., R. lanuginosus L., R. acris L., R. sceleratus L. und R. repens L., von Umbelliferen das gewöhnliche Chaerophyllum sylvestre L. und Carum Carvi L., auch fanden wir Orobus tuberosus L. und O. vernus L. noch in der Blüthe, so wie Asarum europaeum L. Ganz gewöhnliche Pflanzen wie Tormentilla erecta L., Caltha palustris L., Gnaphalium dioicum L., Erysimum Alliaria L., Viola canina L., Myosotis palustris With. will ich nur beiläufig erwähnen. — Beim Scheiden von dem anmuthigen Thal kann ich nicht unterlassen der Freundlichkeit meines gefälligen Begleiters, des Herrn Superintendenten Schulze, der die wenigen Stunden seiner Muße mit Glück der Botanik widmet, dankbar zu gedenken.

Die zweite Excursion, welche der Gegenstand dieser Mittheilung ist, machte ich von Puschdorf aus, einem Kirchdorfe in den Herzogl. Dessauischen Gütern, die sich durch tüchtige Bewirthschaftung eben so sehr als durch hohen Ertrag und durch zweckmäßige Einrichtungen vortheilhaft auszeichnen, in den ersten

Tagen des August dieses Jahres. Die kurze Zeit meines dortigen Aufenthalts in dem Hause des Herrn Administrator Köhler, meines freundlichen Wirthes, nöthigte mich zur Beschränkung auf die nähere Umgegend. Am ersten Tage machte ich in Begleitung zweier Gymnasiasten des Königl. Fridericianums in Königsberg, die ich dort antraf, eine Excursion nach Piaten in der Nähe des Pregels. Hier ist eine Stelle durch Pflanzenreichthum besonders ausgezeichnet. Man nennt sie den Eichenhügel. In einem Kiefernwalde, an einer ziemlich gelichteten Stelle, auf dem Wege dorthin, fand ich die Gypsophila fastigiata L., welche ich als günstiges Prognosticon unserer heutigen Ausflucht ansehen durfte. Auf dem Abhange, der zu dem erwähnten Eichenhügel führt, war Oenothera biennis L. in großer Menge, gleichsam wie ausgesät; auch zierte Veronica longifolia Schrad. die Ränder der Moorwiese. Den lieblichen Schmuck des Hügels webten Laserpitium pruthenicum L., Athamanta Oreoselinum L., Selinum Carvifolia L., Gladiolus imbricatus L., die bei Königsberg eben nicht zahlreiche Digitalis ambigua L., Pulsatilla patens Mill., ebenfalls in der schönsten Blüthe, aber troß eifrigen Suchens nur in einem Exemplar vorhanden, Tragopogon revolutus Schwgg., Melica coerulea L., Poterium Sanguisorba L., Achillea Ptarmica L., Myrrhis aromatica Spr., Campanula persicifolia L., C. Cervicaria L., C. Trachelium L., C. glomerata L., Melilotus officinalis Pers., Serratula tinctoria L., Thalictrum angustifolium L., Angelica sylvestris L., Plantago media L., Origanum vulgare L. etc., anderer ganz gewöhnlicher Pflanzen nicht zu gedenken. Unstreitig ist dieser Hügel der interessanteste Punkt jener Gegend, und fesselte mich ungemein.

Der zweite Tag wurde zu einer Ausflucht nach einer andern Seite hin benutzt. Wir wählten die Gegend von Damerau, Ranglacken und Almenhausen,

und wanderten längs der Mönge, einem Flüßchen, das bei Piaten in den Pregel fließt. Im Nadelwalde, durch den der Weg zur Mönge führte, trafen wir an einer Stelle Hedera Helix L. und ziemlich zahlreich Evonymus verrucosus L. An den Ufern des Flüßchens Senecio paludosus L., Stachys palustris L. etc.; im Walde, der sich unweit des einen Ufers längs der Mönge fortzieht, Asperula odorata L. mit Früchten sehr zahlreich, Daphne Mezereum L., Stachys sylvatica L., Prenanthes muralis L., Campanula Trachelium L., Hepatica 3-loba Chaix., bereits verblüht, in großer Menge, und in der Nähe des Ufers Angelica Archangelica L., Plantago media L. etc.

Am dritten Tage wählten wir das Reichenhofer Revier, zur Druskenschen Forst gehörig, zum Ziel unserer Wanderung, und trafen am Rande desselben auf einer Moorwiese im Angesichte des herrlich gelegenen und sich von dieser Seite stattlich präsentirenden Kuglacken an verschiedenen Stellen ziemlich zahlreich Polemonium coeruleum L. *), theils noch blühend, theils schon verblüht in Fruchtexemplaren, eine Pflanze, die in Preußen häufiger zu sein scheint, als man glauben sollte. Mit ihr in Gesellschaft Veronica longifolia Schrad., Thalictrum galioides Nestl., Cnicus oleraceus L., Epilobium hersutum L., E. pubescens Roth., Eupatorium cannabinum L. etc. Im Walde selbst, obwohl spärlich, Anthericum ramo-

*) Gehört zu den Polemoniaceen, die mit wenigen Ausnahmen auf dem neuen Continent verbreitet sind, und kommt nicht nur in Europa, sondern auch in Asien und Amerika vor. In Europa ist sein Verbreitungsbezirk sehr bedeutend. Hier in Ostpreußen, wo sein Vorkommen, bei Königsberg, Kreuzburg, Rastenburg, Wondolleck, Puschdorf, so wie in Westpreußen unweit Danzig bei Jenkau bekannt ist, wird es hoffentlich noch an manchen andern Orten aufgefunden werden. Uebrigens findet es sich ebenfalls auf sumpfigen Wiesen und in waldigen Gegenden Oestreichs, Schlesiens, Baierns, im Salzburgischen, in Hessen, am Harze, auf den Karpaten in Siebenbürgen,

sum L., Verbascum nigrum L., Digitalis ambigua L., Evonymus verrucosus L. etc.

Nehmen Sie vorlieb, mein nachsichtsvoller Freund, mit diesen botanischen Brocken. Der diesjährige Sommer hat mich anderweitig sehr in Anspruch genommen und ich habe daher die lieben Pflänzchen seltner besuchen und nicht so viele Stunden im Umgange mit ihnen verleben können, als ich gewünscht habe. Um Sie indeß einigermaßen zufrieden zu stellen, will ich Ihnen, da Sie für die Königsberger Flor sich immer sehr interessirt haben, einige Notizen über dieselbe mittheilen. Herr Rauschke, der sich nicht bloß als Künstler für die Natur interessirt, sondern auch mit regem Eifer bemüht ist mit ihren Producten immer vertrauter zu werden, hat die nächsten Umgebungen unserer Stadt fleißig durchforscht und manches gefunden, was andern entgangen ist. Der bescheidene Mann wird es mir verzeihen, daß ich hier seine freundschaftlichen Mittheilungen anhangsweise zu diesen Bemerkungen veröffentliche, zumal manche Standörter der Pflanzen zu wenig bekannt oder ganz neu sind, dem angehenden Botaniker daher nicht unwillkommen sein werden. Die Inula salicina L., die in Ostpreußens südlichen Gegenden zahlreich auftritt, im Samlande aber spärlich ist, fand er in der zweiten Hälfte des Juli bei Aweiden am Ende des Waldes unter Gesträuchen; auch am Kalkofen hinter der Liep, wo sie der verewigte Lotter-

---

Krain, Gallicien, in der Schweiz, im Sulda-Thale in Süd-Tyrol, im nördlichen England. Im höhern Norden fehlt es eben so wenig. Nach Wahlenberg ist es auf feuchten Wiesen und an den Ufern der Flüsse in der alpinischen und subalpinischen Region Lapplands, besonders in der erstern, sehr gemein, und zeichnet sich hier durch Schönheit und Blüthenschmuck sogar vor den in Gärten cultivirten Exemplaren aus. In Dänemark und im nördlichen England kommt es, obwohl in diesem ziemlich spärlich, vor. Nach Pallas und Gmelin findet es sich ebenfalls in Sibirien, sogar in Kamschattka, und am Nutkasund vermißt man es nicht ꝛc.

moser wohl zuerst wahrgenommen hat. Potentilla norvegica L., die aus unserer Umgegend ganz verschwunden zu sein schien, entdeckte er an der Brücke vor Lapsau in der ersten Hälfte des August 1835. Eine genaue Untersuchung hat mir die Ueberzeugung gewährt, daß hier keine Verwechselung obwaltet. Rhinanthus minor Ehrh. auch in Kleinheide, wo Astrantia major L. wächst, in Menge, Gladiolus imbricatus L. ebendaselbst, wo ich die eine wie die andere Pflanze ebenfalls bemerkt habe; den G. imbricatus auch bei Maraunen, Achillea Ptarmica L. bei Ponarth und in der Wilky — auch zwischen Maraunen und Quednau ward sie von mir gesammelt — Campanula rotundifolia L. bei Juditten in zahlreicher Menge, Ophrys myodes Jacq., Euphorbia Esula L. und Linum Radiola L. bei Lawsken — an welchem Standorte ich E. Esula L. nach ihm ebenfalls getroffen habe — Vicia lathyroides L. bei Moditten, Sambucus Ebulus L. am Backofen bei Trenkwitz, Sisymbrium tenuifolium L., Linaria minor DC., Atriplex littoralis L., Rumex maritimus L. am Damm nach Holstein, Triglochin maritimum L. und Stachys annua L. am Damm hinter dem nassen Garten, Cnicus acaulis W. im Ponarthschen Walde, Epipactis ovata All. und Daucus Carota L. hinter dem Walde bei Aweiden, Digitalis ambigua L. auch bei Bladau, Mentha rotundifolia L. bei Arnau, Silene noctiflora L. vor Liep und vor der neuen Bleiche, Ononis hircina Jacq. *) bei Tharau in großer Menge, Orchis

---

*) Die in ihren Wurzeln harntreibende Gattung Ononis gehört zu den Papilionaceen, und die in Rede stehende Art tritt, wo sie vorkommt, als sehr gesellige Pflanze auf. Der angeführte Standort ist unter den bekannten in Ostpreußen der nördlichste. Im Samlande ist diese Ononis noch nicht entdeckt worden. Den bereits früher (Prov.-Bl. Oct.-Heft 1835) erwähnten Fundörtern kann ich noch einen hinzufügen, den ich einem meiner sehr

mascula L. bei Abßintkeim, Viola mirabilis L. Quednau ꝛc.

Hoffentlich wird es Ihnen ebenfalls Freude machen zu hören, daß die niedliche Linnaea borealis Gron. auch in der Gegend von Rastenburg aufgefunden ist. Herr Gymnasiallehrer Weyl ist so glücklich gewesen sie auf einer Excursion nach Tannenwald am 10. August d. J. an einer bemoosten Stelle des Waldes zu entdecken. Er sammelte laut eines freundlichen Briefes vom 18. August a. c. etwa ein Dutzend Exemplare, und gedenkt das merkwürdige Plätzchen im nächsten Jahr wieder zu besuchen, um es möglichenfalls zu sichern. Hochachtungsvoll der Ihrige.

V. Das ehemalige Vorkommen der Biber in der Nähe von Holstein betreffend.

Von J. G. Bujack.

Herr Geheimer Regierungsrath Müller ist so gütig gewesen mir in Folge meiner Aufforderung (Provinzial-Blätter August-Heft 1836) in diesen Tagen einen fast hundertjährigen „Plan der Situation von der Mündung des Pregel-Flusses Haberstrom genandt, bis an die Tonnen aufgenommen d. 29. Juny 1737 von J. G. Röckner" mit-

---

lieben Schüler verdanke. Es ist Pöhlen zwischen Domnau und Friedland, wo diese Pflanze auf einer Waldwiese häufig vorkommt. Emil Boretius, der mit erfolgreicher viel versprechender Theilnahme die Naturstudien trieb, und anscheinend viel zu früh für diese, für zärtlich liebende Eltern und hoffnungsvoll auf ihn blickende Lehrer in der Blüthenzeit des Jünglingsalters heim ging, mag dieses sehr einfache Denkzeichen, das seiner kindlichen Anspruchlosigkeit gleicht, in unsern vaterländischen Blättern geweiht sein!

zutheilen, der ein mehrfaches Interesse darbietet und einen Beitrag zur Verbreitung der Biber in Preußen liefert. Der Pregel ergießt sich hier noch in zwei Mündungen ins Haff. Der südwestliche, nun bereits nicht mehr vorhandene Mündungs-Arm führt den Namen „Alter Pregel" und der Plan enthält eine Andeutung durch rothe Linien, „wie der alte Pregel sol verthämmet, das Fahrwasser in der Mündung verbreitet und mit Flügel Thämmen von Strauch und Stein Kasten bis in das Haff hinausgeführet werden."

Aber noch eine andere mindestens eben so interessante Merkwürdigkeit bietet der in Rede stehende Plan dem Naturforscher dar. Nämlich auf der Insel, welche von dem Haff, dem Pregel und von dem noch jetzt vorhandenen Ankergraben umfluthet wird, ist südwestlich von Fischhoff, etwa in ihrer Mitte, doch mehr nach dem Pregel als nach dem Haffe zu, ein waldiges, gegenwärtig völlig abgeholztes Terrain unter dem Namen „Bieber-Standt" angedeutet, welches um die Zeit dieser Aufnahme der Pregelmündungen im Jahr 1737 als Station der Biber bereits seit geraumer Zeit bekannt gewesen sein muß, und deshalb mit diesem Namen belegt wurde. Unser Plan liefert demnach einen gültigen Beweis für das Vorkommen der Biber in der Nähe unserer Stadt, unfern Holstein, noch in den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts.

Indem ich mich der angenehmen Pflicht entledige die Gefälligkeit des Herrn Geheimen Regierungsraths Müller hiermit öffentlich dankbar anzuerkennen, wünsch' ich mir bald die angenehme Veranlassung, ähnliche Beiträge mittheilen zu können.

VI. Das Nordlicht am 18. October d. J.

Die Nordlichter gehören zwar nicht eben zu den so sehr seltenen Naturerscheinungen, doch sind sie in unserer Gegend in der letzteren Zeit nicht häufig wahrgenommen worden. (Die letzten wurden von mir im Jahre 1831 zu Marienau in Westpreußen beobachtet, insbesondere ein prachtvolles mit mehrfachem Farbenspiel strahlendes Nordlicht, welches am 7. Januar jenes Jahres Abends nach 6 Uhr bei 6½ ° — R. entstand, und dem sogleich ein wüthender Weststurm folgte, auch das Thermometer unmittelbar darauf auf 4 ° — stieg.) Indeß bleiben diese Meteore dem Naturforscher wie dem bloßen Naturfreunde immer interessant, als schöne Phänomene sowohl, wie auch wegen ihres vermuthlichen tellurischen Einflusses, ihrer etwanigen einstigen Wichtigkeit für die Witterungskunde.

Ueber das Nordlicht, welches wir ehegestern, am Dienstage (18. October) hier in Königsberg wahrnahmen, wird in der heutigen Hartungschen Zeitung (No. 246.) nähere Auskunft durch das vielgelesene Organ der Preuß. Provinzial-Blätter gewünscht. Da ich nun zufällig Augenzeuge desselben in fast seinem ganzen Verlaufe war, und zwar anfangs und während der größten Zeit seiner Dauer in einer ganz horizontfreien Gegend, so halte ich mich geeignet, jenem Wunsche hier zu entsprechen.

Ich befand mich am Abende des 18. October auf einem Spaziergange, den Weg von Ponarth her schon unfern der Hauptstadt wandelnd, als um 6 Uhr, — da das Taglicht bereits eine Weile völlig verschwunden war, — der nördliche Himmel allmählig eine besondere Helle annahm, die sich nach oben (scheinbar über dem Haberberge gesehen) in ein dampfartiges Roth umänderte, ähnlich dem Wiederscheine einer großen Feuersbrunst, die man nächtlich wahrnimmt. Dies vermutheten auch andere Spaziergänger, welche baldigen

Feuerlärm in der Stadt erwarteten, und da dort Alles ruhig blieb, der Meinung waren, es müsse ein großes Feuer irgendwo hinter Königsberg aufgegangen sein. Selbst Arbeitleute, die vom Kartoffelausgraben zurückkehrteu, urtheilten so; und ich hörte eine Frau, indem sie mir vorüber ging, ihren Kindern erzählen, daß sie im Jahre 1811, dazumal in Braunsberg wohnend, an dem Abende des großen Speicherbrandes in Königsberg, eine ganz gleiche Erscheinung am Himmel geschaut hätte. Es konnten diese Alle auch zur Zeit darüber nicht viel anders urtheilen, denn wir befanden uns in der Tiefe des Weges unweit des Walles am Brandenburger Thor, von wo wir nur den Wiederschein des Nordlichtes hoch oben in Wolkenzügen sehen konnten.

Als ich aber auf der Chaussee im Nassengarten angelangt war, so erblickte ich — wirklich in freudiger Ueberraschung — das vollständige herrliche Schauspiel. Es hatte sich das Nordlicht schon völlig gebildet. Der ganze nördliche Himmel bis hoch zum Zenith hinauf glänzte in einem weißen Lichte, welches oben eben mit jenem räucherigen Roth besäumt war, welches wir unten hauptsächlich beachtet hatten. Unten am Horizonte hatte sich ein sehr weit nach Ost und West gehender Halbzirkel gebildet, der, sehr schnell wechselnd, in einem bald hellern bald tiefern Safrangelb gefärbt erschien. Von diesem gelben Halbkreise zitterten von Sekunden zu Sekunden blaue und grünliche Strahlen in den weißen äußern Halbkreis empor. Der safrangelbe Halbkreis mit seinen flammenden Strahlen erstreckte sich wohl auf 60 Grade des Himmels nach allen Seiten hin, aber ohne, auch nur eine Minute lang, in der Farbe wie in den Ausstrahlungen sich gleich zu bleiben. Ja es gab Momente, wo alle Farben verschwunden waren und man nichts als einen weißen Glanz erblickte. Dies Farben- und Strahlenspiel war von 6½ bis 7½ Uhr am vollkommensten und deutlichsten zu schauen. Ich konnte es von meinem

ganz freien Standpunkte auf dem Walle am Brandenburger Thore, wie von einer Sternwarte, beobachten; und ich konnte mich in Wahrheit nicht satt sehen, nicht losreißen von diesem himmlischen Schauspiele.

Gegen 8 Uhr aber änderte sich die Szene. Die äußersten Strahlen östlich und westlich des safrangelben Kreissegments im Norden begannen konstant zu bleiben, statt, wie bis dahin, blitzschnell zu wechseln. Sie zogen schräg zum Meridian hinauf fast bis zum Zenith, nicht mehr aber als blitzähnliche Zuckungen, sondern als wolkige Streifen, die sich dampfartig über einander wälzten und nur aus ihren immer länger aufsteigenden Endpunkten schwefelgelbe meist dreizackige Spitzen entwickelten. Diese Streifen waren milchfarbig weiß und ungleich breit, in stätem Wechsel. Besonders breit und wolkig war der Streifen, wenn er die Sternbilder der Andromeda und des Perseus vorüberzog. Der östliche Streif wälzte sich schneller und mächtiger empor, so daß er um 8 Uhr den Meridian erreichte, über ihn hinaus ging, und nun mit dem niedriger gebliebenen westlichen Streif einen vollkommenen Bogen bildete, fast einem Mondregenbogen, oder auch der Milchstraße ähnlich. Dann zog sich diese ganze Bogenerscheinung westlich zum Horizonte hinab, doch allmählig, so daß noch um halb 9 Uhr die dreigestaltete Spitze unweit dem Sternbilde des Schwans zu schauen war. Während dieser Bogengestaltung hörte der safrangelbe Halbkreis im Norden auf; es schien, als sei er durch seine Strahlen und Bogenergießungen erschöpft worden.

Von jetzt ab hatte ich ein kleineres Gesichtfeld am Himmel zu meiner Beobachtung. Denn ich war zu meiner Wohnung (Haberberg, Kronenstraße No. 2.) zurückgekehrt, und ich kann daher das absolute Ende des Meteors nicht genau angeben. Diese Helle im Norden blieb indeß bis Mitternacht, und ich glaube sogar noch um 12 Uhr — wo ich das Bette verließ und durch das geöffnete Fenster den Nordhimmel noch

einmal anblickte — ein blitzähnliches Strahlen wahrgenommen zu haben. Indeß will ich dies nicht für gewiß ausgeben, da mein noch immer schwaches Auge, aus der Finsterniß des Zimmers dem hellen Himmel zugewandt, sich vielleicht getäuscht haben kann.

Es war dies Nordlicht allerdings durch seine weite Ausdehnung über den Himmel, durch seine lange Dauer und durch seinen zum Theil farbigen Lichtwechsel höchst beachtungwerth und vor vielen andern ausgezeichnet. In seiner anfänglichen Entwickelung kam es dem großen fast furchtbaren Nordlichte nahe, welches sich in den ersten Oktobertagen des Jahres 1807 sehen ließ, und welches der Pöbel nachher für ein himmlisches Prognostikon auf die bald darauf folgende für Preußen so unheilvolle Schlacht bei Auerstädt hielt. Nur war das Farbenspiel jenes frühern Nordlichts unvergleichbar lebhafter, und statt des diesmal hell safrangelb gefärbten Kreissegments am Nordpole, war derselbe dazumal hochroth, ein wellenschlagendes Blutmeer der durch die damaligen Zeitereignisse ohnedies schon aufgeregten Phantasie darstellend. — Es erregte das vorgestrige Nordlicht durch die Außerordentlichkeit seiner Gestaltungen auch die Aufmerksamkeit Aller, auch der sonst Stumpfsinnigsten. Man sahe an diesem Abende Leute ihre Hälse zum Himmel recken, die sonst wohl nimmer dahin blicken mögen.

Und was, um den großen und schönen Totaleindruck zu würdigen, den dies Meteor machte — nicht übersehen werden darf: es leuchtete der Mond, der eben im ersten Viertel stand, zugleich in reinster Klarheit am Südhimmel, gleichsam um den Anblick des Nordlichts zu verherrlichen; so daß in dieser Nacht der ganze Himmel wie in einem Lichtmeere erglänzte. Dennoch war der Mondschein gar wohl von dem Nordscheinglanze zu unterscheiden. Es war als ob der Mond mit dem Nordlichte wetteiferte, mit dem er den ätherischen Kreis getheilt hatte;

er die südliche, jenes die nördliche Hemisphäre beherrschend.

Noch bemerke ich, als etwas aus ähnlichen elektrischen Einflüssen Herrührendes, daß ich seit drei Wochen, fast an jedem Abende, eine Menge von Sternschnuppen wahrgenommen habe. — Am 17. October, dem Tage vor dem Nordlichte, Abends fielen ihrer sogar 5 bis 6 auf einmal, von meiner Wohnung aus gesehen, scheinbar auf die gegenüberstehenden Ställe der reitenden Artillerie, so daß es sich wie ein Feuerregen ausnahm.

Am 20. October 1836.

Zimmermann,
gew. Pfarrer zu Marienau.

VII. Die alten Preußen.

Preußen war ohne Zweifel lange schon vor unsrer christlichen Zeitrechnung bewohnt. Welches das erste Volk gewesen, das hier einwanderte, welche Reihefolge von Völkerschaften wir auf Preußens Fluren und Hügeln bis zur Einführung des Christenthums zu suchen haben: darüber belehren uns die vaterländischen Geschichtsforscher der neuesten Zeit, da wir bis dahin noch kein sicheres Resultat hatten. Nur erst mit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts erhalten wir von unserm Volke geschichtliche Kunde. Das Volk, welches damals hier wohnte, zeichnete sich durch Tapferkeit und kriegerischen Muth aus. Bei seinen Grenznachbaren hatte es sich in große Achtung gesetzt, und der Deutsche Ritterorden mußte 53 Jahre (1230 bis 1283) kämpfen, ehe er das tapfere Volk unterjochte. Der Preuße lebte von der Jagd, Viehzucht, vom Ackerbau und Handel. Schon vor unserer Zeitrechnung holte man den Bernstein, den nur allein

Preußen in solcher Menge liefert, in die entferntesten Länder. Pelzwerk und besonders Marderfelle waren ein wichtiger Gegenstand des Handels, und ein Pelz von Preußischem Marder wurde immer mit Lüsternheit betrachtet. Im Frieden schämte sich der Preuße der Arbeit nicht, er spann mit seinen Weibern Flachs und Wolle. Der Vornehme vertrieb seine Zeit mit der Jagd, wobei nur allein Muth und Stärke galt. Wie zahlreich bewohnt Preußen vor Ankunft der Deutschen Ritter war, davon haben wir jetzt kaum einen Begriff. Ein einzelnes Dorf schickte oft 500 Kämpfer gegen den Feind! Samland stellte gegen den Orden 4000 Reiter und 40,000 Mann Fußvolk. Das Land, sagt ein Alter, glich einem Garten, denn Ackerbau wurde mit vielem Fleiße betrieben. Der Götterdienst unter einem Oberpriester, Kriwe genannt, hatte viel Eigenthümliches. Eben so die Gesetze, Ordnungen, Sitten und Gebräuche. Die Preußen waren gutthätig, menschenfreundlich, gastfreundschaftlich ohne Gleichen. Sehr unrecht thaten die, welche, wie Stella, sie als wilde Menschen darstellten, bei welchen auch nicht die ersten Kenntnisse und Künste anzutreffen gewesen wären. Noch kein Schriftsteller hat uns eine geordnete Darstellung von dem Charakter dieses Volks geliefert und doch verdient es seiner würdig geschildert und gekannt zu werden. Hier nur ein Gegenstand.

Die Preußischen Frauen und Mädchen.

Wenn sich in unsern Tagen, mehr als je in der Vergangenheit, eifernde Stimmen des schönen Geschlechts annahmen und ihm Rang, bürgerliche Wirksamkeit und Theilnahme am öffentlichen Leben zu erkämpfen suchten, ein Unternehmen das uns immer sehr zweideutig schien, und der Frauen sanfte, zarte Stille und Häuslichkeit, denn nur im Kreise der Hausfrau, Gattin und Mutter blühen ihm die Rosen und Veilchen des Lebens, einem wirbelnden Strudel dahin giebt: so ist doch das Schicksal, die Lage und

die Verhältnisse des weiblichen Geschlechts zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern viel mehr werth ein Gegenstand der Aufmerksamkeit zu sein, als dies bis jetzt geschehen ist. Wie sehr der Frauen Herz dem sanften Glauben der Liebe, der ihren Zustand so sehr erhob, dankbar zu schlagen Ursache hat, davon überzeugt uns eine Anmerkung Niemeyers zu seinen Reisen, welche Nachrichten über Indien enthält und welche jeder lesen mag, der das Höhere, zu dem das Christenthum erhebt, verkennt oder mißkennt.

Auch bei den alten Preußen war der Frauen Zustand nicht beneidenswerth. Die Gefühle der Liebe und die Häuslichkeit, der Frauen schöne Gabe, sind nur Folge der höhern Bildung, der Veredlung des Gemüths, des leichtern Erwerbs und des ruhigen Genusses dessen, was zum Leben gehört. Der Preußischen Frauen Geschäfte waren: Bereitung der Speisen, Spinnen, Sorgfalt für den häuslichen Wohlstand. Der harte Mann behandelte sein Weib als Sklavin, und es hieß wohl nicht: sie hat aus Gnade ihn gefreit, gerade wie zu unserer Zeit. Eine Frau, die ihren Mann schimpfte, mußte mit vier schweren Steinen am Halse herumwandern. Ein junges Weib, das dem guten Namen des Mannes schadete, büßte noch härter. Das Weib, das den Mann schlug, verlor die Nase.

Doch muß der Ehebruch wohl selten vorgekommen sein, denn lebendig verbrannt wurde der Uebertreter der heiligsten Pflichten; seine Asche ruhte in keiner Urne, sondern ward auf den Weg gestreut, und seine Kinder wurden nie zum Priester geweiht. Diese hohe Strafe lehrt uns, daß auch Heiden das schöne Wort erkannten: die Ehe soll ehrlich gehalten werden.

Die alten Preußischen Frauen hatten aber mehr als eine Tugend! Sie waren es, die an der so sehr gerühmten Gastfreundschaft den vornehmsten Antheil hatten. Den Mädchen fehlte nicht der Schönheit

Zauber, aber auch sie begnügten sich nicht mehr mit dem allein, was Mutter Natur ihnen gab, sondern suchten schon durch Kunst die Reize zu erhöhen. Manche wußten die reizende Schönheit, mit welcher sie vor andern ausgezeichnet waren, durch Schmuck so zu erhöhen, daß ihre zierliche und einnehmende Leibesgestalt Liebhaber und Verehrer auch in der Ferne fand. Der Himmels Hoffnung war (wie noch heut zu Tage bei jenem greulichen Volke, das den reinsten Himmel Europas über sich hat) der Besitz schöner Frauen. Eheliche Treue und Keuschheit wurde, den damaligen Sitten gemäß, als das höchste Kleinod verehrt und bewahrt. Wer mit unkeuscher Zumuthung ein Weib oder eine Jungfrau beschimpfte, ward, auf der Klägerin Begehren, verbrannt, denn, so hieß es: „er hat an ihrem Höchsten gefrevelt!" — Der Frauen Schmuck, der Vornehmern wie der Geringern, war nach Verhältniß zierlich, geschmackvoll und kostbar. Sie kleideten sich in bunte Zeuge, gewöhnlich in bunte Leinwand, die sie fein und zierlich selbst bereiteten. Nach Art der Griechen warfen sie Decken um sich, die auf der Schulter mit einer Spange, Schnalle oder Nadel, wie sie oft gefunden sind, befestigten. — Die Vornehmen zierten sich mit Haupt- und Armkronen, Armbändern, Ohrgehängen, Ringen, Schnallen, Bukeln, zierlichen Haarnadeln, Schleifen, Halsketten, Korallen, Küglein von Glas, von Thon und Bernstein, zuweilen von Gold und Silber, denn von allem findet man Stücke in ihren Todten-Hügeln. — Die Kriegs-Contributionen, welche sie den Ueberwundenen auflegten, waren schöne Kleider von Wolle, wohl auch zuweilen von Seide, denn an manchen in der Erde gefundenen Sachen kann man erkennen, daß besonders die Kronen mit Seide überzogen und über einem Schleier, Tuch oder Polster angeheftet gewesen sind. Sehr zierlich waren die Haarnadeln. Die Jungfrauen umwanden ihr Haupt mit zierlich geflochtenen Zöpfen, Bändern, Kränzen. Letztere hatten die Form von

Kronen (Wainikas). Auf dem Scheitel waren zwei Zöpfe; diese drehten sie nach beiden Seiten um eine zierliche Haarnadel, so daß an beiden Seiten des Kopfes ein Haarbuckel sich bildete, der uns nur befremdend vorkommen möchte, aber jenen keinesweges das Gesicht verunstaltete, sondern ihm einen artigen Anstand gab. Das Mädchen bediente sich bei ihrem Putz gewisser Handgriffe, die sie nicht leicht einem Fremden zeigten. — Jeder der zwei Zöpfe war achttheilig geflochten, damit er recht breit stände. Um diese Haarflechten, welche mit einer blinkenden Haarnadel geziert waren, schlugen sie ein buntes und in der Trauerzeit ein schwarzes Band. Die Braut trug einen Kranz von grüner Raute auf der linken Haarflechte, oft oben eine Krone. Eben so zierlich war auch die übrige Kleiduug, nicht kurz, sondern bis auf die Füße reichend. Herr Tzschücke gab uns vor seiner Preuß. Geschichte einen alten Preußen in seiner Nationaltracht, sehr getroffen. Das bei Hartknoch S. 202 befindliche Bild ist zu schlecht und verdient keiner Erwähnung. Möchte uns ein Künstler mit einem Gemälde einer edeln Preußin aus dem höhern Stande der Sczuponû oder Kunigû beschenken! Es dürfte nicht schwer sein ein vollständiges Gemälde der Kleidung zu liefern. —

VIII.

VIII. Bittschreiben in Versen an Friedrich Wilhelm den ersten, König in Preußen, von einem Studirenden aus Königsberg.

Mitgetheilt von J. G. W. S—r.

In dem Preußischen Todestempel (worin verstorbene Personen allerhand Standes, von den auserlesensten Sachen, der Preußischen, Polnischen, Schwedischen und Brandenburgischen geistlich-, weltlich- und gelehrten Historien, Geographie und Staatsrechts, wie auch neuen gelehrten Schriften in Preußen und Polen, mit einander redend vorgestellt werden) in der 5ten Unterredung zwischen Friedrich Wilhelm dem Großen, Churfürsten von Brandenbung, und Simon Dach, ordentlichem Professor der Dichtkunst zu Königsberg (herausgegeben unter dem erdichteten Druckorte Constantinopel, ohne Jahreszahl — wahrscheinlich in den 1720 und einigen Jahren —) wird auch Merkur redend eingeführt, und er erwähnt in dieser Unterredung, daß er zu Königsberg einem Studirenden, aus der Communität oder dem Convictorio, nachfolgendes Gedicht an Friedrich Wilhelm den ersten, König in Preußen, abgenommen habe, worin um Wiederertheilung des Abendtisches gebeten wird, und das seiner Originalität wegen wohl der Mittheilung werth zu sein scheint.

(Nach D. H. Arnolds ausführlicher und mit Urkunden versehener Historie der Königsbergischen Universität Theil I. Königsb. in Pr. 1746, S. 276 f. stiftete der Herzog Albrecht in Preußen im J. 1546 zwei Anstalten bei der Universität zu Königsberg, nämlich das Alumnat und die Communität oder das Convictorium, damit arme und sich wohlverhaltende Studiosi versorget und durch Mangel des nöthigen Unterhaltes von dem Studiren nicht abgehalten werden mögen. Das Alumnat bestand in einem Mittags-

und Abendtisch, welcher ganz armen Studirenden unentgeltlich ertheilt wurde, und wobei sie noch jährlich, außer freier Wohnung, einiges Geld als Unterstützung erhielten. In das Alumnat wurden nach einer Verordnung des Herzogs vom 26. October 1550, 24 später bis 35 Personen aufgenommen. In der Communität oder in dem Convictorio wurden dagegen denjenigen Studirenden Mittags- und Abendtische ertheilt, die wöchentlich einen bestimmten Beitrag zahlen mußten und so den Tisch wohlfeiler, als in der Stadt, erhalten konnten. In dieser Anstalt speiseten in späterer Zeit an 9 Tischen, täglich 114 Personen. Jetzt sind das Alumnat und das Convictorium als eigne Oeconomien aufgehoben, dagegen werden mit zwei bis drei Gastwirthen in der Stadt, Contracte über die tägliche Speisung der Studirenden geschlossen. Diese Wohlthat genießen gegenwärtig über siebenzig. S. Taschenbuch von Königsberg S. 172.)

Dem Vater des Landes klagt Musa die Noth,
Und bittet mit Seufzen ums tägliche Brodt.

Gesalbte Majestät,
Gekröntes Haupt der Preußen!
Fürst, dessen Gnaden-Strahl so Berg als Thal verklärt,
Dein erstes Licht der Welt, das alle glücklich heißen,
Hat unsrer Musen-Schaar, Glück über Glück gewährt.
Der Morgen hatte kaum den güldnen Tag geboren,
Der seines Namens Wort von Sonn und Abend führt,
Als unser armes Volk, so Dir die Treu' geschworen,
Ganz ungemeine Lust in seiner Brust verspürt.
Wir wußten Gott und Dich mit Loben zu erheben,
Gott, der Dich uns geschenkt, Dich, der uns gnädig liebt,
Es hieß: wird Preußens Haupt, wird Friedrich Wilhelm leben,
So ist der Feinde Schwarm Studenten nicht betrübt.
Ja, gnädigster Monarch! wir wünschen noch mit Freuden,
Gott überhäufe Dich mit dem, was Dir gefällt;
Und kann Dein Ohr Dein Lob, Dein Herz uns ärmste leiden:
So sei Dein Königsthron, der letzte Thron der Welt.
Allein wie netzt sich doch der Himmel oft mit Thränen?
Wann noch der Sonnenblick mit holden Mienen lacht,

Ein Kummer will uns Lust, ja alles abgewöhnen;
 Ein Kummer, der gewiß den Stärksten kraftlos macht.
Wir fallen ganz entseelt, o König! vor Dir nieder,
 Das Haupt sinkt auf die Brust, uns zittert Mark und Bein.
Was hemmt der Sinnen Trieb? was schwächet alle Glieder?
 Der Hunger fällt mit Macht zu unsern Fenstern ein.
Des Mittags essen wir und trinken nach Verlangen,
 Es hat uns nie so gut, wie Deinen Tag, geschmeckt:
Jedoch des Abends ist der ... hinweggegangen
 Und ist kein Mensch, der uns die Gnadentafel deckt.
Es ist jetzund nicht mehr, wie zu Eliä Zeiten,
 Woselbst der Mangel nicht so Mehl als Oele fraß;
Der Speiser kann nur dieß, was da ist, zubereiten,
 Nimmt er ein Maaß davon, so fehlet auch ein Maaß.
Bedenke gnädiglich, o Vater! großer König!
 Wie höchst begierig sich die muntre Jugend nährt.
Sie isset eh'r zu viel, als etwa allzuwenig;
 Bald weil es immer schmeckt, bald weil der Wachsthum zehrt.
Es hat Dein ganzes Land ein fruchtbar Jahr genossen,
 Die Erndte giebt davon den besten Unterricht:
Gott hat dann auch bei uns den Himmel aufgeschlossen,
 Ach! so verschließ vor uns doch Dein Erbarmen nicht.
Trägt Halle denn allein Dein hohes Gnadenzeichen?
 Bild't sich die Saale mehr, denn hier der Pregel ein?
Doch Wehmuth gieb nur nach, wir wollen ihnen weichen,
 Wie? an der Menge? ja! auch an der Wehmuth? nein!
Ach, Allergnädigster! erhöre Deine Kinder!
 Und setze was uns nützt nur auf den alten Fuß;
Das Abendessen ist ohnfehlbar viel gesünder,
 Als wenn man hungerig zu Bette gehen muß.
Erfreu' uns väterlich mit fruchtbaren Promessen,
 Und fasse keinen Zorn, daß wir nach Brodte schrei'n;
Denn wahrlich, könnten wir aus leeren Schüsseln essen,
 So dürften wir Dir nicht jetzund beschwerlich sein.
Indessen malen wir den Braten an die Wände,
 Und reiben grobes Brodt aus allen Kräften dran.
O König! Fürst und Held! mach unsrer Noth ein Ende;
 Ein jeder stirbt dafür

Dein treuster Unterthan.

Königsberg,
im Monat September 1728.

IX. Die diesjährige Erndtefeier in W—n.

Eine uns aus sicherer Quelle mitgetheilte Nachricht von der diesjährigen Erndtefeier in W—n, im Samlande, und des damit verbundenen Festes zum Antritt des Besitzes der L—dk—mschen Güter von Seiten des Herrn G. L. Gr. v. L. Exc. schien uns interessant genug, derselben auch in diesen Blättern mit Wenigem zu erwähnen, zumal sie bei jetziger in religiöser Hinsicht hin und wieder krankhaft erscheinenden Zeit das Gepräge einer seltenen, natürlichen und ungekünstelten wahren Pietät auf eine eigenthümliche Art auszeichnet.

Der gegenwärtige Besitzer der gedachten Güter gab nämlich dem Generalpächter und Vorstande derselben, Hrn. Sp. in L—dk—m, einem bewährten vieljährigen Anhänger seines Hauses, den Wunsch zu erkennen, das diesjährige Erndtefest zugleich mit einer Feier der neuen Besitzantretung, durch zweckdienliche Anordnung der sonst üblichen Ergötzlichkeiten der Gutsleute, zu verbinden. — Dieser Wunsch genügte. Im Sinne desselben waren bald Heerde und Backöfen in Thätigkeit, die nöthigen Getränke zur Aufheiterung besorgt und sonst alle Anstalten nach ländlicher Weise zweckmäßig getroffen. Am Tage des Festes, dem 2. October c., waren zum Mittagsmahl sämmtliche dazu eingeladene Gutsleute beiderlei Geschlechts, jung und alt, an Ort und Stelle in W—n versammelt. Im wohlthuenden Gefühl, von seiner Seite seinen Untergebenen einen frohen Tag verschafft und gute Gesinnungen gegen dieselben zu erkennen gegeben zu haben, wurde der Besitzer nicht minder überrascht durch die Art und Weise, wie seine Güte Anklang gefunden, und von Seiten der Untergebenen in demselben Sinne gemüthlich und dankbar anerkannt wurde. Denn nachdem letztere auf dem vor dem Hofe, schon von früher her stets reinlich gehaltenen und fast romantisch gelegenen freien und geräumigen Platze einen Halbzirkel formirt hatten (die große Zahl der Versammelten gestattete die Feier nicht im Hause, sondern nur in der großen und schönen Kirche der freien Natur) ertönte von der ganzen Versammlung, mit entblößtem Haupte und von Herzen einstimmig gesungen das geistliche Lied: „Berufen hast du mich, mein Gott, in Andrer Dienst

zu leben" u. s. w. Ein Gesang, der seinem Inhalte nach für dieses Moment kaum besser gewählt werden konnte. — Nächstdem sprach Hr. Sp. — in seiner Jugend dem literarischen und namentlich dem theologischen Fache angehörig, auch jetzt noch zwar ein betagter, an Leib und Seele aber gesunder und kräftiger Mann — einige auf das neue gutsherrliche Verhältniß bezügliche, treu gemeinte, eindringliche Worte, und ermahnte unter andern auch die Gutsleute zur Treue und zum Gehorsam gegen ihren neuen Gebieter; worauf dieser selbst und nachdem noch zuvor das Lied: „Nun danket Alle Gott" gesungen war, in Trost verheißenden Worten seinen Untergebenen bei ihrer treuen Pflichterfüllung Güte und Milde zusicherte. Ein lautes und freudiges Vivat unter Angelobung von Treue und Gehorsam erscholl ihm dafür von der ganzen Versammlung. Hierauf folgte ein im Freien wohl angeordnetes reichliches Mahl, und die rüstige muntere Landjugend, Jünglinge u. Mädchen, erlustigten sich — da auch Musik nicht fehlte — mit Tanz und fröhlichem Gesange. So dauerte dies Fest bis lange nach Untergang der Sonne, die an diesem Tage dem Jubel zu lächeln schien. — Zwar munter und froh, doch ohne Verletzung des Anstandes, der dem Herrn Besitzer und seinen aus der nahe gelegenen Hauptstadt und Umgegend anwesenden Gästen gebührte, kehrte die joviale ländliche Versammlung unter Segenswünschen für ihren neuen Brodherrn und mit einem freudigen Blick in die Zukunft zum häuslichen Heerde wieder heim. — Außer der Ergötzlichkeit im Allgemeinen wurden auch noch die Bedürftigsten der Gutsleute, Alte und Kranke, durch bedeutende baare Geschenke erfreut. Dies soll jedoch nicht etwa zum Lobe des Herrn Besitzers, der einem hohen Range im Staate angehört, wegen seiner anderweiten Verdienste und Wohlthaten gegen Arme und Nothleidende, sowohl überhaupt, als gegen seine Untergebenen insbesondere, längst Anerkennung gefunden, gesagt sein, sondern nur als eine rein geschichtliche Mittheilung gelten. — Ein Fest, bei dem dem Schöpfer für seine Gaben so gedankt wird, so Güte und Milde verheißen, so Treue und Gehorsam angelobt werden, — kann nur von erfreulichen und segensreichen Folgen sein.

X. Gedichte.

Dem Andenken des Königlichen Premierlieutenants im Cadettencorps Theophil von Massow,

geb. den 10. Sept. 1799 zu Bandsechow in Pommern,
gest. den 16. Oct. 1836 in Culm in Preußen.

Wieder starb mir ein Freund! wieder ein Redlicher
Schloß das Auge dem Licht, doch nur dem irdischen;
Denn es trug ihn des Todes
Stiller Engel ins beſſ're Land.

Warst — so sprach es am Grab jüngst noch Dein Seelenhirt —
Warst mit forschendem Sinn immer ein Strebender.
Und im Buche der Größen
Suchtest weislich das Größte Du.

Feurig glühte Dein Herz immer für Pflicht und Recht,
Schlug dem Könige treu, liebte das Vaterland,
Viel der Söhne der Krieger
Dankten sittliche Leitung Dir.

Ernst im ernsten Geschäft, heiter im Freundeskreis,
Schärfte treffender Scherz oft Deiner Rede Pfeil,
Und im Vierschach, da galten
Deine Sprüche wie Zauberwort.

Nie vergessen wir Dein! — Sei's an der Rasengruft,
Sei's beim traulichen Mahl oder beim ernsten Wort,
Sei's im Heerspiel: Dir weihen
Wir gerührt der Erinn'rung Zoll.

Blicke segnend herab auf das geliebte Weib!
Blumen webte sie mild in Deinen Dornenkranz.
Ihr, dem Engel des Trostes,
Sende Trost jetzt von lichten Höh'n.

W. v. C.

Der Gattin,
am Tauftage des ersten Kindes, ein Jahr nach dem Hochzeittage des Ehepaars.

An meine Brust, Du Treue,
Du, mein geliebtes Weib!
Empfange heut aufs Neue
Den Schwur für Seel und Leib.
Du Stern in meinem Leben
Wardst mir vor einem Jahr
Am heut'gen Tag gegeben,
Und strahltest mild und klar.

O freundliche Kamöne!
Dem Lied der Liebe hold,
Jetzt hauche Zaubertöne
In meiner Saiten Gold!
Laß auf bethauten Schwingen
Von Dankesthränen feucht
Zu ihr die Hymne dringen,
Die nie mein Sang erreicht.

Du schönstes Jahr im Leben,
So reich begabt an Glück,
All deine Freuden schweben
Vorüber meinem Blick!
Ich seh' im Myrthenkranze
Das süße Bräutchen steh'n,
In ihrer Augen Glanze
Mit mir die Welt sich drehn;
Ich seh' des Weibchens Mühen
Um Wilhelms Glück und Ruh,
Die Sorgenwolken ziehen
Dem Hoffnungslande zu;
Ich höre das Geschnatter
Des Storchs im Liebesnest,
Und grüße den Gevatter
Der Kindlein hoffen läßt.
Und sieh! ein holder Knabe
Im Mutterarm mir lacht;
Es hat die schönste Gabe
Mein Weibchen mir gebracht.

So leerte der Chronide
Für mich in diesem Jahr

In Freude, Liebe, Friede
Sein Füllhorn wunderbar.
Den Himmlischen vertraue
Ich auch in künft'ger Zeit;
Auf Weibchens Liebe baue
Ich treu in Freud' und Leid.
Sie trägt mit Taubensinne
All meine Fehler mild;
Drum meiner trauten Minne
Mir mehr als Kronen gilt.

So bringt denn unsern Knaben
Zur heil'gen Taufe heut,
Den Segen mög er haben,
Der ihn zum Christen weiht!
Und des Versöhners Gnade,
Sein Geist und seine Huld,
Leit' ihn auf rechtem Pfade
Und wahre ihn vor Schuld!
Wir wollen uns verbinden,
Du treues Weib, aufs Neu;
Gott laß den Weg uns finden,
Der recht und sicher sei!
Daß wir in Zucht und Lehre
Den Jungen auferzieh'n,
Daß früh für Recht und Ehre
Das Herz ihm mög' erglüh'n;
Daß er die schnöde Sünde
In Gold und Purpur scheu,
Und gern bei trockner Rinde
Gerecht und fröhlich sei!

Nimm hin der Liebe Gaben!
— Nur Blümlein, Kuß und Lied —
Du solltest mehr wohl haben,
Wenn man aufs Aeußre sieht;
Ich aber hab im Leben —
Soll ich kein Schurke sein —
Nichts Höh'res Dir zu geben
Als was im Tod noch mein.
Dies will ich Dir bewahren,
Ein Herz voll Lieb und Treu;
O daß es Dir nach Jahren
Doch noch das Liebste sei!

W. v. C.

Der Jahrgang von 12 Monats-Heften kostet, wenn die Zeitschrift direkte von der Expedition bezogen wird, 2 Thlr., auf dem Wege des Buchhandels 2 Thlr. 15 sgr. Einzelne Hefte werden nicht abgelassen.

Ich bitte wiederholt, die Zeitschrift nicht ihres wohlthätigen Zwecks wegen, den sie mit fördern hilft, sondern ihres Inhalts wegen zu halten. Wer sie nur wegen des ersteren hält, wird besser thun, der Kasse des Vereins einen Beitrag zuzuwenden.

Aufsätze, Gelder, Notizen rc. außerhalb Königsberg bitte ich unmittelbar an den Verein zur Rettung verwahrloster Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein" zu senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der Post wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze in der Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24., abgeben zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden mir sehr willkommen sein; ich bitte um dieselben angelegentlichst und ergebenst. Dieselbe kann nur bestehen, wenn sie auch in dieser Beziehung immer regere und mannigfachere Theilnahme findet.

Die geehrten Abonnenten ersuche ich übrigens, die Zahlung für das Jahr 1837 praenumerando einzusenden.

Richter.

Der Professor der Rechte an der hiesigen Universität Dr. Jacobson beabsichtigt die Herausgabe einer ausführlichen Geschichte der Quellen des Preuß. Kirchenrechts nebst einem Abdrucke der bisher nur handschriftlich vorhandenen und meistens völlig unbekannt gebliebenen älteren und neueren Statuten der Erzbischöfe und Bischöfe Preußens, so wie der kirchlichen Verordnungen der deutschen Hochmeister und anderer specieller kirchenrechtlicher Normen.

Da nur allgemeine Theilnahme das Erscheinen eines solchen Werkes möglich macht, scheint es zweckmäßig eine Subscription darauf zu eröffnen. Der Preis wird nach dem Umfange der Schrift möglichst billig bestimmt wohl nicht viel über einen Thaler, jedenfalls höchstens zwei Thaler betragen, der spätere Ladenpreis aber um die Hälfte erhöht werden.

Zur Annahme von Subscriptionen sind bereit: die Redaction des Blattes selbst und Herr Consist.-Secretair Elsner.

Druckfehler im October-Hefte.

v. u. lies Bollengrund statt Bottengrund.

Inhalt.

Seite

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 3. November.

Vaterländisches Archiv
für
Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,
oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,
von

D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Sechzehnter Band.
December-Heft.

Königsberg, 1836.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Erklärung des Herausgebers auf den in dem offenen Rundschreiben des Herrn Dr. H. O. Hamann in Gumbinnen (bei C. Krauseneck 1836) gegen ihn gerichteten Angriff.

Es hat seine vollkommene Richtigkeit, daß der Herr Dr. Hamann mir den jetzt in veränderter Gestalt in Gumbinnen bei C. Krauseneck erschienenen Aufsatz unter vielen diese Zeitschrift betreffenden Schmeichelreden zur Aufnahme in dieselbe eingesandt hat. Da ich in mancher Beziehung mit demselben nicht einverstanden war, so schickte ich solchen an Herrn Dr. Hamann mit dem Ersuchen zurück, denselben mit attischem Salze zu würzen, in dem Glauben, Herr Dr. Hamann würde den ihm gegebenen Wink verstehen. Attisches Salz, feine Scherz- und Witzrede, zarten Witz wünschte ich! — Wie sehr war ich aber erstaunt, als ich den Aufsatz, so wie er jetzt abgedruckt ist, jedoch ohne das P.S., alles feinen Scherzes entbehrend, nur verstärkt mit eben so höchst unergötzlichen als verletzenden Bitterkeiten, zurück erhielt. Es schien mir, als habe der gedachte Aufsatz den Charakter einer Schrift, die den Herrn Direktor Gotthold wohl berechtigen könne, die gerichtliche Behörde gegen Herrn Dr. Hamann anzurufen. Daher sandte ich unterm 8. October c. den Aufsatz abermals zurück. Dafür nun, daß ich mich nicht entschließen können, eine Schrift zu verbreiten, welche eine blos persönliche und überdies so gehässige Absicht hat, fällt Herr Dr. Hamann über mich her, nichts eifriger versuchend, als den guten Glauben an die Rechtlichkeit und Unpartheilichkeit der Redaktion, also die meinige, zu verdächtigen. Er hat sich dadurch selbst gerichtet.

Dies ist alles was ich Herrn Dr. Hamann zu erwiedern habe, ihn auf die Vorschrift des Allgem. Landrechts Theil II. Titel 20. §. 572. seq. aufmerksam machend, und ihm ganz anheim gebend, alle meine an ihn gerichteten Briefe drucken zu lassen, wenn es mit seiner Ehre verträglich ist, mein Vertrauen auf eine solche Weise zu belohnen. Es ist in ihnen nichts enthalten was ich nicht zu vertreten bereit bin, etwa dem Vorstehenden widerspricht, oder was mei[n] nachtheilig sein könnte. Rich[...]

I. Abfertigung eines zweiten Lorinser.
Nebst pädagogischen und polemischen Beilagen.
Von
Dr. Fr. Aug. Gotthold.

Wenn ich in derselben Angelegenheit seit kurzer Zeit zum vierten Male das Wort nehme, so müssen mich die immer wiederholten Angriffe auf die Gymnasien entschuldigen. Es ist zwar gewiß, daß die meisten dieser Angriffe schon durch sich selbst widerlegt sind, aber leider rühren einige derselben von Leuten her, denen der Nichtpädagog, ihrer Stellung nach, Einsicht in die Sache und Wahrheitsliebe und guten Willen zutrauen wird, und darum darf der Freund der guten Sache nicht schweigen, selbst wenn er das Ansehn der Unbescheidenheit haben sollte. Wenn ich aber meine Schrift Abfertigung eines zweiten Lorinser betitele, so bin ich Hrn. Dr. Lorinser die Erklärung schuldig, daß ich mich seines Namens bloß der Kürze und des Bezeichnenden wegen bedient habe, ohne ihn weder dadurch loben noch tadeln zu wollen. Es ist aber dieser zweite Lorinser ein Hr. A. Schröder, erster Professor an der Ritterakademie zu Brandenburg, der in der Jenaischen Literaturzeitung No. 157. bis 160. dieses Jahres einige die jetzige Schulfrage betreffende Schriften, nämlich von Lorinser, Heinsius, Köpke, Froriep, von einem alten Schulmanne, meine erste gegen Lorinser, Niemeyer's und Braut's beurtheilt, und zwar in einer Weise, die irgend einen Obscuranten und Feind der Gymnasien vermuthen ließe, wenn sich nicht Hr. S., ein Preußischer Gymnasialprofessor, unterschrieben hätte. Er selber hat gefühlt, wie sehr er sich dem ungünstigen Urtheile der Kenner

bloßstelle, und daß man ihm Privatgründe zur Last legen werde; denn er schließt seine Recension mit den Worten: »Nicht aus Haß gegen die Gelehrtenschulen »oder gekränkter und verfehlter Berufsbestimmung, »sondern aus wahrer Liebe für die Jugend spricht er »offen seine Ueberzeugung aus.« Man wird Hrn. S. für diesen Wink verbunden sein und nur bedauern, daß er ihn nicht im Eingange, sondern am Schlusse giebt, wogegen die Klapperschlange erst klappert und dann sticht. Lob verdient auch die Klugheit, mit welcher er seine Beschuldigungen der Gymnasien und der Gymnasialdirektoren in das Publikum zu bringen weiß. Er schreibt nicht etwa ein Programm oder Pamphlet, — denn dergleichen wird leicht übersehn und wenig geachtet, — auch keinen Aufsatz in einem der vielen Unterhaltungsblätter, — welche der Gelehrte selten Zeit und Lust hat anzusehn, — sondern eine Kollektivrecension in einer der gelesensten Literaturzeitungen, und begleitet diese Recension noch mit einem Fascikel eigener eben so schwerer als unbegründeter Anklagen der Gymnasien. In diesem feinen Takte liegt auch der Beweis, daß seine unübertroffene Grobheit gegen die Gymnasialdirektoren keinem Mangel an Klugheit zuzuschreiben ist, sondern bloß seinem humanen Zorne über die Verderber der Jugend, die Direktoren, zu denen zu gehören ihn sein guter Stern zu rechter Zeit verhindert hat.

Ueber Hrn. S.s Recension ist der Bericht kurz: Lorinser hat Recht, und so weit die übrigen Genannten ihm Recht geben, haben sie auch Recht, in so fern sie widersprechen haben sie Unrecht. Zwar weiß Hr. S., daß es nach Unpartheilichkeit aussieht, wenn man einem nicht in allem Recht giebt, und so widerspricht er denn auch wohl einmal Lorinsern und denen, die ihm beistimmen; allein sein Widerspruch hat nicht viel zu bedeuten, es ist nur ein Stäubchen, das von dem Lorinserschen Purpurmantel abgelesen wird.

Ich theile also nur Weniges aus dieser Recension mit. Gleich im Eingange heißt es: »Was einsichts»volle Pädagogen, unbefangene, nicht in der Eitelkeit »des Wissens untergegangene Lehrer längst gefühlt »und im Stillen gesagt, aber nicht öffentlich laut und »mit fester Zuversicht auszusprechen gewagt hatten, »das spricht hier ein Arzt mit aller Kraft der aus Er»fahrung gewonnenen Ueberzeugung, mit aller Energie »einer ethischen, auf das Jugendwohl gerichteten, auf »ruhige Beobachtung gegründeten Zuversicht aus.« Also wir Direktoren und Lehrer, die wir dies nicht gesagt, noch auch, da wir keine Sonntagskinder sind, andere Lehrer in der Stille haben sagen und klagen gehört haben, — und wir dürften neun und neunzig Hundertel aller Lehrer und Direktoren sein, — wir sind in Eitelkeit des Wissens untergegangen? Trösten wir uns, da uns Hr. S. doch das Wissen nicht abspricht, sondern nur mit einigem Grunde beneidet, und legen wir uns ein wenig darauf Ungesprochenes zu hören, dann wird unsere Eitelkeit sich legen. Was Hr. S. Energie nennt, das haben Kundige für leere Traumgebilde, und, wo etwas Wahres zum Grunde liegt, für unerhörte Uebertreibungen erklärt, Beobachtung aber Lorinsern ganz abgesprochen. Das Ethische der Lorinserschen Zuversicht endlich hat Hr. Prof. Kritz, in der weiter unten von mir angeführten Schrift, zur Genüge beleuchtet.

Vermöge seiner Sonntagskindschaft hat denn Hr. S. auch erlauscht, daß Lorinsers Schrift in dem väterlichen Herzen unseres Königs »Anklang fand.« Ich fürchte aber sehr, daß diese Behauptung Anderen, wie mir, höchst unziemlich scheinen werde. Des Königs Majestät steht zu hoch, als daß man sie mit einem Pamphlet in solche Berührung bringen dürfte. Ein Fürst läßt herkömmlich jede Beschwerde, die ihm auf die rechte Weise vorgetragen wird, untersuchen, ohne daß dabei von Anklang die Rede ist.

Weiter berichtet Hr. S. aus Lorinsers Libell, daß die Schüler wöchentlich 32—40 Stunden auf den Bänken sitzen müssen, und doch muß er wissen, daß dem nicht so ist, oder, wenn sich dergleichen irgendwo ereignet hat, daß es einzelner Fehler der Verwaltung, nicht der gesetzlichen Einrichtung ist. Aber um eine so gravirende Beschuldigung nicht fallen zu lassen, schwärzt er weiter unten diesen 40 Stunden diejenigen ein, welche die Jugend zu Hause, freilich nicht auf Bänken, sondern Stühlen sitzt, oder, wenn sie will, auch steht, oder, z. B. beim Auswendiglernen, sogar geht. Mancher mag dergleichen Künste übersehn, aber wir in der Eitelkeit des Wissens Untergegangenen sehn und rügen sie sogleich. Aber dafür giebt uns Hr. S. auch »Renomisterei pedantischer Schulrektoren« zu hören, bloß wegen Aufnahme unzweckmäßiger Lehrgegenstände.

Weiter sagt Hr. S., man habe Lorinsern nur Einzelnheiten entgegengestellt. — Einzelnheiten nennt Hr. S. eine das Einzelne nach der Reihe prüfende Widerlegung. Was würde er sagen, wenn die Gymnasien auf die ganz allgemeine Anklage auch ganz allgemein antworteten, sie sei unerwiesen und als eine bloße Beschimpfung anzusehn? Und doch hätten sie Recht und könnten erst einen Beweis von ihrem Ankläger fordern. Man muß sich wundern und es bedauern, daß ein Schulmann so geringe Einsicht verräth. Gerade das Einzelne muß von Einzelnen durchgesprochen werden, damit sich zuförderst eine Summe für jedes einzelne Gymnasium, und aus diesen einzelnen Summen ein Gesammtergebniß für den jetzigen Zustand aller Gymnasien ziehn lasse. Hätte Hr. S. dies erwogen, so würde er die Beurtheilung des sehr lesenswerthen Programmes des Hrn. Direktor August nicht aus dem verkehrten Grunde abgewiesen haben, daß dies Programm nur die Rechtfertigung Eines Gymnasiums enthalte. Kann sich Ein Gymnasium rechtfertigen, so ist die gesetzliche Einrichtung

aller gerechtfertigt, und es kann nur noch von Mängeln der Verwaltung die Rede sein.

Hierauf klagt Hr. S., einzelne Lehrgegenstände seien jetzt ausgedehnter als sonst. Freilich, das kann nicht anders sein. Aber hätte Hrn. S. seine Tadelsucht noch einige Besinnung und Billigkeit gestattet, so würde er bemerkt haben, daß dafür andere Lehrgegenstände jetzt eingeschränkter sind. Um von Geringerem zu schweigen, so lernen die Schüler jetzt weder eine Dogmatik, noch große historische Tabellen auswendig, arbeiten keine ausführlichen Geschichtshefte aus und sind in den obersten Klassen von der drückenden Last der ehemaligen zahlreichen schriftlichen Uebersetzungen aus alten und neuern Sprachen fast ganz befreit. Wer dies bedenkt, wird es wohl noch für unentschieden halten, ob die Gymnasiasten sonst weniger als jetzt arbeiteten. Aber sonst gab es theils gar keine Abiturientenprüfung, theils war diese eine Formalität, theils bezogen Viele die Universität unreif, und von diesem goldenen Zeitalter mögen sich denn manche in der Eitelkeit des Wissens nicht Untergegangene eine sehr reizende und die Gegenwart verdunkelnde Vorstellung machen.

Auf die mittelmäßigen Köpfe als langsame Arbeiter, meint Hr. S. weiter, dürften täglich 12 und mehr Arbeitsstunden fallen, und doch seien diese mittelmäßigen Köpfe die Mehrzahl. Hr. S. irrt. Der mittelmäßige Kopf wird freilich in der Klasse langsamer auffassen als der gute Kopf, aber zu Hause wird oft der mittelmäßige der schnelle, der gute aber der langsame sein. Jener schreibt nieder, was und wie er's empfangen, dieser denkt, vergleicht, zweifelt, wendet an, wird gefesselt und verweilt. Hrn. S.'s Mittelmäßige sind Unfähige, mit denen man die Gymnasien verschonen sollte. Aber H. S. belegt seine Behauptung mit seiner Erfahrung. »Dem Recensenten,« sagt er, — und ich mache den Leser auf den Styl

des Hrn. S. aufmerksam, — »dem Recensenten sind »mehrfach Fälle bekannt, wo die Schüler der oberen »Klassen Berlinischer Gymnasien, um gründlich und »gewissenhaft den Anforderungen der Lehrer zu ge= »nügen, Nächte hindurch arbeiten; — die Ausfüllung »der Muße der Schüler mit Privat — Musik u. s. w. — »Unterricht ist aber nicht bloß Schuld der Eltern, denn »das Leben hat auch seine Rechte, und fordert nun »einmal eine gewisse Kunstbildung neben dem positiven »Wissen, — die Schule müßte doch darauf auch eine »billige Rücksicht nehmen, — oft ist z. B. erweiterter »Unterricht in den neueren Sprachen für gewisse Be= »rufsarten unerläßlich; überhaupt sollte neben der »Schule, der Privatrichtung und Neigung des Indi= »viduums gehöriger Raum bleiben.« — Welchen Werth diese Erfahrung des Hrn. S. habe, würden wir sehen, wenn ihn die sechs Gymnasien, an denen er unterrichtet hat, zur Rede stellten und das Faktische untersuchten. Obschon einzelne Mißbräuche und na= mentlich Uebertreibungen überall möglich sind, mithin auch bei Gymnasien, so ist doch wahrscheinlich, daß Hrn. S.s Erfahrung nichts beweist. Sie beweist aber nichts, wenn jene Schüler unfähige waren oder irgend wie versäumt und zurückgekommen, oder sich ehrgeizig oder unnöthig ängstlich auf die Abiturientenprüfung vorbereiteten, oder ungebührlich verschobene Pensa abarbeiteten, oder aus Dürftigkeit Privatstunden gaben, oder durch zu viele Privatstunden in der Musik, im Zeichnen, in neueren Sprachen, im Reiten und Tanzen oder auch durch zu viele Zerstreuungen von ihren Schul= studien am Tage abgehalten wurden. Haben aber wirklich alle diese Ursachen nicht stattgefunden, und jene Schüler sind wirklich von ihren Lehrern so mit Aufgaben überladen worden, so wird ja wohl der menschenfreundliche Hr. S. »aus wahrer Liebe für die Jugend« dem Direktor des Gymnasiums die nöthige Anzeige gemacht und so dem Uebelstande abgeholfen haben.

Was die »Kunstbildung« anlangt, die das Leben fordert, wie Hr. S. bemerkt, so fragen wir ihn, ob einerseits Poesie, Musik und Zeichnen, drei Lehrgegenstände der Gymnasien, keine Kunstbildung gewähren, anderseits nicht jedem Gymnasiasten noch Zeit genug bleibt ein musikalisches Instrument, Tanzen und eine neuere Sprache zu erlernen. Wenigstens ist sie den Schülern der mir anvertrauten Anstalt geblieben, und ich kann Hrn. S. z. B. einen namhaften Komponisten nennen, der schon, bevor ihn diese Anstalt mit dem Zeugniß der Reife zur Universität entließ, mehrere umfangreiche Kompositionen vollendet hatte. Doch das ist eine Einzelheit, wie er sagen wird, wie er denn auch sagen würde: das sind hundert Einzelheiten, wenn hundert Gymnasien Aehnliches nachwiesen, was sie, denk ich, könnten, wenn sie wollten, und nicht meinten, es genüge an den ihnen abgeforderten Privaterklärungen, und das Hohe Ministerium werde Anklagen, wie die des Hrn. S., ohne ihr Zuthun zu würdigen wissen. Und darin haben sie durchaus Recht; aber es ist auch nöthig, daß sich Einer und der Andere der Mühe unterziehe, das große nicht wissende, sondern nur meinende Publikum vor Irrthümern und Täuschungen zu warnen und seine Augen offen zu erhalten.

Der »Privatrichtung und Neigung« der Schüler gestatten die Gymnasien also allerdings »gehörigen Raum,« in so fern diese Neigung nicht gar zu individuell und mit den Gymnasialstudien unverträglich ist, was sich doch zuweilen ereignet. Wohl erwogen, wird ein junger Mensch nicht leicht auch nur ein erträglicher Gymnasiast sein können, wenn er in den Lehrgegenständen des Gymnasiums nicht einen und den andern findet, der ihn anzieht und erfreut.

Die »billige Rücksicht,« welche die Schule auf die Privatstudien ihrer Schüler nehmen soll, dehnt Hr. S. im Folgenden dahin aus, daß die Schule dem verderbten Familienleben, das sie doch nicht zu ändern

vermöge, nachgeben solle. Ein eben so christlicher als vernünftiger Vorschlag! Weiß denn der Pädagog nicht, daß der Zögling meistens auch den Erzieher bildet, und die Schule nicht selten das Haus? Mehr als Einmal hab' ich Geständnisse, wie dies gehört: „Seit „unser Knabe in die Schule geht, herrscht bei uns viel „größere Ordnung im Hause; das Frühstück und das „Mittagbrod ist jetzt immer zu gehöriger Zeit fertig. „Schlägt es drei Viertel und sein Frühstück steht nicht „auf dem Tisch, so greift er nach seiner Semmel, wirft „die Büchertasche über den Nacken und jagt davon, „ohne gefrühstückt zu haben.“ Eben so habe ich von Spazierfahrten, Festlichkeiten und Schmäusen gehört, an welchen sich die Schüler geweigert Theil zu nehmen, weil sie nicht zeitig genug davon erfahren, um sich mit ihren Schularbeiten darauf einzurichten. Wie manchen Eltern ist erst durch die Schule klar geworden, was Erziehn heißt! Dies nicht geringe Verdienst der Schule nun opfert Hr. S. dem verderbten Familienleben auf, bloß weil er dasselbe doch nicht (ganz) ändern kann. Aus gleichem Grunde müßte er ja auch die Schüler in Allem gewähren lassen, weil er sie doch nicht von aller Sünde abhalten kann.

Zu Froriep's Behauptung, die den Schulprüfungen beigelegte Wichtigkeit sei in Preußen am größten, und eine Kontrolle für die Lehrer, bemerkt Hr. S.: „Ja wahrlich, und oft auch in den großen Gymnasien „für diese (die Lehrer) anstrengend und aufreibend.“ — „Wie viele blühende Männer hat Recensent (Hr. S.) „sich aufreiben und bei den großen Anstrengungen an „langsamem, heranschleichendem, frühem Tode dahin „welken sehen; vielleicht ist grade der Zustand der „Ueberreizung bei der jüngeren Generation der Lehrer, „zumal wenn sie als Familienväter von Nahrungs„sorgen niedergedrückt, sich durch Privatstunden noch „abarbeiten müssen, noch häufiger, als bei den Schülern.“

Hier ist der rechte Ort, mich über S c h u l p r ü f u n g e n und K o n t r o l l e d e r L e h r e r zu erklären,

über jene in einer besondern Beilage, über die Kontrolle sogleich. Wie die Abiturientenprüfung eine Kontrolle für die Lehrer, und, wohl gemerkt, auch für den Direktor und das ganze Gymnasium ist, das leuchtet ein; wie sie den Lehrern lästig und unter Umständen anstrengend werden kann, ebenfalls; was sie aber Aufreibendes enthalte, das habe ich weder als Schüler, noch als Lehrer, noch als Direktor seit beinah 40 Jahren bemerkt; und wie man sich jetzt darüber beschweren kann, sehe ich um so weniger ein, als das neue Prüfungsreglement die Abiturientenprüfung vereinfacht hat, und jetzt weder Uebersetzungen ins Griechische, noch auch zu tragischen Chören weitläufige Kommentare, welche manche Abiturienten zu ihrem Vergnügen obenein in Griechischer Sprache schrieben, von ihnen mehr fordert. Was aber insbesondere die Kontrolle über die Lehrer anlangt, so sehe ich nicht ein, mit welchem Rechte sich irgend ein öffentliches Institut mit seinen Beamteten einer Kontrolle entziehn dürfe, zumal so wichtige, als die Gymnasien sind. Unsere Kontrolle enthält nichts Entehrendes und verhindert nicht bloß absichtliche, sondern auch unabsichtliche und zufällige Mängel, von denen auch die besten nicht frei sind, noch auch frei sein können. Ist sie beschwerlich, so ist sie's hauptsächlich für den Direktor, zumal wenn dieser Abneigung gegen das Bericht- und Aktenwesen hat. Diese Kontrolle befreit die Gymnasien größtentheils von willkührlichen Verantwortungen, zu denen sie könnten gezogen werden, von Klagen des Publikums über eigenmächtiges Verfahren und von gegenseitigen Vorwürfen, wenn andere ein anderes Verfahren beobachten, und erhält, ohne alle völlig zu uniformiren, doch diejenige Gleichheit, welche das Gedeihen aller fordert. Wie aber der Staat seine Kontrolle führen will, bleibt natürlich ihm überlassen, und wir müssen ihm verbunden sein, wenn er sie indirekt, wie in diesem Falle, führt, nicht durch besondere, Schüler und Lehrer störende Visitationen,

wiewohl auch diese zuweilen nöthig sind. Von dem Nutzen der Kontrolle, und zwar der Kontrolle durch die Abiturientenprüfung, theile ich hier nur einen Fall mit. Vor etwa 20 Jahren zeigte sich in den Abiturientenakten eine so große Unwissenheit und Unbrauchbarkeit eines Gymnasiallehrers, daß die aufmerksam gemachte Behörde denselben zum Ausscheiden bewog.

Was Hr. S. vom frühen Tode überreizter, von Nahrungssorgen gedrückter und sich abarbeitender junger Lehrer sagt, ist wieder eine Erfahrung, die ich in einer ziemlich langen Schullaufbahn nicht gemacht habe, wie sie denn gewiß die meisten Schulleute nicht gemacht haben. Erwägt man, daß in allen Berufszweigen junge Männer und junge Frauen sterben, daß auch Schulmänner an angeerbten und an selbstverschuldeten Krankheiten sterben, daß junge Gelehrte selten den Rath befolgen sich täglich Bewegung zu machen, außer wenn es zu spät ist, daß viele ihr Heil in ein Buch setzen, mit dem sie sich baldigst Ehre und Amt erwerben wollen, und auf das sie neben Lehrstunden und Berufsstudien ihre Kräfte unmäßig wenden, wer kann sich da über frühzeitiges Hinwelken und Tod wundern? Mancher hat sich darauf gesetzt, Berlin unter keinen Umständen zu verlassen, und duldet nun, was nicht zu dulden ist, heirathet ein Mädchen, mit welchem er sich als Student verlobte, und das sich nach dem Ehestande sehnt, zerarbeitet sich, hungert dennoch und stirbt. Mancher zählt mit seinen Eltern schon als Primaner die Unzahl von Referendaren, Predigtamtskandidaten und jungen müßigen Aerzten, und entschließt sich Pädagog zu werden, wiewohl er zum Schulmann weder Neigung noch Geschick besitzt; aber er hat im Schulfach die Aussicht auf baldige Versorgung. Es gelingt: er erhält seine drei- bis vierhundert Thaler Jahrgehalt und giebt seine 18 bis 22 Lehrstunden wöchentlich. Nun findet sich natürlich, daß ihm der Schulstaub zuwider ist, daß 50 Schüler in einem mäßigen Zimmer stark ausdünsten, daß sie

seinem übeln Humor ihren Uebermuth, ihren Trotz und wohl gar einige Bosheit entgegensetzen, daß Korrekturen ein abscheuliches, erdrückendes Geschäft sind, daß Alles unzweckmäßig (nämlich nicht nach seiner Bequemlichkeit) eingerichtet ist. Um doch einige Erheiterung zu haben, heirathet er, und es geht ihm dann, wie's Hr. S. beschreibt. Wer sieht nun nicht, daß dies Mißgeschick nicht dem Staate zur Last fällt, sondern dem Unverstande und Ehrgeize der Eltern! Zum Schulmanne muß man geboren sein, sonst wird man sich im Schulamte nicht glücklich fühlen, und das tägliche Treiben dessen, was dem Menschen zuwider ist, kann ihn allerdings aufreiben.

Ich fühle mich gedrungen über die vorstehende Aeußerung des Hrn. S. und ähnliche neuerer Pädagogen eine Bemerkung zu machen, erkläre aber voraus, daß ich Hrn. S. dadurch nichts zur Last lege, und daß ich die Verdächtigung Anderer, als ob sie's mit der Religion, den guten Sitten oder dem Staate bös meinten, wie die leibhafte Sünde hasse und mit solchen Verdächtigern nicht an Einem Tisch sitzen mag. Meine Bemerkung ist aber diese. Die Besprechung der Unvollkommenheit öffentlicher Einrichtungen ist nöthig, aber sie muß mit Sachkenntniß geschehen, mit richtiger Angabe des Faktischen und seiner Ursachen und Gründe, am rechten Orte, in angemessenen Ausdrücken, wo möglich, das Bessere statt des Bestehenden angeben und erweisen, und vor allen Dingen die Erregung von Unzufriedenheit mit den Staatseinrichtungen und dem Staate selbst zu vermeiden suchen. Ist nun meine Bemerkung gegründet, so hat sich Hr. S. in dem, was er über Prüfung und Kontrolle sagt, nicht vorsichtig genug ausgedrückt, sondern kann in unserer Zeit der Gährung und der Unbehaglichkeit durch seine eigene nicht zu verkennende Unzufriedenheit auch Andere, namentlich junge Pädagogen, verstimmen und unzufrieden machen, welches in der That einer der schlechtesten Dienste ist, die man dem Staate,

den Gymnasien und angehenden Pädagogen erweisen kann.

Der aus einer der von ihm beurtheilten Schriften von Hrn. S. angeführten Behauptung, daß die Lehrer ihre Schüler zum Examen spornen, um selber Ehre und Lob zu ärndten, wobei die Schüler als bloßes Material betrachtet werden, widerspricht er nicht, sondern scheint sie für gegründet zu halten. Ich selber bin so glücklich auch diese Erfahrung nie gemacht zu haben, wohl aber die entgegengesetzte, daß wir einzelne Schüler von zu angestrengtem Studiren abgehalten haben, wie noch jüngst einen, der für sich angefangen hatte den Hiob zu übersetzen und zu erläutern. Ich kann daher nicht umhin in jenem Vorwurf etwas Gehässiges zu erblicken. Wenn ein Lehrer seine Schüler spornt, woran sieht man, daß er sie zum Examen spornt und nicht zum gesetzlichen Fleiße? und warum sollen sie nun bloß Material sein, wodurch der Lehrer Ehre und Lob ärndten will? Die Schule, welche ihre Schüler zu tüchtigen Abiturienten heranbildet, verdient Anerkennung, aber wie widerwärtig ist's, wenn ihr mit dem Vorwurfe der Ehrsucht gelohnt wird! Läßt sich mit einer so schmählichen Beschuldigung denn nicht jede in der reinsten Absicht erfüllte Pflicht besudeln, wenn sich nur Jemand dazu hergiebt? Kaum dem Lehrer, welcher durch unmäßiges Streben nach höherer Stellung, durch Bücher, die er auf Kosten des vernachläßigten Lehramtes schreibt, und auf andere nicht zu verkennende Weise seine Ehrsucht notorisch verrathen hat, kaum diesem darf man das Anspornen seiner Schüler als Ehrsucht auslegen, da es keinen Ehrsüchtigen giebt, der Alles aus Ehrsucht thut, und gewiß mancher Ehrsüchtige doch sein Amt mit der größten Gewissenhaftigkeit verwaltet.

Ueber die Propädeutik zur Philosophie, die Hr. S. mit mehreren Schulmännern als besonderen Lehrgegenstand in den Gymnasien verwirft, werde ich mich in einer Beilage erklären.

Nach der Recension läßt Hr. S. noch einen Anhang besonderer Bemerkungen in 12 Nummern folgen. No. 1. empfiehlt in krausen Redensarten die Gymnastik. In No. 2. klagt er (und wer hört hier nicht den leibhaften Dr. Lorinser?) über das »receptive Aufnehmen (sic) des mundrecht Dargebotenen, fortwährendes Anlernen und gehorsames Abarbeiten nur fremdem Willen huldigender Arbeitsknechte.« Was sollen wohlverwaltete Gymnasien zu dieser Beschreibung des Gymnasialunterrichts sagen, da selbst das wenigstleistende des Preußischen Staates darin ein eben so ekelhaftes als lächerliches Zerrbild erkennen muß? Und das schreibt Hr. S., nachdem er in meiner Widerlegung von Lorinsers Beschuldigung der Schulen S. 45 ff. die Grundlosigkeit solches Geredes gelesen. »Im Leben,« sagt er, »kommt es noch mehr auf »Handeln, Muth, Kraft des Entschlusses und selbst»ständige Festigkeit an, als auf Wissen. Die Schule »müßte mehr das ethische Element der Jugend»bildung hervorheben. Eigene, freie, selbst»ständige Arbeit ... je nach Neigung und Indi»vidualität ... und besonders das ethische Mo»ment der Ausdauer, Energie, der Ueberwindung »von Schwierigkeiten müßte mehr befördert und be»rücksichtigt werden, als das hastige Lernen und »Wissen für die Stundenpensa.« — Wer dies Geschwätz durch Wegschaffung des sich Widersprechenden und durch Zuthat einiger Vernunft in einen klaren Gedanken verwandelt, wird, wenn er anders den jetzigen Zustand der Gymnasien kennt, gestehn müssen, daß auch der Staat und sie selber eben dies von sich fordern und nicht selten erreichen, daß aber einer regelmäßigen Erreichung überhaupt die menschliche Natur und jetzt noch besonders die verkehrte häusliche Erziehung entgegenstehe. So lange aber die Feinde der Gymnasien ihren verkehrten Schluß festhalten: unsere Gymnasiasten sind nicht so, wie sie sein sollten,

also taugen die Gymnasien nichts — denn das ist doch in der That aller der langen Reden kurzer Sinn, den auch Hr. Dr. Jacoby in seinem sogenannten „Streit der Pädagogen und Aerzte“ S. 9 und 10 ganz unumwunden ausspricht, — so lange ist der angeregte Streit kein Versuch verschiedene vernünftige Ansichten in das richtige Gleichgewicht zu bringen, sondern eine Vertheidigung der Vernunft gegen Unvernunft und bösen Willen, der nicht bei allen Angriffen vom Verdachte des Obskurantismus ganz frei sein dürfte. Was legt Hr. S. z. B. den Gymnasien „das hastige Lernen für die Stundenpensa“ zur Last? Kann sich Hr. S. ein Gymnasium für unsere jetzige Jugend ohne Stundenpensa denken, so theile er uns gefälligst sein Kunststück mit; kann er's nicht, so behalte er seinen guten Rath, dessen selbst kein angehender Lehrer, geschweige denn ein Direktor bedarf, für sich. Sagt er aber etwa: viele Gymnasiasten leisten ziemlich regelmäßig ihre Stundenpensa und wissen sie hernach doch nicht, so hat er Recht, aber das ist nicht die Schuld der Gymnasien, sondern der Jugend, der Eltern, des Zeitgeistes und der ewigen Angriffe auf die Gymnasien, welche Angriffe der Jugend den Glauben beibringen, der Staat und ihre Lehrer verfahren unbillig mit ihnen. Wollte sich nun jeder Leser die Mühe geben, Hrn. S.s Vorwürfe zu prüfen, so würde er unfehlbar den Ungrund derselben finden, aber die Mehrzahl, der es an Zeit und Lust zum Prüfen fehlt, liest bloß und hält die Beschuldigung fest. Um solcher Leser willen ist's nöthig, daß sich Sachkundige dem widrigen und langweiligen Geschäft der Widerlegung unterziehn. Das bitte ich die Männer zu erwägen, die mir's verdenken, daß ich mich zu einer so unfruchtbaren Polemik hergebe. Unfruchtbar ist sie freilich für den Pädagogen und für die unbekehrbaren Feinde der Gymnasien, aber nicht für das große Publikum, das jetzt von dieser Angelegenheit Notiz nimmt, und dem richtige Ansichten zur Kenntniß

zu bringen, man die gebotene Gelegenheit nicht versäumen darf.

In No. 3. singt Hr. S. Lorinser's Lied vom »unaufhörlichen Hineinpfropfen und Hineinstopfen.« »Es scheint wahre Barbarei,« sagt er, »wenn einzelne Direktoren alles Heil« darin setzen, »die Lehrer immerfort zu treiben, zu inspiciren, zu controlliren, daß ja keine Minute an der vollen Stunde »versäumt werde,« und findet darin »eine für Schüler »und Lehrer aufreibende, abstumpfende, verdrießlich »machende Treiberei.« — Könnte es Hr. S. dem Leser übel nehmen, wenn er in solchen Ausdrücken gradezu die Absicht fände, Schüler und Lehrer gegen die Ordnung aufzureizen? Es ist die Pflicht jedes rechtschaffenen Direktors darauf zu sehn, daß die Lehrstunden in statutenmäßiger Ordnung gehalten, also zu rechter Zeit angefangen, ohne Unterbrechung gehalten und zu rechter Zeit geschlossen werden; und der Direktor, welcher nicht darauf hält, wird von dem Provinzialschulkollegium oder der Schuldeputation zur Verantwortung gezogen, was mir vor etwa 16 Jahren begegnete, als ich in diesem Punkte nachsichtig gegen einen Lehrer gewesen war, weil er eben einen gefährlich Kranken in seiner Familie hatte. Ueberschreitet aber ein Direktor in seiner Beaufsichtigung seine Vorschrift, nun so kostet es ja nur Ein Wort und er wird sich mäßigen. — »Gewisse Gegenstände,« fährt Hr. S. fort, »wie Mathematik, philosophischer, streng grammatischer, selbst Religions-Unterricht greifen wirklich »für eine ganze volle Stunde Lehrer und Schüler zu »sehr an.« — Was kann ein vernünftiger Mensch zu solcher Misere sagen, als: Risum teneatis, amici! oder: Fort mit den miserabeln Lehrern und Schülern ins nächste Hospital! Etwas anderes wär' es, wenn Hr. S. bloß von 7- bis 8jährigen Knaben oder Sextanern spräche. So breiweich ist die Pädagogik des Mannes, der doch in No. 2. »das ethische »Moment der Ausdauer, Energie, der Ueber-

»windung von Schwierigkeiten mehr befördert«
haben will.

»4. In allen Disciplinen müßte das eigene
»Verarbeiten des Stoffes, nicht das An-
»lernen die Hauptsache sein; nicht eher weiter ge-
»gangen werden, als bis das Material eigenes
»freies Besitzthum der Schüler geworden.« —
Wenn Hr. S. sich nicht entblödet den Gymnasien im
Angesicht von ganz Deutschland solche Trivialitäten
zu dociren, so hat er entweder an den sechs Gymnasien,
an denen er Lehrer gewesen ist, lauter Ignoranten zu
Kollegen gehabt, oder er weiß nicht, was er will.
Aus dem Mangel des eigenen Verarbeitens und ähn-
lichen Fehlern leitet Hr. S. bei unser Jugend »Mat-
»tigkeit, Mangel an Begeisterung und poetischer Er-
»regbarkeit, eine gewisse philisterhafte engherzige Welt-
»anschauung, eine dürre abutheilende Verstandes-
»bildung, eine Dürftigkeit des Geistesaufschwunges,
»der eigenen Productivität und Erfindung, eine ein-
»getrocknete Phantasie und Mangel an der rechten,
»frischen Jugendlichkeit her.« — Vorläufig erwäge
der Leser die Klarheit, Logik und Präcision in den
Gedanken des Mannes, und er wird, falls es nicht
schon geschehn ist, mit sich aufs Reine kommen, wie
hoch er das Urtheil desselben anzuschlagen habe. So-
dann erinnere er sich, wie der jetzige Zeitgeist, die Ver-
kehrtheit der Erziehung und eigene Untüchtigkeit der
Jugend stärker auf die Gymnasiasten einwirken als
der Unterricht, oder diesem mindestens viel von seiner
Wirksamkeit rauben, und er wird auch davon überzeugt
sein, daß Hr. S. irgend einem Lieblingsgötzen einen
Sündenbock schlachten wollte und hiezu die Gymnasien
wählte. Das Weitere in einer besonderen Beilage.

»5. ist denn auch eine gewisse Uebersättigung
»der Jugend mit der ihr eingestopften Gelehrsamkeit
»unverkennbar. Recensent« (Hr. S.) »weiß mehrere
»Fälle, wo die ausgezeichnetsten Köpfe, die besten ehe-
»maligen No. I., welche die vortrefflichsten Specimina
lie-

»lieferten und in allen Disciplinen gleich tüchtig waren, »von der Mathematik z. B. bei ihrem Abgange von »der Schule erklärten nie wieder eine Formel ansehn »zu wollen.« »Wie oft hört man ehmals ganz tüch»tige Gymnasiasten mit Ekel von ihrem Cicero de »officiis etc. sprechen!« »Es ist keiner unter den »bekannten Schriftstellern des Alterthums, den der »abgehende Primaner nicht angelesen hätte und zu »beurtheilen wüßte.« Unter den Erfahrungen des Hrn. S. sind die »in allen Disciplinen gleich tüchtigen Abiturienten« unfehlbar die für den Leser erfreulichste, und wir danken Hrn. S., daß er sie uns nicht vorenthalten. Daß ein poetischer Kopf nichts mehr mit Formeln zu thun haben will, kann man ihm gönnen, und daß Anderen Cicero's Officia nicht mehr schmecken, kann die Schuld oder das Verdienst einer anderen Moralphilosophie sein, die sie auf der Universität studirt haben; denn der »Ekel« wird wohl nur eine anmuthige Hyperbel des Hrn. S. sein, oder er hat einen burschikosen Ausdruck buchstäblich verstanden. Das eben so hyperbolische Anlesen der Autoren werd' ich in einer Beilage besonders besprechen.

Weiter spricht Hr. S. von 17—18jährigen Gelehrten, die auf der Universität erst Jahre lang ausruhn. — Es ist bekannt, daß das Universitätsleben viele Jünglinge zur Trägheit verleitet, zumal da sie glauben im letzten Jahre noch lernen zu können, was sie zum Examen brauchen. Ist hier etwas in den Einrichtungen zu tadeln, so trifft der Tadel wenigstens nicht die Gymnasien. Denn nicht alle Studenten ergeben sich dem Müssiggange, sondern es giebt allenthalben auch fleißige, sogar sehr fleißige, und diese sind nicht die ehemaligen schlechten Gymnasiasten, sondern die »No. I., welche die vortrefflichsten Specimina lieferten und in allen Disciplinen gleich tüchtig waren,« und, setz' ich hinzu, in der Regel nach ihrem Triennium academicum das Examen am besten bestehn, und sich später im Amte als die tüchtigsten zeigen, was sich mit

zahlreichen Schülern des Friedrichskollegiums und gewiß eben so der übrigen Gymnasien erweisen läßt. Von einzelnen eminenten Köpfen aber, die überall ihre eigene Lebensweise haben, kann natürlich keine Regel abgeleitet werden.

Weiter sagt uns Hr. S., »das Alterthum hat seinen Reiz für sie« (die Abgegangenen) »verloren.« Hier endlich spricht Hr. S. einmal einen geringeren Tadel aus, als ihn die Gymnasien selbst zugestehn. Nämlich manche Jünglinge interessirt die Griechische und Römische Literatur schon auf dem Gymnasium wenig oder gar nicht, und diese kann mithin in der Folge keinen Reiz verlieren, den sie für solche Jünglinge nie besaß. Also muß Hrn. S. wiederum geantwortet werden: Schafft den Gymnasien tüchtige Knaben zu Schülern, und die Gymnasien werden euch tüchtige Studenten liefern.

Diese Erscheinung, meint Hr. S., befremde nicht, da die sogenannten Privatstudien der Jugend den letzten Rest der Zeit rauben, da man ihren Ehrgeiz, viele Autoren gelesen und excerpirt zu haben, jeden Augenblick stachelt, ihrer individuellen Neigung und ihrer »ästhetischen Lektüre« gar keinen Raum lasse. Der Jugend, die »Alles angekostet« habe, sei »der Hunger nach der geistigen Speise des Alterthums, der Philosophie, Geschichte u. s. w. vergangen.« — Die Privatstudien der Schüler des Friedrichskollegiums bestehn in theilweiser cursorischer Ergänzung der von ihnen in der Klasse gelesenen Autoren, in der Lesung Deutscher geschichtlicher Werke und Reisebeschreibungen, und vor Allem in der Lesung geeigneter Schriften von Deutschen Klassikern, wie Göthe, Schiller, Herder, Lessing, Klopstock, Voß; und so weit ich andere Gymnasien kenne, ist es dort eben so. Rath der Lehrer findet hiebei allerdings zuweilen statt, aber nicht leicht ein Zwang. Hr. S. haßt das Anlesen und Ankosten der Autoren, und doch wird er angekostet nennen, was nicht entweder ganz oder doch großentheils durchgelesen

wurde. Da aber derselbe Autor nicht durch drei oder vier Klassen kann gelesen werden, so ist es löblich, daß die Schüler einen angefangenen Autor privatim fortsetzen. Deutsche Klassiker aber lesen sie in der Regel mehr als gut ist; wenigere würden sie weniger flüchtig lesen. Alterthumsstudien, Geschichte und Philosophie endlich treiben auf der Universität die besseren unserer Schüler ebenfalls, und nur die, welche schon auf der Schule keine Lust dazu hatten, verschmähen sie auch auf der Universität. So zeigt sich denn, daß den Schülern keineswegs der »letzte Rest der Zeit geraubt« wird, sondern daß sie auch ihre Neigung befriedigen. Ja ich kann noch hinzusetzen, daß unter ihnen stets Einige sind, welche z. B. selbst schwere Fortepianokompositionen mit Fertigkeit spielen, was sich bekanntlich ohne bedeutenden Zeitaufwand nicht erreichen läßt.

In No. 6. tadelt Hr. S. »das Hinaufschrauben »der Unterrichtsgegenstände über den gewöhnlichen »Standpunkt der Jugend.« Daß im Friedrichskollegium, welches doch nicht in dem Rufe steht in seinen Leistungen gegen die übrigen Gymnasien zurückzubleiben, dies Hinaufschrauben nicht stattfinde, sondern daß wir den gesetzlichen Vorschriften treulich nachkommen, hat Hr. S. aus meiner Widerlegung der Lorinserschen Beschuldigung S. 8 und 9 ersehn. Die Forderungen und Leistungen der Ost- und Westpreußischen und Litthauischen Gymnasien aber, so weit ich sie aus ihren Programmen und Abiturientenprüfungen kenne (denn ich bin viele Jahre Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission gewesen), trifft der Vorwurf des Hrn. S. eben so wenig. Will nun Hr. S. sagen: Gut, östlich von der Oder mögen die Gymnasien anders, mögen sie tadelfrei sein; westlich von der Oder aber kenne ich sie, und weiß, daß sie an allen den Gebrechen leiden, die ich in meiner Recension namhaft mache, so erwäge er doch ja, welche Kraft er damit der Oder beilegt, und welchen Glauben sein Tadel finden werde.

Auch in dem Tadel der Aufgaben zu den Deutschen Aufsätzen muß ich Hrn. S. widersprechen. Er scheint leichte Aufgaben zu verlangen, wie Meierotto sie gab (man sehe Hygiea von Heinsius S. 18): »mein Spaziergang auf dem Schiffbauerdamm,« »Verwüstung eines ausgetretenen Stromes.« Dergleichen Aufgaben eignen sich wirklich nur für Tertianer, nicht für Primaner. Der Tertianer beschreibt einfach, was er gesehn, und das kann für gewöhnlich (nicht für immer) genügen; der Primaner aber soll durch seine Deutschen Aufsätze den Grad seiner Gesammtbildung kundthun, soll mithin vier bis sechs Wochen hindurch Stoff sammeln, sichten, ordnen, verarbeiten (bald synthetisch, bald analytisch) und durch eigene Gedanken und Empfindungen wie durch passenden Ausdruck zu seinem individuellen Eigenthum machen. Solche Arbeiten sind nicht leicht, übersteigen aber keinesweges die Kräfte eines Primaners, nur muß er mit gutem Willen darangehn. Daß sie zu drei bis vier geschriebenen Bogen heranwachsen können, ist gut; so führen Inhalt und Umfang hier sehr zweckmäßig zu der von Hrn. S. geforderten »Ausdauer, Energie und Ueberwindung von Schwierigkeiten.« Das aber versteht sich von selbst, daß sich die Aufgaben in der Regel an Gelesenes und Gelerntes anlehnen, damit es auch den Schwächeren nicht an Stoff fehle.

»Die Primaner,« sagt Hr. S. weiter, »sind »aufgebläht durch spitzfindige Annotationen über *οὐ*, »*μὴ* und *ἂν*, oder über den Unterschied der verschie»denen rhythmischen Reihen und metrischen Systeme, »oder über den feinsten Sprachgebrauch der neueren »Latinisten« (die z. B. nicht forte statt fortasse brauchen) »und die Unterschiede der Synonyma« (z. B. zwischen gratis und frustra), »welches oft »bloße Nugae grammaticae sind, der Partikeln« (wie *οὐ* und *μή*, non und ne) »u. s. w., erfahren »wohl gar beiläufig, daß dies und das aus dem

»Sanskrit komme.« Nicht einmal beiläufig dürfen sie's erfahren? So dürfen sie auch wohl nicht erfahren, daß es ein Sanskrit giebt, dürfen in der Kulturgeschichte nichts von einer Indogermanischen Sprachverzweigung erfahren!! Giebt es unter den Gymnasiallehrern Einen, der sich mit Hrn. S. in der Wissenschaft willig auf Kartoffeln und Kommißbrodt beschränkt, so mögen ihm die Quartaner zurufen: Und häng' ein Kalbsfell um die schnöden Glieder! — Philosophie will Hr. S. nicht, die Sprachen will er, wie es scheint, mechanisch erlernen lassen, die Mathematik auf ihre Elemente beschränken; woran soll denn die Jugend nun denken lernen?

Wegen der Metrik verweise ich Hrn. S. auf das Prüfungsreglement, welches nur fordert, daß der Abiturient in der Quantität der Lateinischen Sprache sicher sei und über die gewöhnlichen Versmaaße Auskunft geben könne. Da jedoch ordnungsmäßig Griechische Tragödien mit den Primanern gelesen werden, so ist's wohl natürlich, daß sie auch von anapästischen Versen und Systemen von Kretischen, Glykonischen und anderen etwas erfahren. Daß sie dadurch weder angestrengt werden noch Zeit verlieren, weiß jeder, der seine Schüler hierin zu unterrichten versteht.

Hr. S. fährt fort: Die Primaner »kennen schon hie und da einzelne Werke der neuesten und bedeutendsten Philosophen« (etwa Fichte's Reden an die Deutsche Nation; das wird so schlimm nicht sein), »wenigstens die ihnen unverständlichen Namen derselben« (soll wohl Terminologie oder Glossologie heißen) »aus den von ihnen gelesenen Literatur-Zeitungen« (die ihnen doch weder in der Klasse noch privatim von den Lehrern mitgetheilt werden, sondern die etwa der Vater eines Gymnasiasten hält), »und studiren die kritischen Schriften Schlegels u. a. m.« — Nach meiner Erfahrung lesen Primaner etwa A. W. Schegel über Göthe's Hermann und Dorothee, und die Einleitung nebst den Abschnitten aus seinen »Vorlesungen

über die dramatische Literatur,« welche von den Griechen und Deutschen handeln, lesen Lessing's Büchlein: »Wie die Alten den Tod gebildet,« seinen Aufsatz »über die Fabel, Laokoon« und einige Aufsätze ähnliches Inhalts von Herder; und das ist in der That nicht bloß nicht zu tadeln, sondern durchaus löblich. Wenn aber Gurlit seinen Primanern wirklich Einzelnes aus Literatur-Zeitungen zu studiren empfahl, so darf darüber nur der urtheilen, welchem das Was und das Wie und der Standpunkt jener Primaner völlig bekannt ist. Auch ist das nun wirklich einmal ein ganz einzelner Fall.

»Daß,« schließt Hr. S., »sie« (die Abiturienten) »die sphärische Trigonometrie u. dergl. m. hinter sich »haben, versteht sich von selbst.« — Wahrlich, ein sauberes »und dergleichen mehr.« Wenn doch Jemand so gefällig wäre, dabei etwa an die Berechnung der Kometenbahnen zu denken! Die sphärische Trigonometrie anlangend weiß Hr. S. zweierlei nicht, oder er will es nicht wissen, nämlich 1) daß sie nicht zu den vorgeschriebenen Lehrgegenständen gehört, also weder von Allen gefordert noch von Vielen gewußt wird; 2) daß wer die gemeine Trigonometrie weiß, die sphärische (so weit sie in Gymnasien getrieben wird) in 10 bis 12 Stunden erlernt.

In No. 7. tadelt Hr. S. den Unterricht durch Fachlehrer, indem sie die Schüler gewöhnlich nur für ihr Fach in Anspruch nehmen. »So reden 5—6 Lehrer täglich auf die Schüler ein, machen sie verwirrt und stumpfen sie ab.« — Trotz Hrn. S.s Uebertreibung ist doch etwas Wahres an dem Tadel, wie ich schon 1821 in meiner Schrift: »Ueber die Einheit der Schule« dargethan habe. Man kann die Sache leicht ändern, ob bessern, ist wenigstens noch fraglich.

In No. 8. tadelt Hr. S. die jungen Philologen, »welche das Lernen und Wissen für die höchste Aufgabe des Menschen halten,« und »sich an den Schülern

nur in ihren grammatischen Spitzfindigkeiten befestigen wollen, ohne selber Allzuviel vom Geiste der Alten zu wissen.« — Daß es unter den Lehrern auch unpädagogische gebe, ja geben müsse, wird Niemand leugnen; aber eben weil die jungen Philologen jung sind, müssen sie erst lernen, was sie noch nicht wissen; alt werden sie ohnehin von selbst. Daß aber die Philologen den Vorwurf des Hrn. S. mehr verdienen als andere Lehrer, muß ich aus vieljähriger Erfahrung leugnen.

In No. 9. handelt Hr. S. wieder vom »Abrichten bloß für das Examen.« Giebts einzelne Lehrer, die so unvernünftig sind, so führe man sie zur Vernunft. Aber unrecht bleibt's dem Publikum vorzureden, dies sei allgemeiner Fehler der Gymnasien. Ich habe diesen Vorwurf bereits besprochen, und erinnere nur noch daran, daß auch das Prüfungsreglement §. 11. sagt: »Ueber den Ausfall der Abiturientenprüfung soll nur »dasjenige Wissen und Können und nur diejenige Bil»dung der Schüler entscheidend sein, welche ein wirk»liches Eigenthum derselben geworden ist. Eine solche »Bildung läßt sich nicht durch eine übermäßige An»strengung während der letzten Monate vor der Prü»fung, noch weniger durch ein verworrenes Auswen»diglernen von Namen, Jahreszahlen und unzusam»menhängenden Notizen erjagen, sondern sie ist die »langsam reifende Frucht eines regelmäßigen, wäh»rend des ganzen Gymnasialkursus stätigen Fleißes.« Schon 1832 ließ ich im Programme des Friedrichskollegiums einen Aufsatz mit der Aufschrift: »Abiturientenunfug« abdrucken, der eben so deutlich als die Worte des Reglements zeigt, ob Hr. S. die Lehrer oder die Schüler tadeln mußte.

In No. 10. sagt Hr. S.: »Es sollte bei den »Schuldisciplinen genau untersucht werden, ob nicht »die formale Bildung durch die sogenannten niedern »Theile einer Wissenschaft eben so gut schon erreicht »würde als durch die höheren. Dies gilt besonders

»von der in den Preußischen Gymnasien in solchem »Umfange getriebenen Mathematik.« — Wenn Hr. S. die Forderungen unserer Gymnasien, mithin des Prüfungsreglements §. 28. 6. in Ansehung der Mathematik für bedeutend hält, so muß er sie entweder nicht kennen, oder ein völliger Fremdling in dieser Wissenschaft sein. Außerdem scheint er nicht zu wissen, daß die Mathematik keinesweges bloß um der formalen Bildung gelernt wird, sondern daß jeder höhere Berufskreis sie fordert, und daß selbst die Physik in Gymnasien zu einer bloßen Damen- oder Kinderunterhaltung herabsinkt, wenn sie nicht von der Mathematik unterstützt wird.

In No. 11. läßt sich Hr. S. — es ist kaum glaublich, aber er läßt sich dahin vernehmen, hie und da sei »der Wetteifer der Gymnasien untereinander« ein fühlbarer Uebelstand, welcher »sehr leicht zu äußer»lichem Prunk, zur Renomisterei, zu hochtrabenden »Phrasen und Mystification des Publikums führe, »die Gymnasiasten mit dem Dünkel der Direktoren »und philologischen Professoren anstecke, auch sie schon »früh dahin führe ..... in eiteler Selbstüberschätzung »sich ganz in den dünkelvollen hohlen Ton mancher »pedantischer Gymnasialdirektoren hineinzufinden.« Wie Hr. S., der hier Direktoren, philologische Professoren und Gymnasiasten an den Pranger stellen will, den diesen zugedachten Platz selber einnimmt, das sieht jeder Leser. Aber was Hrn. S. in diesen Grimm versetzt, ob ihm die Gymnasiasten, philologischen Professoren und Direktoren irgend welche grobe Ignoranz vorgeworfen, ob ihm durch ihre Schuld Anstellungen oder Ascension verweigert worden, oder was es sonst sei, das werden die berichten können, welche ihm näher stehn als ich, Eifer für die gute Sache ist's auf keinen Fall. — Den Wetteifer der Gymnasien anlangend, schließt Hr. S., wie gewöhnlich, so: Ein Gymnasium leistet mehr als das andere, also wetteifern sie untereinander.

In No. 12. sagt Hr. S. ungefähr dasselbe, was er in No. 11. gesagt hat; dennoch hören wir ihn! »Aus den hochtönenden Redensarten der Gymnasial-»direktoren« (man bemerke, daß er nun keine Ausnahme mehr gestattet) »in Programmen, Zeitschriften, »Zeitungen geht dann von selbst das Bestreben hervor, »daß ein Gymnasium das andere noch überbieten, »eins noch in höherem Grade die Forderungen des »Staates erfüllen will als das andere.« — Wahrlich Hr. S. weiß weder was er will, noch was er schreibt. Die Forderungen des Staates zu erfüllen ist löblich; denn sie sind ein Zweck des Schweißes der Edlen werth; und da der Staat seine Forderungen begränzt und höhere Leistungen untersagt hat, so würden ehrgeizige und über die Forderungen hinausgehende Gymnasien nicht Lob, sondern Tadel ärndten, mithin ihres ehrgeizigen Zweckes verfehlen. Daß sich aber die Gymnasien, wenn sie selbst nicht wollten, in den ihnen vorgeschriebenen Schranken zu halten gezwungen sind, kann Hr. S. unter andern aus der in meiner Widerlegung der Lorinserschen Beschuldigung S. 8 und 9 angeführten Beschwerde über das Friedrichskollegium abnehmen. Leider muß ich aber hinzusetzen, daß sich ein Gymnasium glücklich schätzen kann, wenn es die Forderungen des Staates, so mäßig sie sind, vollständig erfüllt. Unsere Jugend ist den Gymnasialstudien zu abgeneigt und den materiellen Interessen zu sehr zugewandt; sie spannt dem frischen Hauche der Wissenschaft nicht die Segel, sondern wir müssen sie ins Schlepptau nehmen.

So viel über die Schrödersche Recension und seinen Anhang in 12 Nummern. Die Beschwerde, die ich persönlich über ihn zu führen habe, verschiebe ich bis zum Schlusse; da mag man sie nach Gutdünken lesen oder überschlagen.

Pädagogische Beilagen.

Erste Beilage: Ueber Schulprüfungen. Die ängstlichen Prüfungen der Schüler Behufs der Versetzung in eine höhere Klasse halte ich für überflüssig, wenn die Klassen nicht überfüllt, die Leistungen der Schüler den Lehrern seit einem, zwei, ja öfters sieben bis acht Jahren bekannt sind, und die Lehrer unpartheiisch urtheilen. Sollen die, welchen die Schüler unbekannt sind, ein Urtheil über sie gewinnen, so wird die Prüfung sehr viel Zeit rauben und gleichwohl manchen Skrupel zurücklassen. Aber das Urtheil der Lehrer jeder Klasse genügt ja, und der Direktor kann aus den Censuren, den Arbeiten, besonders den in der Klasse gemachten Probearbeiten der Schüler und dem Klassenbesuche so viel Kenntniß der Einzelnen gewinnen, als ihm erforderlich ist. Einer festen Norm und einer kollegialischen Besprechung bedarf aber die Versetzung allerdings. Zuförderst muß für jede Klasse und in jedem Hauptlehrgegenstande das Maaß der Kenntnisse und Leistungen des Aufzunehmenden feststehn. Ob aber der Schüler diesem Maaße entspreche, weiß jeder Lehrer für sein Fach entweder schon mit Sicherheit, oder erwirbt sich diese Sicherheit ausdrücklich in der Zeit der herannahenden Versetzung, wo billig den vorgerückteren Schülern jeder Klasse eine größere Aufmerksamkeit zugewandt wird. Sodann wird die Versetzung selbst so vorgenommen, daß jeder Lehrer dem Direktor eine Tabelle einreicht, nicht von den versetzbaren, sondern von allen Schülern der Klasse, eine Tabelle mit den Rubriken: muß versetzt werden, kann versetzt werden, kann allenfalls versetzt werden, und kann nicht versetzt werden. In der Versetzungskonferenz endlich wird jeder Schüler einzeln besprochen; die unter muß und kann aufgeführten werden unbedenklich versetzt, wenn nicht etwa zu große Jugend Bedenken erregt, in welchem Falle auch die Wünsche des jedesmaligen Vaters gehört werden. Bei den Schülern aber, deren Versetzung bedenklich ist, wird außer ihren Kenntnissen, auch ihr Charakter, ihre Fähigkeit, ihre häusliche Lage, kurz alles, was einen glücklichen Erfolg wahrscheinlich oder unwahrscheinlich macht, reiflich erwogen. Zuweilen widersetzt sich der Translokation eine einzige bedenkliche Lücke. In solchem Falle wird der Schüler ausdrücklich so zeitig als möglich zur Ausfüllung derselben aufgefordert, und muß sich vor dem Anfange des neuen Lehrkursus einer Prüfung unterwerfen, die aber fast ohne

Ausnahme bestanden wird. Auf diese höchst einfache Weise ist es mit den Versetzungen im Friedrichskollegium seit 27 Jahren gehalten worden, und wie sich dies Verfahren bei uns als durchaus genügend erwiesen hat, so wird es auch in anderen Gymnasien genügen, wenn die Klassen nicht überfüllt sind, die Lehrer ihre Schüler gründlich kennen lernen und ihre Vorschläge gewissenhaft erwägen. Die Schüler des Friedrichskollegiums haben also nur zwei Prüfungen zu bestehn, die eine bei ihrer Aufnahme, die andere wenn sie die Universität beziehn wollen. In Ansehung dieser Anstalt sind mithin alle Klagen über viele Prüfungen ganz unstatthaft.

Was aber die Prüfung der Abiturienten anlangt, so bekenne ich dem, was (Männer vom Fache) in unseren Tagen darüber äußern, so wenig beistimmen zu können, daß ich nicht einsehn zu können versichere, wie es möglich ist, daß sie sich so äußern. Ich bitte sie mich anzuhören, und mich zu belehren, wenn ich irre. Ich sehe in dieser Sache nur drei Fälle: die Abiturientenprüfungen hören ganz auf, und die Lehrer stellen ein Zeugniß nach ihrem Wissen und Gewissen aus, oder versagen, falls man ihnen das Recht dazu einräumt, den Abgang. Hier bieten sich folgende Uebelstände dar. Selten werden die Lehrer einen Abiturienten genugsam kennen, sondern ihn bald für tüchtiger halten, als er ist, bald für weniger tüchtig. Ich habe kaum Eine Abiturientenprüfung erlebt, bei der sich dies nicht gezeigt hätte. Wie kann es auch anders sein? Der Primaner darf weder in der Klasse so oft aufgerufen und gefragt werden als die Schüler der folgenden Klassen, noch werden seine Arbeiten so häufig revidirt, noch kann man seine Privatstudien genau beurtheilen. Dazu kommt, daß der Fähige in der Klasse oft mehr, der langsame Kopf weniger Kenntnisse zeigt, als sie wirklich besitzen. Große Anstrengung zu Hause oder auch im Gegentheil gänzlicher Mangel daran, Schüchternheit oder unbedachte Vorschnelligkeit, das Pflügen mit fremdem Kalbe, Schulversäumniß, kurz gar manche Ursachen bewirken, daß nur wenige Primaner mit voller Sicherheit beurtheilt werden, wie sich dies denn auch schon bei den vierteljährlichen Censuren derselben oft genug zeigt. So erhellt, daß sich schon der Grad der Bildung der Abiturienten ohne Prüfung nicht bestimmen läßt. Zum andern würde die Bewilligung oder Versagung des Entlassungszeugnisses dem Publikum nunmehr als ein Akt der Willkühr des Lehrerkollegiums, ja wohl gar des Directors oder einzelner Lehrer erscheinen,

und es würde sich bald ein für die Schuljugend höchst nachtheiliges Verhältniß des Publikums zu den Gymnasien bilden, ein Verhältniß, das nur durch eine förmliche Prüfung unter dem Vorsitze eines außer der Schule stehenden Prüfungskommissarius vermieden wird. Endlich welche Stellung würden die Gymnasien selber, zumal wo mehrere in Einer Stadt sind, gegen einander erhalten, wenn jedes nach seinem Maaßstab und seiner Willkühr dimittirte! Selbst jetzt, da bestimmte Vorschriften über die Prüfung bestehn, herrscht im Publikum die Ueberzeugung, in einigen Gymnasien sei das Examen leicht, in andern schwer, ganz wie vor einigen Jahren Jünglinge aus ihrer Vaterstadt, in der sich eine Prüfungskommission befindet, 70 Meilen reisten um von einer andern Kommission geprüft zu werden, wo sie leichter durchzukommen hofften. Ich kenne aus eigener Erfahrung den kleinen Maaßstab, den manche Lateinische Provinzialschule vor dem Jahre 1812 an ihre Abiturienten legte, und die Klagen, welche Professoren, wie der verewigte Wolf (er unterschied förmlich zwischen den einzelnen Provinzen) über die Unwissenheit vieler Studirenden führten. Dies nicht geringe Uebel nun würde ohne unsre jetzige Prüfungseinrichtung, wie jeder begreift, der unsere Zeit kennt, nicht bloß wiederkehren, sondern sich verdoppeln, ja vervielfachen.

Zeigt sich also die Abiturientenprüfung als unabweisbar, so entsteht von neuem die Frage, soll diese Prüfung eine strenge oder nur so ein Mittelding von Prüfung und Nichtprüfung sein. Dies Mittelding wäre das Uebelste von Allem; denn es würde bald mit den Nachtheilen der förmlichen Prüfungen, bald mit denen der willkührlichen Entlassung, ja wohl gar mit beiden zugleich behaftet sein. Will man nur in Einem oder in wenigen Lehrgegenständen prüfen, so wird der Schüler die andern versäumen, und zeichnet sich ein Schüler in Einem oder einigen Lehrgegenständen aus, in denen man ihn nicht prüft, so kann ihm sehr leicht Unrecht geschehn. Will man nur mündlich etwa in vier Sprachen und vier Wissenschaften prüfen, so würde man jeden Abiturienten in jedem Gegenstande im Durchschnitt doch 12 Minuten, also überhaupt 1 Stunde und 36 Minuten, und 10 Abiturienten 16 Stunden lang prüfen müssen. Rechnet man hiezu auch nur 3 Stunden, die den Abiturienten zur Erholung während der Prüfung gestattet, und zur Berathung der Kommission gebraucht werden, so hat man dem Unterrichte 19 volle Stunden entzogen, und die Jünglinge und Lehrer

gewiß mehr ermüdet, als bei einem zugleich schriftlichen Examen geschieht. Denn der mündlichen Prüfung müssen natürlich alle Lehrer beiwohnen, da sie alle urtheilen sollen, über die Anfertigung der schriftlichen Arbeiten braucht aber jedesmal nur Ein Lehrer die Aufsicht zu führen. Außerdem weiß jeder Sachkundige, wie übel bei einer bloß mündlichen Prüfung langsame, oder schüchterne, oder sich leicht verwirrende Jünglinge fahren würden. Will ferner der Prüfungskommissarius nicht geradezu Mißtrauen in die Ehrlichkeit der Lehrer setzen — und welcher Kommissarius wird sich dazu hergeben? — so wird er einzelne Täuschungen, an denen es selbst bisher nicht gefehlt hat, bei einer bloß mündlichen Prüfung gewiß nicht zu verhindern vermögen, während die schriftliche und die mündliche Prüfung zu gegenseitiger Kontrolle dienen, wozu außerdem noch die Vorlegung der Klassenarbeiten der Abiturienten kann gefordert werden. Beschränkt man aber, wie auch vorgeschlagen ist, die Prüfung darauf, daß man in den letzten Monaten von den Abiturienten einige größere schriftliche Arbeiten ohne strenge Aufsicht anfertigen läßt und ihnen dann noch einige Fragen über diese Arbeiten vorlegt, so mag dies Verfahren vielleicht in Pädagogien nicht ganz unstatthaft sein, wo die Lehrer ihre Zöglinge vollkommen kennen; aber in Gymnasien ist dies Verfahren wenigstens jetzt unzureichend, da Täuschung und Ungerechtigkeit daran haften, — Täuschung, in so fern der nicht ganz unreife aber auch nicht ganz reife Abiturient durch fremde Unterstützung sehr leicht schriftlich und mündlich täuschen kann; — Ungerechtigkeit, indem ein so einseitiges Examen, ganz wie wir's schon oben gesehn haben, den in seinem Hauptfache geprüften besser, die Andern schlechter erscheinen läßt, als sie sind. Ein Kommissarius wäre bei dieser Prüfung ganz überflüssig: er müßte ja Alles auf Treu und Glauben annehmen, was doch der Absicht, in welcher er ernannt wird, widerspricht. Endlich würde hier die Willkühr des Maaßstabes, den man an die Abiturienten legt, abermals die Gleichheit im Verfahren der Gymnasien aufheben.

Leicht wird man noch andere Modifikationen der Abiturientenprüfung vorschlagen können, und bald dem einen, bald dem andern Uebelstande entgehn, allein die mit den geringsten Nachtheilen behaftete, ist, nach meiner vollkommensten Ueberzeugung, die jetzt bestehende schriftlich-mündliche, strenge und ausführliche Prüfung. Es ist ein nicht ganz seltenes Vorurtheil, zu glauben, man könne es durch gehöriges Nachdenken dahin bringen, daß man in schwie-

rigen Fällen alle Nachtheile auf Eine und alle Vortheile auf die andere Seite lege, so daß man sich nicht darin fügen will, zwischen zwei oder mehreren unvermeidlichen Uebeln das kleinste zu wählen. Unser Fall ist einer von denen, wo jede Wahl mit Nachtheilen verbunden ist. Die Nachtheile der strengen und vollständigen und zum Theil jeder Prüfung sind hauptsächlich die, daß das Auge manches Schülers mehr auf die Prüfung als auf Erwerbung gründlicher Kenntnisse gerichtet ist, daß er, sobald die Prüfung herannaht, seine Lücken durch tumultuarischen und der Gesundheit nachtheiligen Fleiß auszufüllen strebt, und daß diese Prüfung Schülern und Lehrern eine bedeutende Zeit raubt. Diese Nachtheile ganz zu heben dürfen wir nicht hoffen, aber vermindern lassen sie sich allerdings, besonders durch Verweigerung der Aufnahme und durch Zurückgabe ungeeigneter Schüler, durch Strenge bei der Versetzung, durch Privatbelehrung solcher Schüler, welche hier oder da zurückgeblieben sind, und durch stete Hinweisung auf echte Bildung, statt die Abiturientenprüfung zum ewigen Refrain zu machen.

Man hält diese Prüfung im Ganzen auch für zweckmäßig, nur hat man geäußert, es sei hart, daß nach dem neuen Abiturientenprüfungs-Reglement der Schüler, welcher mit Ehren abgehn will, das ganze Material von der letzten bis zur ersten Klasse mit sich „fortschleppen" und davon im Examen vollständige Rechenschaft geben muß. Ich kann diese Ansicht nicht theilen, bin vielmehr der entgegengesetzten, die freilich Mancher höchst pedantisch finden wird, und würde ein Examen in Allem fordern, was der Schüler von Sexta bis Prima gelernt hat. Ich würde mich also auch überzeugen, ob er fertig, logisch, mit richtiger Aussprache und mit Ausdruck liest, etwas mit Fertigkeit und Anstand vorträgt, orthographisch, und, wenn nicht kalligraphisch, doch leserlich schreibt, ob er die Elemente der Mineralogie, Botanik und Zoologie, und die Dur- und Molltonleitern nebst den Grundakkorden behalten hat, ob er einen Tisch oder eine Bank zeichnen kann, ob er die zehn Gebote und die früher erlernten Sprüche weiß u. s. w. Daß der Abiturient auch die Deklinationen, die fünf Erdtheile, Hauptländer, Hauptgebirge, Hauptflüsse und Hauptstädte, und die Namen und Schicksale der vorzüglichsten Personen des A. und N. Testamentes noch von Sexta her wissen soll, versteht sich ja wohl von selbst. Mit Einem Worte, ich finde nicht, daß ein tüchtiges Gymnasium etwas zum Vergessen lehrt. Es giebt kein gründ-

liches Wissen, noch weniger eine gründliche Bildung ohne
Gründlichkeit (cum grano salis) und Festigkeit in den
Elementen, und diese werden in den unteren Klassen erlernt.
Wie mir's scheint, ist hauptsächlich die naturgeschichtliche
Prüfung der Stein des Anstoßes, und mit Recht, wenn
Naturgeschichte nur in Quinta und Sexta gelehrt wird
und dann erst wieder bei der Abiturientenprüfung zur
Sprache kommt. Im Friedrichskollegium ist sie Lehrgegen-
stand aller Klassen und wird selbst in Prima mit einer
erweiterten Wiederholung bedacht. Daher zeichnen sich
fast bei jeder Abiturientenprüfung einige Schüler desselben
in diesem Fache aus und leisten bedeutend mehr, als von
ihnen gefordert wird. Wie betrübend wäre es so glückliche
Erfolge zu beschränken oder gar ganz zu vernichten!

Aus einer der von ihm beurtheilten Schriften führt
Hr. S. den Vorschlag an, die Abiturienten nur über das
in Prima gelehrte zu prüfen. Dieser Vorschlag scheint
mir sehr unzweckmäßig zu sein. Denn da die meisten
Gymnasien in Prima keine Naturgeschichte, viele keine
Geographie, keines Elementargeometrie und praktische Re-
chenkunst lehrt, so braucht der Abiturient hiervon nichts
zu wissen. Gleichwohl ist ja bekannt genug, wie gering-
schätzig man sich über Primaner, Abiturienten und Stu-
dirende geäußert hat, wenn sie in diesen Dingen Blößen
gezeigt haben. Und mit wie geringer Mühe können diese
Kenntnisse im Gedächtniß erhalten oder auch wieder an-
gefrischt werden! Endlich liegt auch in dem Nichtprüfen
für Eltern und Schüler gewissermaaßen die Erklärung,
daß auf diese Gegenstände nichts ankomme, was denn
bei vielen jungen Leuten die äußerste Trägheit zur Folge
haben würde.

Ich schließe mit dem dringenden Wunsche, daß es
bei der bisherigen Form der Abiturientenprüfung bleibe,
und selbst ein und der andere Zusatz, den einzelne Gym-
nasien zweckmäßig finden, denselben gestattet sei.

Wenn man sich endlich auch gegen die jährlich ver-
anstaltete öffentliche Prüfung aller Klassen erklärt hat, so
finde ich Täuschung und leeres Gepränge freilich tadel-
haft, wo aber diese vermieden werden, gewähren die Prü-
fungen dem Publikum ein wünschenswerthes Mittel die
Schule, ihre Forderungen und ihre Leistungen unmittelbar
kennen zu lernen.

Zweite Beilage: Ueber Propädeutik zur Philosophie in Gymnasien. Dieser Lehrgegenstand ist nicht bloß auf höheren Befehl in den Unterricht der Gymnasien aufgenommen oder vielmehr wieder aufgenommen, da Philosophie längst in denselben gelehrt worden ist, sondern wird ihnen auch von zahlreichen Pädagogen, wie A. H. Niemeyer, Matthiä und Herbart (um nur einige der bekanntesten zu nennen), ausdrücklich empfohlen. Indessen fehlt es jetzt nicht an Männern, welche der entgegengesetzten Meinung sind. Philosophie, sagen sie, gehört den Universitäten an, der Gymnasiast ist für sie noch nicht reif, und denken lernt er am besten in den Sprachstunden, namentlich bei der Lesung des Plato, und in den mathematischen. — Daß diese Behauptung nicht durchaus ungegründet sei, leuchtet ein, aber ich bin dennoch überzeugt, daß sie nur die Wirkung haben darf mit großer Vorsicht bei dem Unterrichte in der Philosophie zu Werke zu gehn, nicht aber die Philosophie als besonderen Unterrichtsgegenstand aus den Gymnasien zu verbannen. Die nöthige Vorsicht ist eine dreifache und bezieht sich auf den Lehrer, den Umfang des Lehrgegenstandes und die Methode. Was die Lehrer anlangt, so sind zwar keine Philosophen von Profession erforderlich, oder richtiger gesagt, diese sind nicht einmal wünschenswerth, da sie mehr ihr eigenes System, als die Philosophie überhaupt vor Augen haben, wohl aber muß der Lehrer der Philosophie ein philosophischer Kopf sein und Lehrgabe besitzen. Wo es an einem Lehrer von diesen Eigenschaften fehlt, da unterbleibe der Unterricht in der Philosophie. In Ansehung des Umfanges beschränke man sich in dem der Philosophie in besonderen Stunden gewidmeten Unterrichte auf eine kurze das Wesen und die Theile der Philosophie beschreibende (nicht definirende) Einleitung, auf empirische Psychologie und Logik, begnüge sich aber nicht mit Bruchstücken, sondern gebe alle Theile derselben in ihrer natürlichen Folge. Das Bedürfniß metaphysischer Aufschlüsse mag durch Anregung passender Probleme in der Mathematik, der Physik, und wo sich sonst Gelegenheit darbietet, fühlbar gemacht werden. Zur Ethik benutze man die Lesung des Ciceronischen Werkes de finibus — denn die Lesung der Platonischen Republik wird in unsern Tagen kaum mehr erreichbar sein — und zur Aesthetik im engeren Sinne die Lesung Griechischer, Römischer und Deutscher Dichter und die Deutschen Lehrstunden überhaupt. Uebrigens versteht es sich wohl so sehr von selbst, daß für Logik und Psychologie schon von Sexta ab

Man-

Manches geschehen kann und muß, daß es überflüssig wäre das Wie und Warum hier auseinanderzusetzen. Die Methode endlich sei an den geeigneten Stellen dialogisch, übrigens entwickelnd, etwa in Lessings Weise. Auf Definitionen kommt weniger an als auf richtige Vorstellungen, und Definitionen und Kunstausdrücke müssen möglichst spät gegeben werden. Wer weiß nicht, wie oft sich Gelehrte mit einem Worte begnügen, ohne wirklich die Sache zu haben, und um wie viel eher mithin die im Denken ungeübte Jugend in diesen Fehler verfällt? Um die gespannte und theilnehmende Aufmerksamkeit der Schüler nicht zu unterbrechen, und um diese zu nöthigen nur auf das zu rechnen, was sie in ihrem Kopfe mit nach Hause nehmen, wird in der Stunde nichts geschrieben als zehn bis zwanzig vom Lehrer selber angegebene einzelne Wörter, gleichsam als Ueberschriften der Gedankenreihen. Daß Niemand den Faden verloren habe und nur Bruchstücke statt des Zusammenhängenden mit sich nehme, davon muß sich der Lehrer (nöthigenfalls) am Ende der Lehrstunde überzeugen. Zu Hause wird dann der Schüler das Gelernte mit aller möglichen, namentlich auch auf den Styl gerichteten Sorgfalt ausarbeiten, damit es zu Anfange der nächsten Lehrstunde von Einem oder Einigen vorgelesen und Mißverstandenes und Unpassendes im Ausdrucke berichtigt werde. Vor Allem dringe der Lehrer darauf, daß in den Ausarbeitungen der Faden nie abreiße, sondern jede Periode mit der vorigen durch die erforderlichen Partikeln verbunden werde, was dem Anfänger natürlich schwer fällt, da er in der Klasse nur einige Wörter aufgezeichnet hat. Genügt auch die Arbeit des schwach begabten Primaners, so hat der Lehrer Ursach mit sich und seinen Leistungen zufrieden zu sein, muß sich aber beruhigen, wenn auch nur die Mittelmäßigen zeigen, daß sie ihn vollkommen verstanden haben. Wo der Gegenstand es gestattet, wie in der Logik, wird der Lehrer in Gemeinschaft mit den Schülern jedes gewonnene Ergebniß auf dreifache Weise behandeln, in einer Darlegung durch Worte, in einer Formel durch Buchstaben und Zeichen, und in Beispielen. Gelegenheit und Aufforderung zu eigener geistiger Thätigkeit bietet dem Schüler dieser Unterricht in vielen Theilen, besonders aber durch die dreifache Darstellungsart. Vorbereitung auf den philosophischen Kursus gewähren manche Lehrgegenstände schon in den vorhergehenden Schulklassen, besonders aber in Prima, vor allen die Lesung des Plato, der philosophischen Schriften des Cicero, der Episteln des Horaz,

und die Deutschen Aufsätze, zumal wenn diese Lektionen einem einzigen Lehrer anvertraut sind. Zur Wiederholung und Anwendung des in der Propädeutik zur Philosophie Erlernten fordern eben diese genannten und nicht selten auch andere Lektionen fast täglich auf, wodurch denn das Gelernte theils befestigt wird, theils aus seinem engen Kreise ins Leben tritt.

Eine Stunde in der Woche zwei Jahre hindurch reichen zu dieser Propädeutik hin. Im ersten Jahre wird die allgemeine Einleitung und empirische Psychologie gegeben, im zweiten Logik. Da aber hier nirgend geeilt noch irgend etwas übersprungen werden darf, so sei man darauf gefaßt im letzten Monate jedes Jahres wöchentlich eine Stunde zuzulegen.

Der Geschichte der Philosophie habe ich nicht gedacht: sie fällt theils der Kulturgeschichte, theils und hauptsächlich der Lesung der philosophischen Schriften des Cicero anheim. Die Lesung des Plato bedarf ihrer wenig.

Daß nun für den Schüler, welcher dem Denken nicht von Hause aus abgeneigt ist, diese Propädeutik nicht zu schwer sei, leuchtet an sich ein, und lehrt die Erfahrung, wie diese auch lehrt, daß die besten Abiturienten dennoch keine großen Denker sind; und da Eine Stunde Propädeutik leicht mehr zum Denken und zum scharfen und anhaltenden Denken nöthigt, als im Durchschnitt zehn andere Lehrstunden, so wird die Propädeutik in der That durch die übrigen Lektionen nicht ersetzt. Man pflegt sich zum Beweise des Gegentheils auf die Mathematik zu berufen; und es ist wahr, diese Wissenschaft geht einen streng logischen Gang. Aber erstens beschäftigt sie sich nur mit Größen, und der Uebergang von den Größenverhältnissen zu anderen ist weder leicht noch gewöhnlich: man kann dort die größte Fertigkeit und Konsequenz und dennoch hier das volle Gegentheil zeigen. Sodann offenbart sich der dem Lehrer freilich bekannte gesetzliche Fortschritt der mathematischen Synthesis auch wohl nur sehr wenigen Schülern, da er, zumal bei Euklides, sehr versteckt ist. Und endlich haftet alles Denken in der Mathematik, wie in den übrigen Lehrgegenständen, immer am Stoffe, dort also an Größen, die auf dem Papier und auf der Tafel vor Augen stehn, oft, wie besonders bei der Lesung der Autoren, an einem aufgeschlagenen Buche. Zur reinen Form des Denkens, zur völligen Abstraktion vom Inhalte kommt es nirgend, am wenigsten zu der sich durch eine ganze Wissenschaft hinziehenden Abstraktion, wie die Logik

sie fordert. Nach meiner Erfahrung aber fällt dem Schüler nichts so schwer als die Beschäftigung mit der bloßen Form, mit etwas, das gleichsam in der Luft schwebt, nirgend die gewohnte Handhabe bietet, und, erfaßt, vielleicht im nächsten Momente schon wieder entschlüpft. Und doch besitzt derjenige nur geringe und sehr einseitige Bildung, der sich nicht einmal in einer beschränkten Gedankenfolge auf der Höhe der Abstraktion zu erhalten vermag. Wie große, ja für Viele durchaus unübersteigliche Schwierigkeiten die philosophischen Vorlesungen auf der Universität den Zuhörern verursachen, ist jedermann bekannt. Mangel an Anstrengung und unregelmäßiger Besuch der Kollegia sind nicht immer die Ursach, sondern vielleicht noch häufiger die zu geringe Uebung im Denken, welche der Studirende von den Gymnasien mitbringt. Dem hilft die Propädeutik wenigstens zum Theil ab. Wie sie dem Abiturienten den Gedanken beibringen solle, er bedürfe keiner philosophischen Vorlesungen, ist nicht abzusehn, da er sich bewußt ist weder von einem System der Metaphysik noch der praktischen Philosophie eine Sylbe zu wissen. Ganz im Gegentheil, wer nie von Philosophie gehört hat, dem kann leicht das Bedürfniß fehlen sie kennen zu lernen; bei wem aber das Gymnasium das Gefühl des Bedürfnisses erregt hat — und dies ist Aufgabe der Gymnasien — der wird sich freuen dies Bedürfniß auf der Universität befriedigen zu können und der Wissenschaft aller Wissenschaften theilhaftig zu werden. — Noch ist rathsam daran zu erinnern, daß die empirische Psychologie dem Schüler nicht bloß manchen Fingerzeig für die Einrichtung und Methode seiner Studien, sondern auch für seine sittliche Vervollkommnung und das Leben darbietet, und daß es doch in der That auffallen muß, wenn man täglich mehr darauf dringt, daß der Gymnasiast kein Fremdling in der ihn umgebenden Natur sei, die Naturgeschichte seiner eigenen Seele aber (psychische Anthropologie), welche die Gymnasien bereits lehren, aus ihnen verbannen will.

Indem ich hiermit meine summarische Apologie der Propädeutik zur Philosophie in Gymnasien schließe, fühle ich allerdings, daß dieser Gegenstand einer ausführlichern Besprechung bedarf, und fürchte sogar daß meine in Eil entworfene Skizze nicht unwesentliche Momente ganz übergangen habe; ganz überflüssig wird sie vielleicht auch in dieser unvollkommenen Gestalt nicht sein.

Dritte Beilage: Ueber den Mangel an Poesie bei unserer Jugend. Hr. Schröder, gestützt auf die Aeußerungen einiger Schulmänner, behauptet, daß an „der jüngeren Generation der studirenden Jugend eine „gewisse Mattigkeit, ein Mangel an Begeisterung und poe„tischer Erregbarkeit, eine gewisse philisterhafte, engherzige „Weltanschauung, eine Dürftigkeit des Geistesaufschwunges, „der eigenen Produktivität und Erfindung, eine eingerock„nete Phantasie und Mangel an der rechten, frischen Ju„gendlichkeit sichtbar sei," weil die Verstandesbildung auf Kosten des Gemüthes befördert werde. — Fassen wir die schiefe und tautologische Hyperbel kurz zusammen, so wird der Jugend Jugendlichkeit, Hochsinn, Phantasie und Produktivität abgesprochen, weil ihr Verstand zu überwiegend beschäftigt werde. Daß die angegebene Ursach nicht die wahre sei, leuchtet ein aus Allem, was ich oben zur Widerlegung des Hrn. S. gesagt habe. Was wäre denn auch vor 50, ja vor 30 und vor 20 Jahren mehr für Jugendlichkeit, Gemüthsbildung, Hochsinn, Phantasie und Produktivität geschehn als jetzt? Noch immer werden dieselben Griechischen und Römischen Dichter, Geschichtschreiber, Redner und Philosophen gelesen, die Zahl klassischer Schriftsteller unseres Vaterlandes und ihre Lesung hat sich aber nicht bloß verdoppelt, sondern verfünf- und vielleicht verzehnfacht. Sonst beschränkte sich die Schuljugend auf einige Lieblingsgedichte und Aufsätze von Haller, Hagedorn, Kleist, Gleim, Gellert, Rabener, Geßner, Klopstock, Dusch, Ebert, Göckingk, Gotter, Pfeffel, Lessing, Liscov, Ramler, Lichtwehr, H. v. Nicolai, die älteren Schlegel, Cronegk, Zachariä, Weiße, Schubart, Zollikofer, Spalding, Jerusalem, Uz und der Karsch, zu welchem insgeheim Romane von Meißner, Spies, Cramer, Feßler und vorzüglich von Lafontaine gesellt wurden. Diese Genannten waren aber nur ein Besitzthum größerer Städte, in Provinzialstädten begnügte man sich gewiß mit dem vierten oder fünften Theil derselben, und mancher Jüngling, der seinen Homer und Sophokles, seinen Ovid, Virgil und Horaz las und sein Latein ohne grobe Verstöße schrieb, mochte, wenn er die Universität bezog, kaum ein halbes Dutzend Deutscher Klassiker in seinen Händen gehabt, und kaum von einem Dutzend die Namen gehört haben. Man wende nicht ein, daß von Göthe, Wieland, Herder, Schiller, Voß, Winkelmann, Johannes Müller, Engel und anderen oben nicht angeführten manches Werk schon vor dem Jahre 1790 vorhanden war; denn **vorhanden sein**

heißt noch nicht bekannt sein, und bekannt sein heißt noch nicht in Schulen bekannt sein. Bis zum Jahre 1796, in welchem ich Primaner wurde, hatte ich von allen diesen nichts gelesen und zwar von Göthe's Werther und Wieland's Oberon gehört, von den andern aber kaum den Namen, und so ging es den meisten meiner Mitschüler. Erwägt man nun die Bereicherung und Theilnahme, welche die Deutsche Literatur seit jener Zeit durch Göthe, Schiller, Herder, Voß, A. W. Schlegel, Tieck, durch die Uebersetzungen des Shakspear, des Tasso, der Romanzen vom Cid, des Homer und der Tragiker, durch die Auferweckung des Nibelungenliedes, durch manche Gedichtsammlung zum Schulgebrauch, durch Anlegung von Bibliotheken zum Gebrauch der Schüler, durch die Lesung von Musterschriften, das regelmäßige Deklamiren Deutscher Gedichte und die ziemlich allgemeinen Versübungen in den Gymnasien, durch die wohlfeilen, für die ganze Nation berechneten Ausgaben unserer Klassiker und die allgemeinste Verbreitung derselben bis in Flecken und Dörfer, erwägt man, sage ich, wie durch dies alles unsere schöne Literatur an Reichthum und Theilnahme in einem Grade gewonnen hat, der sich kaum ermessen läßt, so wird man unweigerlich eingestehn müssen, daß nicht nur im Allgemeinen, sondern auch von Seiten der Gymnasien unendlich viel mehr geschieht die Jugend mit den vaterländischen Klassikern bekannt zu machen, als es je vorher der Fall gewesen ist. Eben so ausgemacht ist es, daß jetzt ein Abiturient viel mehr Deutsche Werke gelesen hat als vor 30 oder gar vor 50 Jahren. Ein Paar Weihnachts- und Geburtstagsbescherungen bringen jetzt dem Tertianer begüterter Eltern leicht mehr Deutsche Klassiker als ehemals sämmtliche Primaner eines Gymnasiums besaßen. Und was thaten die Gymnasien sonst für die übrigen schönen Künste? Eine Anzahl meistens armer und meistens schlechter Schüler bildete einen sich ihren Unterhalt auf den Straßen ersingenden Chor, und wenn irgendwo Zeichenstunden stattfanden, so zeichnete jeder Schüler von Sexta ab, was er wollte, und begann, ohne auch nur eine erträgliche gerade Linie zeichnen zu können, sogleich seine Malerei in Wasserfarben. Jetzt sieht man Klassen, welche die Schüler mit ihren Kopieen nach Raphael Morghen's Antiken dekorirt haben, und das Publikum versammelt sich um eben diese Schüler ein Requiem von Jomelli, Thomaschek, Stadler, eine Messe von Schnabel, von Rink, ein Te Deum von André, Psalmen von Caldara, von

Perti, Motetten, Hymnen, Kantaten von Haydn, Mozart und andern bald mit, bald ohne Instrumentalbegleitung aufführen zu hören, wie denn die Schüler des Friedrichskollegiums diese und viele andere Kompositionen singen und dann und wann diese oder jene öffentlich aufführen. Daß ferner der jetzige Geschichtsunterricht geeignet sei Gemüthlichkeit, Hochsinn und Patriotismus zu fördern, liegt ja wohl klar vor Augen, denn jetzt geht man in das Einzelne und stellt anschauliche und lebendige historische Tableaux auf, während man sonst saft- und kraftlose Skizzen und Tabellen gab. Selbst die ehemalige mit reicher Polemik gewürzte Dogmatik ist mit Vorträgen vertauscht worden, die zum Herzen der Schüler sprechen. — Endlich frage ich, ob der naturhistorische Unterricht und die botanischen Exkursionen, wo man pädagogisch verfährt, kein religiöses, erhebendes und poetisches Element enthalten.

Wer dies alles bedenkt, der wird gestehn, daß der Gymnasialunterricht ehemals die Gemüthsbildung in eben so hohem Grade vernachlässigte, als er sie jetzt zu fördern beflissen ist. Noch im Jahre 1810, wo die wissenschaftliche Deputation, deren Mitglied ich damals war, auf höheren Befehl einen Lehrplan für Gymnasien entwarf, wurden diesem zwei von mir ausgearbeitete Kommentare angehängt, deren einer die Bestimmung hatte, die große Vernachlässigung der Gemüthsbildung im bisherigen Gymnasialunterrichte nachzuweisen und den neuen, diese nach Kräften fördernden Lehrplan zu erläutern. Seit jener Zeit hat sich sehr Vieles geändert und gebessert.

Wenn nun gleichwohl geklagt wird, es fehle unserer Jugend an Jugendlichkeit, Gemüthlichkeit, Aufschwung, Phantasie und Produktivität, so will ich nicht einwenden, daß mehrere unserer Tertianer, Sekundaner und Primaner monatlich, ohne die geringste Aufmunterung von Seiten der Lehrer, ja wohl wider deren Wunsch, statt metrischer Uebungen eigene Gedichte, in Reimen und reimlose, abliefern, in welchen denn doch zuweilen einige Fünkchen Poesie zu treffen sind, noch auch daß jede Messe zahlreiche Gedichte aller Gattungen bringe, ja ich will nicht einmal geltend machen, daß die äußere Erscheinung unserer Jugend und ihre Leistungen in der Regel unbedeutender sind als ihr innerer Fonds und das, was sie zu leisten im Stande sind, wenn sie sich wirklich einmal anstrengen, indem selbst hierin ein Zeugniß gegen sie enthalten ist, sondern will zugeben, die obige Klage sei, wenn auch übertrieben, dennoch begründet. Aber das muß ich als erwiesen ansehn,

daß die Ursach dieses Uebels nicht in den Gymnasien, sondern außer denselben zu suchen und zu finden ist, in dem auf die materiellen Interessen fast ausschließlich gerichteten Zeitgeist, in dem übermäßigen Streben nach Staatsämtern, weil sich in allen übrigen Berufszweigen Ueberfüllung und Unsicherheit des Erfolges zeigt, durch welches Streben denn die Gymnasien mit Schülern überfüllt werden, die zu den Studien weder Geist noch Neigung besitzen, in der verkehrten häuslichen Erziehung, welche die Bestrebungen der Gymnasien nicht bloß nicht fördert, sondern ihnen oft direkt entgegen arbeitet, in der sehr verbreiteten Verführung zu Müßiggang, unerlaubten Vergnügen und Lastern, und endlich in den ewigen mündlichen und gedruckten Klagen, daß man zu viel von der Jugend fordere und ihr keine Erholung gönne, wodurch sie denn mehr und mehr den Glauben gewinnt, es geschehe ihr Unrecht und es sei nun an der Zeit sie zu emancipiren.

Vierte Beilage: Ueber die Erlernung des Hebräischen in Gymnasien. Daß ordentlich verwaltete Gymnasien keiner Erleichterung für die Schüler bedürfen, wird hoffentlich aus den Gutachten, sowohl den gedruckten als den schriftlich eingereichten hervorgehn; ob aber nicht dennoch aus anderen Gründen eine Beschränkung des Unterrichts wünschenswerth sei, läßt sich allerdings noch in Frage stellen. Ich meinerseits glaube z. B., daß es rathsam sei den Unterricht im Hebräischen aus den Gymnasien zu verweisen. Meine Gründe sind diese.

1. Durch das gründliche Erlernen des Griechischen, Lateinischen, Französischen und Deutschen kann die Erlernung einer fremden Sprache, selbst einer so eigenthümlichen, als die Hebräische ist, für genugsam vorbereitet angesehn werden; und so gut als manche neueuropäische Sprache und Persisch, Arabisch und Sanskrit der Universität vorbehalten bleiben, kann es auch das Hebräische. Welchen Vorzug hat das Hebräische vor so manchem anderen Lehrgegenstand, der erst auf der Universität angefangen wird?

2. Mancher Gymnasiast, nachdem er von Klasse zu Klasse eine Sprache zugelernt hat, Lateinisch, Griechisch, Französisch, und nun im Lesen der Schriftsteller zuerst wahren Genuß findet, fühlt Unlust in Sekunda abermals die trockenen Elemente einer ihm unbekannten Sprache zu erlernen, und entschließt sich, ohne Neigung, zum Studium der Rechte, wodurch der Staat statt eines vielleicht guten Theologen, einen mittelmäßigen oder schlechten Juristen

erhält. Auf der Universität dagegen, wo die nothwendigen Kollegia auf ein Triennium vertheilt sind, entschließt sich der Jüngling vielleicht das Hebräische anzufangen und mit dem erforderlichen Eifer zu treiben. Denn das Hebräische ist bekanntlich nicht die glänzende Seite der Abiturienten, und ihr Wissen entspricht nur selten der darauf verwendeten Stundenzahl. Dazu kommt, daß die angehenden Theologen im ersten Jahre ihres akademischen Trienniums oft unschlüssig hin und her schwanken und nicht wissen, welche Kollegia sie hören wollen, was denn wohl gar die Folge hat, daß sie sich keinem mit Eifer hingeben und in eine Art Müssiggang gerathen. Müssen sie aber mit dem Hebräischen anfangen, so sind sie sogleich zu ernstem Fleiße genöthigt und gerathen in einen für ihre sämmtlichen Studien sehr wohlthätigen Zug.

3. Junge wohlunterrichtete Docenten an den Universitäten gewinnen dadurch eine ihnen wünschenswerthe Thätigkeit; und da sie das Hebräische aus Neigung getrieben haben, so werden sie es besser und für den Anfänger leichter lehren als die Gymnasiallehrer, denen das Hebräische neben den Griechischen und Römischen Alterthumsstudien wohl selten besonders am Herzen liegt.

4. Dem philologischen Oberlehrer, welcher den Staatsvorschriften entsprechen will, wird bekanntlich kein geringes Wissen zugemuthet, und da ist es ja sehr zweckmäßig ihm das Hebräische, obschon es ihm in seinen Studien selbst nützlich sein kann, abzunehmen, zumal da die Zahl der tüchtigen Oberlehrer und Schulamtskandidaten niemals groß gewesen ist und leichtlich noch abnehmen dürfte. Auch sind gerade unter den gelehrten Schulamtskandidaten viele junge Männer, die zugleich für ihren Unterhalt und ihre Studien sorgen müssen, wodurch wirklich Ein und der Andere zu übermäßigen und für ihn verderblichen Anstrengungen verleitet werden kann.

5. Vier Hebräische Stunden wöchentlich, jede mit ½ Thaler honorirt, veranlassen eine Jahrausgabe von 100 Thalern, welche zu sparen viele Gymnasien, bei denen noch so manches bedeutende Bedürfniß unbefriedigt bleibt, als einen sehr großen Gewinn ansehn würden. Und welchen Kraftzuwachs gewinnt das Gymnasium und der Lehrer, der statt 4 Hebräische Stunden zu halten und 4 andere Stunden auf Vorbereitung, Korrektur von Arbeiten und Studien zu verwenden, damit er nicht stehn bleibe, diese 8 Stunden seinen Hauptfächern zuwenden kann! Dehnt man dies nun vollends auf 100 Gymnasien aus, so beträgt

die Geldersparniß 10,000 Thaler jährlich, und die Zeitersparniß wöchentlich 800 Stunden.

6. Sollen einmal die Gymnasien allgemeine höhere Bildungsanstalten sein und für kein besonderes Studium vorbereiten, weder für das juridische, noch für das medicinische, noch für sonst irgend eines, so ist in der That nicht abzusehn, warum das theologische Studium mit dem Hebräischen die einzige Ausnahme macht. Vielmehr leuchtet ein, daß das Hebräische in den Gymnasien ein Ueberrest aus jener Zeit ist, wo sie recht eigentlich Vorbereitungsanstalten auf die künftigen Fachstudien waren.

Dies alles wohl erwogen, dürfte es wenig pädagogische Aenderungsvorschläge geben, bei welchen der Gewinn so offenbar und so ungeschmälert auf Einer Seite liegt, als es bei diesem Vorschlage der Fall ist. Mißtraut man ihm dennoch, so kann man sich von den Vortheilen und Nachtheilen leicht durch die Erfahrung überzeugen, wenn man die Gymnasien Einer Provinz auf 10 Jahr von dem Hebräischen befreit. Die Gymnasien östlich von der Weichsel eignen sich hiezu am besten, weil sie mit der Universität zu Königsberg so zu sagen ein Ganzes bilden und von fremden Einflüssen mehr frei sind als es in Deutschland möglich ist.

Fünfte Beilage: Ist Hrn. Schröders Behauptung in No. 5. wahr, daß „keiner unter den bekannten Schriftstellern des Alterthums ist, den der abgehende Primaner nicht angelesen" hätte, und daß er „alles angekostet" hat? — Sie ist nicht wahr. Welche Schriftsteller des Alterthums sind die bekannten? Von den Römern doch wohl Plautus, Terenz, Lukrez, Katull, Virgil, Horaz, Ovid, Tibull, Properz, Seneka, Phädrus, Persius, Juvenal, Martial, Lukan, Statius, Silius Italikus, Valerius Flakkus, Manilius, Cicero, Nepos, Cäsar, Sallust, Livius, Vellejus, Sueton, Tacitus, Quintilian, die beiden Plinius, Frontinus, Curtius, Florus, Eutropius, Justinus, Valerius Maximus, Ampelius, Gellius, Aurelius Viktor und Pomponius Mela; von den Griechen aber Homer, Hesiod, Tyrtäus, Theognis, Pindar, der Pseudoanakreon, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Theokrit, Bion, Moschus, Kallimachus, Koluthus, Herodot, Aesop, Thukydides, Xenophon, Plato, Kebes, Aristoteles, Theophrast, Lysias, Isokrates, Demosthenes, Aeschines, Lykurg, Polybius, Diodor von Sicilien, Arrian, Herodian, Apollodor, Epiktet, Hierokles, Julian, Plutarch und Lukian. Dies sind, falls ich richtig gezählt habe, 78 Schriftsteller

des Alterthums, und zwar solche, die entweder vollständig oder in einzelnen Werken oder in Chrestomathien von der Schuljugend gelesen werden. Alle übrigen, obschon deren noch viele bekannte sind, habe ich weggelassen, weil sich die Gymnasien ihrer nicht bedienen, wie ich denn auch alle kirchlichen Schriftsteller weggelassen habe, obschon deren einige den Gymnasien nicht fremd sind. — Hr. S. wird sagen: Man wird mein „alle" doch nicht wörtlich nehmen! — Nein, ich nehme an, die Hälfte sei vorgeschlagen, und unsre Gymnasiasten haben demnach 39 Autoren angelesen und angekostet.

Die zu Ostern und zu Michaëlis d. J. vom Friedrichskollegium abgegangenen 11 Schüler hatten in der Schule von den Griechischen Autoren gelesen Homer, Euripides, Plato, Demosthenes, Aeschines, Plutarch und Xenophon, andere statt dessen Lukian, für sich eben diese, und ein Paar noch, Herodot, Dionys von Halikarnaß, den Diogenes Laertius und Sophokles, doch nicht alle dieselben; von den Lateinischen Autoren in der Klasse Eutrop, Cäsar, Livius, Cicero, Ovid, Virgil, Horaz, Terenz, privatim noch Sallust, Nepos, Phädrus, Justin, Plautus, Sueton, Tacitus und (um nichts zu verschweigen) von Neueren Ruhnken, Klotz, Muret, aber nicht alle dieselben Autoren. Nur Einer hatte Werke von 20 verschiedenen Autoren gelesen, die Neueren mitgerechnet, die andern zum Theil nur 16, in der Schule selbst aber wurden während eines sieben- bis neunjährigen Kursus vier Schulklassen hindurch nur 15 verschiedene Autoren traktirt.

Die 24 vom Altstädtischen Gymnasium zu Königsberg 1836 zu Ostern und Michaëlis Entlassenen haben in der Klasse folgende Griechische Autoren gelesen: Xenophon, Lukian, Herodot, Plutarch, Demosthenes, Plato, Arrian, Homer, Euripides und Sophokles; privatim einen Theil der genannten, und einige noch Anakreon: Lateinische Autoren in der Klasse: Eutrop, Nepos, Cäsar, Sallust, Livius, Cicero, Tacitus, Quintilian, Phädrus, Ovid, Virgil, Horaz, Terenz; privatim einen Theil von diesen und Einige außerdem einen und den andern der folgenden: den Vellejus, Sueton, Florus, Aurelius Viktor, Justin, Kurtius, den jüngern Plinius, Katull und Plautus, und von Neueren den Muret. — Von den 23 in der Schule traktirten Autoren hatten die einzelnen Abiturienten doch nur 12 bis 16 gelesen, und die größte Privatlektüre der nicht in der Schule gelesenen Autoren stieg bei einem Einzigen auf 7, wogegen mehrere nur die in der Klasse traktirten Autoren privatim lasen. Nur der angedeutete Abiturient

hatte 25 Autoren ganz oder theilweis gelesen, alle übrigen weniger, meistens 16—19.

Dreizehn zu Michaëlis 1835 und zu Ostern 1836 vom Rastenburger Gymnasium Abgegangene hatten im Griechischen gelesen: Herodot, Xenophon, Thukydides, Plato, Homer, Sophokles; privatim Einer Isokrates und Hesiodus, ein anderer Plutarch, sonst aber nur die in der Klasse gelesenen. Im Lateinischen in der Klasse: Cäsar, Sallust, Livius; Tacitus, Cicero, Virgil, Horaz; privatim lasen vier den Justin und Einer den Vellejus. Hier sind also öffentlich und privatim nur 18 Autoren gelesen, und es fallen auf den einzelnen Abiturienten etwa 16.

Funfzehn vom Gymnasium zu Lyk zu Michaëlis 1835 und zu Ostern 1836 Abgegangene hatten (das Verzeichniß unterscheidet die öffentliche und Privatlektüre nicht) 11 Griechische und 13 Lateinische, zusammen 24 Autoren gelesen. Da aber einige dieser Schriftsteller nur von Einem oder wenigen Abiturienten gelesen sind, so dürfte doch keiner mehr als 20, mehrere weniger gelesen haben. Die Schriftsteller sind übrigens die schon oben genannten, doch hatten 6 Abiturienten die Dichtkunst des Aristoteles gelesen.

Neunzehn vom Gymnasium zu Tilsit zu Michaëlis 1835 und 1836 Abgegangene haben 13 Lateinische und 9 Griechische, zusammen 22 Autoren öffentlich gelesen, und zwar die schon genannten mit Ausnahme des Diodor von Sicilien und des Aeschylus; privatim die eben genannten und den Demosthenes. Auch hier scheint keiner mehr als 20 Autoren gelesen zu haben.

Dreizehn zu Michaëlis 1835 und 1836 vom Gymnasium zu Gumbinnen Abgegangene hatten 18 Lateinische und 13 Griechische Autoren, zusammen 31 Autoren gelesen, von denen etwa 12 blos privatim gelesene zu sein scheinen, denn das Verzeichniß unterscheidet sie nicht. Es sind außer schon oben genannten noch Silius Italikus, Theokrit, Bion und Sappho angegeben. Die Zahl der von den einzelnen Abiturienten gelesenen Schriftsteller dürfte 17—20 sein.

Nach obigen Angaben beträgt die Durchschnittszahl für die einzelnen Gymnasien 16 bis 19 Autoren, also für alle etwa 17½, woraus unwiderleglich erhellt, daß nicht bloß nicht die Hälfte, sondern auch nicht einmal das volle Viertel der bekannten Schriftsteller des Alterthums gelesen wird. Aber auch der Ausdruck „anlesen“ und „ankosten“ ist unpassend; denn die Abiturienten haben mehrere Autoren ganz gelesen, wie den Eutrop, Nepos,

Sallust, Phädrus, und von andern vollständige Schriften, wie von Cäsar, Cicero, Virgil, Horaz, Xenophon, Plato, den Rednern, Plutarch, Lukian, Homer, den Tragikern u. s. w. Viele Abiturienten haben privatim nur Autoren gelesen, um das in der Klasse Begonnene fortzusetzen oder zu ergänzen. — Ein Zwang findet hierbei gewiß sehr selten statt, und gerade um das An- und Halblesen zu vermeiden. Daß endlich ein Schüler aus dem Diogenes Laërtius oder dem Dionys von Hilakarnaß oder sonst einem Autor einen Abschnitt liest, um sich über irgend einen ihn anziehenden Gegenstand näher zu unterrichten, das verdient nicht Tadel, sondern Anerkennung und Lob. — Schließlich bemerke ich, daß ich auch um die Verzeichnisse der zwei hier nicht erwähnten Gymnasien Ostpreußens gebeten habe, daß sie aber noch nicht eingegangen sind. Es ist aber durchaus kein Zweifel, daß sie das obige Ergebniß vollkommen bestätigen würden. — Während des Druckes erhalte ich die Verzeichnisse des Kneiphöfischen Gymnasiums zu Königsberg und des Gymnasiums zu Braunsberg. Jenes giebt die von 9 zu Ostern und Michaëlis 1836 Abgegangenen gelesenen Autoren an, deren Durchschnittszahl 17 beträgt. Die Zahl der vom Braunsberger Gymnasium zu Ostern und Michaëlis Abgegangenen ist im Verzeichniß nicht angegeben und die Lektüre in der Klasse und zu Hause nicht unterschieden. Die neueren Schriftsteller sind nicht mitgerechnet, die Anzahl der übrigen betrug 20. Die Durchschnittszahl ist kaum auf 16 Autoren zu setzen. Sämmtliche 8 Gymnasien Ostpreußens und Litthauens sind also vorwurfsfrei. — Uebrigens bemerke ich noch, daß mancher Abiturient zwei Gymnasien besucht hat, wodurch die Zahl der Autoren für ihn und somit auch für die Durchschnittszahlen wachsen mußte. Ohne diesen Umstand würde die Gesammtdurchschnittszahl wahrscheinlich nur 16, höchstens 16½ sein.

Bibliographische Beilage.

In meiner Schrift: „Noch ein Wort zum Schutz der Gymnasien" (Preuß. Prov.-Blätter Septbr.-Heft 1836) habe ich die Titel von 28 Schriften und Aufsätzen, die jetzige Schulfrage betreffend, mitgetheilt. Dies Verzeichniß setze ich jetzt fort, bemerke aber vorher, daß in No. 27. nicht **Kraut**, sondern **Braut** zu lesen ist.

29) Dr. F. A. **Gotthold**: „Noch ein Wort zum Schutz der Gymnasien." Königsberg, 1836.

30) Dr. Jacoby: „Die Apologie des Hrn. Direktor Gotthold beleuchtet.“ Königsberg, 1836.
31) Prof. Dr. Fr. Kritz: „Zur Beleuchtung der Schrift des Hrn. Dr. Lorinser“ u. s. w. Gotha u. Erfurt, 1836.
32) Konrektor Werner: „Ueber die Organisation der Preuß. Gymnasien. Mit Beziehung auf den Lorinserschen Aufsatz“ u. s. w. Breslau, 1836.
33) Gymnasiallehrer L. V. Jüngst: „Freimüthige Gedanken über eine zweckmäßige Umgestaltung der Gymnasien.“ Bielefeld, 1836. (Diese Gedanken gehören zu den verunglückten.)
34) Prediger und Lehrer C. W. G. Marquard: „Ein freimüthiges Wort über die Schrift des Dr. Lorinser“ u. s. w. Züllichau, 1836. (Hr. M. gehört zu den Anklägern der Gymnasien.)
35) „Verhandlungen des pädagog. Vereins zur Geselligkeit über die Lorinsersche Frage. Zum Druck befördert durch Prätorius.“ Berlin, 1836.
36) Direktor Dr. G. Imanuel: „Ueber Lorinser's Schrift zum Schutz“ u. s. w. Bielefeld, 1836.
37) Oberlehrer J. P. Seul: „Ueber die Entwickelung und den gegenwärtigen Zustand des höheren Schulwesens in Preußen. Ein Beitrag zur Beurtheilung der Schrift des Hrn. Dr. Lorinser“ u. s. w. Coblenz, 1836.
38) Eines Ungenannten: „Beitrag zu den Streitfragen über die jetzige Gymnasialbildung“ u. s. w. Leipz. 1836.
39) Eines Preußischen Gymnasiallehrers Beurtheilung von 21 die jetzige Schulfrage betreffenden Schriften steht in der Evangel. Kirchenzeitung, 1836 No. 79 ff. Der Verf. deutet selber an, daß auch die von mir unter No. 17. angeführte Beurtheilung von ihm herrühre. Den letzten Theil seiner Arbeit kenne ich noch nicht, aber gegen das, was ich gelesen habe, ist meine erste polemische Beilage gerichtet.
40) Direktor Nizze: „Ueber einen neuen Entdeckungsversuch in der Pädagogik.“ Stralsund, 1836.
41) Oberlehrer C. G. Scheibert: „Das Gymnasium und die höhere Bürgerschule.“ 2 Hefte. Berlin, 1836. Im 2ten Heft S. 33 werden die Censuren „moralische Todtschläge“ genannt. Sapienti sat.

Auch folgende Schrift, obschon vor der Lorinserschen geschrieben, kann hier angeführt werden:

42) Ueber das Reglement für die Prüfung der zu der Universität übergehenden Schüler. Oppeln, 1835.

Polemische Beilagen.

Erste Beilage, betreffend eine in der Evangelischen Kirchenzeitung No. 79. ff. d. J. befindliche Recension von 21 Schriften, welche die durch Lorinser angeregte Schulfrage behandeln. Der mir unbekannte Recensent erklärt, daß er diese Schriften nicht vom pädagogischen, sondern, wie es die Kirchenzeitung erfordere, vom Standpunkte der Religion beurtheilen wolle. Er bemerkt zwar selber, daß nicht dieser, sondern der pädagogische der Standpunkt der Verfasser sei; da sie aber doch eigentlich von der Religion hätten ausgehn sollen, so werde er sie von hier aus beurtheilen. Gegen dies Verfahren nun ist jeder der 21 Verfasser berechtigt zu protestiren und es als ein ganz unerhörtes zurückzuweisen, und ich für mein Theil will mich meines Rechtes bedienen und mich theils im allgemeinen, theils besonders über das mir wiederfahrene Unrecht erklären.

Wie der menschliche Leib schon seiner Natur nach und ohne besonderen Antrieb athmet, verdaut, das Blut in Umlauf erhält, und, mit Einem Worte, lebt, so hat auch die Seele in und durch sich selbst ihr geistiges Leben, empfindet, denkt und begehrt; und wie der Leib durch Geburt, Klima, Nahrung und physische Bildung sein Wesen modificirt und dann in dieser Modifikation verharrt, so auch die Seele das ihrige durch den Leib, die Staatsverfassung, den Stand und anderes, besonders aber durch die religiöse, sittliche, wissenschaftliche, ästhetische und gewerbliche Erziehung und Lebensweise; und je nachdem die eine oder die andere intensiv und extensiv vorwaltet, wird auch das geistige Leben der ganzen Nation und der einzelnen Glieder derselben sich modificiren. Ist nun aber in christlichen Staaten nicht die Religion von der Geburt bis zum Grabe das bei weitem überwiegende Moment in der Erziehung, im Leben, in allen öffentlichen und Privateinrichtungen? nicht der Maaßstab aller Maaßstäbe, der zuletzt an Alles gelegt, das Kriterium, wonach zuletzt Jedes entweder gebilligt oder verworfen wird? Erhält nicht selbst der sonst alles Unterrichtes Ermangelnde doch in der Religion Unterricht? Steht ihm, wenn ihm sonst jedes Haus verschlossen ist, nicht das Haus des Herrn offen? Und wenn er keinen menschlichen Freund, Berather und Helfer hat, ist er nicht gewohnt zuletzt immer zu Gott seine Zuflucht zu nehmen, und in ihm Alles zu finden,

was ihm hienieden fehlt? Man wende nicht ein, der Mensch könne dennoch der Religion auf lange Zeit, auf immer entfremdet werden; denn von zehn dem Tode verfallenen Missethätern erwacht bei neunen im Kerker das religiöse Gefühl in seiner ganzen Stärke, und der zehnte — doch das ist ein Mysterium. In der That, bei allen christlichen Völkern bildet das Christenthum das tiefste und festeste Fundament ihrer Gesinnung und Handlungsweise, wenn auch, leider sehr oft, das Fleisch den Geist unterdrückt und gefangen hält. Aber man versuche es in unsern christlichen Kirchen den Halbmond aufzupflanzen oder ein Feuer anzuzünden und den Gemeinden zuzurufen: betet an! oder auch nur unsere Kirchen zu verschließen — ihr werdet ihr ganzes religiöses Gefühl in seiner Kraft erwachen sehn, und erfahren, daß sie Gott als Christen verehren. So lebt und wirkt die Religion im Volke. Daß man seinen schlichten Sinn durch ewige unfruchtbare Streitigkeiten verführt und schwächt, statt ihn in den ewigen Grundwahrheiten der Religion immer tiefer wurzeln zu lassen, das ist ein eben so großes als altes Uebel, fällt aber leider am meisten denen zur Last, denen die geistige Pflege des Volkes vorzugsweise zum Zwecke ihres Lebens gesetzt ist.

Ganz wie in der gesammten Nation, lebt und wirkt nun die Religion auch in dem einzelnen Christen. Er weiß und fühlt es, daß er ein Christ ist; denn sein Denken und Handeln und seine ganze Art zu sein ist aus dem Christenthum emporgewachsen und zieht seine Nahrung aus demselben. Er fühlt es, alles Gute, was er leistet, wäre ohne das Christenthum gar nicht oder anders vorhanden, aber er hat es nicht nöthig jeden Tag und jede Stunde sein Thun und sein Lassen mit Gebet und Dank aus den Wohlthaten Christi abzuleiten, wie der Heide, der die Taufe noch nicht, oder eben erst empfangen hat. Fühlt er in sich das Bedürfniß, so unterhält er sich mit Gott für sich oder im Gotteshause, frischt Christi Lehren aus dem Neuen Testamente bei sich an und Christi Andenken durch das Abendmahl; aber Rechenschaft ist er davon nur Gott schuldig, und Niemand hat danach zu fragen.

Im Geiste des Christenthums sind denn auch, wie gesagt, die öffentlichen Institute aller Art gegründet, im Geiste des Christenthums namentlich die Gymnasien. In allen Klassen wird das Christenthum gelehrt, oft sogar von Theologen und Predigern. Ihre Lehrpläne sind von

christlichen Behörden theils eingeführt, theils bestätigt, und christlich werden sie von christlichen Lehrern ausgeführt. Mit Gebet beginnt und schließt man das Tagewerk, und welcher Theil dieses Tagewerks ist unchristlich? Sollen etwa die Gymnasien Buß- und Bethäuser werden, in denen die Lehrer mit ihren Schülern knieend den Tag verseufzen und verbeten? Das wird selbst der Recensent nicht wollen. Es giebt in allen christlichen Ständen unchristliche Menschen, es wäre also ein Wunder, wenn die Lehrer und die Geistlichen die einzige Ausnahme machten. Aber das berechtigt nicht zu dem Verfahren des Recensenten. Oder sollte es sich wirklich so wunderbar fügen, daß grade die gegen Lorinser Schreibenden alle oder fast alle unchristliche Männer wären? Woher wüßte man das? Da müßte man doch erst ihr Leben, ihren Unterricht, ihre etwa früher herausgegebenen Schriften prüfen. Und wenn diese naturwissenschaftliche, geographische, grammatische, kritische Ausgaben klassischer Autoren sind? Dann sehn wir uns nach Gelegenheitsschriften um, in welchen die Wörter: Gott, Christus, Religion, Christenthum, Sittlichkeit und ähnliche vorkommen, vielleicht gar neben Sokrates und Griechenthum, oder auch nur solche, die sich irgend wie auf jene beziehn lassen; und glückt es durch künstliche Kombination irgend einen Gedanken herauszubringen, der möglicherweise unchristlich wäre, so bedürfen wir keiner weiteren Untersuchung, sondern wissen, der Mann ist kein Christ. — In der That dies Verfahren selber wäre so wenig christlich, daß wir es vielmehr für wahrhaft teuflisch erklären müßten.

Nun wäre es gewiß unchristlich zu glauben, der Recensent in der Evangelischen Kirchenzeitung, gegen dessen Urtheil ich hier protestire, sei in jenem Sinne gegen die Beurtheilten aufgetreten; im Gegentheil, ich nehme an, er habe in der lautersten und christlichsten Absicht geschrieben, und sei auf eine nur mir nicht zu begreifende Weise in einen so ungeheuren und mit so traurigen Folgen verknüpften Irrthum gerathen. Kurz die Sache sei so schlimm, wie sie wolle, ich will nur sie betrachten und den Mann, dem ich Unrecht zu thun fürchte, aus dem Spiele lassen. Die Sache aber möge das Publikum, und besonders die Theologen und Pädagogen, wohl erwägen, und in dem am Himmel aufsteigenden düstern Gewölk wenigstens keine Verkündigung heiteres Wetters erblicken.

Was der Recensent den übrigen Beurtheilten zu Leide thut, lasse ich auf sich beruhen, halte es aber für sehr wun-

wünschenswerth, daß auch sie sich öffentlich mit der Freimüthigkeit eines guten Gewissens erklären, und will nur von der Verdächtigung meines Christenthums reden.

Lorinser behauptet, die Gymnasien richten die körperliche und geistige Gesundheit der Jugend hauptsächlich durch Vielheit der Lehrgegenstände, der Lehrstunden und der häuslichen Arbeiten zu Grunde, über ihr Christenthum aber macht er ihnen keine Vorwürfe. Wenn sich also die Gymnasien rechtfertigen und nachweisen, diese dreifache Vielheit finde nicht statt, was bedarf es da weiter des Christenthums? Es kann der Beschuldigung, wenn sie eine ehrliche ist, so wie der Vertheidigung, das allerlauterste Christenthum zum Grunde liegen, ohne daß es mit einer Sylbe genannt wird. Ja, ich setze hinzu, christlich denken und christlich handeln, ohne das Christenthum bei jeder Gelegenheit im Munde zu führen, ist christlicher als sein Christenthum überall zur Schau tragen. Dennoch behauptet der Recensent, man hätte in der Wiederlegung Lorinsers *ausdrücklich* vom religiösen Standpunkt ausgehn sollen. So weit ich mich kenne, *bin* ich vom religiösen Standpunkt ausgegangen, wie ich mich denn vom religiösen Standpunkt aus schlafen lege, von ihm aus aufstehe, von ihm aus frühstücke, von ihm aus an meine Geschäfte gehe, meine Lehrstunden halte u. s. w., u. s. w. Aber soll ich mir das in jeder Minute sagen? ja soll ich's sogar dem Publikum bei jeder Gelegenheit sagen? Da würde ich ein Aergerniß geben und das Christenthum lächerlich machen. Ein christlicher Schuster macht christliche Schuhe, wenn sie auch für einen Juden wären, ganz wie der Philosoph *Camper* philosophische Schuhe; ein christlicher Bäcker backt christliches Brot, selbst wenn's ein Muhamedaner ißt, wenn auch Schuster und Bäcker beim Einkauf des Leders und des Getreides mit keiner Sylbe an Gott gedacht und sogar um die Waare gehandelt haben. Warum soll denn nun ein christlicher Pädagog, der ja durch seine ganze Thätigkeit stets aus der gemeinen Sinnlichkeit zu dem Uebersinnlichen und Ewigen erhoben oder darin schwebend erhalten wird, und dessen ganzes Tagewerk, die Bildung der Jugend zu Menschen, Bürgern, Christen, ein Preis des Höchsten ist, warum soll denn er den Mund nicht aufthun, ohne Gott und Christenthum voranzuschicken? Nicht also! das wäre wider das Gebot: *Du sollt den Namen Gottes, deines Herrn, nicht mißbrauchen.* Auch weiß ich als Christ und einer, der obenein Theologie studirt hat, daß Christus selber sagt, *daß die*

Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gerichte von einem jeglichen unnützen Worte, das sie geredet haben.

Aber vielleicht gestattet mein Recensent mir, wenn ich mich mit ihm verständige, Stillschweigen in Ansehung des Christenthums, findet aber, daß ich nicht christlich gesinnt bin, oder doch nicht so, wie er's fordert? Ja so ist's, lieber Leser. Höre also. Ich sage in meiner Widerlegung Lorinsers S. 12: „Die Religion lehre uns ewig der größte „aller Lehrer, Jesus Christus, und das Neue Testament." Ohne daß ich hiemit habe ein förmliches Glaubensbekenntniß ablegen wollen, liegt doch in den Worten ewig und der größte aller Lehrer, daß ich Christus weder mit Sokrates, noch mit Plato verglichen wissen will, so wenig als das Christenthum mit der Griechischen Philosophie, und daß ich die religiöse Bildung von aller übrigen Bildung sondere und nur die christliche fordere. Das kann aber selbst den vollkommensten Christen nicht abhalten einzugestehn, daß die Griechen uns Großes und Schönes lehren, was im N. T. nicht steht, und daß z. B. die Gräcität Plato's musterhaft, die des N. T. eine bereits ausgeartete und mit mancherlei Makeln behaftete ist. Soll nun wo man von Religion und Griechenthum, von Christus und Sokrates spricht, Religion und Christus immer den Zusatz erhalten: „aber sie sind so hoch über Sokrates und das Griechenthum erhaben, als der Himmel über der Erde ist?" Ich denke, in solchen Zusätzen läge etwas Lächerliches, Heuchlerisches und Hochmüthiges; denn Hochmuth wäre es doch wohl, wenn jemand sich wie einen Missionar unter Heiden ansähe und vor seinen Mitchristen Unterschiede grell hervorhöbe, die sie, eben so gut als er, von Kindesbeinen an zu machen gewohnt sind. Der Unterschied zwischen meinem Recensenten und mir dürfte also der sein, daß er seine Mitmenschen, wenigstens solche, die Antilorinseriana lesen, für Unchristen hält, während ich in ihnen so lange Mitchristen sehe, bis ich mich von ihrer Unchristlichkeit überzeugt habe, was bisher nicht geschehn ist. Sage ich also an dem eben angeführten Orte, es sei für die Schulen „in der weiten Welt kein anderes Heil als in den Griechen," so traue ich jedem meiner Leser so viel Verstand und Christenthum zu, daß er sieht, es sei hier von Religion gar nicht die Rede. Sagte ein Arzt zu einem Patienten: „Es ist für Sie in der weiten Welt kein anderes Heil, als daß Sie sich täglich reichliche Bewegung machen," so könnte der Recensent das Christenthum des Arztes eben so gut verdächtigen, als er das meinige

verdächtigt. Besonders anstößig ist es meinem Recensenten auch, wenn ich ebenda S. 46 sage, daß man jetzt „durch jedes, religiöse, sittliche und kunstschöne Element, ohne ermüdende Predigten (d. h. zu breite, zu populäre Entwickelung des Lehrers in der Klasse) das Gefühl und den Willen der Jugend zu einem edlen Charakter zu erheben auf das eifrigste bemüht ist." — „Was würde wohl der „Hr. Direktor Gotthold sagen," bemerkt er, „wenn irgend „jemand ein Geisteswerk von ihm und die Exercitia der „Tertianer zusammenstellen und für gleich heilsam und bil„dend erklären wollte?" — Ich würde sagen, daß der Recensent alle Logik verleugne, obschon sie ein sehr christliches Element ist, ohne welches man unaufhörlich in Gefahr ist, seine Mitchristen zu verketzern und ein kleines Inquisitionsgericht zu etabliren. Wo in aller Welt liegt in der Zusammenstellung zugleich auch die Gleichstellung? Sagte mir ein ehemaliger Schüler: „Hr. Direktor, ihr Hephästion und meine Exercitia haben mir den oder den Dienst geleistet," so sehe ich darin gar keine Gleichstellung, eben so wenig als zwischen 3 oder 4 Bestandtheilen einer Pille, von denen Einer die Hauptwirkung thun soll, die andern aber nur wegen einer gewissen Modifikation oder als bloßes Vehikel hinzugefügt sind; oder in dem Satze: „Der König und sein Reitknecht reiten beide gut." Gut, daß Lambin längst gestorben ist; denn wenn der Recensent vielleicht in derselben Weise ein Freund der gesetzlichen Monarchie wie des Christenthums ist, so würde er jenen Gelehrten für einen Kronprätendenten erklären, weil er schreibt: D. Lambinus Carolo Nono Gallorum Regi Potentissimo et Christianissimo salutem plurimam dicit, mithin seinen Namen dem königlichen voranstellt. Jener und andere Gelehrte durften im Zeitalter der Bluthochzeit ihren Namen vor den des allerchristlichsten Königs setzen, wir im Zeitalter des geläuterten Christenthums dürfen nicht einmal Sokrates hinter Christus stellen, weil sie dadurch einander zu sehr genähert werden, als ob physische Nähe auch zugleich geistige wäre. Voran habe ich aber wirklich, nicht aus Absicht, sondern aus christlichem Gefühle, Christus, das Neue Testament und das Christenthum gestellt, worin man also nach heutiger Weise eine Rangordnung erkennen wird. Kurz ich habe weder Christus und Sokrates, noch Christenthum und Griechenthum, noch überhaupt irgend etwas in dem Angeführten gleichstellen wollen, und erkläre meinem Recensenten, daß ich zwar seinen Charakter und seine Absicht unangefochten lasse, daß aber seine Worte eine grundlose Verdächtigung enthalten.

Zweite Beilage: gegen Hrn. A. Schröder in Brandenburg. Ich hatte 1831 Veranlassung, des mir damals selbst dem Namen nach, wie auch jetzt noch persönlich unbekannten Hrn. A. Schröder (der, wie ich gestern gelesen, Oberdomprediger geworden) Conspectus chorographicus zu durchblättern, und fand es rathsam, das Publikum vor dieser elenden und fehlerhaften Compilation zu warnen, welches 1832 in der Allgem. Schulzeitung, Abth. II. No. 12., geschah. Es kam mir in meiner Recension aber mehr darauf an zu zeigen, wie ein solcher Conspectus zweckmäßig einzurichten sei, als die zahlreichen Mängel des Schröderschen nachzuweisen. Aus diesem Grunde bemerke ich hier noch, daß ich dort die Angabe des grammatischen Geschlechts bei den Namen zu fordern vergessen habe. Obgleich nun Hr. S. mit so großer Unwissenheit und Unaufmerksamkeit verfahren war, daß er z. B. zwei Flüsse von der Thessalisch-Makedonischen Gränze nach Böotien versetzt hatte, so begnügte ich mich dennoch dies blos anzuführen, ohne Spott, Hohn und Härte, die ich überall nicht liebe, so daß meine Schonung einem Redakteur sogar aufgefallen ist. Nur am Schlusse sagte ich: „Wer diesen Conspectus gebrauchen will, der sei mißtrauisch und prüfe.“ Vielleicht hätte mir ein schlichter Mann Dank für meine Recension gewußt, auf keinen Fall verdiente sie, daß Hr. S., wie er gethan, Gelegenheit suchte einen über fünf Jahre gehegten Groll gegen mich auszulassen.

Hr. S. tadelt also meinen Styl. Ich lasse seinen Werth oder Unwerth ganz auf sich beruhen, aber Hr. S., der nicht bloß schlecht, sondern wahrhaft abscheulich schreibt, wie einige der angeführten Proben zeigen, Hr. S. muß sich's nicht herausnehmen von Styl zu sprechen.

Hr. S. findet in dem, was ich in meiner Widerlegung Lorinser's über den Zeitgeist sage, „Görres'schen Schwulst und Nonsens.“ Ich will Görres's Ansichten nicht beurtheilen, aber Hr. S. könnte sich glücklich preisen, wenn er die Phantasie, lebendige Anschauung und Kraft dieses Mannes besäße. Sein Mangel hieran wird aber Hrn. S. wohl in Allem, was, wie meine getadelten Worte, aus lebhafter Empfindung fließt, bloßen Schwulst sehn lassen. — Ich nenne die Französische Revolution ein aufschwellendes Ungethüm, dessen Kern kein Faustus ahnete. Damit kann Hr. S. nichts anfangen. Warum nicht? Er hat Göthes Faust nicht gelesen, wo es heißt: „Das also war des Pudels Kern!“ Und weil es so unbelesene Leute giebt, sollen sich Andere jede Anspielung versagen? Nein, Hr. S.! —

Ich nenne unsere jetzige Zeit spottend im Sinne derer, welche jetzt schon die Morgenröthe des goldenen Zeitalters schimmern sehn, das Tausendjährige Reich. Hrn. S. aber ist das zu hoch, und er schreibt kurz weg, ich nenne die jetzige Zeit so. Lerne er also besser lesen. — Ich spreche vom „Mikrokosmus des Atomes einer Menschenseele." Auch damit weiß Hr. S. nichts anzufangen, und er ist nahe daran mich für einen Materialisten zu halten. Ich kann ihm nur rathen mich ungelesen zu lassen: für so Geistlose schreib' ich nicht. — Bei einer Stelle schreibt Hr. S.: „wobei der Metriker Gotthold auch folgenden schönen Vers anbringt:

Denn mit den Nützlichkeitsmächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten."

Also auch Schiller's Glocke hat der Mann nicht gelesen, erkennt die Parodie nicht, oder weiß nicht daß in Parodien der Rhythmus sich selten streng beobachten läßt, weiß nicht daß der Tadel in Versen den Vers oft absichtlich verunstaltet, weiß nicht daß der Vers „Denn mit den Nützlichkeitsmächten" für Einen, der Verse lesen und die Mitte zwischen Prosa und Skandiren halten gelernt hat, gar keinen Spott verdient. — Ich schreibe ferner, welchen Dienst mir ein revidirender Schulrath durch die Erklärung seiner Zufriedenheit in Gegenwart der Schüler erwiesen. Hr. S. meint, ich nehme bloße Redensarten und Komplimente für baare Münze, und finde Gelegenheit mir selber Weihrauch zu streuen. Ich kann Hrn. S. versichern, daß ich Komplimente von dem, was in feierlichem Ernste und Würde gesagt wird, vollkommen unterscheide, überlasse es ihm aber sich nach dem Falle näher zu erkundigen, und will ihm dabei behülflich sein. Was aber den Weihrauch anlangt, so bekenne ich, daß ich eiteler bin, als er glaubt. Dergleichen Aeußerungen, wie die angeführte, nehme ich ganz trocken hin. Denn, im Vertrauen gesagt, ich könnte selber schon seit mehreren Jahren Schulrath sein, wenn ich die Aufforderung nicht ohne das geringste Bedenken auf der Stelle abgelehnt hätte. Der Ehrgeiz, denk' ich, drückt mich also wohl nicht, und Worte, die in Hrn. S.s Munde allerdings ein selbstgestreuter Weihrauch sein dürften, sind in dem meinen eine ganz unbefangene Aeußerung. Diese Unbefangenheit möchte ich nicht gern ablegen, wenn ich damit weiter nichts gewinne als vor dem Schein des Selbstlobes vor kleinlichen Seelen gesichert zu sein. — Endlich fragt Hr. S. noch, ob ich meine Widerlegung Lorinsers so dem Königl. Schulkollegium eingereicht habe. Ja, das hab' ich gethan, und einigen hochgestellten Staats-

männern auch, und habe (halten Sie die Nase bei meinem Selbstlobe zu!) und habe sogar Lob dafür eingeärndtet und zuvorkommenden Dank von mir bis dahin unbekannten Männern.

Dritte Beilage: gegen Hrn. Direktor Möller. Wenn Hr. Dir. Möller glaubt mich vor einer höheren Behörde wegen meiner Aeußerungen in Anspruch nehmen zu können, so bin ich der erste ihn dazu aufzufordern. Doch er zieht es vor meine Behauptungen Unwahrheiten und Verunglimpfungen zu nennen, ich erkläre dagegen seine Behauptungen für Unwahrheiten und Verunglimpfungen. Die sehr schwache Seite des Bürgerschulwesens liegt am Tage, und ich bin nicht der einzige, welcher sie deutlich erkennt. Ich bin aber sehr weit entfernt, Männern, wie den Direktoren Spilleke und August und anderen dabei etwas zur Last zu legen. Auch Hrn. Dir. Möller habe ich bisher nichts zur Last gelegt, und wenn ich meine Meinung jetzt ändern muß, wird es seine eigene Schuld sein. Doch vielleicht urtheilt er, sobald seine Hitze verraucht sein wird, über Bürgerschulen und meine Ansichten richtiger, als er es in seinem diesjährigen Programme thut. Nicht auf Vorwürfe hab' ich's meinerseits abgesehn, sondern zu einer Reform beizutragen. Um so mehr thut mir's Leid, daß mich auch Hr. Dir. M. Dinge sagen läßt, die ich nie gesagt, noch gedacht habe. Es ist eine Unwahrheit, wenn er mich sagen läßt, „Humanität sei in den Bürgerschulen „nicht zu finden, weil sie ihre Schüler nicht mit der Grie„chischen Sprache bekannt macht." An derselben Stelle (Widerl. Lorins. S. 12), wo ich den Bürgerschulen ein Mittel nachweise humaner zu werden, schließe ich ausdrücklich die Erlernung der Griechischen Sprache aus. Eben so spreche ich in meiner Beleuchtung der Hoffmannschen Bemerkungen S. 35 nicht vom Griechischen, sondern sage: „ich tadle, daß der Mensch dem Arbeiter aufgeopfert wird. Denn: Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst die daran bauen." Gesteht Hr. Dir. M. ein, seine Schule suche dem übermäßigen Drängen des Zeitgeistes nach gewissen Seiten hin zu entsprechen, so behaupte ich: sie ist inhuman. Leugnet er dies Entsprechen, gut, so trifft mein Tadel ihn und seine Schule nicht. Ich vertheidige jetzt in der vierten Schrift die Gymnasien, und habe gleichwohl ihre Fehler und die des mir anvertrauten eingestanden, warum soll ich denn die Bürgerschule betrachten, als ob sie durch jede Vollkommenheit geheiligt wäre? Die Lehrpläne dieser Anstalten liegen

ja vor und gestatten ein Urtheil. Die plumpen Redensarten vom „tönenden Erz und der klingenden Schelle," der „Verketzerung," dem „Eigendünkel" und „Vornehmthun" zu erwiedern halte ich mich für zu gut. Ueber die Bürgerschulen weiter zu schreiben, wenn Gott Leben und Gesundheit giebt, behalte ich mir vor, obschon sich Hr. Dir. M. mein Urtheil verbittet; denn Er wird's nicht hindern. Sein und der Bürgerschule „Gegner," wie er mich nennt, bin ich nicht, wie das, was ich in der Beleuchtung der Hoffmannschen Bemerkungen S. 39 sage, jeden Unbefangenen lehren wird. Um ihm schließlich nichts schuldig zu bleiben, so danke ich ihm für die gute Meinung, nach der er mein redliches Streben nicht verkennt.

Vierte und fünfte Beilage: gegen die Hrn. Drr. Jacoby und Hamann. Diese werden in einem besonderen Abdrucke des ganzen Aufsatzes erscheinen, da der Hr. Herausgeber der Provinzial-Blätter diese Angelegenheit hier nicht berührt zu sehn wünscht.

Schlußwort.

Ich habe die Beschuldigungen, welche die Herren Lorinser, Hoffmann, Groke, Preuß, Jacoby, Schröder, Möller, Hamann und der Recensent in der Evangelischen Kirchenzeitung gegen die Gymnasien, ihre Vorsteher und Lehrer und insbesondere gegen mich aussprechen, bestritten, also bin ich streitsüchtig. Ja, ungefähr so streitsüchtig als ein Hirt, der seine Herde und sich selbst gegen Wölfe vertheidigt. Die Herren Lorinser, Hoffmann und Groke haben die Gymnasien überhaupt, die übrigen sechs Herren haben mich, der ich sie weder zuvor beleidigt, noch auch nur genannt oder angedeutet habe, zuerst angegriffen und mich zur Selbstvertheidigung gezwungen. Hrn. Lorinser's Charakter ist von Mehreren, besonders von Hrn. Prof. Kriz, in einem nachtheiligen Lichte gezeigt worden, ich habe ihn ununtersucht gelassen. Vor dem hochverdienten Hoffmann habe ich meine Ehrfurcht ausdrücklich ausgesprochen. Das Licht, welches ich auf Hrn. Groke werfe, ist ihm viel vortheilhafter als das, in welchem er selber sich zeigt. Hrn. Preuß habe ich wie ein Freund dem Freunde geantwortet. Der Recensent in der Evang. K.Z. wird bei Vielen dem Verdachte böswilliger Entstellung nicht entgehn, denn der Schein ist wider ihn; ich, der ich weiß, wie ungerecht eigenthümliche religiöse Ueber-

zeugungen oft machen, ohne daß das Herz Theil daran hat, ich überlasse dem Allwissenden die Entscheidung. Die Angriffe der übrigen vier Herren aber sind die Wirkung der Unerfahrenheit, der Uebereilung, des Dünkels, des Mangels an Wahrheitsliebe, ja sogar einer lächerlichen, des Helleborismus bedürfenden Verzweiflung. Und welche Waffen führen sie? Entstellung, Spitzfindigkeit, Partheimacherei, Spott, Uebertreibung, Rohheit, Plumpheit und Fischweibergeschrei, wie das Eine oder das Andere eines Jeden Charakter zusagt, und nach Verschiedenheit ihrer Gründe. Die von mir ausgesprochenen Gebrechen der Schulen, des Lehrstandes u. s. w., wobei sich Ausnahmen ja wohl von selbst verstehn, sind unleugbar, und sie Jemand, der sie wie ich kennt, abdisputiren ein ganz unmögliches Ding. Ich kann also, so gern ich möchte, leider nichts zurücknehmen. — Man beschuldigt mich ferner der Ruhmredigkeit. Ist ein Gymnasialdirecktor ruhmredig, wenn er von Gymnasien zu sprechen und Dinge zu berühren genöthigt wird, die etwas für ihn vielleicht Löbliches enthalten? Ich suche keine Gelegenheit zu Vergleichen, bin aber zu offen, um mich vor Auflaurern und Wortvergiftern zu hüten. Der verewigte Dinter galt Manchem, der ihn nicht genau kannte, für ruhmredig. Er war es nicht. Er fühlte das Bedürfniß Gelungenes und Erfreuliches Andern mitzutheilen, auf ihren Mitgenuß, nicht auf ihren Spott rechnend, und suchte nie eigenen Ruhm dabei. In einem Gespräche mit dem G. R. L. sagte er einmal scherzend: Wenn ich in den Himmel komme, wird der liebe Gott sagen: „Nun, alter Dinter, das ist wahr, Du hast manches Gute gewirkt.“ Ja, und der liebe Gott wird fortfahren, sagte G. R. L.: „aber Du hast Dich dessen auch gehörig gerühmt.“ — Dinter lachte herzlich, denn der Scherz traf keinen wunden Fleck. Fiat applicatio!

Den Pädagogen aber, die unser gemeinsames Vaterland lieben und seine humane Bildung zu erhalten und zu vermehren streben, lege ich die jetzige Schulangelegenheit dringend ans Herz. Die Berichte an die Königl. Provinzial-Schulkollegien genügen wahrlich nicht; denn das Publikum bekommt sie nicht zu sehn, wohl aber alle die Versuche theils böswilliger, theils thörichter Leute es irre zu führen und ihm eine ungünstige Meinung von den Gymnasien beizubringen oder es darin zu bestärken. Darum ergreife jeder Sachkundige ungesäumt die Feder und sage dem Publikum die Wahrheit und wische ihm den Sand aus den Augen, den man ihm so reichlich hineinstreut.

II. Zum 3. August 1836.

Rede, in der öffentlichen Sitzung der Königl. Deutschen Gesellschaft gehalten von C. T. L. Lucas, Dr.

Wie oft im Leben sehnen wir uns zurück in die Tage der Kindheit, wo ein ruhig heitrer Sinn und das Gefühl einer völligen Sicherheit uns für die Bedeutung des gegenwärtigen Augenblicks empfänglich machte, wo auch die Thätigkeit unsrer Phantasie ein fest begründetes, stets beharrendes Glück verkündigte! Aber jene Empfindung des Lebensfrühlings, der in seiner Schönheit und gelinde wirkenden Kraft eine Fülle von Keimen in der Seele entwickelt, erhält bald eine ernstere Beimischung: dem sinnigen Knaben, dem ahnungsvollen Jünglinge tritt in eigner schmerzlicher Erfahrung oder in stillem Nachdenken das unverbrüchliche Gesetz der Vergänglichkeit entgegen. In raschem Wechsel enteilt die Zeit, in allen Formen tritt eine üppige Lebenskraft uns entgegen, um, wenn wir ihre Erscheinungen festhalten wollen, fort und fort zu entweichen, und in neuen, stets wieder erblühenden Gestalten uns freundlich zu begrüßen und abermals von uns zu scheiden. Welle verrinnt auf Welle, der Strom eilt zum Meere, das Meer selbst erhebt Woge um Woge, und wenn seine weite Fläche ruht, erinnert doch sein unaufhörlicher Wellenschlag an die ewige Bewegung in der Natur, und bezeichnet, eintönig und ernst, gleich dem Pulsschlage unsrer eignen Brust, die Momente des Werdens und Vergehens. Wo ist des Wechsels ein Ende, wo finden wir ein ruhig Beharrendes, ein unerschütterlich Festes, welches dem Bedürfnisse genügt, das in unserm Innern fort und fort sich geltend macht? Bleibt nur diese Frage in steter Wiederholung dauernd, ohne jemals einer Antwort, einer Erwiederung und Befriedigung theilhaft zu werden?

Die Natur scheint in ihrem unabsehbaren Wechsel dennoch durch großartige Erscheinungen jene ersehnte Antwort zu geben. Schon in den ersten Zeiten der Menschheit weilte das beunruhigte Gemüth bei der gesetzmäßigen Wiederkehr der Jahreszeiten, schon damals erkannte der denkende Mensch, wie die wunderbaren Zeichen des Himmels sich ordnen und vereinigen, um Frühling und Sommer, Herbst und Winter in ungestörter Folge hervorzurufen. In dieser regelmäßigen Wiederkehr strahlte ein heiteres, ruhiges Bild von der Verbindung eines ewig Bleibenden mit dem enteilenden Strome der Vergänglichkeit, ein Bogen des Friedens tröstend und beharrend in den verwehenden Wolken, ein Zeichen des Bundes zwischen einem Geiste, der über dem Wechsel des Lichts und der Finsterniß erhaben ist, und zwischen dem Menschen, der, schwach und beängstigt, dennoch Blick und Herz zum Unendlichen emporrichtet.

Aber die Wiederkehr der Jahreszeiten, der ewig erneute Reigen der Stunden, Tage und Jahre in seiner Schönheit und still wohlthätigen Ordnung, hat im bewußten Leben des Menschen noch eine andere Bedeutung gewonnen. Wenn auch unser geistiges Leben auf die Frage nach einem ruhig Beharrenden, unerschütterlich Festen, noch andere Antworten giebt, als sie die Natur in ihren Erscheinungen darbietet, wenn auch unser Wesen sich dem Gesetze des Kreislaufes nicht schmiegt, sondern durch die Ringe der Jahre hindurch sich in eine unabsehbare Ferne schwingt, — dennoch ist auch unserm geistigen Leben durch die geordneten Zeiten des Jahres ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt worden. An die wiederkehrenden Jahre knüpfen sich zunächst die wiederkehrenden Erinnerungen. Und auch dies stets erneute Andenken an die Begebenheiten, an die Momente des Menschenlebens zeigen uns ein ruhig Beharrendes, ein unerschütterlich Festes; dies sich stets erneuernde Andenken flößt uns Vertrauen ein und sichert das Bewußtsein des Glücks. Wir

verweilen bei diesen Erinnerungen mit Dank, wir feiern die wiederkehrenden Zeiten mit sinniger Ruhe und gesammeltem Nachdenken. Wir treten in solchen Tagen aus dem beschränkten Kreise eines vereinzelten Lebens heraus, um uns mit einander zu vereinigen, um gemeinschaftlich uns der Bedeutung jener Momente recht bewußt zu werden, und, einer dem andern die Hand reichend, gestärkt durch die wieder angeschauten Ergebnisse der Vergangenheit, uns der Gegenwart zu erfreuen, und mit frischem Muth einem schönen und erhabenen Ziele gemeinschaftlich entgegen zu streben.

In den Räumen, die uns heute umschließen, hochverehrte Versammlung, sind es zwei Jahrestage, denen Sie Ihre ehrende und erfreuliche Gegenwart zu schenken pflegen: das Fest der Preußischen Krone und die Feier des Geburtstages Sr. Majestät unsers Königs. An jenem Tage vergegenwärtigt sich uns die großartige und fast wunderbare Entwickelung des Preußischen Königreichs und zeigt uns immer aufs Neue das jugendlich kräftige, männlich besonnene, oft gehemmte und immer wieder siegreich durchbrechende Aufstreben eines Staates, der mit keiner geschichtlichen Erscheinung der Vergangenheit und Gegenwart den Vergleich scheuen darf. Dagegen hat unsre heutige Feier eine andre Bedeutung. Wir betrachten heute nicht eine Reihe von Begebenheiten, welche sich durch Jahrhunderte fortzieht, einen mächtigen Organismus, der sich immer wieder ergänzt und für wechselnde Generationen die bleibende, beharrende Einheit bildet; wir betrachten heute nicht das Köstlichste unsers Volkes, sein Kleinod, die Krone, deren reiner, ungetrübter Glanz schon im zweiten Jahrhunderte strahlt. Heute verweilt unser Blick bei dem erhabenen Manne, dessen Haupt mit der Preußischen Krone geschmückt ist zum Segen unsers Vaterlandes und Europas, zur bleibenden Frucht für uns und für die kommenden Jahrhunderte.

Wenn nun der wiederkehrende Geburtstag des geliebten Königs von tausend und aber tausend Herzen

freudig begrüßt wird, was ist es, das sie alle so innig bewegt, das sie zur Andacht erhebt und zum Dankgebete für den Fürsten, der uns verliehen ward, zum tiefempfundenen Flehen für die Verlängerung seiner Tage? Der Grund jener festlichen Stimmung, jener Erhebung des Gemüthes ist die echt menschliche Liebe zu einem väterlichen Könige, mit dessen Leben auch das unsrige vielfach verschränkt war und in den wichtigsten Beziehungen innig zusammenhängt; der Grund ist das klare Bewußtsein, daß unser erhabene König es treu mit uns meint, der freudige Stolz, daß wir seine Liebe, seine Sorge für uns mit echter unverbrüchlicher Treue erwiedern; es ist der tröstende Gedanke, daß uns in Friedrich Wilhelm ein König gegeben ist, dessen Regierung in dem Wechsel des Vergänglichen, in den stürmischen Wogen der Zeit, ein ruhig beharrendes, unerschütterlich festes Gebiet bildet, dem wir mit Recht voll Freudigkeit vertrauen. Und so sprechen wir unser Gefühl in den Worten des Dichters *) aus und rufen unserm Könige den Segenswunsch entgegen:

Heil ihm, der weis' und stark auf festem Throne
Mit unsrer Liebe schirmend sich umgiebt,
Aus Gold der Treue schmiedend seine Krone,
Den, wie ein Sohn, jedweder Preuße liebt,
Vor dessen Fuß ausbrandend ohne Schaden
Der Zeit empörter Wellenschlag zerstiebt.

Ja, der Aufblick zum Thron unsers geliebten Königs zeigt uns ein würdiges und schönes Bild: Weisheit und Stärke und väterliche Liebe zu dem ihm anvertrauten Volke und herzliche Erwiederung dieser Liebe durch unverbrüchliche Treue. Die Gesinnung des erhabenen Fürsten für sein Volk hat sich in einem langen Leben herrlich bewährt, sie beglückt nun seit fast vier Jahrzehenten unsern Staat, sie ist seit mehr als zwei Jahrzehenten eine Quelle des Glücks für Deutschland und Europa geworden. Ein hoher Ernst,

*) Adelbert von Chamisso.

ein tief begründetes, schönes Wohlwollen hat unsern König in den Jahren der Jugend und im männlichen Alter ausgezeichnet; sie umgeben sein greisendes Haupt mit dem unverwelklichen Kranze der wahrhaft königlichen Würde und der innigsten Dankbarkeit. Schon als Friedrich Wilhelm vor 39 Jahren den Thron bestieg, mußten ihm die Herzen des Volks entgegen eilen. Strenge gegen sich selbst hatte er Mäßigung und Entsagung schon früh sich zu eigen gemacht; in einer verworrenen, genußsüchtigen Zeit, in einer allgemeinen Bewegung, welche auf der einen Seite das Höchste in den Staub trat und auf der andern sich mit Formen des Glaubens abzufinden bemüht war; während der Stürme eines völlig veränderten politischen Zustandes von Europa hatte der Königliche Jüngling echte Weisheit gesucht und gefunden. Er war durchdrungen von dem Gedanken eines ihm von Gott verliehenen Berufes; er hatte erkannt, daß die höchsten Ideen des Menschen, seine sittlichen und religiösen Ueberzeugungen zugleich die Grundlage des Staates sein müssen; er fühlte die Wichtigkeit eines aufrichtigen Glaubens und verschmähte darum gleich bei seinem Regierungsantritt Mittel, welche zum Gewissenszwange oder zur Heuchelei führen mußten. Die Tiefe seiner religiösen Ueberzeugungen und ihre sittliche Kraft hatte Friedrich Wilhelm schon lange in einem würdigen Wandel, im einfachen prunklosen Leben bewährt. Ihm war dafür der höchste Lohn geworden, dessen ein fühlendes Herz bedarf: eine erhabene, innigst geliebte Gemahlin verschönerte seine Tage. Es gehört zum Segen der Könige, daß das Edle, das sich in ihnen entwickelt, den weitesten Kreis der Wirkung findet, daß es auf ein ganzes Volk, auf lange Jahre hin, reichen Segen verbreitet. Die wahre Grundlage alles echten Staatslebens, die Reinheit der Ehe, das stille beseligende Familienglück, die ernste und liebevolle Erziehung im friedlichen Schutze des Hauses, war in einem großen, herzgewinnenden Beispiele erneuert: Tugenden, welche in ihrem ersten

Auftreten die Germanen als dasjenige Volk bezeichneten, das dem verderbten Europa neue Lebenskraft zuführen sollte, waren in einem Deutschen Fürsten im reinsten Glanze ihrer Gediegenheit hervorgetreten. Der König führte ferner den Staat auf die alte Grundlage weiser Sparsamkeit zurück; nicht Genußfülle, nicht Pracht und üppige Verschwendung sollte das Volk mit seinen Führern verweichlichen — der Geist, der Wille sollte seine siegende Kraft über den Stoff wieder entfalten, in einfachem, gehaltenem Streben sollte Großes errungen werden. Thörichter Dünkel wurde beschränkt, der geistigen Entwickelung ward die Bildung des Volks als das schönste Ziel bezeichnet. So bewährte sich, während auf die verworrenen äußern Verhältnisse ein ruhig beobachtender Blick gerichtet war, die Weisheit und Stärke des noch jungen Königs und seine Liebe zum Volke zunächst im innern Staatswalten. Wie hätte die Liebe des Volkes zu ihm ausbleiben sollen, des Volkes, das dem erhabenen Stamme der Hohenzollern stets mit solcher Innigkeit ergeben gewesen ist? Liebe des Volkes zum Könige durchwaltete das Preußische Reich; sie keimte fröhlich und stark, um bald in den ernstesten Prüfungen sich geltend zu machen und eine Höhe der Begeisterung zu erreichen, wie sie der kalte Beobachter, der berechnende Verstand, der feurige Aufschwung eines in seiner tiefsten Thatkraft aufgeregten Volkes unter der Leitung seines stets siegreichen, hochbegabten Herrschers nimmer erwartet hatten, in dem ruhigen Volke der Preußen, in ihrem nordischen Lande. Wir kennen keinen schönern Ausdruck jener schon überall im Preußischen Staat entwickelten Liebe zu unserm Könige, als jenes Abschiedswort der treuen Westphalen, als sie von unserm Staate scheiden mußten. Der König hatte ihnen erklärt, wie er der harten Nothwendigkeit weichend, sie von ihren Pflichten gegen sein Haus entbinde, wie er von ihnen scheide, ein Vater von seinen Kindern, wie ihr Andenken ihm ewig theuer sein und sein Wunsch für ihr Wohl

sie stets begleiten werde. Sie antworteten: Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied lasen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören sollten, Deine treuen Unterthanen zu sein, wir, die wir Dich immer so lieb hatten.

Solche Gefühle des tief empfundenen Schmerzes und der innigen Liebe, solche Zeugnisse eines echt menschlichen, festbegründeten Staatslebens traten in einer Zeit hervor, als die Formen zerbrachen, von denen man zuversichtlich gewähnt hatte, Friedrichs des Großen Geist walte noch in ihnen. In jener Zeit erfuhr Preußen auf das Schmerzlichste, wie gefährlich und undankbar die Rolle des Vermittlers sei zwischen wild empörten Kräften, wie unzureichend die gewöhnlichen Mittel bei einer Bewegung, gegen welche auch die würdigsten Ergebnisse der Vergangenheit sich nur behaupten konnten, indem sie aus der Fülle des Geistes neues Leben empfingen. Ein Heer, für dessen Tapferkeit Napoleon die Jahrtausende, welche auf Aegyptens Pyramiden ruhen, zu Zeugen aufgerufen, ein Heer, dem das verbündete Europa gewichen war und das zerrissene Deutschland die verwundbarsten Stellen eröffnet hatte, ein bewaffnetes Volk, das ein Alles zertrümmernder Geist mit sich fortriß, stürzte sich auf unsern Staat. Der falsche Gedanke einer Souveränität des Volks hatte eine leicht entflammte tapfre Nation bis in ihre einzelnsten Glieder hin mit wildem Feuer durchdrungen, und in den lodernden Flammen stürzte das alte Europa zusammen; schon leuchtete die Gluth in fremde Welttheile hinüber und noch war das Wort nicht gefunden, um den Brand zu dämpfen und der Zerstörung ein neues kräftiges Leben abzugewinnen und einen frischeren, edleren Geist in allen Gliedern unseres Volkes ins Bewußtsein zu rufen. Preußens Adler warf sich kühn in jene Flammen, er schien unterzugehen, allein er hob sich mit gekräftigten Schwingen in seine glänzende Bahn empor.

Die läuternde Flamme des Unglücks erhob König und Volk zum herrlichsten Verein, zur fest begründeten Macht, zum Siege, zur einsichtigen Bewahrung und Belebung des Errungenen. Die Weisheit unseres Königs erkannte die Nothwendigkeit den bewaffneten Nationen ein wehrhaftes Volk entgegen zu stellen; seine Weisheit zerbrach die Fesseln der Knechtschaft in den Reihen seines Volks, um den echtdeutschen Stand der freien Landleute wieder ins Leben zu rufen. Seine Weisheit begründete ein reges, ihm huldigendes Gemeindeleben; seine Weisheit gab dem Geist und Herzen des geliebten Volks Befriedigung durch die väterliche Sorge für ein echt religiöses Leben, für ein klares und umfassendes Bewußtsein durch Vermittelung der Universitäten, der Gymnasien, der Volksschulen. Sinn und Sitte unserer Väter wurde durch das erhabene Beispiel wieder belebt, welches der König gab und die hohe Frau, die im tiefsten verzehrenden Schmerz die weibliche Milde, die stille Erhabenheit bewahrte, welche dem Namen Luisens ein unvergängliches Andenken sichert. Und dies Alles, diese Bürgschaft einer bessern Zeit keimte und wirkte zunächst in unserm Lande, wo zuerst dem Feinde ein heldenmüthiger Widerstand geleistet ward, wo sich treue Schaaren, zum Opfertode bereit, um den Thron gestellt hatten, wo die innigste Anhänglichkeit an die unglückliche Königliche Familie sich rührend aussprach; ja unser kleines, weit entlegenes Land behauptete freudig und in stolzem Bewußtsein das Recht, der großen Monarchie auf ewig seinen Namen gegeben zu haben. Auch die Stadt, in deren Mitte wir heute versammelt sind, ist in der Geschichte jener Zeit hochwichtig gewesen und unserm Könige in theurem Andenken geblieben: das bewies seine Milde und Theilnahme, als er uns vor zwei Jahren mit seiner Anwesenheit beglückte, das bewies der ernste Blick, mit dem er zögernd und im Nachsinnen vertieft, damals von uns geschieden ist. Des Königs Kraft erlag nicht in jenen Jahren der Fremdherrschaft; seine Weisheit und

und Kraft erhielt ihn aufrecht, als sein Herz von der unheilbaren Wunde getroffen ward und die Genossin der heitern Tage und des schwersten Unglücks von ihm schied, ohne das Glück der Wieder=Erhebung hoffen zu können. Die Liebe zum Volk stärkte den König, seinem erhabenen Berufe zu genügen; sie fand die vollste Erwiederung, und der Tag der Freiheit, der neuen Begründung des Preußischen Staats leuchtete nicht vergebens.

Da sprach der König zu seinem Volk und Heer: „Ihr wißt was ihr in sieben langen Jahren erduldet habt. Gedenkt der Güter, die unsere Vorfahren uns erkämpften, der Gewissensfreiheit, der Ehre, der Unabhängigkeit, des Handels, des Kunstfleißes, der Wissenschaft. Gedenkt des Beispiels unserer Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen, und wie kleine Völker für gleiche Güter gegen Mächtigere sich erhuben und obsiegten. Große Opfer werden gefordert, allein die größten schwinden dahin, im Vergleich mit dem, wofür wir sie darbringen. Es ist der letzte Kampf, den wir für unsern Namen, für unser Dasein wagen, und unser Loosungswort dauernder Friede oder rühmlicher Untergang. Auch den letzten dürft ihr nicht scheuen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht leben soll. Aber wir hoffen mit Zuversicht, Gott und fester Wille werden uns Sieg verleihen, und der Sieg die besseren Tage zurückführen."

Die große That gelang: einmüthig erhuben sich des Königs treue Unterthanen und mit ihnen jeder der eignen Würde bewußte Deutsche; dem Tode entgegen eilend errang sich unser Volk das Recht und die Wonne eines vaterländischen Lebens. Unser König führte uns zum Siege, der dauernde ehrenvolle Friede ward in der Hauptstadt des scheinbar unwiderstehlichen Feindes befestigt. Die Weisheit des Königs hatte in unsern Fahnen das Kreuz entfaltet; wir erkannten den großen Gedanken, wir lebten in der Ueberzeugung, daß Preußen mit äußerster Kraft die höchsten Ideen erfassen müsse,

um durch sie eine unerschütterliche Dauer zu gewinnen, um die Aufgabe der Menschheit auf der zugewiesenen Stelle erfolgreich zu lösen. Des Königs Stärke lag darin, daß er waltete als ein von Gottes Gnaden berufener Fürst, seine Liebe zum Volk erhob die treugesinnten Söhne des Vaterlandes zum rühmlichen Kampfe und gewährte ihnen den mildlächelnden, segensreichen Sieg. Die große That gelang: Gott war mit uns, ihm sei die Ehre!

Wahrlich, der Thron unseres Königs ist fest gegründet! Seine Weisheit und Stärke, des Königs Liebe zum Volk und des Volkes Treue gegen ihn sind die Grundvesten des Preußischen Throns. Das hat sich auch in den ein und zwanzig Jahren bewährt, die seit jenen großen Momenten vergangen sind.

Preußen hat durch seine Heeres-Verfassung seine Söhne wehrhaft gemacht, es hat ihnen gesetzlich die Wache und Obhut des Vaterlandes anvertraut. Preußens stehendes Heer ist eine Waffenschule, eine Bildungsstätte des gesammten Volkes geworden; das Recht der Wehrhaftigkeit wurde in unserm Staate wieder ein Ehrenrecht; der Kern der Kriegsmacht des Staates ruht in seinen Landwehren, die in dem Könige ihren Begründer und Beschützer preisen. Kann irgend ein Staat sich einer so durchgeführten National-Bewaffnung rühmen? — Mit demselben Vertrauen beruft der König seine ständischen Versammlungen, um die Bedürfnisse seines Volkes genauer kennen zu lernen. Mit Weisheit begünstigt er die freie, der Idee des Rechts angemessene Stellung seiner Gerichtshöfe, des Wahlspruchs seiner Krone eingedenk, jedem das Seine zu gewähren. Von dem Segen eines echt religiösen Lebens vermöge eigner Erfahrung durchdrungen, hat Friedrich Wilhelm die evangelischen Gemeinden seines Landes enger verbunden und die folgenreiche Entwickelung eines großen Gedankens begonnen. Unter seiner Begünstigung entfaltet sich ein kräftiges Leben in unserer Kirche, Andersgläubigen ist er ein treuer Beschützer.

Im reinsten Glanze strahlt seine Weisheit und Liebe zum Volk in der durch ihn überall geförderten Bildung und Erziehung des Volkes: auch der Geringste, der das Glück hat auf Preußischem Boden geboren zu sein, wird als ein Sprößling der Nation geachtet, in dem ein sittlich-religiöses, ein bewußtes Leben geweckt werden soll. Mit unermüdlicher Aufopferung ist unser erhabene König bemüht, die Schule in allen ihren Verzweigungen zu fördern und bis in die niedrigste Hütte das Licht einfacher aber wahrhafter Bildung dringen zu lassen. Seine Weisheit hat ihn stets von dem Rath derer fern gehalten, die in der Verdumpfung des geistigen Lebens eine sichere Grundlage der Staatsruhe und des Volksglücks erkennen wollen. Darum ist sein Geburtsfest eine so schöne, wahrhaft erquickende Feier; es trägt den Charakter einer ungezwungenen, kindlichen Verehrung, einer aufrichtigen, herzlichen Liebe: Friedrich Wilhelms Name ist mit Allem verwebt, was uns werth und heilig ist, darum wird sein Fest so freudig begrüßt von allen Millionen seiner Unterthanen. Sie empfinden jene Segnungen, sie werden sich aufs Neue des Glückes bewußt, daß unter des Königs schützendem Scepter Preußen vor den Stürmen bewahrt blieb, welche in unaufhörlichen, unberechenbaren Erschütterungen das Wohl der Völker bedrohen und zerstören.

Aber der Segen der Regierung Friedrich Wilhelms hat sich über weitere Kreise verbreitet als über die Länder des Preußischen Staates. Was ist durch ihn Preußen für Deutschland, für Europa geworden! Preußen ist die Stütze des neu erwachten Deutschen Sinnes, der immer mächtiger die gelösten Glieder des alten Vaterlandes an einander schließt, ohne deshalb ihre verschiedenartige Entwickelung aufzuheben. Vor Preußens Einsicht und Macht ist auf dem friedlichen Wege des Vertrages jene Menge von Bollwerken gefallen, welche zwischen eng verbrüderten Staaten und Völkern die freie Verbindung hemmte; ein freier

Kreislauf der Lebenssäfte in den Deutschen Staaten ist möglich geworden, ein neuer Umschwung der Gewerbe und des Handels hat in Deutschland begonnen und gewährt neue Bürgschaften der Ruhe und des Gedeihens. Die Nachfolger von Friedrich dem Großen und von Maria Theresia sind in treuer Freundschaft verbunden, um Deutschland in seinem Innern und vor fremder Uebermacht zu schützen, aber während jenes mächtige Kaiserthum einen Verein verschiedenartiger Nationen leitet, ist Preußen der erste Deutsche Staat geworden, nicht nur durch den Stamm seiner Bewohner, sondern durch den Sinn seines Königs, durch die Sitte seines Volks, durch das ihm von Friedrich dem Großen unverlierbar ertheilte Gepräge freier Geistes-Entwickelung, endlich dadurch, daß ihm die Reformation zur geschichtlichen Grundlage geworden ist.

Indem unseres Königs Weisheit und Kraft auch Deutschland schützt und neu belebt, hat sein Wohlwollen, seine Treue ihm und dem Vaterlande unter den Fürsten und Völkern Europa's eine Stellung eingeräumt, welche die kühnsten Erwartungen, wie sie selbst nach der Wiederbegründung des Staats gefaßt werden mochten, weit übertrifft. Daß nun seit mehr als zwanzig Jahren unter den mächtigen Staaten Europa's ein Friede waltet, wie ihn die Geschichte früherer Zeiten nie darbot, ein Friede, der allen materiellen und geistigen Interessen der Völker die gedeihlichste Förderung bereitet — verdanken wir dies nicht der Mäßigung und Besonnenheit unsers Königs, der gehaltenen Kraft seiner Regierung, dem ungeschwächten Bunde zwischen Thron und Volk? War es nicht Preußens Friedrich Wilhelm, vor dem die brandenden Wogen zurückwichen, als ein neuer Umsturz der gesetzlichen Ordnung Frankreichs den Talisman zu zerbrechen schien, der die empörten Kräfte der Massen beschworen hatte? Noch waltet in einzelnen Ländern Europa's der Geist des frechen Schwindels, die grau-

senhaften Verbrechen selbstsüchtiger Empörung tauchen aus dem Abgrunde auf, Mißtrauen, niedere Gesinnung, Verkennung unabweislicher Forderungen, die Wuth des entsetzlichen Bürgerkrieges erschüttern die Wohlfahrt mächtiger Nationen immer aufs Neue — aber die Brandung wird austoben, ohne den ruhig festen Gang Preußens zu ändern; unser König wird auch fernerhin der Hort Preußens bleiben; zu ihm, zu seinen Einrichtungen wird auch ferner Deutschland und Europa vertrauend und bewundernd aufblicken; unvergänglich in der Geschichte, unvergänglich in den Herzen der Menschen wird Friedrich Wilhelms Name fortdauern. Und so erkennen wir in dem Walten unseres Königs ein bleibendes Glück, ein unerschütterlich festes, segensreiches Gebiet, mitten in dem Rollen der Begebenheiten, in dem Strome des unaufhörlichen Vergehens und Entstehens; so rufen wir, voll freudigen Dankes gegen Gott, der uns einen solchen König gab:

Heil ihm, der weis' und stark auf festem Throne
Mit unsrer Liebe schirmend sich umgiebt,
Aus Gold der Treue schmiedend seine Krone,
Den, wie ein Sohn, jedweder Preuße liebt,
Vor dessen Fuß ausbrandend ohne Schaden
Der Zeit empörter Wellenschlag zerstiebt.

III. Ein neuer Beitrag das Vorkommen der Biber unweit Kaymen, i. J. 1749, betreffend.

Von J. G. Bujack.

— — consortia tecta
Urbis habent, magnisque agitant sub legibus aevum.
Virg. Georg.

Es ist erfreulich die Beiträge über die hieländische Verbreitung des Bibers sich mehren und hierdurch dessen Geschichte sich vervollständigen zu sehn, und diese Freude erhebt zu der Hoffnung, daß noch manche wichtige Notizen, unsere heimische Fauna anlangend, aus unsern alten Registraturen sich werden ausbeuten lassen, wenn die verehrten Mitglieder unserer Königl. Ostpreußischen Regierung mit gewohnter, rühmenswerther Güte fortfahren vaterländischen Forschern bei ihren wissenschaftlichen Bestrebungen Vorschub zu thun.

Herr Regierungsrath Wutzke hat die Güte gehabt mir in diesen Tagen einen Plan zuzustellen, der folgende Mittheilung möglich macht. Sein Titel ist: „Plan von der Dunauschen Bäcke. So weit solche in 3 Jahren gebaggert worden. Vermessen d. 11. Mart. 1749 von J. E. Lilienthal, Königl. Ingenieur.“

Der hier genannte Königl. Ingenieur ist der nachmalige Krieges- und Domainenrath und Baudirektor Lilienthal.

Die Wichtigkeit dieses Planes für das Vorkommen des Bibers wird sich gleich ergeben, wenn ich zuerst bevorworte, daß der Beckgraben ein Bach ist, der in fast nördlicher Richtung ins Kurische Haff sich ergießt, und daß ein Theil dieses sogenannten Grabens nach dem an der Westseite desselben liegenden Dorfe Dunau in der Nähe von Kaymen das Dunausche Beck genannt wird.

Auf dem Plane sind nicht nur die Punkte angegeben, bis zu welchen die Baggerarbeiten im Laufe dreier Jahre geführt worden, sondern auch Biberdämme und Biberhäuser. Auf einer Distance von 581 Rheinl. Ruthen finden wir 6 zerstörte Biber-

dämme und auf der Ostseite 2 sogenannte Biberhäuser, deren eines zerstört war, und eins auf der Westseite, das damals noch stand. Von dem nördlichsten Biberhause auf der östlichen Seite des Bachs heißt es auf dem Plane: „Biberhaus, so abgebrochen und von den Bibern wieder erbauet worden.“ In der Richtung von Süd nach Nord ist der südlichste zerstörte Biberdamm nebst Haus von dem darauf folgenden ruinirten Biberdamm, der unweit des damaligen Grenzpfahles angelegt war, der das Dunausche und Mettkeimsche Bruch schied, 50 Rheinl. Ruthen entfernt. Die Entfernung von diesem Damme bis zu dem nächsten, dem das damals noch stehende Biberhaus auf der Westseite fast gegenüber lag, beträgt 89 Ruthen. Von diesem bis zum nächstfolgenden ruinirten Biberdamm waren 45 Ruthen. Etwas nordöstlich von dem letztgenannten Biberdamme in der Distance einiger Ruthen lag das Biberhaus, das abgebrochen und wieder erbaut worden. Die 3 nördlichsten ruinirten Biberdämme, welche nur einige Ruthen auseinander liegen, sind 100 Rheinl. Ruthen und einige drüber von dem so eben erwähnten Biberdamme entfernt.

Diese Angaben erheischen einige Erläuterungen, um so mehr, da die im Schwange gehenden Vorstellungen über die Biberbaue mangelhaft sind, und dabei das Verfahren der Nordamerikanischen von dem der Europäischen Biber nicht immer scharf geschieden wird, zu geschweigen, daß man sich in der Darstellung oft große Uebertreibungen erlaubt. Was sind nämlich Biberdämme und Biberhäuser? Die Biber, welche gegenwärtig nur sporadisch in Europa vorkommen, wohnen unter der Erde in Gruben, die dem Dachsbaue ähnlich, 30—40 Schritte lang, mit dem Wasserspiegel in gleicher Ebene gelegen, sowohl unter dem Wasser als nach der Oberfläche der Erde hin Ausführungsgänge haben. Unweit dieser Gruben bauen die Biber auch Häuser oder Burgen. Diese sind jedoch nichts weiter als kunstlos zusammengeschleppte Haufen Reissig und sogenanntes Knüppelwerk, das von benachbarten

Bäumen und Gesträuch durch ihre meisselförmigen Zähne geschnitten und seiner Rinde durch's Benagen beraubt worden. Im Herbste werden diese aufgethürmten Haufen mit Schlamm und Erde befahren, indem die Biber das lockere Baumaterial mit den Vorderfüßen und der Brust nach der Burg hin vor sich herschieben. Der Form nach sind diese Burgen Backöfen ähnlich, dienen den Bibern aber nicht zur Wohnung, sondern sind ihre Zufluchtstätten, wenn ein hoher Wasserstand sie aus ihren Gruben vertreibt.

Unser Plan giebt außerdem auch mehre ruinirte Dämme an. Nicht allenthalben, wo Biber sich aufhalten, finden wir Dämme. Die Anlage derselben erfolgt nicht da, wo einzelne Biberpaare leben, sondern setzt kleinere und größere Kolonien voraus; denn an der Elbe sah' man in der neueren Zeit unter andern nur im Sommer 1822, wo die dortige Kolonie aus 15—20 jungen und alten Bibern bestand, Dämme anlegen. Unfehlbar nöthigen sie trockne Sommer und das durch anhaltende Dürre erfolgte Seichtwerden der Flüsse, an denen sie leben, dazu. Nämlich die Ruthe, ein kleiner, nur 6—8 Schritte breiter in vielen Krümmungen fluthender Nebenfluß der Elbe, auf deren rechter Seite unweit Barby, war im Sommer des erwähnten Jahres so seicht, daß die Ausführungsgänge der Biberbaue am Ufer überall zu sehen waren, und der Wasserstand unterhalb derselben nur noch wenige Zolle betrug. Nun erfolgte die Anlage eines Dammes. Die Dämme werden aus starkem Reissig an solchen Stellen der Flüsse angelegt, die durch ihre Lokalität die Anlage begünstigen, wobei die Zwischenräume Behufs der Verdichtung mit Schlamm und Schilf ausgefüllt werden. Wenn die Strömung des Wassers Zerstörungen anrichtet, so werden sogleich Ausbesserungen vorgenommen und der Damm ist in der nächsten Nacht wieder hergestellt. Durch die Dämme wird das Wasser aufgestaut und bewirkt, daß der Wasserstand oberhalb derselben, wo die Baue sich befinden, 1 Fuß und drüber höher steht, als unterhalb.

Sobald der Wasserstand die Baue übersteigt, sieht man die Biber zu Tage kommen und sich auf den Burgen lagern. Werden sie vom Wasser nicht gezwungen, so verlassen sie ihre Gruben bald nach Sonnenuntergang, pfeifen laut und stürzen sich mit Geräusch ins Wasser, um, wenn sie in der Nähe der Burg umhergeschwommen sind und nach erfolgter Recognoscirung sich sicher glauben, ans Land zu steigen, theils um zu äsen, theils um Material zu ihren Bauten herbeizuschaffen. Während des Winters gehen sie ebenfalls fast zu jeder Stunde der Nacht ihrer Nahrung nach, verlassen jedoch bisweilen 8—14 Tage den Bau nicht und äsen sich von der Rinde des kleinen Weidenholzes, das sie im Herbste in die Gruben, deren Ausgänge nach dem Lande dann gehörig verstopft wurden, zusammengetragen haben.

Unser Plan gewährt nun außer den wahrscheinlich durch Menschen oder durch starke Strömung oder durch beide zugleich ruinirten Dämmen auch eines Biberhauses, das des Abbrechens ungeachtet zum Beweise der Ausdauer von Bibern wieder erbaut worden war. So weit weilt der Beobachter mit Interesse bei einem Plan, der uns in Mitten der aus angebornen Kunsttrieben hervorgegangenen hieländischen Bauten der interessanten Thiere versetzt und den Schluß gestattet, daß sie in zahlreichen Kolonien auf den großen Mooren in der Nähe des Kurischen Haffes bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein gelebt haben; aber nun wird der Blick leider getrübt, denn ihre Häuser und Dämme sahen wir mit Ruin und die Biber selbst mit Tod und Verderben bedroht. Man lese.

Copia aus den Akten.

„Königsberg, den 28. August 1743.

An den Beamten zu Kaymen zu besorgen, daß die Beeck (Dunausche Beeck) rein gemacht werde.

Es ist nöthig daß wegen der beim Vorwerk Legehnen im Amt Kaymen gerohdeten Wiesen, die Beeck gekrautet und rein gemacht werde. Wir befehlen euch demnach solches veranstalten und zu besorgen, daß es

sogleich mit Ausgang künftigen Monats von den Interessenten nach der bisherigen Usance ohnfehlbar bewerkstelligt werde. Die gemachten Biberdämme können dieses Jahr mit Hacken von einander gerissen und so weit es sich thun läßt zernichtet werden."

* * *

„An den Hofjäger.

Demselben ist bekannt, was Se. Königl. Majestät wegen der Bibern und derselben Tödtung, wenn sie schädlich, unterm 29. Juli 1729 laut April-Beilage allergnädigst verordnet haben. Da nun anitzo ein solches wegen der Beecke in dem Amte Kaymen nöthig ist, so hat der Herr Hofjäger dahin zu sehen, daß die Biber daselbst todt gemacht und ausgerottet werden mögen."

Gleichlautend mit dem Original. Wutzke.

* * *

Gewiß wäre euch und euren Burgen und Dämmen ein lieblicheres Loos gefallen, ihr unglücklichen Biber, wenn die Königl. Regierung vor einem Jahrhundert sich ihre Aufgabe so gestellt, wie es dermalen geschieht, und wenn sie damals schon mit der so wünschenswerthen Umsicht und Rücksicht zu Werke gegangen wäre. Unsere jetzt zum Theil verödeten Nerungen wären mit Wald bedeckt und reich an Wild und Geflügel, und auf den Mooren am Kurischen Haff bauten heut zu Tage noch Biber Dämme und Burgen, und wir dürften nicht kostspielige Anpflanzungen machen, das völlige Versanden der Nerung abzuwehren, und hätten Gelegenheit hier zu Lande die Naturgeschichte dieses merkwürdigen Thieres aus eigner Anschauung zu studiren *); aber

*) Biberfelle und Biberhaare als schätzbare Artikel des Pelzhandels, das Castoreum als Arzeneimittel, der fischmäßig zu- und anzurichtende 3—4 Pfund schwere Biberschwanz als Delikatesse geschätzt und die selbst auf vornehmen Tafeln erscheinenden Hinterkeulen sollen hier nur beiläufig erwähnt werden, sind gewiß aber nicht unwichtig, so wie ich nur ganz in der Kürze daran erinnern will, daß die medicinische Facultät zu Paris den Biber einst förmlich zum Fisch ernannte, worauf die theologische kein Bedenken trug ihn den Fastenspeisen zuzuzählen.

so bleibt uns nur übrig die Gegenden für die Naturgeschichte zu fixiren, die durch die Stationen der Biber in ihrer Nähe eine gewisse Bedeutsamkeit für die vaterländische Fauna erlangen, und diese ist für Kaymen ohnfehlbar wichtiger, als diejenige war, welche dieser Ort durch die vor einer Reihe von Jahren erfolgte sogenannte Steinwanderung eine Zeit lang erhalten hatte.

Schließlich dem Herrn Regierungsrath **Wutzke** für seine gefälligen Bemühungen hiermit öffentlich meinen ergebensten Dank abzustatten ist mir dringendes Bedürfniß.

Nachtrag.

Während des Drucks dieses Aufsatzes erhielt ich von dem Herrn Dr. v. Siebold in Danzig, dem unsere Fauna schon so manche interessante Entdeckung verdankt, und der noch vor Kurzem Cyprinus Farenus Art., welcher bisher für einen nur in Skandinavien vorkommenden Fisch galt, unserer Fauna vindicirt hat, da er sich auch in Westpreußen und zwar sehr häufig in den Stadtgräben von Danzig findet, folgende die Biber betreffende Notiz: „In der Sammlung der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig befindet sich jetzt ein ziemlich vollständiger Biberschädel, welcher im Jahre 1835 auf dem Gute Worczenkow bei Oliva in der Nähe eines Landsees 15 Fuß tief im Mergel aufgefunden worden war.“ — Da nicht ausdrücklich bemerkt worden, daß der in Rede stehende Schädel fossil ist, so ist es wohl mehr als wahrscheinlich, daß er der jetzt lebenden Art angehört.

Indem ich mich Herrn Dr. v. Siebold für die gütige Aufmerksamkeit verpflichtet fühle, erlaub' ich mir den vaterländischen Provinzen Glück zu wünschen, daß sie ihn ihren Gelehrten beizählen können, da wir von seinem großen Interesse für unsere Fauna und von seinen wissenschaftlichen Bestrebungen so manches Vortreffliche zu erwarten berechtigt sind, und auch an ihm einen Mann haben, zu dem wir in schwierigen, die vaterländische Fauna betreffenden, Fällen unsere Zuflucht nehmen können.

IV. Nekrolog.

Die allgemeine und verdiente Hochachtung, welche der zu früh verewigte Fürstbischof von Ermland, Prinz Joseph zu Hohenzollern-Hechingen genoß, möge die öffentliche Mittheilung folgender Notizen über diesen verehrungswürdigen Prälaten rechtfertigen.

Der Hochselige war geboren zu Troppau in Oestreichisch-Schlesien am 20. Mai 1776, wo sein Vater als Oberster in der Kaiserl. Armee diente. Seine erste Jugendbildung erhielt er theils in Wien, theils auf der Militair-Akademie in Stuttgart, von wo ihn im Jahre 1790 sein Oheim, der damalige Bischof von Culm und Commendatur-Abt zu Oliva, Karl Graf von Hohenzollern, nach Preußen kommen und auf der damaligen Schule zu Alt-Schottland bei Danzig Humaniora und Theologie studiren ließ. Die niedern geistlichen Weihen scheint der Verewigte schon in Süddeutschland empfangen zu haben, weil er, wie Augenzeugen versichern, bereits auf dem genannten Gymnasium die Tonsur zu tragen pflegte. Die höhern Weihen mit Einschluß des Presbyterates ertheilte ihm sein Oheim, welcher inzwischen (1795) Fürstbischof von Ermland geworden war, zu Oliva im August 1800, in welchem Jahre er zugleich ein Canonicat an der Kathedralkirche zu Frauenburg erhielt.

Als am 16. August 1803 der gedachte Fürstbischof Karl v. H. mit Tode abging, folgte er demselben zunächst in der Würde eines Commendatur-Abtes von Oliva, so wie in der eines Domherrn zu Breslau; — wurde im Jahre 1808 am 6. Juli Fürstbischof von Ermland, konnte jedoch, weil die obwaltenden politischen Verhältnisse und die Entfernung des Pabstes Pius VII. von Rom die Präconisation hinderten, erst am 12. Juli 1818 zu Frauenburg feierlich consecrirt werden.

Wann ihm der rothe Adlerorden erster und das eiserne Kreuz zweiter Klasse ertheilt worden ist, hat nicht ermittelt werden können. Zahlreiche oberhirtliche Verordnungen zeugen von seinem rastlosen Eifer für das Wohl der Diöcese, so wie mehre von ihm erbaute Schulhäuser (zu Schmolainen, in Zoppot, letzteres erst im laufenden Jahre vollendet) und die bedeutenden Zuschüsse, die er jährlich mehren Schulen und Schullehrern aus seinen eignen Mitteln zufließen ließ, augenscheinlich darthun, wie besorgt er für die religiöse und intellectuelle Bildung der Jugend gewesen ist. Im Jahre 1821 von Pius VII. zum Executor der Circumscriptionsbulle ernannt, arbeitete er mit dem rühmlichsten Eifer an der Einrichtung und Regulirung der katholischen Bisthümer in der Monarchie, um die Angelegenheiten derselben, so weit es von ihm abhing, aus allen Kräften zu fördern, wodurch er sich das dankende Anerkenntniß aller Katholiken des Preußischen Staates erworben hat. Im Februar 1835 empfing er von der katholisch-theologischen Fakultät der Universität zu Bonn die theologische Doktorwürde.

Sein Hintritt in das Land ewiger Vergeltung erfolgte nach einer fast dreimonatlichen mit vollkommener Ergebung erduldeten Krankheit am 26. Septbr. 1836. Er starb tief betrauert von der verwaisten Diöcese, und von allen denen, die das Glück gehabt, mit ihm in näherer oder entfernterer Beziehung zu stehen; die Umwohner von Oliva und tausend Arme weit und breit beweinen in ihm ihren Wohlthäter.

Welche innige Theilnahme dieses betrübende Hinscheiden selbst am Throne Sr. Majestät des Königs gefunden, beweist nachfolgendes Kabinetsschreiben, womit Allerhöchstdieselben die Todesanzeige Seitens des Domkapitels zu Frauenburg zu erwiedern geruht haben.

„Ich habe aus der Anzeige des Domkapitels vom 27. v. M. das Ableben des Fürstbischofs mit dem aufrichtigsten Bedauern ersehn und bezeige dem Domkapitel über den Verlust, den dasselbe und die

gesammte Diöcese an diesem verdienstvollen und würdigen Prälaten erlitten hat, Mein theilnehmendes Beileid. Den Minister der geistlichen Angelegenheiten habe Ich inzwischen beauftragt, die Wahl seines Nachfolgers in den vorschriftsmäßigen Formen einzuleiten.

Berlin, den 9. October 1836.

Friedrich Wilhelm.

An das Domkapitel des Bisthums Ermland
in Frauenburg."

V. Johann Wilhelm Volkmann.

Eine biographische Skizze.

Johann Wilhelm Volkmann war das jüngste unter vier Kindern, und nach dem frühen Tode eines älteren Bruders, der einzige Sohn seiner Eltern. Sein Vater gehörte dem Militärstande an, zog sich aber nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, dessen glorwürdige Siege er also gewiß doch theilweise mit erkämpfen geholfen hatte, in die Ruhe des bürgerlichen Lebens zurück, nachdem ihm kurz zuvor noch am 25. Febr. 1766 sein jüngster Sohn Johann Wilhelm geboren war. Der Knabe konnte zu dem Vater wenig Vertrauen und Liebe fassen; denn dieser war ein kalter, strenger und finsterer Mann, der sein Haus mit dem Zepter des Zornes und der Furcht regierte. Wie er eine von vornherein mit großer Entschiedenheit und Kraft des Wollens begabte Natur war, so hatten die harten Fügungen in seinem Leben, wie es scheint, jene Starrheit hervorgebracht; denn hatte er selbst doch seine Neigung und seine Lebenshoffnung dem Spiel einer tyrannischen Laune zum Opfer bringen, und bis in die späteren Jahre seinen subjectiven Willen und seine gewiß oft bessere Einsicht dem kalten Zwange todter Subordination unterwerfen müssen. Von der

Universität, auf der er schon mitten im Rechtsstudium begriffen war, ward er unter Friedrich Wilhelms I. Regierung hinweggerissen und zu dem ihm verhaßten Kriegshandwerk gezwungen. Daher jene herrschende, unverbrüchlichen Gehorsam fordernde Strenge im Hause, die natürlich nicht geeignet war das Herz der Kinder zu gewinnen, und die auch gegen den einzigen Sohn so wenig an ihrer Unbiegsamkeit nachließ, daß derselbe bekennt, durch sie mit einer Aengstlichkeit und Schüchternheit erfüllt worden zu sein, die er erst lange nachher ganz zu überwinden im Stande war. Desto inniger aber schloß sich der Knabe an das zärtliche Herz der Mutter an. Ihre Nachsicht milderte nicht nur die Strenge des Vaters, ihr mütterliches Herz vertrat nicht blos oft den zaghaften Knaben, sondern sie hatte auch in sich einen edlen Schatz, durch dessen Mittheilung sie dem Sohne wenn auch nicht die väterliche Liebe völlig ersetzen konnte, aber doch sein Herz in der nöthigen ehrfurchtsvollen kindlichen Stellung erhielt. Sie war eine Frau von tiefer herzlicher Frömmigkeit, und war bemühet, diesen Sinn auch in die Brust ihres Sohnes zu pflanzen, und es ist erhebend und rührend zugleich, wenn wir lesen, wie derselbe in einem kurzen Abriß seines Lebens, den er schon in den Jahren des vollreifen Mannesalters niedergeschrieben, mit Liebe und Verehrung der verklärten Mutter für das unvergängliche Erbe frommer Ergebenheit und kindlichen Vertrauens zu Gott dankt, das sie ihm hinterlassen. In den frommen Andachtsübungen, bei denen sie ihr Kind öfters Zeuge sein ließ, hat sie einen Samen in seine Seele geworfen, der nicht wieder verloren ging, sondern frühe schon Frucht trug. Denn im Alter von 13 Jahren stand der Knabe erschüttert bis ins Innerste, und wie innerlich vernichtet, am Sarge seines Vaters. Die Lage der Hinterbliebenen ließ es beinahe unmöglich erscheinen, daß der Sohn, wie es der frommen Mutter lebhafter, und auch

sein eigener frühe gehegter Wunsch war, sich dem Studium der Theologie widmen könne. Doch der Glaube, der, wenn er auch nur in der Größe eines Senfkorns vorhanden ist, Berge versetzt, ließ auch hier seine Kraft nicht unbewährt. Die Umstände fügten sich wider Erwarten günstig; Personen auf die nicht gerechnet war, fanden sich, und dieses im Vereine mit dem unermüdeten Fleiße der Mutter und der Schwestern, wie anderseits des Knaben selbst, ebnete alle Hindernisse allmählig so glücklich, daß derselbe nach gehöriger Vorbildung zuerst in der Kneiphöfschen, dann in der Löbnichtschen Schule, deren Rektor Hampus das Amt eines Vormundes an jenem in aller Weise redlich versah, im Jahre 1782, also noch nicht 17 Jahre alt, die Universität beziehen konnte. Wer hätte es nun nicht an sich selbst oder an Andere erfahren, daß wenn der gesittete und fleißige Jüngling nur erst die Stufe des Studentenlebens erklommen hat, dann auch schon die eigene Kraft und Lust zur Erwerbung der nöthigen Subsistenzmittel geeignet ist. So nahm denn auch Volkmann jetzt seiner trefflichen Mutter und seinen Schwestern einen bedeutenden Theil ihrer Sorge ab, indem er durch Stundengeben sich forthalf; später ward er dann ordentlicher Hauslehrer bei den Söhnen eines Majors v. Stückrad. Dabei lag er mit allem Eifer seinen Studien ob, und sein einsichtsvoller, gleich das Richtige und Zweckmäßige treffender Geist offenbarte sich hier daran, daß er dieselben auf eine musterhafte Weise einrichtete. So viel sich hieraus erkennen läßt, leitete ihn dabei eine Einsicht, welche leider Wenigen von denen zu Theil wird, die sich dem theologischen Studium widmen, die aber bei der dermaligen Lage der Dinge die Grundbedingung zur Erlangung einer freien und selbstständigen Stellung unter den kämpfenden Partheien ist. Drei ganze Jahre hindurch beschäftigten den Jüngling philosophische Studien im weitesten Umfange des Sinnes. Die klassische Literatur und vornämlich des großen Kant Vorträge fes-

fesselten ihn, und von letzterem nahm sein Denken seine eigenthümliche Richtung und Form an. Es ist bekannt, welchen Einfluß die Kantische Philosophie nicht nur auf die Zeit gewann, in der sie entstand und sich entwickelte, sondern wie sie den Anstoß gegeben hat zu einer ganz neuen Entwickelung des philosophischen Erkennens, und wie sie den Punkt bildet, von wo aus fortan, so lange die neuere Philosophie in ihrer eigenthümlichen Form bestehn wird, dieselbe immer ausgehen wird. Eben so bekannt aber ist auch, daß die Linie der neueren philosoph. Entwickelung eine Wendung genommen hat, welche, wie sie einestheils über die von Kant dem Denken gesetzten Grenzen weit hinausgeht, so auch auf einer von der Kantischen ganz verschiedenen geistigen Anschauungsweise des Seienden ausgeht. Daher kommt es, daß alle diejenigen, welche unmittelbar aus dem Strom der Kantischen Philosophie getrunken haben, zumal wenn sie unmittelbar zu des Meisters Füßen saßen, gegen die neuere Philosophie eine abgeschlossene und negirende Stellung einnahmen. Dasselbe zeigte sich auch bei Volkmann. Den Lehren seines Meisters blieb er bis ans Ende treu, und hat sich so wenig irgend einem Einfluß Fichte's, Schelling's oder Hegel's hingegeben, daß er die Bedeutung dieser Systeme vielleicht mehr als billig verkannte. Eine Bemerkung, die übrigens weit davon entfernt ist, auf Volkmann irgend wie einen Tadel zu werfen, da es schon hinreichende Anerkennung verdient, daß er überhaupt mit seinen Ansichten auf dem Grunde philosophischen Erkennens ruhete.

Erst nachdem diese solide Grundlage gelegt war, wobei der verstorbene Superintendent Meyer in Neukirch ihm ein treuer Genoß und Geistesverwandter war, wendete Volkmann sich zum Studium der Theologie. Es ist nicht zu verwundern, daß seine theolog. Ansichten sich nach den Bedingungen gestalteten, die in dem Standpunkte der Zeit gegeben waren. Die Kantischen religionsphilosophischen und metaphysischen

Grundsätze waren die Factoren, welche diejenige Form der Theologie hervorriefen, die wir durch Männer, wie Tiestrunk, Stäudlin, v. Ammon, Schott, Bretschneider, Röhr und Aehnliche vertreten sehen, und welcher auch Volkmann angehörte. Können wir nun auch von dem Standpunkt der gegenwärtigen theolog. Entwickelung aus, nicht umhin zu sagen, daß durch das Kantische Prinzip die christliche Wissenschaft allerdings getrübt wurde, so daß sie nicht in ihrem eigenen, reinen Lichte prangte, sondern sich wie ein blasser Mond mit den Strahlen begnügen mußte, die ihr von der Sonne der Kritik der reinen und praktischen Vernunft, so wie der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft zufielen; so waren diese Strahlen in ihrem innersten Grunde, von einer andern Seite genommen, dem Lichte des Christenthums doch wieder so sehr verwandt, daß auf diese Weise die Alliance, welche die Theologie sich gefallen lassen mußte, nicht schlechthin und so ohne Weiteres eine Mesalliance zu nennen ist, sondern sie konnte und mußte, bei nur einigermaßen lebendigem subjectiven frommen Interesse, mit dem Christenthume in vieler Beziehung einträchtig Hand in Hand gehen. Eine Erfahrung für die B. einen gültigen Beweis liefert: hatte er das Christenthum auch nur in der Weise der Kantischen Philosophie, so hatte er es doch, und es war nicht blos sein Denken, sondern weit stärker noch sein Fühlen und Wollen von der innern heiligen Gewalt des biblischen Christenthumes in der That tief durchdrungen, und bis an sein Ende blieb das volle, lebendige und aufrichtige Bekenntniß seines Glaubens dieses, daß kein anderer Grund gelegt werden könne und solle, als der allein gelegt ist, Jesus Christus.

Doch wir verfolgen seinen Lebensgang weiter. Im Jahre 1785 waren die theol. Studien vollendet, und es wurden nun auch, wie es sich gehört, nach Verlassung der Universität, Versuche im Predigen gemacht. Jene oben erwähnte Aengstlichkeit und

Schüchternheit machte sich aber dabei so gewaltig geltend, daß dem jungen Candidaten der Muth beinahe gänzlich sinken wollte, und nur durch anerkennende und ermunternde Zusprache so hochgeachteter Männer, wie des Oberhofprediger Dr. Schulz u. A. aufgerichtet werden konnte, so daß er immer kräftiger ward, bis er zuletzt auch den Todfeind aller gesegneten Predigerwirksamkeit überwand, der schon so vielen den Athem und die Besinnung, jedenfalls aber jede momentane Begeisterung geraubt hat — das Concept.

Immer freier eröffnete sich nun das Leben vor dem jungen Manne, immer freundlichere Aussichten thaten sich auf. Der Hofprediger und Prof. Schulz, mit dem Volkmann sehr nahe verbunden war, machte ihm den Vorschlag, als Erzieher der beiden jungen Grafen in das Haus des Reichsburggrafen zu Dohna auf Schlodien zu ziehen. Der Vorschlag ward angenommen, und mit dem Eintritt in dieses Haus im Juli 1792 begann für V. eine lange Reihe stiller aber schöner glücklicher Jahre, an denen seine Erinnerung stets mit der Liebe haftete, wie wir eines Freundes der Jugend gedenken, an den wir mit aller Innigkeit des Herzens geknüpft waren, der nun aber lange dahin ist. Nie konnte er von diesen Tagen und ihren Erfahrungen sprechen, ohne daß er warm wurde und die Wärme der seligen Erinnerung auch den Hörenden ergriff. Nicht lange nach dem Beginn seines Erzieheramtes, in welchem ihm schnell das Vertrauen und die Liebe seiner Eleven zu Theil ward, ward durch den Tod des alten und würdigen Pfarrer Rüdiger die Pfarrstelle an der Kirche zu Deutschendorf offen. Volkmann bewarb sich bei dem Grafen um sie. Es ist bekannt, wie derselbe eigenthümlichen religiösen Ansichten huldigt; aber so frei war seine Seele von Engherzigkeit, so erfüllt von Liebe und Achtung gegen den Erzieher seiner Kinder, daß er, zu gewissenhaft einen Mann zum Pfarrer in seiner Kirche zu ernennen, von dessen religiösen Ansichten er abwich und die er nicht billigen zu dürfen

glaubte, daß er sein Wahlrecht für dieses Mal in die Hände der Gemeine legte. Und dieser ward dieselbe nicht schwer. Volkmann wurde am 11. Decbr. 1792 zum Pfarrer in Deutschendorf ordinirt und am letzten Sonntage des Jahres von dem ehemaligen Superint. in Pr. Holland, M. Fleischer, introduzirt, und hielt am ersten Tage des Jahres 1793 seine Antrittspredigt. Zur Unterstützung in seiner Wirthschaft nahm er nun gleich seine Mutter und seine älteste unverheirathet gebliebene Schwester zu sich in das Haus. So ward der treuen Mutter denn noch am Ende des Lebens der Lohn, ihrer Gebete und Sorgen und Thränen Frucht so herrlich reif zu pflücken; für die Entbehrungen und Mühen und all das Schwere, das sie willig und fröhlich für den geliebten Sohn übernommen, fand sie nun in seinem Hause eine Stelle der Ruhe und der Freude, und konnte aus vollem dankenden Herzen sprechen: Herr, nun lässest Du Deine Magd in Frieden fahren.

Die Stelle Volkmann's im Dohna'schen Hause ward durch den nachmaligen Pfarrer Sommer in Thierenberg ersetzt. Zwischen diesem jungen Manne und unserm jungen Pfarrer entspann sich bald eine innige und bis an den Tod Sommers währende Freundschaft. Diese Wonne, so wie der Genuß des Umganges in den gräflichen, durch Milde und Freundlichkeit und echte Humanität nicht minder als durch hohe Geistesbildung ausgezeichneten, Häusern von Schlodien, Carwinden und Schlobitten verschönerten die ersten Amtsjahre Volkmanns, und gab ihnen jenen Duft, dessen Wehen noch den Greis mit weißer Scheitel erquickte. Auch manche andere interessante Bekanntschaft ward hier geknüpft. In den Jahren 1794 u. 95 war Schleiermacher Erzieher der jungen Grafen in Schlobitten, und es ist bekannt wie von da her die gegenseitige Zuneigung sich schrieb, welche zwischen dem nachmaligen ehrwürdigen Minister zu Dohna und Schl. obwaltete. Dieser, schon damals durch seinen Geist sich auszeichnend, verrieth aber auch schon damals

die Eigenthümlichkeiten seines Charakters, die in seinem spätern Leben zu Zeiten auf eine oft schneidende Weise sich offenbarten, wenn sie auch je länger je mehr von der immer tieferen Durchbildung des christlichen Sinnes in ihm gemildert und gebändigt wurden, — wir meinen seine Neigung zur Satyre und eine gewisse Rücksichtslosigkeit des Urtheils, welche die Wirksamkeit dieses Mannes auf seine Zeit gewiß an manchen Punkten sehr hemmten, wo sie sonst höchst segensreich sich hätte entfalten können. Jene Ungebundenheit des Urtheils machte sich damals durch sehr freie und kecke Aeußerungen über die Französische Revolution Luft, in Folge deren Schleiermacher plötzlich das Gräfliche Haus zu Schlobitten verlassen mußte. Das Haus zu Schlodien öffnete sich ihm nun für einige Zeit gastlich, und von hier aus war es denn nun auch, daß Volkmann mit ihm bekannt wurde, indem Schleiermacher von Schlodien aus ihn öfters besuchte. Eine nähere Befreundung des jungen Pfarrers mit dem jungen Gelehrten, der damals kaum noch den Fuß auf die Bahn seines nachmaligen glänzenden Ruhmes gesetzt hatte, konnte durch jene Besuche nicht hervorgerufen werden, sei es, daß die Zeit des Umganges zu kurz war, oder, was wichtiger ist, daß die Eigenthümlichkeiten der beiden Männer sich nicht in einander fügten. Auch nachmals in spätern Jahren hat Volkmann, wiewohl er dem ehemaligen Bekannten in Hinsicht seines eminenten Talentes volle Anerkennung zu Theil werden ließ, sich nie in diejenige Richtung der Theologie finden können, die von Schleiermacher ihren Ausgangspunkt hat, woran ihn eben seine von Kant's Philosophie bestimmte Richtung hindern mußte.

Das Glück nun aber jener Jahre des Pfarrlebens im Oberlande, die ihm manchen theuern Beweis des Vertrauens seiner Gemeine brachten und ihm manchen Segen seiner amtlichen Bemühungen sehen ließen, ward aber vollendet, als Gott ihm am 16. Juni 1796 seine theure Gattin Dorothea Elisabeth Borowski

zuführte. Nicht allein daß er das Glück und den Segen genoß, den das eheliche Bündniß über Jeden, und zumal über das zurückgezogene Leben des Landgeistlichen ausgießt, sondern er hatte nun auch Gelegenheit, zu einem Manne in ein näheres Verhältniß zu treten, welchen er lange schon im Stillen geehrt hatte, nämlich seinen Schwiegervater, den damaligen Kirchenrath, nachmaligen Erzbischof Dr. v. Borowski.

So floß Volkmanns Leben in Deutschendorf mehr denn ein Jahrzehend lang ruhig und heiter dahin. Allein es sollten nun auch die Tage kommen, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht, und die in keinem Leben fehlen dürfen. Der unglückliche Krieg von 1806 und 1807 brach herein. Um sie seinen Schrecknissen zu entziehen, flüchtete Volkmann seine Familie, welche aus zwei Töchtern und zwei Söhnen bestand, deren jüngster damals nur noch der Gegenstand naher Hoffnung war, nach Königsberg. Er selbst, der Vater, wollte, wenn Weib und Kinder erst geborgen wären, sogleich wieder zu seiner Gemeine zurückkehren; allein die Schlacht von Eilau und die Verwirrung, der Schrecken und die Zerrüttung unseres Vaterlandes, die das hierauf folgende schnelle Vordringen des Feindes hervorbrachte, machten jenem die Reise nach Deutschendorf unmöglich, und somit ward der nicht von dort mitgeflüchtete Theil des Eigenthums ein leichter Raub der Franzosen. Im Juni 1807, als Königsberg von diesen eingenommen und manche große Angst überstanden war, kehrte Alles wiederum zur ländlichen Heimath zurück. Trotz manchem kleinen Ungemach kam die Familie dennoch glücklich dort wieder an, und dankte nun Gott, der ja so weit geholfen hatte, ihm vertrauend, er werde auch weiter schützen. Mit Eifer und ausharrender Geduld ging man jetzt daran, das vom Kriege Zerstörte wiederum zu bauen und in den alten Stand zu setzen.

Doch wie jener unglückselige Krieg so manches Glück zerstört hat, das nachmals nimmer wieder recht

erblühen wollte, so fand auch Volkmann in seinem pfarramtlichen Leben nicht mehr die volle Befriedigung, wie er sie vorhin gehabt hatte. Hie und da traten Hemmungen seinem treuen Wirken entgegen, wie und wo er sie vorhin nicht gekannt hatte, und manche bittere Erfahrung ward gemacht. Was Wunder, daß der Gedanke an eine Veränderung seines Wirkungskreises allmählig in ihm keimte und sich zum bestimmten Wunsche gestaltete. Da kam im J. 1811 von Freund Sommer in Thierenberg ein Brief mit der Nachricht, der Erzpriester Goldbeck in Schaken sei gestorben, und Volkmann solle sich nun jedenfalls um diese Stelle bewerben. Ein Privatbrief mit einer Anfrage ward nun auch wirklich an den Vater Borowski nach Königsberg gesendet; allein wer fühlt nicht des Letztern Erstaunen mit, als er den Brief in einem Augenblick erhält, da Goldbeck eben gesund und frisch vor ihm als Besuchender sitzt! Indeß ein Jahr später war Wirklichkeit, was früher leeres Gerücht gewesen war. Durch Vermittelung seines Schwiegervaters, welcher manche Schwierigkeiten zu besiegen verstand, wurde Volkmann nun zum Superintendenten und Pfarrer der Schakenschen Gemeine und Diözese ernannt. Am 20sten Trinitatissonntag 1812 ward er von seinem Schwiegervater in das Amt, dem er nun bis an sein Lebensende, beinahe volle vier und zwanzig Jahre hindurch mit Kraft, treuer Sorgfalt und lebendigem Eifer vorstand, eingeführt. Die erste Zeit in Schaken aber war eine schwere; wie in ökonomischer, so mußte auch in amtlicher Beziehung von vornherein manches Unangenehme durchgekämpft werden. Allein fester Muth, umsichtige und ausdauernde Treue überwanden allmählig Alles, und je näher der Abend des Lebens für V. heranrückte, desto stiller und heiterer ward der Horizont desselben. Der Arbeit brachte dies neue Amt zwar viel, denn neben den sehr bedeutenden seelsorgerlichen Geschäften, waren die so vielfachen verschiedenartigen Geschäfte der geistlichen Inspection über einen

nicht unbedeutenden Kreis zu verrichten; und diese Geschäfte mehrten sich um ein nicht Geringes, als im J. 1822 der Schakenschen Diözese noch vier neue, zum Theil ausgedehnte Kirchspiele nach dem Beschluß der kirchlichen Oberbehörde hinzugethan wurden. Allein Volkmann war allen diesen Arbeiten nicht nur gewachsen, sondern seine amtliche Freudigkeit und seine Kraft schienen mit der Arbeit zu steigen. Er war ein treuer Arbeiter im vollsten Sinne des Wortes. Ein Zeugniß, das ihm eben so die vorgesetzten Behörden, wie seine Synodalen, in gerechter Anerkennung zollen, wobei die Letzteren noch insbesondere die Freundlichkeit und das Wohlwollen rühmen, womit er persönlich ihnen sich näherte, ihnen mit Rath und That beistand und sie amtlich vertrat, wo sie es bedurften, und Nachsicht übte, wo etwa dem redlichen Willen hin und wieder die That nicht völlig entsprach. Nicht minder musterhaft steht er in seinem pfarramtlichen Wirken da. Seine Predigten, in denen man deutlich das Vorbild erkennt, dem sie mit glücklichem Erfolge nacheiferten, und das bis vor einigen Lustren das einzig würdige Muster war, dem die neuere Kanzelberedsamkeit nachstreben konnte, — Reinhard meine ich, — geben vornämlich ein schönes Zeugniß seiner Gewissenhaftigkeit und seines Fleißes. Aus der langen Reihe einer vier und vierzigjährigen Predigerwirksamkeit liegen fast eben so viele Jahrgänge von Predigten, wie er sie bis an sein Ende stets vollständig niederschrieb, vor. Mit den evangelischen und epistolischen Perikopen und mit freien Texten in einem dreijährigen Cyclus abwechselnd, hat er sich nie erlaubt, einen früheren Jahrgang wiederum zu gebrauchen. Ihm stand der geistliche Beruf zu hoch und heilig da, er erfreute sich eines zu regen Geistes und stets frischer Gedankenfülle, als daß er nicht jenes armselige Bequemlichkeitsmittel hätte verachten sollen. An jedem Donnerstage ward die Predigt für den nächsten Sonntag entworfen und des Tages darauf ausgearbeitet, so daß sie jedenfalls vor dem Abende des

Sonnabends völlig fertig nicht blos auf dem Papiere, sondern auch in dem Gemüthe des ehrwürdigen Mannes stand, und nun zwischen der Beendigung der Vorbereitung und der Mittheilung von der Kanzel mehre Stunden der Ruhe und Sammlung dazwischen lagen. Und so pünktlich ward vorgearbeitet, daß im Pulte des Verstorbenen sich noch die schon vollendete Predigt vorfand, welche er am 8ten Trinitatissonntage nach der Rückkehr von einer in die vorhergehenden Wochen fallenden Geschäftsreise über das Sonntags-Evangelium halten wollte.

Mit nicht minderer Treue und unermüdeter Sorgfalt lag Volkmann nun auch den übrigen Theilen seines Amtes ob, von denen wir nur auf den Confirmanden-Unterricht aufmerksam machen. Wer da weiß wie diese Arbeit, zumal auf dem Lande, mit dem Geiste zugleich die Kräfte des Körpers angreift, so daß auch wohl der Jüngere das Schwere dieses Geschäftes an der leiblichen Abspannung fühlt, der wird es dem allmählig doch müde werdenden Greise, mit Bewunderung und rühmend anerkennen, daß er auch hier mit Freudigkeit und Geduld unermüdet und pünktlich bis ans Ende ausharrete.

Bei allen diesen vielfachen Geschäften ward das höhere Interesse des Theologen an seiner speciellen Wissenschaft, so wie an der Wissenschaft überhaupt nicht vermindert, sondern sie war es vielmehr, die die Stunden der Muße ausfüllte und neue Kraft zu den trocknern Arbeiten hergab. Dieses eigene Interesse trieb nun Volkmann, dasselbe auch in Betreff seiner Synodalen ins Auge zu fassen. Die Frucht dieser Bemühungen war die Stiftung eines theol. Lesezirkels unter denselben, welcher seit dem Jahre 1814 besteht und sich eines schönen Fortganges freut. Derselbe umfaßt theils die wichtigsten theol. und allgemein wissenschaftlichen Journale, welche auf gemeinschaftliche Kosten der einzelnen Interessenten gehalten werden, theils größere und kleinere theologische Werke

aller Disziplinen, deren Ankauf aus Beiträgen bestritten wird, welche auf Anordnung der kirchlichen Oberbehörde von den Kassen der einzelnen zur Schakenschen Diözese, wie sie unter Volkmanns Leitung vereinigt war, gehörigen Kirchen nach Maßgabe ihres Vermögens hergegeben werden. So ist nun schon eine sehr werthvolle treffliche und bedeutende Bibliothek von mehren hundert Bänden gesammelt, welche in Schaken aufbewahrt und von allen Synodalen benutzt wird. Ein Institut, welches wie es wohl außer Schaken schwerlich sonst noch einer Diözese unserer Provinz eigen sein möchte, lediglich dem wissenschaftlichen Sinne und den Bemühungen Volkmanns sein Entstehen verdankt, und ihm ein ehrenvolles Andenken, zumal bei denjenigen sichert, die den hohen Werth dieses Instituts seit Jahren an dem unschätzbaren Vortheil ermessen, daß sie nun so ziemlich au cours mit der neuesten theol. Literatur bleiben, jedenfalls doch der Entwickelung der Theologie im Großen ohne Lücke und Unterbrechung folgen und mit ihr Schritt halten können.

Auf diese Weise zwar geräuschlos, aber treu und nachhaltig wirkend, hatte Volkmann das Alter eines siebzigjährigen Greises erreicht. Hatte ihm Gott zwar vor Vielen eine in diesen Jahren noch ganz ungewöhnliche Frische und Kräftigkeit, nicht etwa nur des Geistes, sondern auch des Leibes erhalten (V. hat Krankheit nie gekannt): so zeigten sich doch von Zeit zu Zeit Anwandlungen von Schwindel und Ohnmacht, dem theilnehmenden Beobachter leise Vorzeichen dessen, was da einst und muthmaßlicher Weise plötzlich kommen sollte; — und er selbst verbarg es sich am allerwenigsten, daß seine Tage sich ihrem Ende allmählig entgegen zu neigen begannen. Darum faßte er dies Ziel fest ins Auge, und bereitete sich auf dasselbe innerlich vor. Von jeher war es das Haus vornämlich und das Amt gewesen, denen er gelebt, und das Treiben außer beiden hatte ihn nur vorübergehend berührt und

erfreut. Diese Neigung nun zur Stille und zur Zurückgezogenheit wuchs mit den letzten Jahren mehr und mehr. Ohne daß er untheilnehmend geworden wäre gegen das Leben und seine Ereignisse in Kirche und Staat, waren es doch nur die höheren und vorzugsweise geistigen Interessen desselben, die seine Theilnahme vorzugsweise erregten, und die ihm den Stoff der Unterhaltung gaben, wenn Freundes-Besuche die gewöhnliche Stille des häuslichen Lebens etwas belebten. Bei dieser Theilnahme an der Geschichte der Zeit verschloß er sich den Gefühlen, welche dabei in der Brust jedes aufmerksamen Beobachters rege werden müssen, nicht. Er gab sich der Freude über das Große und Herrliche hin; er verschmähete es aber auch nicht, sich von Trauer und heiligem Zorn bewegen zu lassen, wo er sahe, daß menschlicher Unverstand, oder wohl gar menschliche Bosheit die ruhige, gleichmäßige Entwickelung der Menschheit hindern wollten. Vornämlich aber war es die Kirche und ihre Wissenschaft, die sein ganzes Interesse in Anspruch nahmen; und wenn auch sein Blick zuweilen trübe in die Zukunft schaute, wenn er auch mitunter zu fürchten begann, es möchten die Verwickelungen der Gegenwart unauflösbare Wirren herbeiführen, es möchte der irdische und unheilige Sinn, welcher die jüngere Generation in ihrer großen Masse vergiftet hat, immer mehr das Höhere unterdrücken und die Unheiligkeit wohl gar den Thron, der der Gerechtigkeit gebührt, besteigen: dennoch erhob sich sein Glaube bald wieder, und die Zuversicht gewann die Oberhand, daß das Schifflein der Kirche unter der Hand seines großen und heiligen Steuermannes durch alle Stürme und allen Wogendrang hindurch wohl auch wieder den Weg in das offene, freie und ruhig heitere Meer finden würde.

Am 25. Juni dieses Jahres trat Volkmann seine gewöhnliche Reise zur Visitation der ihm untergebenen Kirchen an. Den ersten Absatz derselben, welcher ihn am 8. Juli zu einigen Tagen der Ruhe und doch der

Arbeit nach Hause führte, hatte er glücklich beendigt, wiewohl sich diesmal ihm der Druck der Jahre fühlbarer gemacht als sonst. Es stand ihm nun noch die zweite Reise in die westlichen Theile seiner Diözese bevor, und er sahe nicht ohne Besorgniß, ja, ich möchte sagen, nicht ohne ein gewisses vorfühlendes Erbeben auf diese neuen Tage mühevoller Arbeit hinaus. Doch mit dem alten Eifer und mit stiller freudiger Ergebung in den Willen desjenigen, dessen Aufsehen unsern Odem erhält, trat er Donnerstag den 14. Juli früh 6 Uhr die Reise an. Powunden war das Ziel derselben und der Gegenstand der heutigen Visitations-Arbeiten. Schon auf dem Wege dahin stellte sich ein höchst bedenklicher Anfall von Brustbeklemmung ein; allein er wich, vielleicht der noch mächtigern Lebenskraft, vielleicht und gewiß zum Theil dem starken Willen des Greises. Tages darauf ward die Kirche zu Laptau besucht, und dann Sonnabend den 16. Juli früh halb sieben Uhr im besten Wohlsein die Fahrt nach Sarkau zur Revision der dortigen Kirche angetreten. Eine Stunde darauf sah man in Kranz einen todesbleichen Greis schlummernd in die Ecke seines Wagens gelehnt durch das Dorf fahren, um am rothen Kruge neue Pferde vor den Wagen zu legen. Auf die Fragen, die man an ihn that, gab er keine Antwort mehr, denn er schlief den Schlaf, der für irdische Rede taub macht, und dessen Gewalt nur das Wort desjenigen löst, der „das Leben hat in Ihm selber.“ — Am Abende desselben Tages empfing die erschütterte und trauernde Familie und Gemeine die Leiche ihres ehrwürdigen theuern greisen Lehrers und Vaters, und am Freitage darauf in den Stunden, wo er zurückzukehren gedacht hatte, um von der Arbeit zu ruhen, geleiteten wir sein sterblich Theil zur Ruhe des Staubes, von dem es genommen war, getrost in dem Glauben, daß der Geist eingekommen sei, zu seiner Ruhe, der Ruhe, die bereitet ist dem Volke Gottes, daß es ruhe von seinem irdischen Werk und Kampf. — Dr. v. Wegnern.

VI. Literarische Chronik.

Habent sua fata libelli.

1) Die Christliche Lehre nach der heiligen Schrift. Für seine Konfirmanden kurz dargestellt von Ludwig August Kähler, Dr. und ord. Prof. der Theol., Konsistorialrath, Superintendent u. Pfarrer zu Löbenicht in Königsberg. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Königsberg, 1836. Bei August Wilhelm Unzer. 51 S. (Preis 5 Sgr.)

2) Christliches Religionsbuch, für mündige Christen und die es werden wollen, auch zum Gebrauch in Lehrerseminarien und höhern Schulanstalten, auf Grundlage der heiligen Schrift und nach Ordnung des Lutherischen Katechismus verfaßt von Dr. Theodor Friedrich Kniewel, Archidiakon der evangelischen Oberpfarrkirche St. Marien in Danzig. Röm. 10, 8—13. Ps. 116, 10. „Ich glaube, darum rede ich." Danzig, 1835. Auf Kosten des Verfassers und in Commission der F. S. Gerhardschen Buchhandlung. (Preis 15 Sgr., in Parthien von 25 Exempl. 12½ Sgr.) VIII. 210 S.

Dazu: Leitfaden zum christlichen Religionsunterrichte für Confirmanden und Confirmations-fähige Schüler, (ein kurzer Auszug aus des Verfassers christlichem Religionsbuche), auf Grundlage der h. Schrift und nach Ordnung des Luther. Katechismus entworfen von Dr. Theodor Friedrich Kniewel, Archidiakon der evangelischen Oberpfarrkirche St. Marien in Danzig. Danzig, 1835. Auf Kosten des Verf. und zu haben bei demselben und in der F. S. Gerhardschen Buchhandlung in Danzig. Preis: brochirt 4 Sgr., bei 25 Exempl. 3½ Sgr., bei 50 Exempl. 3 Sgr., bei 100 Exempl. 2½ Sgr. 65 S.

Beide Verfasser stimmen darin überein, daß sie auf Luthers Katechismus Rücksicht nehmen, die heilige Schrift

als die Grundlage ihres Unterrichts ausdrücklich nennen und unleugbar von dem Grunde ausgehen, welcher gelegt ist in Christo Jesu. Diese Erscheinung ist um so erfreulicher bei den sonst sehr bedeutenden Verschiedenheiten beider Männer in Bildung, Grundsätzen, Richtungen und Leistungen, weil sie einen neuen Beweis dafür liefert, wie vorschnell und ungerecht jede Verdammniß ist, die von der einen oder andern Seite um solcher Eigenthümlichkeiten willen über jeden Lehrer ausgesprochen zu werden pflegt, welcher sich öffentlich vernehmen läßt; uneingedenk jener goldenen Regel, daß nach Gottes Willen nicht allen Bäumen gleiche Rinde wachsen soll, und daß an besondere Denkformen oder Redeweisen die ewige Seligkeit nicht gebunden sein kann. Diesem Grundsatze getreu hat der würdige Verfasser von No. 1., der es sonst bekanntlich nicht scheut, am gelegenen Orte und bei schicklicher Veranlassung seine Ansichten kräftig zu vertreten, hier nicht nur jede, selbst die leiseste Anspielung auf Modestreitigkeiten vermieden, sondern auch mit gewohnter Meisterhand die christliche Wahrheit so einfach, treu und tief dargestellt, daß man sich dadurch über alle die oft so kleinlichen und widerwärtigen Zänkereien im Geiste erhoben und im Gemüthe beruhigt fühlt. Leider kann von dem zuletzt genannten Verfasser nicht das Gleiche gerühmt werden. Man erstaunt über die starke Zuversicht, mit welcher er erwartet, durch äußerliches Festhalten an Luthers Katechismus und insbesondere durch seinen Versuch einer Entwickelung von dessen Gehalt „eine Einheit in der Ansicht von den Grundwahrheiten des Christenthums — für Hohe und Niedrige, für Gelehrte und Einfältige — — und allein dadurch eine Rettung aus der unseligen Zerflossenheit und dem Widerstreit einzelner Meinungen, aus der religiösen Gleichgültigkeit, ja aus der gänzlichen Unbekanntschaft mit dem, was evangelische Kirche und Lehre sei, und somit endlich die Wiederkehr eines wahrhaft kirchlichen Lebens" zu bewirken. Man fühlt sich zu dem Ausrufe gedrungen: magnis excidit ausis! Aber abgesehen von dem eignen Bekenntnisse des Verf. (S. VIII.), daß er sein Werk in großer Schwachheit und Unvollkommenheit vollbracht habe, dem jeder unbefangene Leser beipflichten muß, und das im Gegensatze gegen seine sonstige Zuversicht einen deutlichen Beweis seiner Unklarheit über sich selber abgiebt, sollte man bei einem praktischen Geistlichen doch so viel Erfahrung und Einsicht voraussetzen können, als hinreicht, um vor

jenem kläglichen Irrthume bloßer Theoretiker zu bewahren, wie wenn durch äußerliche Bekenntnisse und mehr oder minder entsprechende Lehrsätze, sie seien nun Paulisch oder Apollisch, Augustinisch oder Pelagianisch, Lutherisch oder Calvinisch, Römisch oder Hengstenbergisch, Kantisch oder Hegelisch, oder was sonst, gleich als durch Zauberformeln der Kampf wider das Böse innerhalb und außerhalb der Kirche siegreich zu bestehen wäre. Wissen sollte der Verfasser, daß ein Geistlicher, welcher es dabei bewenden läßt, dergleichen Formen einzuprägen, ein fauler Knecht, und wenn er darin mit leidenschaftlichem Eifer verfährt, ein Frevler an den Seelen ihm anvertrauter Christen wird. Möchte immerhin der Verfasser seine supernaturalistische, moderne pietistisch gefärbte Ueberzeugung in Lehre und Schrift nach bestem Wissen und Gewissen geltend machen; sofern Christi Geist in ihm wohnt, würde das sicher nicht ohne reichen Segen für die Gemeinde und ohne lohnende Freude für ihn selber bleiben; und obgleich er allein die Welt nicht umschaffen, auch die Kirche nicht reformiren wird, so soll man doch Keinen verachten, der in seinem Kreise das Seine treulich schafft. Aber womit will es der Verfasser verantworten, wenn er gegen alle Logik und gegen allen Sprachgebrauch, mit schlechtverhüllter Feindseligkeit wider eine große Zahl seiner Amtsbrüder, in einem für Konfirmanden, Schüler und Seminarien bestimmten Buche S. 2 den Rationalismus mit dem Heidenthume zusammenwirft unter dem Namen des Naturalismus! Kennt er nicht oder schrecken ihn nicht die schmerzlichen Erfahrungen, welche Professor Hahn sich durch diesen unglücklichen Einfall zugezogen hat? Und wenn der Verf. selber vom Rationalismus die populär ziemlich richtige Erklärung giebt, daß derselbe „das Wesen des einen Gottes und das Verhältniß des Menschen zu demselben durch Vernunftgründe und Verstandesschlüsse nachzuweisen sucht;" wenn er nicht nur selber S. 126 behauptet: „kein Geheimniß des Christenthums sei wider die Vernunft," sondern auch in seinem Buche fort und fort den angegebenen Gebrauch von Verstand und Vernunft zu machen kein Bedenken trägt: wie kann er die Dreistigkeit haben, zu behaupten: „die natürliche Religion" (also auch der von ihm darunter gezählte christliche Rationalismus) „sei ein Widerspruch in sich selbst und führe nothwendig auf Götzendienst, Schwärmerei und Vernichtung alles religiösen Sinnes!" Wie kann der Verfasser doch übersehen, daß er somit sein

freilich unkräftiges aber widerwärtiges Anathem auf die frömmsten und heiligsten Lehrer der Kirche von St. Paulus bis Reinhard schleudert? Und welcher Beruf, welche Befähigung ward diesem Manne, sich als Richter aufzuwerfen über alle selbstständigen Denker, welche die Wahrheit redlich suchten, ohne sich an ein vor aller Untersuchung fertiges Schema zu fesseln, über alle unbefangenen Forscher, welche ihr von Gott empfangenes Pfund nicht vergruben in erstorbenen und darum kraftlosen Formen, noch vergeudeten in eitlen Spitzpfündigkeiten und schillernden Paradoxien? Welchen Scharfsinn beweist er in Aufdeckung der Schwächen an seinen Gegnern, welche Tiefe der Ideen, welche Treue in Auslegung des Schriftsinnes, welche Einsicht in das Wesen des Menschen und seiner Verhältnisse? Wir wollen einige Proben bieten. So dient der Verfasser den ihm verhaßten Rationalisten: S. 43, wo vom siebenten Gebote die Rede ist, heißt es: — „oder er verfälscht das Wort Gottes durch Deutelei und Menschenweisheit, ist ein Miethling, ein falscher Prophet (Feiner Kirchenraub am innern Eigenthum, der allergefährlichste und strafbarste.)" S. 147. „Die neueste Menschenweisheit meint, Christus habe sich — — oft in seiner Lehre, herabgelassen zu den schwachen, falschen Vorstellungen seiner unwissenden Zeitgenossen." S. 76. „Ohne die Höllenfahrt" (deren bekanntlich in den Evangelien und von Paulus keine, nur von Petrus im 1. Briefe 3, 19. eine vermeintliche, jedenfalls sehr dunkle Erwähnung geschieht) „giebt es keine Himmelfahrt, ohne diese beiden Stücke giebt es kein reines geistiges Gebiet und keine Freiheit. Denn Himmel und Hölle umfassen das ganze Gebiet des ewigen Geisterreiches, und die Lehre von den Engeln schließt uns das Geheimniß des Reiches Gottes auf und seine Kraft." (Solche Folter muß das schöne Wort Pauli 1. Tim. 3, 16. erleiden, das dabei nicht einmal angeführt ist!) „Die gefährlichste, aber dem natürlichen Menschen" (Rationalisten?) „nothwendig einwohnende, Furcht, ist die g e i s t i g e Furcht v o r G e i s t e r n. Sie ist die Mutter aller Unfreiheit und aller Sünde." (S. 62. „Die Erbsünde ist die Quelle aller wirklichen Sünde in jedem Menschen." Ob die erste Mutter aus Furcht vor dem hinter der Schlange versteckten Geiste gesündigt haben mag? Der Verfasser wird das wissen, da er ja auch S. 72 berichtet: „Gott schuf die Erde nicht wüste und leer. Sie ward erst wüste, als sie vom Himmel getrennt, Gott entgegengesetzt wurde, und von ihm abfiel."

Die

die Schrift sowohl als jene Orthodoxen, welche die Verderbniß der Kreatur von dem Sündenfalle der ersten Menschen ableiten, werden hiedurch berichtiget.) „Ohne ihre vollständige Aufhebung gelangt der Mensch nimmermehr zur Freiheit. Der ihr unterworfene natürliche Mensch ist der allerunglücklichste; — der aber, welcher in seinem natürlichen Zustande sie nicht kennt oder nicht kennen will, ihrer spottet oder durch seine natürliche Kraft sie aufzuheben meint, ist der allergefährlichste; er ist geisterlos, weil geistlos. (—!) Luc. 11, 24—26." Der hienach geistlose, weil geisterlose Kähler sagt in dem Lateinischen Weihnachtsprogramm 1835, welches den Schluß seiner Abhandlung über echte Anbequemung (Accomodation) Jesu, so oft er des Teufels erwähnt, und zwar den Beweis mit Zustimmung der Schrift aus Gründen der Vernunft enthält, daß die gemeine Lehre vom Teufel der christlichen Theologie widerspreche. S. 11: „Der Brief an die Römer ist von den ersten Zeiten der Kirche an, nach einstimmigem Urtheile der gewiegtesten Männer, auch der Reformatoren, mit der höchsten Wichtigkeit belegt worden. Und zwar mit Recht; nicht bloß seines Inhalts, sondern auch seiner Ausführung wegen. Denn kein Buch des N. T. außer diesem ist mit so entschiedener Absicht geschrieben, nicht bloß über die Summe des seligmachenden Glaubens zu belehren, sondern auch dieselbe in zusammenhängendem und wohlgeordnetem Vortrage zu entwickeln. Was nun, da der Apostel in der ganzen Abhandlung vom Geheimnisse des Heils auch nicht mit einem Wörtlein des Teufels gedenkt?" — Armer Paulus, der Du die neueste Himmelsweisheit nicht kanntest! oder rechnetest Du schon auf Solche, die Deiner vermeinten Schwachheit mit allerlei Einschiebseln zu Hilfe kommen würden, wie Kniewel dem Katechismus Luthers? Z. B. beim andern Gebot S. 19: „— Und die neueste, allgemeinste und allergefährlichste Zauberei: daß nämlich der arme schwache Mensch vorgiebt, mit seiner beschränkten Weisheit Gottes Wesen und Willen ergründen und durch mangelhafte menschliche gute Werke und Tugenden sich selbst den Himmel öffnen und die ewige Seligkeit bereiten zu können!?" (Röm. 2, 7.: Preis und Ehre denen — die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben.) S. 130. „Am zahlreichsten sind in ihr (der Kirche) die Gleichgültigen und Undankbaren, die zwar die Wohlthaten der christlichen Gemeinschaft (edlere Sitte, Bildung zur Mensch-

lichkeit, stete geistige Anregung zum Höchsten und Göttlichen, u. s. w.) emsig benutzen, Jesu Brod essen, aber ihren Wohlthäter mit Wort und That verleugnen, ja sogar Ihm widerstreben und Seiner spotten.“ Rechnet man die letzten Beschuldigungen als unverträglich mit den zuvor gerühmten Eigenschaften hinweg, so sieht man, daß der Verfasser von denen spricht, welche im freudigen Bewußtsein, den Kern zu besitzen, ihm das Kauen an der Schale nicht beneiden, und obwohl sie recht gut den wesentlichen Zusammenhang des Inhalts mit seiner Form kennen, doch auch wissen, daß jede Form ihren Inhalt verlieren kann, ja als zeitlich einmal verlieren muß, dann aber kein beseelter Leib mehr, sondern ein verwesender Leichnam voll Moder und Todtengeruch ist, gleich den formstrengen Pharisäern. Solche pathetische Reden, als die zuvor angeführten, deren erste sogar mit gesperrten Lettern gedruckt ist, erinnern unwillkührlich an die wunderliche Behauptung vom Wahnsinn des Herzens als einer Frucht deß Rationalismus, welche bekanntlich von Olshausen aufgestellt ward, dessen biblischer Commentar zur Bibel geförderten Bibellesern als unentbehrlich genannt wird. S. 6. Wer aus dem Mitgetheilten noch keine deutliche Vorstellung von der Ideentiefe des Verf. gewonnen haben sollte, dem bieten wir noch Folgendes. S. 159. „Der freie Wille des natürlichen Menschen ist leere Willkühr und Bewußtlosigkeit.“ — S. 59. „Die Sünde ist Kraftlosigkeit; ihr Wirken ist Zerstörung; die gegen das eigene innere und äußere Leben gekehrte Kraft.“ S. 84. „Die Sünde ist auch ein Wunder, nämlich des Teufels — —; denn sie ist die Zertrümmerung des Naturgesetzes und seiner Regel.“ Wer auch Hegels vielbesprochene Sätze: Sein und Nichts ist identisch — Was ist, das ist vernünftig — noch erträglich fand, da deren Urheber überhaupt den Widerspruch zwar aufzuheben aber nicht zu verwischen strebt: der wird doch vor Kniewels Widersprüchen um so mehr erschrecken, je öfter er in dessen Buche auf Beweisführungen mittelst des logischen Satzes vom Widerspruche stößt. Wo bleibt ferner der getadelte Rigorismus rationalistischer Sittenlehrer, wenn man S. 104 liest: „Daher ist nicht etwa der Meineid das Strafbarste vor Gott, sondern seine Quelle:“ (die sündliche Gesinnung? die Selbstsucht? die Unwahrhaftigkeit? — nein!) „das leichtsinnige Ja! und Nein! ohne welches der Meineid gar nicht denkbar ist.“ (So?). Zu dem bereits mitgetheilten Beispiele der Schriftauslegung S. 72

fügen wir noch folgende: S. 38 zu Math. 19, 17. „Christ. will sagen: hat dein Wort: guter Meister, einen Sinn und willst du wirklich von mir den Weg zur Seligkeit wissen, so mußt du mich für mehr als einen bloßen Menschen, für Gott halten.“ Damit man über diese Erklärung nicht im Zweifel bleibe, vergleiche man das merkwürdige Glossem zu 1. Tim. 2, 3., welches S. 2 lautet: „Gott selbst ist der Mittler.“ S. 119: „Das verbietende Wort Jesu: rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren ꝛc. hat folgenden tiefen Sinn: enthalte dich dieses körperlichen, sinnlich berührenden Ergreifens; sonst wirst du mich nimmer erfassen.“ Diesen tiefen Sinn hat der Heiland ohne Zweifel selber nicht gekannt oder vergessen, da er Thomas aufforderte, seine Hand in seine Seite zu legen Joh. 20, 27. S. 208: „1. Cor. 15, 29. von denen, die sich über den Todten taufen lassen, d. h. die im Angesicht des Todes, gleichsam mit den Füßen schon im Grabe stehend, dennoch die heil. Taufe empfangen.“ (zu Rechtfertigung der Nothtaufe). Lutherisch ist diese Erklärung wenigstens nicht, sondern n. f. Krausisch, also rationalistisch; was aber in unsern Augen schlimmer ist, jedenfalls sprachwidrig. Eben so bleibt jedem Bibelkundigen räthselhaft, wie der Verfasser die ausschließliche Entgegensetzung des Himmelreiches gegen das Gottesreich S. 100 und des Himmelreiches gegen den Himmel S. 146 mit Aussprüchen als Matth. 12, 28. 7, 21—23. 26, 29. vereinbaren will, ohne ihnen schreiende Gewalt anzuthun und sich der von ihm S. 139 so streng verpönten Sünde schuldig zu machen. Aber freilich, dem Verfasser müssen die gründlichen Forschungen der letzten 50 Jahre fremd geblieben sein, da sie meistentheils von Rationalisten angestellt wurden, und er deren Bücher weder für gut noch nützlich zu lesen achtet S. 93. Daraus erklären sich auch wohl folgende Behauptungen S. 7: „Die Seele ist das irdische Leben, die Lebenskraft. — Sie ist zeitlich, vergänglich.“ S. 73. „Sichtbare — Geschöpfe mit freier Bewegung — mit bewußter innerer Bestimmungsfähigkeit zur Bewegung: Vernünftige. (Ihr irdisches Hauptelement ist das Feuer, Licht, Aether) — mit unbewußter Bestimmung zur Bewegung: Vernunftlose. (Ihr irdisch. Hauptel. ist die Luft.)“ Die Schönherrsche sogenannte Theosophie würde hierin vielleicht einen passenden Anknüpfungspunkt für ihre Lehre von Feuer und Wasser, Licht und Finsterniß finden; denn Feuer und Licht ist in beiden Entgegensetzungen schon gegeben,

und die Verwandtschaft zwischen Luft und Wasser dürfte leicht aufzufinden sein. Allein echte Kuriositätenliebhaber werden ohne Zweifel an der Hypothese des Herrn von Harthausen zu Münster in dessen Worten eines Deutschen Gläubigen noch größeres Gefallen finden, welcher aus den vier Elementen die vier Temperamente und die vier Stände also ableitet, daß dem Feuer und cholerischen Temperamente der Adel, der Luft und dem sanguinischen Temperamente die Gewerbetreibenden, dem Wasser und phlegmatischen Temperamente die Geistlichkeit, endlich der Erde und dem melancholischen Temperamente der Bauernstand entsprechend oder entsprossen dargestellt werden. Hierüber läßt sich scherzen; das muß aber tiefem Schmerze weichen, wenn man liest, daß die christliche Jugend mit Behauptungen gespeist werden soll, wie folgende: S. 59. „Alles Elend des einzelnen Menschen wie der ganzen Menschheit, Noth, Krankheit, Seuche, Armuth, Schande, ist nothwendige Folge der eigenen Sündenschuld.“ S. 30. „Gott giebt reichlich: für Alle, so viel jedes Geschöpf bedarf; auch für den Aermsten. Noch ist kein Mensch, kein Thier verhungert, außer durch eigne Schuld oder durch Verkehrtheit und Lieblosigkeit der Menschen.“ S. 60. „Daher verpestet die einzelne böse That eines einzelnen Verbrechers eine ganze Gemeinde und macht sie strafbar.“ S. 90. „Wohin Er kam, da mußte die Sünde und ihre Folgen (Krankheit, Tod) weichen, und weichet noch jetzt, wo Er einkehrt und erkannt und geglaubt wird.“ S. 104. „Ueberall fährt Christus erst in die Höllentiefe des Menschenherzens.“ — Freilich gehören die mitgetheilten Stellen zu dem Auffallendsten, was man in diesem Buche findet; gleichwohl würde es nicht schwer sein, Seiten und Seiten mit Aehnlichem zu füllen, wenn solche Arbeit nicht eben so unerfreulich als undankbar wäre. Außerdem trifft man darin auch manches Gute und Brauchbare, doch nur das Allergewöhnlichste in bequemer Anordnung, nicht ohne nutzlose Wiederholungen, was aus dem ängstlichen Festhalten an Luthers kleinem Katechismus ohne genügendes Eindringen in seinen Geist erklärlich wird.

Wie ganz anders ist dagegen die unter No. 1. genannte Schrift! Einfach und prunklos eingeführt, hält sie an der natürlichen Eintheilung in Glaubens- und Sittenlehre fest; giebt nach kurzer Einleitung im ersten Theile die Summe der evangelischen Wahrheit gemäß den S. 28 ausgesprochenen Grundsätzen: „zuerst, daß

aus der h. Schrift allein die Wahrheit und der Sinn des Christenthums für die kirchliche Lehre geschöpft werden könne, und keinem Menschen das Recht zustehe, aus willkührlicher Macht, ohne gründliche Erweisung, etwas darüber zu entscheiden oder hinzuzuthun. Zweitens, daß sich Gottes Gnade nicht erwerben lasse durch Werkheiligkeit, sondern daß der sündige Mensch deren allein theilhaftig werde durch den Glauben an Christum und dessen heiligende Kraft. Damit ist dann für alle, die sonst dafür Sinn und Lust haben, die seligmachende Kraft des Evangeliums in ihrer vollen Reinheit und Freiheit wiederhergestellt, und aller unchristlichen Kirchentyrannei, Verketzerung, Verfinsterung und selbstsüchtigen Werkheiligkeit, für immer das Urtheil gesprochen." Würdevoll und ergreifend wird das aus solchem Glauben entsprossene Leben des Christen nach seinen verschiedenen Beziehungen und Verhältnissen im zweiten Theile entwickelt. In dem Ganzen aber erkennt man wohl das vollendete Werk eines auf der Höhe der Zeitbildung stehenden Mannes, welcher deren Ursprung in Christo weiß und deren mannigfach sich windende Bahn mit scharfem und umfassendem Blicke überschaut. Scheinbar ohne alle Gelehrsamkeit, ohne alle prunkenden Zurüstungen der Wissenschaft, ja selbst ohne Andeutung der tiefen Forschungen und reichen Erfahrungen, von denen des Verfassers sonstige Werke zeugen, bietet er uns die reife Frucht seines geprüften Herzens und liebenswürdigen Geistes in diesen wenigen Bogen. Sicher werden dieselben allen seinen Konfirmanden ein dauernd erfreuliches Andenken an die Zeit ihres Unterrichts, gebildeten Christen jedes Standes und Alters ein genügendes Mittel zu gelegentlicher Wiederholung der Wahrheiten des Christenthums in ihrem wesentlichen Zusammenhange, und den zahlreichen akademischen Schülern des Verfassers eine Erinnerung an den innersten Kern dessen sein, wozu er sie auf dem oft dornenvollen Wege wissenschaftlicher Untersuchungen anzuleiten und zu begeistern bemüht war. Möge der würdige Mann noch lange Zeit in seinem mannigfach segensreichen Wirkungskreise jener Jugendfrische sich erfreuen, welche mit dem Alter wohl zu- aber nicht abnimmt, und als deren werthvolles Erzeugniß wir diese Schrift in ihrer erneuten Gestalt begrüßen. A.

Der Deutsche Bauernfreund, oder kurzer und deutlicher Unterricht von den bisherigen Verbesserungen und Fortschritten der Landwirthschaft, wie solche mit sicherm und großem Vortheil auch in den Deutschen Bauerwirthschaften angewendet werden können, nebst einer kurzen und faßlichen Anleitung zur richtigen Behandlung der Krankheiten unserer landwirthschaftlichen Hausthiere, von W. A. Kreyßig, einem Ostpreuß. Landwirthe. Königsberg, im Verlage der Gebr. Bornträger. 1836. 13½ Bog. (Pr. 20 Sgr.)

An jeden Stand, an jedes Gewerbe macht die gegenwärtige Zeit höhere Anforderungen, als die frühere. Wer sich noch irgend wo damit beruhigt, so haben es meine Vorfahren gemacht, und sind dabei gut fortgekommen, darum will auch ich es so machen, um mein gutes Fortkommen zu haben, wird nur zu bald durch eignen Schaden sich von seinem Fehlschlusse überzeugen. Doch diese Erfahrung drängt sich überall so gewaltig auf, daß es nicht noch nöthig ist, darauf besonders aufmerksam zu machen. Nicht allein der größere, auch der kleinere Landwirth hat es sattsam erkannt, daß er bei der gegenwärtigen Wohlfeilheit seiner Erzeugnisse, bei den von allen Seiten sich steigernden Anforderungen an seine Einnahme denselben nur durch höhere Kultur seines Ackers, durch weisere Bewirthschaftung und Benutzung desselben, so wie durch größere Betriebsamkeit in seiner Wirthschaft genügen kann. Ein immer tieferes wissenschaftliches Eindringen in die einzelnen Theile der Landwirthschaft und das Verlangen nach gegenseitiger Mittheilung des Versuchten und Erprobten haben nun zwar viele landwirthschaftlichen Werke, Schriften und Blätter hervorgerufen, so daß wohl nicht leicht ein Gegenstand in dem weiten Felde der Landwirthschaft aufzufinden wäre, der nicht seine theoretische Untersuchung und praktische Würdigung gefunden hätte; doch bleibt dergleichen dem kleinern Ackerwirthe natürlich fremd, weil es ihm unzugänglich und unverständlich ist. Wie gut er es daher auch eingesehen, daß nur zweckmäßigere Behandlung seiner Felder und größere Betriebsamkeit in seiner Wirthschaft Bedingung eines guten Fortkommens ist, so vermag er doch höchstens auf dem benachbarten Gute nachzusehen, welche Verbesse-

rungen dort gemacht worden, um vielleicht zu noch größerem Schaden das nachzuahmen, was, wie zweckmäßig es auch dort sein mag, für seinen Acker und für seine Wirthschaft unpassend ist.

So war es denn wohl längst schon ein fühlbares Bedürfniß nach einem landwirthschaftlichen Buche, das weder zu dürftig, wie manche dergleichen Anweisungen, noch auch zu ausführlich, durch seinen geringen Preis auch dem Unbemittelten kaufbar, sich auf den Wirkungskreis kleinerer Ackerbesitzer beschränkt und nur die erprobten und ausführbaren Verbesserungen und Rathschläge in einer populären Sprache darstellt. Herr Kreyßig, durch seine größeren wirthschaftlichen Werke bereits rühmlichst bekannt, hat, durch seine Gabe eine Sache klar und Allen verständlich vorzutragen, hiezu befähigt, durch das oben näher bezeichnete Werkchen diesem Zeitbedürfnisse genügt, und sich dadurch den Dank aller verständigen kleinern Ackerbesitzer erworben. Diese finden als Unterricht in Feld- und Gartenbau im ersten Abschnitte eine faßlich dargestellte Anleitung zur Kenntniß des Bodens und dessen zweckmäßigen Anbaues; der zweite Abschnitt giebt ihnen eine eben so deutliche Anleitung von der richtigen Behandlung der einzelnen Feldgewächse; der dritte handelt von der richtigen Eintheilung der Felder und von der Fruchtfolge; der vierte vom Gartenbau. Der zweite Theil des Buches enthält eine zweckmäßige Belehrung über die Pferde- und Viehzucht, die Krankheiten des Viehes und ihre Heilung. Erprobte Hausmittel und nur wenige einfache Medikamente werden das Buch dem Landmanne nur noch lieber machen, so wie wir nicht umhin können, dasselbe besonders noch denjenigen Herren Landgeistlichen zu empfehlen, die, wohl selten mit der nöthigen landwirthschaftlichen Kenntniß ausgerüstet, genöthigt sind, ihr Pfarrland selbst zu bewirthschaften. Sie werden in ihm einen treuen Führer und verständigen Rathgeber in mancher Verlegenheit finden, so wie selbst der größere Gutsbesitzer dasselbe nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird.

VII. Die Kostspieligkeit der Kriege.

Die Ausgabe der Französischen Staatskasse für die Kriege von 1802—1813 belief sich auf 4,733,000,000 Francs. Die für die beiden Feldzüge 1814 und 1815 auf 257,000,000 Fr., zusammen für Frankreich allein also 5000 Million Francs! Die von den feindlichen Ländern erhobenen Contributionen haben wenigstens eben so viel betragen! Napoleon hat also der Menschheit, ohne die Hinopferung einer Million Menschen, 10,000 Mill. Francs gekostet. Hiezu kommen jedoch noch die Folgen der Feldzüge von 1814 und 1815, nämlich 700 Mill. Fr. Contribution an die Alliirten, 320 Mill. Fr. Privatentschädigung und 390 Mill. Fr. Kosten der fremden Besatzung drei Jahre hindurch, zusammen 1410 Mill. Fr. So nahm die Französ. Staatsschuld von 1814—1819 um beinahe 2520 Mill. Fr. (126 Mill. Fr. Renten) zu. Die Eroberung von Algier brachte der Französ. Staatskasse eine Einnahme von 51 Mill. Fr. aus dem erbeuteten Schatze des Deys und den Waarenvorräthen; aber die Kosten der Einnahme und Behauptung sind ohne Zweifel weit größer.

Druckfehler im Novbr.-Hefte.

S. 507 Z. 13 v. o. lies 1806 statt 1807.

Inhalt.

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 7. December.

